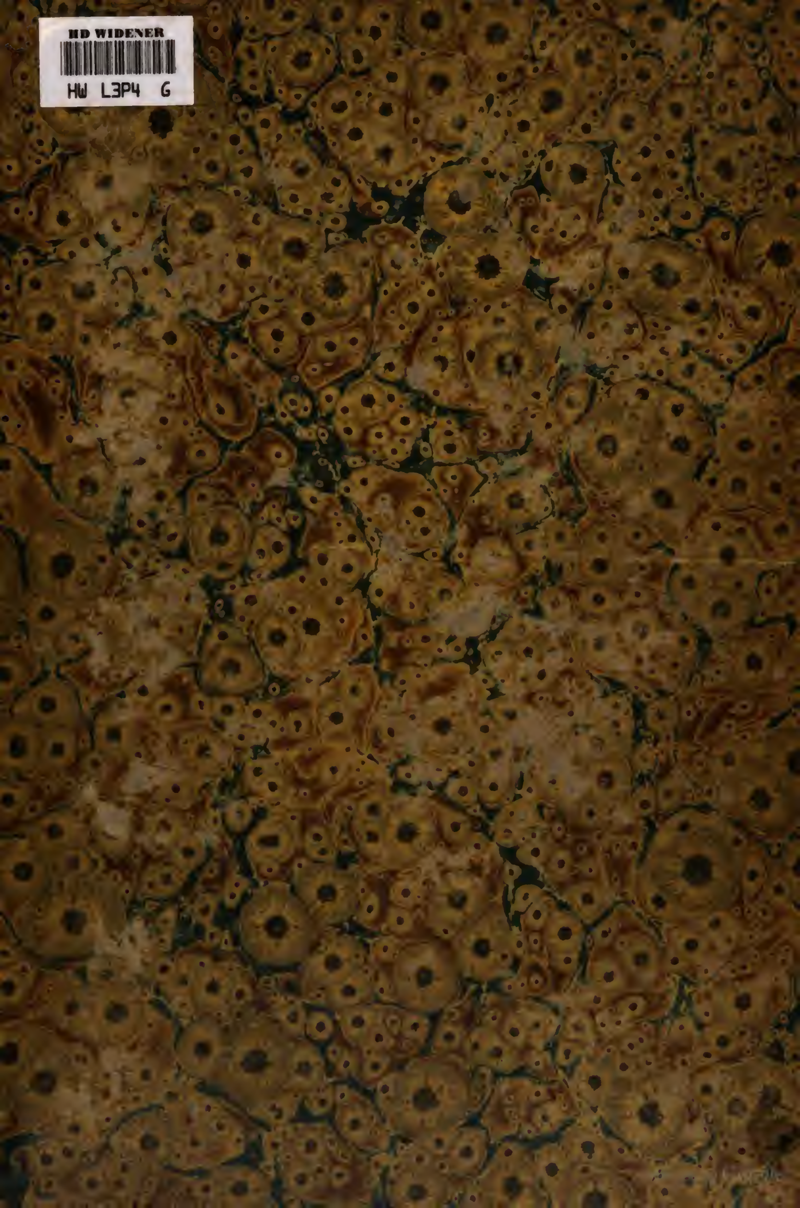
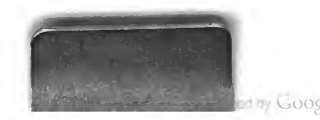

HD WIDENER
HW L3P4 G


Google

307

Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit,

mit

vielen Abbildungen von Städten, Flecken, Dörfern, Burgen, Schlössern, Klöstern, Kirchen, Alterthümern rc. der Lande

Braunschweig und Hannover,

größtentheils, wie dieselben vor 200 Jahren sich darstellten, nebst Portraits und andern nöthig erachteten Veranschaulichungen;

herausgegeben

im Verein braunschweigischer und hannoverscher Geschichtskundiger

von

Wilhelm Görges,

Herzogl. Braunschw. Postsecretair.

Zweiter Jahrgang.

Braunschweig, 1844.

Druck von Friedrich Martin Meinecke.

Vorbemerkung.

Daß sämmtlichen Abbildungen, sowohl den Ansichten von Städten, Flecken, Dörfern, Burgen, Schlössern, Kirchen, Klöstern, wie auch den Portraits ꝛc ꝛc. die glaubwürdigsten Originale zu Grunde gelegt sind, wird hierdurch verbürgt.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniß.

Lüneburg im Jahre 1640, Titelkupfer. Seite

Geschichte der Stadt Lüneburg 1
Ansicht vom Rathhause zu Lüneburg im Jahre 1605 10
Hermann Bieling 14
Vaterländische Anecdoten 1. 2. 3. . . . . 16 17
Die Prinzessinn von Ahlden mit Portrait u. A. 18
Der Dom zu Osnabrück (Ansicht S. 30) 31
Schloß Ahlden (Ansicht S. 10) 37
Der Regenstein bei Blankenburg (Ansicht S. 48) 38
Familienring der Grafen von Veltheim (Abbildung S. 48) 49
Die Lippoldshöhle 51
Eroberung der Stadt Gronau 52
Ilfeld (Neanders Bild S. 74) 57
Das Nadelöhr 73
Die Karls-Steine im Hohn (Ansicht S. 74) 74
Sophia's Geist 79
Tempel-Anneke 84
Vaterländische Anekdoten 4. 5. 93
Die Emmerstedter Blume 94
Der Hohnstein (Ansicht S. 106) 95
Stift St. Cyriaci vor Braunschweig (Ansicht S. 106) 107
Karoline Mathilde (Portrait S. 134) 126
Catlenburg (Ansicht S. 134) 135
Der Pickelstein 141
Kaiserworth, Rathhaus und Marktbecken zu Goslar (Ansicht S. 142) 142
Schloß und Stadt Herzberg (Ansicht S. 146) 146
Die Bockholter Kapelle (Ansicht S. 156) 154
Burg Grubenhaben (Ansicht S. 156) 157
Eine Hinrichtung zu Zellerfeld 164
Heimburg (Ansicht S. 168) 165
Woldenberg und Steuerwald (Ansichten S. 168 und 178) 168
Charlotte Christine Sophia (Portrait S. 178) 178
Blankenburg (Ansicht S. 196) 185
Diepholz (Ansicht S. 196) 197
Entstehung von Andreasberg 201
Der ehrliche Steiger zu Andreasberg 202
Herzog Heinrich und Julius, die eifrigen Bergwerksherren 203
Die reiche Ausbeute von Andreasberg 204
Geschichte der Stadt Helmstedt (Ansicht S. 204) 205
Die ersten christlichen Missionare in Sachsen 211
Lüchow (Ansicht S. 226) 223
Die Bergstadt Lautenthal (Ansicht S. 226) 227
Polle an der Weser (Ansicht S. 226) 230

	Seite
Die Entstehung von Zellerfeld rc.	232
Der Knabenkampf	233
Die Sage von der Rehbergerklippe	233
Der Bau des Oberteichs rc.	235
Stiege (Ansicht S. 238)	236
Elbingerode (Ansicht S. 238)	239
Lemförde (Ansicht S. 238)	242
Osterode (Ansicht S. 244)	244
Der Dom zu Verden (Ansicht S. 262)	252
Salzderhelden (Ansicht S. 262)	263
Hessen (Ansicht vom Schlosse und Abbildung des Brunnens S. 264)	264
Schloß Bentheim (Ansicht S. 266)	266
Gifhorn (Ansicht S. 282)	279
Hardegsen (Ansicht S. 282)	282
Ricklingen (Ansicht S. 282 Denkmal S. 292)	288
Denkmal im Dome zu Verden (Abbildung S. 292	292
Herzog Julius	293
Der Ursprung der Welfen	299
Lichtenberg (Ansicht S. 302)	300
Lutter am Barenberge (Ansicht S. 302)	302
Calvörde (Ansicht S. 302)	306
Schöningen (Ansicht S. 312)	309
Rethem an der Aller (Ansicht S. 312)	313
Stadtoldendorf und die Ruinen der Homburg (Ansicht S. 312)	314
Hameln (Ansicht S. 316)	317
Wildemann (Ansicht S. 328)	325
Calenberg (Ansicht S. 328)	329
Königslutter (Ansicht S. 328; vom Dome 334 und 336)	334
Diepholz und Lemförde (Ansichten S. 336)	337
Wippertthurm und Lange-Brücke (Ansicht S. 344)	338
Schloß Tecklenburg (Ansichten S. 344 und 350)	344
Burg Calvörde (Ansicht S. 350)	351
Die Geister im Lüningsberge	355
Der Schmied am Hüggel	357
Altdeutsche Gefäße (Abbildung S. 358)	359
Wolfenbüttel (Ansicht S. 362)	362
Fürsten-Costüm von 1650	366
Ansicht der Marienkirche zu Wolfenbüttel	368
Ansicht vom ehemaligen Harzthore daselbst	370
Erichsburg (Ansicht S. 370)	370
Stade (Ansicht S. 372)	372
Heinrich Minnecke Probst zu Neuwerk in Goslar, auf dem Scheiterhaufen	377
Vaterländische Anekdoten 6. 7. 8. 9.	379

Bemerkung für die Herren Buchbinder.

Die lithographirten Blätter sind nach vorstehendem Register dem Bande einzuordnen und müssen offen liegen.

Die Stadt Lüneburg.

Bereits um das Jahr 795 erscheint in der Geschichte ein an der Elbe belegener Ort Liuni als Gränzpunkt der Sachsenzüge Carl's des Großen, und es wird nicht mehr bezweifelt, daß dort der Ursprung der Stadt Lüneburg und ihres Namens zu suchen ist; denn daß die Mondgöttinn (Luna) einst auf dem bei der Stadt gelegenen Kalkberge verehrt sei, ist eine bloße Vermuthung, die ihren Grund in Versuchen hat, den Namen Lüneburg zu erklären und abzuleiten. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, wenn nicht schon früher, wurde auf dem Kalkberge von Hermann Billung, dem Erzengel Michael zu Ehren, ein Kloster gegründet, und um eben diese Zeit wird bereits eines daselbst belegenen Schlosses Lüneburg gedacht. Obwohl nun die Lüneburgische Sülze, deren Kaufzoll von Kaiser Otto dem Großen dem Kloster geschenkt wurde, bald einige Berühmtheit erlangte, so blieb der Ort doch so lange Bardowiek blühete, unbedeutend. Erst nach der Zerstörung dieser Stadt (1189) hob sich Lüneburg, vorzüglich durch ausgewanderte Bardowieker, welche die jetzige Altstadt erbaueten. Seit 1228 werden städtische Bediente, seit 1231 Bürger genannt; 1239 stand der Ort schon mit Hamburg in Handelsverbindung, zu deren Erleichterung Graf Johann von Holstein und Herzog Otto zu Lüneburg die gegenseitigen Steuerbedrückungen aufhoben; 1247 endlich erhielt Lüneburg von letzgenanntem Herzoge das Stadtrecht. 1251 erwarb die Stadt von der Herzoginn Mechtildis ein Salzhandlungsprivilegium; eine Niederlage an der Elbe bewilligten ihr die Herzöge von Lüneburg, und bald wurde sie durch ihren Handel nach der Ost- und Nordsee weitberühmt. Von 1367—1630 war sie eine thätige Bundesgenossinn der Hansa; mit Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock und Stralsund gehörte sie zum besondern Bündniß der sechs wendischen Städte. Die freie Schiffahrt auf der Ilmenau und die Erlaubniß, Wasserwege aus derselben in die Elbe zu leiten, besaß sie seit 1392.

Ueber die erste Fehde der Stadt mit dem Landesherrn ist bereits im ersten Jahrgange (S. 317 ff.) berichtet; des Zusammenhanges wegen und zur Ergänzung möge hier nur Folgendes bemerkt werden: Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm (1369) stritten die Häuser Braunschweig und Sachsen in den Personen Magnus' und Albrecht's um die Lüneburgische Erbfolge.

Herzog Albrecht von Mecklenburg erhielt vom Kaiser Carl IV. den Auftrag, den Streit zwischen Beiden zu schlichten und sich zu diesem Zwecke in Person nach Lüneburg zu begeben. Treulos ließ ihn Magnus von sechszig

seiner getreuen Junker überfallen, um ihn bei'm Uebergange über die Elbe gefangen zu nehmen; doch fiel das Unternehmen so ungünstig aus, daß zwei Grafen von Diepholz erschlagen und die übrigen 58 Junker gefangen genommen wurden, gegen deren Auslieferung Albrecht 6000 Mark feinlöthigen Silbers begehrte. Nachedurstig forderte jetzt Magnus vom Magistrate zu Lüneburg, die Einkünfte, welche die Mecklenburger von der Sülze bezogen, ihm zu übergeben, damit er die Lösungssumme entrichten könnte. Als sich der Rath dessen weigerte, wurde Magnus höflicher und lud die Magistratspersonen zu mündlicher Besprechung auf den Kalkberg ein. Aber kaum waren fünf Rathsherren erschienen, als sie mit dem Bedeuten in den Kerker geworfen wurden, daß vor Entrichtung der 6000 Mark von Seiten des Magistrates an keine Erlösung zu denken sei. Der Rath holte Gutachten von den berühmtesten Rechtskundigen ein, welche sämmtlich dahin lauteten, daß dem Ansinnen Magnus' auf keine Weise zu willfahren sei. Dieser steigerte dagegen seine Forderung sogar auf 20,000 Mark, erzwang die Schlüssel zu den Thoren der Stadt, zerriß ihre alten Privilegien und befestigte das Michaeliskloster neben der Burg, worauf er sich, im Gefühle der Sicherheit, nach Celle begab. Jetzt aber befahl der Kaiser den Lüneburgern, den Sachsen zu huldigen, und jene fertigten in freudigem Gehorsam den Absagebrief an Magnus aus. Bevor sie jedoch einen Gesandten mit demselben abschickten, beschlossen sie, den Racheplanen des Herzogs durch List zuvorzukommen.

Ihre Streiter drangen unter dem Vorwande, Magnus' Rittern ein Fastnachtspiel zu bringen, am zweiten Februar 1371 in das Schloß auf dem Kalkberge. Der Fleischhauer Karsten Rodewald erschlug, eben eingelassen, mit seinem bis dahin versteckten Beile den Pförtner; der herzogliche Voigt wurde gefangen genommen, aber nach ausgestoßenen Lästerreden ebenfalls niedergeschlagen. Es ist eine unbegründete Sage, daß jenes Beil noch jetzt bei dem Knochenhaueramte aufbewahrt werde und die fünf Thaler, welche die Fleischhauer jährlich in's Zollregister einliefern müssen, eine Sühne für den Todtschlag des Voigtes seien; jene Geldsumme ist vielmehr der Ersatz für das früher von der Regierung ausgeübte Recht, einen Freischlächter zu bestellen. Schloß und Kloster wurden von den Lüneburgern zerstört; Herzog Albrecht aber empfing andern Tages die Huldigung. Der Abgesandte war mit dem Briefe am Tage der Zerstörung gegen Mittag in Celle angekommen. Magnus, des Lesens unkundig, lud jenen zum Mittagsessen, während dessen er zu dem Paffen schicken wolle, der ihm den Brief lesen müsse. Der Gesandte nahm die Einladung an, bat sich aber die Erlaubniß aus, einige Sachen in der Stadt kaufen zu dürfen, die er für Weib und Kind mit zu nehmen wünsche. Er ging fort, aber nicht in die Stadt, sondern dem Wallgraben zu, bestieg sein angebundenes Roß, eilte davon und kam nicht wieder. Als Magnus zwei Stunden geharret, ließ er den Brief in Abwesenheit des Gesandten lesen, entdeckte den Vorwand und fertigte sofort einen Eilboten an den Schloßhauptmann auf dem Kalkberge ab. Am Fuße desselben um die Morgendämmerung angelangt rief jener mit lauter Stimme

zum Burgwart hinauf. Als ein Bürger ihn befragte, woher er so früh komme, antwortete er: „Sage dem Voigte von wegen meines Herrn, daß er klüglich um sich schaue, denn es haben die Bürger der Stadt dem Herzöge abgesagt, und daß er sich nicht fürchten möge, denn es wird der Herr morgen mit starker Hand bei ihm sein." Der Bürger entgegnete: „Nimm diesen Stein mit Dir und zeige ihm Deinen Herrn!" Und damit löſ'te er eine der Feldschlangen ab. Da rief der Bote aus: „O weh! Verloren ist die Krone der Herrschaft Lüneburg!" und eilte von dannen. Wir wissen bereits, daß Magnus Torquatus die Stadt am 21. October überfallen ließ, aber im furchtbaren Lüneburger Blutbade seine besten Leute verlor. Doch auch die Lüneburger setzten ihren Willen nicht ohne großen Verlust durch, an welchen noch mehr steinerne Denkmäler erinnern, u. a. die des Bürgermeisters Viscule an dem Eckhause nach der Ohlingerstraße auf dem Meer, seit 1837 auf dem Rathhause befindlich (s. w. u.), des Rathsherrn von Garlop bei dem Fredeken-Thurme, des Rathmannes van der Mölen in der Mauer des Langenhofes. Die Namen „rothe Straße," „rothes Thor" und „Bäckerstraße" sind übrigens älter, als die Umstände, von denen sie veranlaßt sein sollen; denn schon i. J. 1369 wird ein Rodethor — so genannt von dem ausgerodeten Lande — und noch früher (1353) die Bäckerstraße urkundlich erwähnt. Wie sich Magnus Torquatus' Söhne i. J. 1373 mit den Sachsen zu abwechselnder Regierung beider Häuser verglichen, wie aber durch die Schlacht bei Winsen (1388) Lüneburg wieder den Braunschweigern zufiel, ist uns bereits bekannt (Jahrg. I. S. 332).

Gegen das Ende des Jahrhunderts entspann sich eine neue Fehde der Stadt mit der Regierung. Die Herzöge Bernhard und Heinrich hatten ihre Geldkräfte in andauernden Kämpfen erschöpft und waren froh, unter jeder Bedingung einen Geldvorschuß von der Stadt zu erlangen. Letztere befriedigte im J. 1392 die Herzöge, ließ sich aber dagegen den für diese sehr drückenden Satebrief (d. i. Satzungsbrief) ausstellen, welcher unter anderen die Berechtigung für die Stadt feststellte, sich, im Falle einer Rechtsverletzung von Seiten der Regierung, einen andern Landesherrn zu erwählen. Kaum waren die Herzöge durch die empfangene Geldsumme aus der drückendsten Noth erlöſ't, so sannen sie darauf, wie sie die durch den Satebrief aus den Händen gegebenen Rechte wieder an sich bringen könnten. Sie erklärten geradezu, daß der Brief ihnen widerrechtlich abgedrungen sei und verlangten Lossprechung von dem geleisteten Eide. Als die Stadt sich dessen weigerte, gebrauchte Herzog Heinrich Gewalt, mißhandelte grausam die mit Lüneburg verbündeten Städte, vorzüglich Uelzen, wo den Gefangenen Hände und Füße abgehauen wurden, und fing (1396) alle nach Lübeck und Hamburg steuernden Lüneburgischen Salzschiffe auf. Lübeck und Hamburg traten jetzt mit der Stadt in Bündniß; doch die Fehde entwickelte sich mit ziemlichem Gleichgewicht auf beiden Seiten fort. In einem Gefechte auf dem Tettberg vor dem Bardowicker-Thore fiel der Lüneburgische Sülfmeister Basedau, dessen Denkmal noch im Anfange dieses Jahrhunderts auf dem Kampfplatze stand. Vergeblich belagerten die verbündeten Städte die

Schlösser Haarburg und Winsen; doch gelang ihnen die Einnahme der Stadt Winsen. Dagegen hinderten die Herzöge den Transport des Salzes durch die gehemmte Fahrt auf der Ilmenau. 1397, am 31. October, kam endlich ein Vergleich zu Stande, demgemäß Lübeck, Hamburg, Hannover und Lüneburg gegen Verpfändung der Schlösser Haarburg, Blekede und Lüdershausen der Regierung 19200 Mark vorstreckten. Haarburg wurde 1571 gegen Rethem wieder eingetauscht, die beiden andern Schlösser sind erst 1690 wieder eingelöst.

Trotz der mannichfachen Privilegien, welche die Stadt im Laufe der Zeit erwarb, gerieth sie durch die vielen Fehden in die drückendste Schuldenlast. Um dieselbe zu verringeren, belegte der Rath die Sülzbegüterten mit bedeutenderen Steuern. Der vierte Theil der Sülzgefälle, welcher bisher zur Deckung der Schulden entrichtet war, reichte kaum mehr zur Bestreitung der Zinsen aus, und hielt es daher der Rath für angemessen, auf die Hälfte der Sülzgefälle zu dringen. Die Sülzbegüterten, welche größtentheils aus Prälaten bestanden, widersetzten sich der Bestimmung, und so entstand der unter dem Namen Prälatenkrieg bekannte langwierige Streit, bei dessen Beschreibung wir der gründlichen Darstellung Christoph Manecke's zu folgen für das Beste halten. Der Rath holte Rechtsbelehrungen ein, die für ihn waren und wandte sich nach Rom, wo er Anfangs Gehör fand, was aber von gegenwärtigen Domherren aus Lübeck wieder hintertrieben ward. Während solcher Zeit wurde von einem päpstlichen Legaten, der sich in Lüneburg befand, und von dem Bischof zu Verden (1450) ein Vergleich dahin zu Stande gebracht, daß die Prälaten zum Abtrage der Stadtschulden, auf vier Tonnen Goldes angeschlagen, vier Jahre lang von allen Renten den vierten Pfennig, von einer Pfanne zehn Mark und von einem Chor Salzes fünf Mark beitragen sollten; doch nahm der Rath diese Verpflichtung nur unter dem Vorbehalte an, daß man damit auszureichen vermöchte. Als sich Solches nicht herausstellte, erwirkte er 1451 durch den Bischof zu Verden, unter Mitwirkung einiger Prälaten, eine anderweitige Festsetzung des Beitrages zu den Stadtschulden, berechnet zu 529,306 Mark 10 Schilling 2 Pfennigen und 34,209 Mark 11 Schilling Zinsen dahin aus, daß von einer Pfanne 852 Mark 5 Schilling 8 Pfennige und von einem Chor 426 Mark 2 Schilling 10 Pfennige entrichtet werden sollten; allein viele Prälaten, vornehmlich die jenseit der Elbe seßhaften, nahmen diesen Vertrag nicht an, und sogar der Propst Schaper zu Lüne, der sich mit unterschrieben hatte, trat auf die Seite der Widersacher und ward das Haupt derselben. Mehre Einwohner der Stadt traten aus Haß gegen den Rath in die Verbindung der Prälaten und erhielten, weil sie ihre Zusammenkünfte auf einem Garten vor dem Lünerthore hielten, den Namen Gartenritter. Von Rom aus wurde dem Dombechanten zu Halberstadt der Auftrag, die Streitigkeiten zu untersuchen, zu entscheiden und das Erkenntniß zu vollstrecken. Dieses lautete dahin, daß die Prälaten ein Mehres, als wozu sie sich 1450 erboten, beizutragen nicht schuldig wären, und der Rath, Falls er Mehr von ihrem Sülzeinkommen inne behalten würde, in den Bann verfallen sollte. Gegen dieses Erkenntniß appelirte der Rath an den Papst,

ließ ein weitläuftiges Manuskript seines bisherigen Verfahrens weit und breit bekannt machen und sandte Deputirte nach Rom. Ein Gleiches geschah von den widrig gesinnten Prälaten, welche jenen dort vielen Verdruß machten und 1453 eine Bulle dahin erwirkten, daß der Rath mit dem Erbieten der Prälaten von 1450 zufrieden sein, das Mehrgenommene erstatten, bei dessen Weigerung aber als Räuber an Kirchengut angesehen, aller Ehren und Würden verlustig, des Geleites unwürdig und den Bürgern bei gleicher Strafe geboten sein sollte, den Rath binnen dreißig Tagen abzusetzen. Die Execution dieser Bulle wurde wiederum dem Dombechanten zu Halberstadt aufgetragen. Nach ihrem öffentlichen Anschlage wurden die Bürger aus blindem Religionseifer ihrer Obrigkeit aufsässig, wählten aus ihrer Mitte Sechszigmänner, welche dem Rathe die Schlüssel zu den Thoren abforderten und von ihm verlagten, daß er sich mit den Prälaten abfinden sollte. Diese aber wollten jenen nicht mehr als Ortsobrigkeit anerkennen, sondern verlangten seine Absetzung, welcher er alsbald durch freiwillige Abdankung zuvorkam. Einem neuen, aus den Sechszigmännern gebildeten, Rathe mußte der alte Rechnung von den Stadtkassen ablegen und die der Stadt verpfändeten Schlösser übergeben, von denen man Winsen dem Herzoge Friedrich, um sich seines Schutzes zu erfreuen, für eine geringe Summe abtrat. Mit den Prälaten schloß man einen, der Stadtkasse ungünstigen, Vertrag ab; die Glieder des alten Rathes mußten sich zum Einlager bequemen, und die Bürgermeister Springinsgut und van der Mölen, auch einige Rathmänner, wurden nicht nur in Thürme geworfen, sondern es mußten auch deren Kleinodien, Silbergeräth und Briefe auf's Rathhaus geliefert werden. Im nächsten Jahre ward indessen auf Dazwischenkunft des Landesherrn das Gefängniß der Rathsglieder, bis auf das des Bürgermeisters Springinsgut, der in demselben bereits am 15. Julius 1455 gestorben war *), in Einlager verwandelt, und das Einlager der übrigen unter der Bedingung aufgehoben, daß die Hälfte ihrer Güter verfallen sein sollte. Die alten Rathsglieder wandten sich demnach, um in ihren vorigen Stand wieder eingesetzt zu werden, an die Hanseestädte, ja sogar an den Kaiser; doch fand der von diesem an jene übersandte Befehl, den Bittstellern zu willfahren, entschiedenen Widerspruch; als aber nach einer Zusammenkunft des neuen Rathes mit den Prälaten, zu der man die Herzöge von Braunschweig und Celle eingeladen hatte, das Gerücht erscholl, daß sich der neue Rath zum Verderben der Stadt mit den Herzögen eingelassen hätte, liefen die Bürger mit Ungestüm nach dem Rathhause, verjagten Rathsglieder und Sechsziger, riefen den alten Rath wieder als rechtmäßige Obrigkeit aus, und nachdem die ausgewanderten Rathsglieder feierlich eingeholt worden waren, ward der alte Rath von Herzog Friedrich auf Bitte der Bürger am 19. November 1456 wieder eingesetzt, den Glie-

*) Nicht einmal seine Frau hatte ihn, trotz flehentlicher Bitte, im Kerker besuchen dürfen. Propst Schaper in Lüne verweigerte dem Sterbenden die Absolution, und der Leichnam wurde unehrlich bestattet.

dern des neuen Rathes aber Einlager zu halten befohlen. Von diesem ließ der wiedereingesetzte Rath vier Bürgermeister, fünf Rathmänner und einige Sechziger wegen der ihm, vornehmlich aber dem Bürgermeister Springinsgut, angethanen Gewalt, in's Gefängniß werfen und zur Verantwortung ziehen. Ob nun gleich dieses strenge Verfahren allgemein gemißbilligt ward, ja sogar ein kaiserlicher Commissarius die Anklage, nach deren Untersuchung (1457), dahin entschieden hatte, daß 45 Personen dem Rathe und den Erben des Bürgermeisters Springinsgut eine Summe Geldes zahlen und die Stadt räumen sollten, so kehrte man sich doch hieran nicht, ließ den Gartenrittern, dem Rathmanne Schaper und Sechziger Dalenburg einen ordentlichen Proceß nach dem Laufe der Rechte machen, und da ihnen vornehmlich zur Last fiel, daß Springinsgut im Gefängnisse verschmachtet war, wurden sie zum Tode verurtheilt und solches Urtheil an ihnen auf öffentlichem Markte am 9. Juni 1458 mit dem Schwerte vollzogen. Trotz der eifrigen Vermittelungsversuche von Seiten des Papstes und des Königs von Dänemark endigten die Streitigkeiten erst im J. 1472, wo die Prälaten vom Rathe gezwungen wurden, von jeder Pfanne 900 Mark (450 Thaler) und von einem Chor 450 Mark zu bezahlen.

Während durch solche Unruhen und Kämpfe die äußere Macht der Stadt allmälig sank, fanden hingegen Wissenschaften und Künste daselbst eine Pflege, unter der sie sich zur erfreulichsten Blüthe entwickelten. Besonders ausgebreitet war der Lüneburgische Buchhandel, der durch die Presse Johann Luce's, aus welcher u. a. die berühmte Erbauungsschrift des Thomas a Kempis „von der Nachahmung Christi" hervorging, bedeutend gefördert wurde. Die Maler bildeten in Lüneburg eine eigene Zunft, und nahmhafte Gelehrte wirkten segensreich an einer 1471 gestifteten, mit jedesmal 4 Doctoren besetzten, Akademie. Ein so reges geistiges Leben bereitete die Einwohner zu einer Mündigkeit und Aufklärung, mit der sie für die Reinigung der Kirche im sechszehnten Jahrhundert um so empfänglicher wurden. Herzog Ernst, nachher der Bekenner genannt, leuchtete seinen Unterthanen als ein Musterbild voll Geistesklarheit und Einsicht vor. Er hatte während seiner Studien in Wittenberg (1511) Luther selbst kennen gelernt und die Wahrheit aus der Quelle geschöpft. Die Stadt Celle war unter seinem Einfluß bereits 1523 zum evangelischen Bekenntnisse übergetreten, und auch in Lüneburg fielen bald zahlreiche Stimmen in den Gesang der Wittenbergischen Nachtigall ein. Kaum war das benachbarte Kloster Lüne (1528) der lutherischen Predigt aufgethan, so konnte es kaum die zur Anhörung des reinen Wortes herbeiströmenden Lüneburger fassen. Dem hartnäckigen Widerstreben der Geistlichen und Rathmänner zum Trotz setzten die Bürger durch Drohungen die Anstellung eines lutherischen Predigers, Stephan Kampe aus Hamburg und seines Nachfolgers Friedrich Hennings, durch, und bereits 1530 waren die Kirchen St. Nicolai, St. Lamberti und St. Johannis reformirt. Bald kam es gar so weit, daß alle Widersacher der Reformation des Bürgerrechtes verlustig gingen, — ein trauriges Beispiel unchristlicher Unduldsamkeit! Urbanus Regius, welchen Herzog Ernst vom

Reichstage zu Augsburg mitgebracht und zu seinem Hofprediger in Celle erwählt hatte, vollendete das Reformationswerk in Lüneburg; 1533 verließ selbst das Michaelis-Kloster, welches bis an den Tod des Abtes Baldewin von Mahrenholz am entschiedensten jeder Neuerung widerstrebt hatte, unter Abt Herbert von Holle den alten Glauben *).

Kehren wir zu den politischen Verhältnissen zurück, so finden wir dieselben immer weniger geeignet, die sinkende Macht der Stadt wiederum zu heben. Nicht selten sehen wir Rath und Bürgerschaft in offener Feindschaft und Fehde gegen einander stehen; so 1618, wo endlich der Landesherr den Frieden herstellte. Der dreißigjährige Krieg vollendete von außen her das im Schooße der Stadt groß gewordene Unheil. Der Rath stellte den Schweden unter Gustav Adolph i. J. 1632 einen Revers aus, demzufolge dieselben von der Stadt Unterstützung und Aufnahme zu erlangen berechtigt waren. Doch wurde ihnen weder das Eine noch das Andere zu Theil; denn — gab man vor — durch den Beitritt des Landesherrn zum Prager Frieden habe der Revers seine Kraft verloren. Sofort begannen die Schweden die Stadt zu beschießen, und als sie dadurch am 14. August 1636 den Einlaß erzwungen hatten, besetzten sie unter Obrist von Stammer den Kalkberg. Nur durch Erlegung einer bedeutenden Summe von Brandschatzungs- und Reservegeldern entgingen die Lüneburger der Plünderung, und von der drückenden Last, ein Heer von mehr als 20,000 Mann zu bespeisen, wurden sie erst durch Herzog Georg befreiet, der am 7. September den Kalkberg entsetzte. Eine Commission, welche das Verfahren des Rathes untersucht, brachte so mancherlei Rügen zur Sprache, daß derselbe am 13. Dec. 1637 abgesetzt wurde, was um so erfreulicher erschien, als die Mitglieder nur aus Patriciern bestanden hatten. Wurde nun auch am 21. Mai 1639 der Rath in seine frühere Würde wieder eingesetzt, so war doch durch die Bestimmung, daß fernerhin die Hälfte der Mitglieder aus dem Bürgerstande erwählt werden sollte, den letztern ein wesentlicher Dienst erwiesen.

Weniger drückend, als der dreißigjährige, war für die Stadt der siebenjährige Krieg; denn nur vom 23. August bis zum 4. December 1757 lagen französische Truppen in ihren Mauern. Unter dem Herzoge von Richelieu stationirte sich vom 24. November bis zum 2. December das feindliche Hauptquartier und unter Ferdinand von Braunschweig vom 10. Januar bis zum 18. Februar 1758 das der verbündeten Truppen. Am 6. Januar 1763 beging die Stadt mit dem ganzen Lande feierlich und jubelreich das Friedensfest.

Die Herrschaft der Franzosen brachte wiederum große Bedrückungen über die Stadt, welche seit 1803 unter französischen Intendanten, sodann unter einem westphälischen Präfecten, und zuletzt unter einem Unterpräfecten der französischen Krone stand. Nach den russischen Schreckenstagen Napoleon's wichen die französischen Soldaten und Civilbeamten aus der Stadt; unter Jubelgeschrei

*) Ausführliches über die Reformation in Lüneburg s. Jahrg. I. S. 81 ff.

zogen Kosackenschaaren ein, und die Glieder des alten Magistratscollegiums traten am 24. März 1813 an ihre früheren Posten. Am Abende desselben Tages wurde die Thronbesteigung Kaiser Alexander's von Rußland in maaßloser Freude begangen. Am 28. März schlugen die Bürger mit Hülfe der Kosacken eine einrückende Abtheilung französischer Reiterei zurück. Als aber am 1. April wiederum französische Truppen vor dem neuen Thore erschienen, retirirten die Kosacken sammt dem Anführer der Bürgerschaft und nicht wenigen Einwohnern verschiedener Stände zum Lüner-Thore hinaus; die übrigen Bürger aber suchten, nach weggeworfenen Waffen, in ihren Häusern Sicherheit. General Morand rückte mit 2600 Mann in die Stadt ein; wer auf den Straßen verweilte, war seines Lebens nicht sicher; ja es werden dreißig Einwohner gezählt, welche an diesem und den folgenden Tagen erschossen worden sind. Am 2. April entspann sich zwischen Morand und dem englischen General von Dörnberg vor den Thoren ein Gefecht. Morand wurde tödtlich verwundet, und seine Truppen streckten feige das Gewehr. Dörnberg zog sich mit den Gefangenen und eroberten Kanonen am folgenden Tage nach Boitzenburg zurück. Aber gegen Abend des vierten April besetzten die Feinde unter Montbrün die Stadt auf's neue, zogen hundert der angesehensten Bürger ein und forderten bei Todesstrafe des zehnten Mannes die Denuntiation aller Derer, welche die Waffen gegen Frankreich ergriffen. Glücklicher Weise gelangte zur rechten Zeit eine Proclamation von Dörnberg an, welche mit Repressalien an allen von ihm gemachten Gefangenen drohete, wofern hannoversche Unterthanen wegen Anhänglichkeit an ihre ursprüngliche Landesregierung als Aufrührer bestraft werden würden. Hierauf wurden die eingezogenen Bürger in Freiheit gesetzt. Noch jetzt feiern die Lüneburger alljährlich am 8. April das Fest ihrer Befreiung. Erst das allgemeine deutsche Siegesfest gab der Stadt ihre volle, seit dem unangetastete Freiheit, nicht aber ihren Wohlstand wieder, der durch das sinkende Handels- und Manufacturenwesen in fortwährender Abnahme begriffen zu sein scheint.

Wir lassen hiernach eine kurze Beschreibung der hervorragendsten, auf unserer Abbildung dargestellten, Gebäude folgen, welche zu beiden Seiten des Kalkberges in folgender Ordnung erscheinen: Links vom Kalkberge: die Sülze, St. Lambertus-Kirche, heil. Geistkirche, das rothe Thor; rechts: das Michaelis-Kloster, die St. Johannis-Kirche, das Rathhaus, das Kloster zum heiligen Thal und die St. Nicolaus-Kirche. Der Kalkberg, dessen wir bereits mehrfach gedacht, war in den ältesten Zeiten Eigenthum des Landesherrn und von patricischen Burgmännern besetzt; von 1371 bis 1639 (s. o.) vertheidigte ihn die Stadt und genoß die Hälfte seines Ertrages; nachdem der Berg aber wiederum an die Landesfürsten abgetreten worden (1639), kamen die Einkünfte des Kalkbruches dem ganzen Lande zu gut. Gegenwärtig werden sie der Steuerkasse berechnet. Der Gehalt ist Gypskalk, welcher von etwa sechszig Verbrechern gebrochen und verarbeitet wird. Seine Höhe beträgt 118, nach andern Messungen 150 Fuß. Die Festungswerke sind 1766 abgebrochen. Vor mehren Jah-

ren wurde beim Kalkbrechen eine unterirdische Treppe entdeckt, die bis an den Fuß des Berges leitete. Die Sülze soll bereits um die Mitte des zehnten Jahrhunderts auf Veranlassung einer schwarzen Sau, die sich in einer Pfütze gewälzt, und nach erfolgter Trockenheit an ihren Borsten Salz gezeigt habe, entdeckt worden sein. Noch jetzt wird ein Schinken derselben in der Bauamtsstube des Rathhauses aufbewahrt, und es bezieht sich darauf folgende Inschrift:

Hic tibi cernere licet reliquias porci, qui primus aquarum, quae Luneburgi salsae scatent, repertor dici meruit; d. i.:

Hier kannst du sehen die Reste des Schweines, welches als Erfinder der Lüneburgischen Salzquellen genannt zu werden verdient.

Ueber dem Eingange der Sülze stehen die Verse:

Ecce salinarum largissima dona coquuntur
Gratuita hic summi de benitate Dei,
Mons, Fons, Pons, tua dona, Deus! da pectore crescat
In nostro pietas, nec minuantur opes.

d. i. Reiche, die reichlichsten Gaben der Saline, umsonst gespendet von der Güte des großen Gottes werden hier gekocht. Berg, Quell, Brücke sind Deine Gaben, o Gott! Gieb, daß in unserer Brust die Frömmigkeit wachse und nicht gemindert werden die Schätze.

In den ältesten Zeiten war die Sülze ein landesherrliches Regale; später gelangte sie in den Besitz von Klöstern und Privatpersonen, und erst im 16ten Jahrhundert fiel sie nach Aufhebung mehrer, früher sülzbegüterter Klöster, wiederum an die Landesregierung. In neueren Zeiten haben entdeckte Salinen in den Nachbarstaaten, so wie die Politik der letzteren der Lüneburgischen Sülze und damit dem Wohlstande der Stadt überhaupt bedeutenden Eintrag gathan. Im J. 1802 brannte das Salzwerk völlig ab, wurde aber hierauf zweckmäßiger, als vorher, wiedereingerichtet. Die Zahl der Arbeiter beläuft sich auf 120, die jährliche Ausfuhr auf 500 Last, die Einnahme auf 350,000 die Ausgabe auf 220,000 Thaler.

Die St. Lambertus-Kirche wird zwar schon 1269 urkundlich erwähnt; doch ist sie erst nach der Reformation eine Parochialkirche geworden. Bis zum Jahre 1742 hatte sie drei Prediger, seitdem aber nur einen Hauptpastor und einen Diaconus. Den hohen Altar schmücken eine größere und zwanzig kleinere Darstellungen aus der Passionsgeschichte; auf dem Chore finden sich zwei treffliche Gemälde, die heilige Stadt und das Passahmahl der Juden vorstellend; an den drei Pfeilern, der Kanzel gegenüber, hängen die Portraits der Reformatoren Huß, Luther und Melanchthon, in Lebensgröße gemalt.

Die Kirche zum heiligen Geiste, welche seit der Reformation nur einen Prediger hatte, ist 1805 eingegangen *). Verschieden von ihr ist die innerhalb

*) Andere eingegangene Kirchen sind: 1) die Cypriacikirche, einst dem Michaeliskloster gegenüber belegen, 1630 abgebrochen; 2) die Gertruden-Kapelle, vor dem rothen Thore,

des Rathhauses belegene, bereits seit der Reformation verschlossene Kapelle zum heil. Geist, welche 1247 gestiftet und zum Gottesdienste für die Rathsherren, bevor sie zur Sitzung gingen, bestimmt war. — Das rothe Thor *) ist oben zur Genüge besprochen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das bereits mehrmals erwähnte Michaelis-Kloster. Bald nach seiner Stiftung durch Hermann Billung (955) wurde es durch eine vorzügliche Schul- und Missionsanstalt berühmt; sein Reichthum wuchs durch Schenkungen, Sülzeinkünfte und Zehnten mit jedem Jahre. Seine ursprüngliche Lage war am Fuße des Kalkberges; nach der Zerstörung aber im J. 1371 erhielt es seinen jetzigen Platz, damals „die hohe Eke" (Eiche) genannt; die neue Kirche wurde jedoch erst 1418 vollendet. In der alten Kirche waren Hermann Billung, Bernhard v. Sachsen, Wilhelm, Kaiser Otto's Bruder und Otto der Strenge beigesetzt; die neue birgt die Gebeine der sächsischen Herzöge Albrecht u. Wenceslaus, so wie der Lüneburger Bernhard u. Otto. In der nachreformatorischen Zeit erhielt das Kloster durch die in demselben 1656 angelegte Ritterakademie neuen Glanz. Die Kirche wurde von 1792—1794 auf das erfreulichste restaurirt. Ihr größtes Kleinod war in früheren Zeiten die goldene Tafel, nach Einigen schon von Otto II. als eine den Saracenen abgewonnene Beute dem Erzengel Michael im dankbaren Sinne geweihet, wahrscheinlicher aber vom Abte Eberhard von Holle im 16. Jahrhundert besorgt. Wie dieselbe von Nicolaus List ihrer Kleinodien beraubt wurde, ist bereits im ersten Jahrgange erzählt; wir fügen zur Ergänzung ein genaues altes Verzeichniß der entwandten Kostbarkeiten in Folgendem hinzu: 1) 200 Rubinen und Smaragden nebst einem großen Diamanten; 2) ein goldener Kelch; 3) eine silberne Flasche; 4) eine gläserne Monstranz mit einem goldenen Deckel; 5) ein mit goldenen Schaustücken und Edelsteinen besetztes Buch; 6) ein mit Edelsteinen und einer kostbaren Perle besetzter Adler; 7) vier mit Gold, Juwelen und Perlen besetzte Bücher; 8) zwei silberne Monstranzen; 9) ein silbernes Crucifix; 10) zwei Monstranzen mit Reliquien; 11) verschiedene prächtige Kreuze; 12) einige Kästchen mit Hostien; 13) ein silbernes Fläschchen mit Milch von der Jungfrau Maria; 14) Joseph's Leuchter von Silber; 15) Judä Beutel mit einem Silberlinge; 16) Mariä Nadelkissen; 17) fünf goldene Schellen; 18) ein Onyxstein, von der Breite einer Hand; 19) sechs goldene Ringe in einem kostbaren Kästchen. Die Trümmer der goldenen Tafel wurden 1774 verkauft, die übrigen Merkwürdigkeiten größtentheils im Naturalienkabinette der Ritterakademie niedergelegt. Der Thurm hat sieben Glocken mit dem besten Geläute der Stadt. An der Kirche steht ein Prediger und ein Diaconus, der zugleich Garnisonprediger ist.

1444 erbauet, 1553 abgebrochen; 3) die Antoniikapelle, vor dem Bardowicker-Thore; 4) die Garnison-Kirche; 1651 erbauet, 1783 niedergerissen; 5) die Marien-Kirche, 1818 abgebrochen.

**) Die 6 Thore der Stadt sind: Nördlich das Bardowicker-, westlich das neue, südlich das rothe und das Sülz-, östlich das Lüner- und alte Brückenthor.

Die St. Johanneskirche, die älteste in der Stadt, war schon im zehnten Jahrhundert das Gotteshaus des alten Ortes Modesdorf und gehörte als solches mit einem Archidiaconate zum Kirchensprengel Verden. Kirche und Thurm sind die höchsten in Lüneburg. Unter den vielen Gemälden zeichnet sich besonders die Mutter Gottes als Himmelsköniginn aus; der hohe Altar ist mit Bildnissen aus der heiligen Geschichte, in Holz geschnitzt und vergoldet, trefflich ausgeschmückt. In einem Seitengewölbe, die Langens-Kapelle genannt, findet sich eine 9 Fuß hohe Säule von weißem Marmor mit blauen Adern, welche einst auf dem Kalkberge, geziert mit dem Bilde der Luna, gestanden haben soll (s. o.). Eine kleine Kapelle, in welcher Tetzel 1519 Ablaßbriefe feil geboten, befand sich früher neben dem Haupteingange nach dem Kirchhofe hin und wurde im J. 1801 abgebrochen.

Ein sehr altes Gebäude ist das Rathhaus *) am Markte, wahrscheinlich schon um 1300 errichtet, nachher aber vielfach erweitert und verschönert. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatte es sechs Thürme, im J. 1605 aber — wie unsere Abbildung zeigt — nur fünf. Ein im Hauptthurme befindliches Glockenspiel hallte stündlich die Melodie des Lüneburgischen Wahlspruches „da pacem, Domine, in diebus nostris“ (gieb Frieden, Herr, in unsern Tagen) zum Himmel. Durch den Neubau der Vorderseite im J. 1704 trat ein Thurm an die Stelle der früheren sechs. Im Innern zeichnen sich besonders der Huldigungssaal, die Rathhauslaube, die Rathsküche, der Fürstensaal und die Rathsstube durch die feinsten Malereien, Schnitzwerke und Sinnsprüche aus. Ueber den Flügeln des Huldigungssaales lies't man die Worte: Felix respublica, bonum sortita Principem, d. i. glücklich ist der Staat, welcher einen guten Fürsten erhielt. Die Deckengemälde, unter denen Cäsar's Triumphzug vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, sind zur Huldigungsfeier König Georg's im J. 1706 von Burmester gefertigt. Die Rathhauslaube, deren Name an die heiligen deutschen Eichenwälder, in welchen das unverworrene Recht der Natur gesprochen wurde, erinnert, ist in den drei Fenstern der Südwand mit den vollendetsten Glasmalereien geziert. Lebensgroß sieht man hier Hector von Troja, König Artus, Gottfried von Bouillon, Josua, David, Judas Makkabäus und andere geschichtliche Personen mit entsprechenden Umschriften. Tiefsinnige Weisheit hat sich an der westlichen Wand in folgenden Sprüchen ausgeprägt:

Bonis nocet, qui perpercit malis, judex damnatur, cum nocens absolvitur;

d. i. Schonung des Verbrechers schadet den Redlichen; wird der Schuldige freigesprochen, so trifft die Strafe den Richter.

Aequitate moderanda est sententia. Summum jus summa saepe injuria;

*) Eine ausführliche, treffliche Beschreibung des Rathhauses hat vor einigen Monaten Dr. Johann Wilhelm Albers (Lüneburg, Stern. 1843) herausgegeben.

d. i. Billigkeit leite den Richterspruch. Das größte Recht ist oft das größte Unrecht.

Velox consilium sequitur penitentia;

Deliberare utilia mors est tutissima 1529;

d. i. Uebereiltem Einflusse folgt Reue. Den günstigen Augenblick zögernd vorübergehen lassen, bringt sicher Verderben.

Plus licet, tanto liceat minus. Pareto legi, quisquis legem sanxerit.

d. i. Wer viel Gewalt hat, der erlaube sich desto weniger Freiheit. Wer ein Gesetz giebt, soll dem Gesetze selbst unterthan sein.

Vor den alten Sitzbänken des Rathes im südwestlichen Theile des Saales findet sich im Fußboden ein viereckiger Luftheizungscanal, zu dem der Heerd in einem Gewölbe unter dem Saale liegt.

Verschiedene Schränke an der östlichen Wand dienten zur Aufbewahrung des Rathssilberzeuges. Die Bilder der Sonne und des Mondes, in Holz geschnitzt, die Wappen des Herzogthumes und der Stadt, so wie mehre Gemälde, u. a. die Opferung der heiligen drei Könige, hängen über den Schränken.

In der Rathsküche steht seit 1837 Viscule's oben erwähntes Denkmal, 5½ Elle hoch und 1½ Ellen breit. Es bildet ein Crucifix, an welches sich in Lebensgröße Maria Magdalena und der Evangelist Marcus lehnen; jene gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen, dieser sehnsüchtig zum Erlöser hinaufschauend, mit verschlungenen Armen. Weiter unten knieet ein geharnischter Ritter und hebt die Hände betend empor; die Inschrift neben seinem Helme lautet:

O fili Dei, miserere mei;

d. i O Sohn Gottes, erbarme dich meiner.

Der ganze Stein hat die Umschrift: **Anno Domini millesimo trecentesimo septuagesimo primo in nocte undecim millium virginum Henricus Viscule hic ab hostibus est interfectus.** D. i. Im Jahre des Herrn 1371, in der Nacht der 11000 Jungfrauen, wurde hier Heinrich Viscule von den Feinden getödtet.

Der Fürstensaal ist 116 Fuß breit, 39 hoch, 16½ lang. Ein Adler, die Wappenschilder der deutschen Reichsstände an seinen Federn tragend, schwebt als Symbol des heiligen römischen Reiches an der Thür. Die Brustbilder der römischen Kaiser, von Augustus bis auf Rudolph II., zieren die Decke. Ueber dem oberen Kamine steht an der Wand folgende steinerne Inschrift:

Uti ignis sine fumo non datur,
Sic urbs sine onere non gubernatur,
Si vis ergo te recreare,
Fumum ne renuas tolerare.

d. i. Wie das Feuer den Rauch gebieret,
So wird ohn' Steuer die Stadt nicht regieret.
Willst also am Feuer dich erwärmen,
So darf der Rauch dich niemals härmen.

Die Wandgemälde stellen die Landesfürsten und deren Gemahlinnen bis auf Herzog Ernst dar, welcher am 2. März 1611 starb.

Die große Rathsstube ist besonders reich an Holzschnitzwerken und Oelgemälden. Unter jenen sind besonders das jüngste Gericht mit der Inschrift „tunc videbunt filium hominis venientem in nube cum potestate magna“ (d. i. dann wird man des Menschen Sohn kommen sehen in einer Wolke mit großer Macht), so wie die Statuen des Petrus und Paulus mit den Inschriften „veniet Dies Domini sicut fur in nocte, quo coeli procellae cum stridere transibunt, elementa vero aestuantia solvuntur terraque et quae insunt opera exurentur;“ 2. Petri 3, 10. (d. i. es wird der Tag des Herrn kommen wie ein Dieb in der Nacht, an welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente aber werden vor Hitze zerschmelzen, und die Erde und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen), und „Deus statuit diem, in quo judicaturus est orbem terrarum cum justitia per eum virum, per quem decreverat, fide praestitia omnibus, cum excitarit illum ex mortuis“ Actor. 17, 31. (d. i. darum, daß er einen Tag gesetzet hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat, und Jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferwecket) zu bemerken. Von den Oelgemälden nennen wir ein allegorisches Bild des Friedens. Die Friedensgöttinn, Pax, mit den Inschriften „selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen;“ „bei den Gottlosen ist kein Friede;“ „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“ führt folgende Gestalten an der Kette:

Superbia (Stolz) mit dem Spruche: „Ich mag des nicht, der Stolz gebähret und hohen Muth hat.“ Ps. 101;

Ira (Zorn), mit dem Spruche: „Verflucht sei ihr Zorn, daß er so heftig ist.“ Genes. 49;

Invidia (Neid), mit dem Spruche: „Ich will mit dem giftigen Neide Nichts zu thun haben.“ Sapient. 6.

Avaritia (Habsucht), mit dem Spruche: „So thun alle Geizigen, daß einer dem andern das Leben nimmt.“ Spr. Salom. 1.

Ueber dem Ganzen steht geschrieben: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Unter demselben: „Es wird meiner Seele bang, zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen. Ich halte Frieden, aber wenn ich rede, so fangen sie Krieg an.“ Ps. 120. „Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Friede wünschen.“ Ps. 144. „Die zum Frieden rathen, werden sich freuen.“ (Spr. Sal. 17.) Von anderen Gemälden, z. B. dem neuen Jerusalem, der Deutschen Reichsversammlung, zu reden, verbietet der beschränkte Raum dieser Blätter.

Das durch seinen Kunstwerth ausgezeichnete Rathssilberzeug würde noch bei weitem zahlreicher sein, wenn nicht im dreißigjährigen Kriege (1636) ein bedeutender Theil desselben, zur Mitbestreitung der von Banner geforderten 30,000 Thaler an Reservegeldern, für 4863 Thlr. aus Noth verkauft worden

wäre. Zu dem noch vorhandenen Geräthe gehören achtzehn prächtige Pokale, meistens aus vergoldetem Silber bestehend und mit kunstreichen Bildern, in getriebener Arbeit, verziert; das Bürgereids-Crystall, ein silbernes, vergoldetes, mit Abbildungen aus der heiligen Geschichte versehenes Kästchen, welches die Bürger bei der Eidesleistung mit den Fingern behührten; die Statue der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; verschiedene Becken, Schüsseln und Teller.

Das ehemalige Prämonstratenser-Kloster zum heiligen Thal, welches sich auf unserer Abbildung rechts vom Rathhause zeigt, wurde i. J. 1314 von Lippold von Dören zu Kirchgellersen gegründet, fünf Jahre darauf nach Siebelingsborstel, dem jetzigen Heiligenthal, und von dort 1383 in die Stadt verlegt. Zur Zeit der Reformation war das Kloster stark verschuldet, und es befanden sich in demselben nur noch vier Personen, welche gegen eine Leibrente von 50 Mark die Säcularisation zugaben. Die Reste der Stiftsgebäude wurden 1801 abgebrochen.

Die St. Nicolaus-Kirche wurde im Jahre 1406 als Kapelle erbauet und erst 1451 dadurch, daß eine Kapelle des Klosters Scharnebeck, unfern der Kirche, einging, eine Pfarrkirche. Vorstellungen aus der Passionsgeschichte zieren den hohen Altar. Ein großer, 409 Pfund schwerer, Armleuchter, welcher lange vor dem Chore stand, wurde 1806 verkauft; auch die Dasselsche Familienbibliothek, die früher in der Kirche aufgestellt war, ist im Anfange dieses Jahrhunderts entfernt.

Der Totaleindruck der Stadt ist einigermaßen imposant, der Charakter ihres Innern ist in Folge der alterthümlichen Bauart im Allgemeinen unfreundlich und düster. Ihre dicken Mauern verhindern große Feuersbrünste, veranlassen aber Feuchtigkeit und Salpeterausschlag. Unter den freien Plätzen zeichnet sich der Markt mit dem Rathhause und der ehemalige Johanniskirchhof mit dem Johanneum, einer gelehrten Schule, besonders aus; auch durch die Abbrechung der Marienkirche i. J. 1818 ist ein freundlicher, mit Bäumen und Blumen gezierter, Platz entstanden. Unter den Straßen, welche seit 1818 erleuchtet werden, sind der Ochsenmarkt, die Bardowicker-, Bäcker- und Grogengießerstraße, der Sand und die Sülze die schönsten. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 2000, die der Einwohner auf 12000.

Hermann Bieling.

In der Umgegend des vielbesprochenen freien Sattelhofes Stübeckshorn, zwei Stunden von Soltau, hat sich unter den Landleuten folgende Sage erhalten, die angeblich einer geschriebener Chronik des Hofes entnommen ist. Kaiser Otto der Große befindet sich einst auf der Reise nach Soltau. Er fährt

über den Hof zu Stübeckshorn und will ferner seinen Weg quer über das benachbarte Feld nehmen. Hier hütet aber Hermann, der junge Sohn des Meyers, die Schafe und wie er die Absicht des Kaisers bemerkt, stellt er sich mit seinem Hirtenstabe, an welchem ein kleines Beil (Biel) befestigt ist, den Pferden entgegen und droht, beim Weiterfahren sofort mit seinem Beile einzuhauen. Diese Keckheit des Knaben gefällt dem Kaiser ungemein. Er nimmt ihn mit sich an den Hof, macht ihn zum Edelmann und nennt ihn — Hermann Bieling — (Beil; Billing). Das ist der wahre Ursprung des berühmten Geschlechts.

Hermann Bieling nahm zu in allen Tugenden, bewies sich wohl und fromm, so daß alle Leute ihn lieb gewannen. Da befahl ihm Kaiser Otto seine Kinder, daß er sie auferzöge in Lehren und Tugenden. Darnach setzte er ihn zum Richter über ein besonderes Land. Er regierte und richtete so recht, daß alle Leute ihn fürchteten. Da der Kaiser ausziehen mußte gen Rom und Italien, befahl er diesem Hermann das Land zu Sachsen. Fünf Jahre blieb der Kaiser aus und Hermann regierte zu Jedermanns Freuden. Als Otto wiederkam, der Graf Gero gestorben und sein Land an den Kaiser gefallen war, da beschloß er in seinem Rathe, daß er Hermann v. Stübeckshorn zum Herzoge an Gero's Stelle machen wollte. Also gab ihm Otto zum Wappen einen blauen Löwen in einem goldenen Felde; Herzog Hermann wohnte in Lüneburg und der Kaiser gab ihm das Land an der Elbe.

Die Sage erzählt: wenn der Besitzer von Stübeckshorn auf der Jagd bis an die Landwehr von der Stadt Lüneburg gekommen sei, da habe er dem Abte des Klosters St. Michaelis, welches von Hermann Bieling gestiftet, davon die Anzeige gemacht, und dieser sei dann verpflichtet gewesen, den Ausreuter desselben herauszuschicken, der den Besitzer und sein Jagdgefolge auf freiem Felde mit einem Frühstücke auf Kosten des Klosters habe bewirthen müssen. Ferner habe der Besitzer von Stübeckshorn vormals das Recht gehabt, daß ein und sogar zwei seiner Söhne, wenn er deren gehabt habe, zu gleicher Zeit auf dem Kloster St. Michaelis hätten aufgenommen werden müssen *).

In dem Kloster findet sich folgendes Epitaphium.

Hermann Billich bin ich genannt
Dem Römischen Reiche wol bekannt,
Ein Edelmann von Stubeckshorn
War von schlechtem Stamm gebohren.
Kunst, Tugend und Gerechtigkeit ich bracht,
Daß der Kaiser Otto mich zum Fürsten macht.

---

*) Stübeckshorn besitzt alle Gerechtsame und Freiheiten, welche ihm vormals eigen gewesen sein mögen. Das Wohnhaus des jetzigen Eigenthümers ist nicht mehr das alte; doch befindet sich darin ein großer Saal mit hohen Fenstern, welche noch viele Wappen der Lüneburgschen Herzöge, von Hermann Bieling an gerechnet, enthalten.

Da ich nun erhoben zu einem Herrn
Stift't ich Gott und dem Adel zu Ehren,
Und baut' das Kloster zu St. Michael fürwahr,
Daneben Lüneburg das Scholß aldar.
War züchtig, streng in alle That
Otto der Gerechte mich drum begnad.

Vaterländische Anecdoten.

1.

Es gab eine Zeit, wo es sich die Prediger herausnahmen, von der Kanzel herab ihren Landesherren die derbsten Wahrheiten zu sagen. Man sollte dergleichen Beispiele sammeln, um den Geist jener Zeiten näher kennen zu lernen, — der in mancher Hinsicht wirklich vor dem neuern und subtilern Schmeichelgeist gegen die Großen manche gute Seite voraus hatte. Daß ungebildete und inhumane Geistliche hierin leicht zu weit gehen konnten, ist sehr natürlich. Hier einige Beispiele aus dem vorigen Jahrhundert.

Der damalige Herzog von Braunschweig war ein großer Freund von der Jagd, und besuchte in dieser Absicht nicht selten den wildreichen Harz. Dieses geschah auch einstmals an einem Sonntage, obgleich laut seiner eigenen Edicte das Jagen am Sonntage bei harter Geldstrafe verboten war. Indessen wollte es der alte Herzog dennoch bei seinem Prediger in Blankenburg, in dessen Umgebungen die Jagd gehalten war, gleichsam wieder gut machen, daß er noch am nämlichen Sonntage den Gottesdienst besuchte, obgleich er ein wenig zu spät kam. Er fürchtete deshalb die kleinen Seitenhiebe seines Consistorialraths, deren er sonst schon gewohnt war; allein diesmal schwieg der Consistorialrath und der Herzog glaubte am Ende der Predigt allen Kritiken entgangen zu sein, als der Prediger plötzlich das weitläuftige Edict des Herzogs gegen die Sabbathschinder, welche sogar am Sonntage zu jagen pflegten, hervorzog, und es vollständig, nebst den darin enthaltenen Strafgesetzen, ablas. Der Herzog — ein von Natur froh gelaunter Herr, — nahm dieses den Geistlichen nicht übel, machte aus der Sache einen Scherz und sandte dem Prediger die Strafgelder selbst zu, die er laut des Edicts wegen der an einem Sonntage geübten Jagd zu bezahlen hatte. Der Geistliche nahm die Gelder an und schickte seinem Landesherrn eine Quitung mit dem Worten zu: „daß er die von Sr. Durchlaucht wegen des Jagdunfugs am Sonntage von Rechtswegen zu erlegenden Strafgelder richtig erhalten habe.“

2.

Einst hatte man den Herzog Carl I. gebeten, zu erlauben, daß auch am Sonntage Theater sein dürfe, und dieser hatte nach einiger Weigerung seine Zustimmung dazu gegeben. Der damalige Hofprediger Dreißigmark erhielt am Sonntag Morgen nach abgehaltener Predigt hiervon Nachricht und eilte sofort in vollem Ornate nach dem Schlosse, wo er beim Herzoge Audienz erbat, welche auch sogleich gestattet wurde. Freundlich empfing der Herzog den würdigen Prediger, der in seinem Eifer fast den Respect hintansetzend, den Herzog also anredet: Hochfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden; ich komme in einer Angelegenheit, welche Hochdero fürstlichen Durchlaucht noch nicht zu Ohren gekommen sein wird, welche aber unfehlbar Hochdero Zorn im höchsten Grade erregen wird, sobald Durchlaucht es vernehmen. „Nun, was ist's, mein lieber Dreißigmark," erwiderte der Herzog, „Er macht mich neugierig." Ja, Durchlaucht, kaum wage ich unterthänigst, Höchst Dero Ohren und Gemüth dadurch zu verletzen. Denken Durchlaucht, es geht in der Stadt das Gerücht, Höchst Dero Hofdiener wollten Ew. Durchlaucht bitten, daß heute, an diesem feierlichen Tage, dem Tage des Herrn, Komödie gespielt werden möge; aber — „Schon gut, schon gut," war die Antwort des gutmüthigen Fürsten, „gehe er ruhig nach Hause, es soll nicht geschehen." Erfreut über den glücklichen Erfolg seines Besuchs ging Dreißigmark hinweg und rühmte die Gottesfurcht des Herzogs. Theater war aber nicht.

3.

Nie verfehlte Dreißigmark dem Herzoge Carl I. bei dessen Wiegenfeste (er war geb. am 1sten August 1713) seine devotesten Wünsche pflichtschuldigst zu Füßen zu legen. An einem solchen Geburtsfeste begab sich Dreißigmark schon des Morgens früh um 7 Uhr zum Schlosse, um dem Herzoge seine Aufwartung zu machen. Hier erfährt er, daß derselbe bereits im Garten sei. Dreißigmark eilt in den Schloßgarten, wo er den Herzog ohne Begleitung spatzieren gehend, antrifft und ihn also anredet: „Eben habe ich eine große Freude gehabt, Ew. Durchlaucht; ich komme in das Schloß und höre, daß Hochdieselben bereits im Garten seien. Eine noch größere Freude habe ich gehabt bei dem Eintritte in den Garten, als ich Ew. Durchlaucht allein fand. Siehe, dachte ich bei mir selbst, da geht Er, die Stütze des Vaterlandes, Er, für dessen stetes Wohlergehen heute aller Herzen dankerfüllt ihre flehentlichen Wünsche zum Himmel schicken, Er, auf den heute Aller Augen schauen, da geht Er allein, hebt sein Angesicht zu Gott empor, schlägt sich an die Brust und ruft: Gott sei mir Sünder gnädig!"

Die Prinzessinn von Ahlden *).

Im Gefolge der Fürstinn Emilie von Tarent, welche schon zwanzig Jahre vor Aufhebung des Schutzedictes von Nantes um ihres protestantischen Glaubens willen aus Frankreich nach Holland floh, leuchtete durch hohe Schönheit Eleonore d'Esmiers, Tochter Alexander's, Marquis von Olbreuse, unter allen Damen hervor. Herzog Georg Wilhelm von Celle, der in den Jahren seiner Jugend für die langweiligen heimischen Verhandlungen durch weite Lustreisen sich entschädigte, sah sie zu Breda in Niederland, erkannte in ihren äußeren Reizen nur den Wiederstrahl eines reinen, seltenen Seelenadels, und liebte sie. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, ihr seine Gesinnungen zu offenbaren; und wie hätte Eleonore dem durch äußere und innere Vorzüge auf gleiche Weise ausgezeichneten Manne widerstehen können? Zwar that sie das Ihre, die in der eigenen Brust keimende Leidenschaft zu unterdrücken und stellte voll edler Entsagung dem Fürsten die nachtheiligen Folgen vor, welche für ihn aus der Verbindung mit einer, wenn auch altadeligen, aber ihm bei weitem nicht ebenbürtigen, Jungfrau hervorgehen würden; allein einerseits wurde dadurch Georg Wilhelm's Verlangen nur noch sehnsüchtiger und stärker, andererseits war sie froh, ihre Bedenklichkeiten niedergeschlagen zu sehen und damit dem Zuge ihres Herzens folgen zu dürfen. Die Vermählung wurde im J. 1665 vollzogen, trotz den Gegenwirkungen von Seiten Ernst August's, Churfürsten von Hannover und dessen Gemahlinn Sophie, einer Tochter des unglücklichen, aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges hinlänglich bekannten, Friedrich von der Pfalz. Ernst August, Georg Wilhelm's Bruder, sah durch die Mißheirath den Glanz seines Hauses getrübt, und Sophie, welche das Verhältniß ihres Schwagers zu Eleonore, das sie als eine wenig ernstliche Liebschaft betrachtet, selbst und zwar in der Absicht gefördert hatte, ihn vom Hei-

*) Quellen:

Herzog Anton Ulrich's Römische Octavia. Nürnberg, 1711. Bd. VI. S. 164 ff.

Mémoires du regne de George I. A la Haye 1729. tom. I. pag. 12.

Histoire secrette de la Duchesse d'Hanover, épouse de Georges Premier, Roi de la Grande Bretagne. Les malheurs de cette infortunée Princesse. Sa prison au Chateau d'Alhen, où elle a fini ses jours; ses intelligences secrettes avec le comte de Konigsmarck, assassiné à ce sujet. A Londres par la Compagnie des Libraires. 1732. 80 S.

Fredegunde; oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des Hannoverschen Hofes. (Nach einem Manuscript: Histoire de Fredegonde, Princesse des Chérusques). Berlin, 1825.

Kurze Erzählung meiner Schicksale und Gefangenschaft. Von der Fürstinn Dora von Aquilon. Nach den in französischer Sprache geschriebenen Originalen übersetzt von D. E. Moller. Hamburg, 1840.

rathen abzulenken, wurde durch ihre Verrechnung um so erbitterter gegen die Heirath. Doch blieb Beiden noch der Trost, daß Georg Wilhelm's etwaige Kinder, um der Abkunft ihrer Mutter willen, regierungsunfähig sein und die Erbfolge auf den hannoverschen Fürstenstamm übergehen würde. Allein wenige Jahre nach ihrer Vermählung wurde Eleonore vom Kaiser Leopold I. in den Fürstenstand erhoben und damit die Hoffnung der fürstlichen Verwandten abermals zu Schanden.

Die durch vielfach gesponnene, aber stets zunichtgewordene, Intriguen nur mit desto größeren Reizen geschmückte Ehe wurde durch die Geburt einer Tochter, Sophie Dorothea, gesegnet, deren Anmuth und Unglück mit einander wetteiferten. Sie war kaum zur Jungfrau herangereift, als verschiedene Sprößlinge aus den höchsten Fürstenhäusern um ihre Hand warben, welche sie im Jahre 1675 an den Erbprinzen von Braunschweig, August Friedrich, einen Sohn Anton Ulrich's, verschenkte. Die Verlobung erregte auf's neue den Unmuth Ernst August's und Sophie's, welche bereits, im politischen Interesse, an eine Verbindung ihres Sohnes, Georg Ludwig, mit Sophie Dorothea gedacht hatten. Wirklich wurden ihre selbstsüchtigen Wünsche befriedigt; noch ehe des Priesters Hand das junge Paar verbunden, starb der Bräutigam an einer bei der Belagerung von Philippsburg davongetragenen Wunde (1676), und Sophie warb unlange darauf bei Georg Wilhelm für ihren Sohn um Sophia Dorothea's Hand, welche auch, wider deren eigene Neigung und trotz Eleonore's ahnungsreichen Thränen, verschenkt wurde. Prinz Georg Ludwig führte am 28. November 1682 zu Celle eine Braut heim, die er trotz ihrer Liebenswürdigkeit nicht liebte und sah seine Verheirathung als ein Opfer an, das er der Erbfolge zu bringen verbunden sei. Die starre Kälte seines Wesens wurde am Vermählungstage durch Nichts gemildert; vielmehr war sie eisiger als je und erregte in den älterlichen Gemüthern trübe Ahnungen. Sophia Dorothea folgte dem Gatten wenige Tage nach der Feierlichkeit an den hannoverschen Hof. Hier herrschte damals ein unerhörter und glänzenderer Luxus, als irgendwo. Ungeheure Summen wurden zur Aufführung prächtiger Bauten, zur Unterhaltung zahlreicher Franzosen und Italiener, zur Bestreitung der ausgesuchtesten Feste, Schaustücke, Opern und Ballette, zur Beschenkung beliebter Hofdamen, so wie auf Lustreisen und Zügen, verschwendet. Sophie bestimmte für ihren Sohn, als er 1690 den Feldzug nach Brabant unternahm, 77 Bediente, 15 Knechte, 132 Luxuspferde, 2 Zuckerbäcker, 2 Meisterköche, 1 Bratenmeister, 1 Kapaunenstopfer, 20 Kutscher. Unter seinem Feldmarschall standen im J. 1694: 2 Oberjägermeister, 1 Großvoigt, 9 Geheimeräthe, 9 Hofräthe, 8 Secretaire, 6 Kanzelisten, 5 Kanzleiboten, 5 Kammerdiener, 16 Lakaien, 9 Köche, 2 Bratenmeister, 1 Fischkoch, 1 Hühnerpflücker, 4 Küchenjungen, 2 Küchenfrauen, 3 Conditoren. Unter den Damen, welche am hannoverschen Hofe mit vorzüglicher Galanterie verehrt wurden und durch ihre Intriguen den entschiedensten Einfluß auf das Staatsleben ausübten, zeichneten sich besonders die Gräfinn von P. und die Frau von Wik aus.

Jener wurde vom Churfürsten, dieser vom Erbprinzen gehuldigt. Bald wurde ohne Vermittelung der P. fast keine höhere Gunst bewiesen, und so konnte es nicht fehlen, daß sie immerfort von zahlreichen Schmeichlern umflattert wurde, welche von ihrer Empfehlung Würden und Ansehn hofften. Der Churfürstinn blieb die Leidenschaft ihres Gemahles keineswegs verborgen; doch hielt sie für das Gerathenste, ihre Eifersucht nicht merken zu lassen, wohl wissend, daß sie im entgegengesetzten Falle dem Feuer nur neuen Brennstoff zutragen würde und selbst ein Opfer desselben werden könnte. Namenlos unglücklich wurde dagegen Sophia Dorothea, als sie die Quelle der längst empfundenen Gleichgiltigkeit ihres Gatten entdeckt hatte; selbst die Geburt eines Sohnes, Georg, im J. 1683, vermochte sie nicht zu trösten, da das Band der Ehe um Nichts inniger, die Miene des Erbprinzen um Nichts freundlicher dadurch wurde. Hiezu kam, daß ihr bewegtes Gemüth am hannoverschen Hofe alle wohlthuenden Berührungen und Eindrücke vermißte. Fremd und einsam fand sie lange kein Bild, das eine entfernte Aehnlichkeit mit den Zuständen ihrer Kindheit dargeboten und dadurch heimische Erinnerungen in ihrer Seele hervorgerufen hätte. Am väterlichen Hofe war sie eine muthwillige, von französischen Emigranten belebte, Heiterkeit gewohnt geworden; hier dagegen herrschte die strengste, ernstvollste Reverenz, geboten von der Herzoginn und mehr von der P. Das gebieterische Wesen der letzteren, deren Wohlwollen selbst der Erbprinz nöthig hatte und anstrebte, konnte Sophie Dorothea nicht ertragen; sie gab sich daher so wenig Mühe, ihr zu gefallen, daß sie die von der Gräfinn erfahrene Geringschätzung mit spöttischem, am väterlichen Hofe erlerntem, Witze vergalt. Hierdurch erwarb sie sich eine Feindinn, welche rachsüchtig und mächtig genug war, die Gleichgiltigkeit des Erbprinzen in entschiedene Abneigung zu verwandeln und die Unglückliche bei dem ganzen Hofe zu einem Gegenstande der Geringschätzung und des Hohnes zu machen. So wirksam waren die Ränke der P., daß Sophie Dorothea kaum mehr anders, als unter dem Namen „Jungfer d'Eomiers" genannt wurde.

In so leidvoller Vereinsamung und Verlassenheit sah die Prinzessinn einen Gespielen ihrer Jugend, den Grafen Philipp Christoph von Königsmark, einen Bruder der schönen Aurora von Königsmark, der Geliebten König August's II. von Polen, wieder. Der Graf, einer der stattlichsten Männer seiner Zeit, war mit der Prinzessinn am Hofe zu Celle erzogen, hatte nachher Kriegsdienste in Morea genommen und war vor Kurzem als Oberster der Leibwache zu Hannover angestellt. Mit unbefangenem Wohlwollen gab sich die Verlassene diesem lieben, alten Bekannten, der bald durch ehrfurchtsvolle Annäherung ihr Vertrauen gewann, je länger, desto mehr hin. Nach bereits achtjähriger Ehe hatte sie ihren Kummer, außer ihrer Hofjungfrau, dem Fräulein von Knesebeck, und ihrer Mutter, noch Niemand vertrauet; jene hatte in herzlicher Theilnahme sie oft erleichtert, diese aber mit ihrem leidigen Rathe, „an den Vorfällen eines glänzenden Hofes sich nicht zu ärgern, sondern ruhig Alles von der besten Seite zu nehmen," Nichts bei ihr gebessert. Jetzt wußte sie einen

Mann sich gewogen, der nicht nur ihrem Herzen wohlthun, sondern mit den hohen Talenten seines Verstandes ihren, dem seinigen verwandten, Geist befriedigen konnte.

Königsmark, der liebenswürdigste Mann des Hofes, war indessen auch von der P. nicht ohne lebhaften Eindruck bemerkt. Bald warf sie ihre Netze nach ihm aus, und Niemand unterstützte sie freudiger, als die Churfürstinn, welche im Fall des Gelingens wiederum in den ungetheilten Besitz ihres Gemahls zu kommen gedachte. Obwohl nun Königsmark, der nur für die Prinzessinn athmete, die bald erkannte Leidenschaft der P. nicht erwiderte, so war er doch zu sehr Hofmann, um seine Gleichgiltigkeit merken zu lassen, und jene fand Veranlassung genug, ihr böses Spiel ferner zu wagen, ja ihr Verhältniß zum Grafen selbst zu ihren das Verderben der Prinzessinn bezweckenden Intriguen zu benutzen, wozu sie um so geneigter war, je weniger ihr die Zuneigung Königsmark's zu derselben entgehen konnte und je mehr dadurch ihre Eifersucht gereizt werden mußte. Es war auf einer Redoute in Hannover, wo die glänzende Ueberlegenheit des schönen und geistreichen Grafen die Begierde in ihr erregte, die Eroberung mit Sturm zu versuchen. In den leidenschaftlichsten Ausbrüchen strömte die Bewunderung seiner Talente aus ihrem Munde, und schmeichelnd bat sie ihn, den freundlichen, vom Mondenscheine verklärten, Frühlingsabend auf einem Spaziergange im Garten mit ihr zu genießen. Königsmark gehorchte und wurde bis zum Ueberdruß auf's neue mit unerhörten Schmeicheleien überschüttet. In der Nähe eines Pavillons bat die Gräfinn, einen Augenblick mit Lustwandeln einhalten zu dürfen, um ihren durch den Zugwind etwas verwirrten Schmuck zu ordnen. Noch war sie, unter Königsmark's galanter Beihilfe hiemit beschäftigt, als sie den Erbprinzen und den Grafen P. sich ihnen nähern sahen, worauf sie durch eine andere Allee des Gartens entschlüpften. Jene traten in den Pavillon, in welchem P. einen prächtig gestickten Handschuh fand, den der Erbprinz als seiner Gemahlinn zugehörig erkannte. Als Beide darauf nach dem Schlosse zurückkehrten, fanden sie einige Bedienten, welche einen von der Prinzessinn verlorenen Handschuh suchten, der von ihr seiner Schönheit wegen gezeigt und von den Bewunderern herumgegeben, aber mit einem andern, ähnlichen vertauscht und als der unrechte erst nach Ablauf einer halben Stunde von jener erkannt war. Den rechten Handschuh bekam die Prinzessinn zu ihrer Verwunderung vom Grafen P.; der vertauschte aber war plötzlich verschwunden und wurde nicht wieder gesehen. Der Verdacht, welcher aus dieser Geschichte entsprang, kostete der Prinzessinn viele Thränen, wiewohl der wahre Thatbestand nachher an den Tag kam und somit die Intrigue mißglückte.

Immer mehr erkannte die P. Königsmark's Leidenschaft für Sophia Dorothea und den geringen Eindruck, den sie selbst auf ihn machte. Zugleich mit dieser Ueberzeugung wuchs ihre glühende Rachsucht, deren verderbliche Wirkungen durch die gehässigen Umtriebe der von der Prinzessinn mit Verachtung behandelten Wik noch verstärkt wurden. Beiden gelang je länger, desto mehr die Verdächtigung des Verhältnisses zu Königsmark, und immer kälter wurde

der Erbprinz gegen seine Gemahlinn. Als er ihr einst zwei Monate lang ausgewichen war und kein Wort mit ihr geredet hatte, vermochte sie den lastenden Druck nicht mehr im dumpfen Stillschweigen zu ertragen. Sie wappnete sich mit Muth, trat zu ihm in sein Kabinet und sprach: „Nur in dem Bewußtsein, schuldlos zu sein an meiner Verachtung, wage ich, mich Ihnen zu nahen, nicht, um zu klagen, sondern um flehentlich zu fragen, wodurch ich Ihre Gunst verscherzte. Ich trachte nur nach Ihrer Achtung und bitte um die Gnade mir zu sagen, was ich thun muß, um sie zu verdienen.“ „„Sich beruhigen, Madame,““ erwiderte der Erbprinz kalt und verließ das Kabinet. Halb ohnmächtig vom namenlosen Schmerz hatte Sophia Dorothea kaum Kraft genug, nach ihrem Zimmer zu wanken. Hier traf sie Königsmark und ihr vertrautes Hoffräulein, denen sie die Ursache ihres sichtbaren Leidens im Drange nach Mittheilung nicht zu verhalten fähig war. Beide wurden durch den vernommenen Vorfall eben so empört, als gerührt, vorzüglich Königsmark, der in der Aufwallung seiner Empfindungen die Prinzessinn aufforderte, ihren Gemahl zu verachten, statt Thränen zu weinen, deren er nicht werth sei. Aber mit edelm Hoheitsgefühle, das selbst im tiefsten Schmerz nicht unterging, wies sie solchen Trost mit folgenden Worten zurück: „Halten Sie ein, Königsmark! So sehr ich Ihnen auch für den mir bewiesenen Eifer verbunden bin, so kann ich doch nicht dulden, daß Sie die Ehrfurcht aus den Augen verlieren, die Sie Georg Ludwig schuldig sind. Bedenken Sie wohl, daß Sie zu mir sprechen und daß Er mein Gemahl ist. Der Prinz hat seine Verdienste, und wenn er gegen mich nicht diejenige Achtung hat, die er haben sollte, so kann ich nur mein Verhängniß deßwegen anklagen. Georg Ludwig liebt eine Andere; vielleicht heilt ihn der Himmel, durch meine Thränen erweicht, dereinst von dieser unseligen Leidenschaft, und dann werde ich vielleicht mehr Antheil an seiner Achtung erhalten. Mir steht es zu, sie zu verdienen zu suchen, und das kann ich nur, wenn ich gerade den entgegengesetzten Weg von Dem, welchen Sie mir zeigen, einschlage. Wenn es wirklich wahr ist, daß Sie so viel Anhänglichkeit an mich haben, wie Sie mir oft versichert haben, so können Sie mir keinen triftigern Beweis davon geben, als wenn Sie über Das, was ich Ihnen vertrauet habe, ein ewiges Stillschweigen beobachten. Dies verlange ich von Ihnen, wenn Sie nicht wollen, daß ich darauf Verzicht leisten soll, Sie jemals wieder bei mir zu sehen.“ Eben so hochherzig äußerte sie sich in einer heftigen, bedenklichen Krankheit, welche von der gewaltsamen Erschütterung ihres Nerven- und Seelenlebens erzeugt wurde, gegen ihren Gemahl, der ihr eine kalte Anstandvisite machte. „Ich sterbe — sagte sie — mein Prinz, und Sie kennen den Grund. Ich meinerseits mache Ihnen nicht den mindesten Vorwurf und wünsche nur für Ihre eigene Ruhe, daß Sie sich selbst nie einen machen mögen. Ihre verächtliche Behandlung hat Ihnen dennoch nicht meine Hochachtung entziehen können, weil ich stets überzeugt gewesen bin, daß Sie mir auch die Ihrige nicht versagt haben würden, wenn Sie nicht durch eine Leidenschaft, über die Sie nicht Herr sind, daran verhindert worden wären. Aber diese Leidenschaft, mein Prinz,

wird nicht ewig dauern. Sie werden mir dereinst mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und vielleicht werden Sie mir nach meinem Tode Das nicht verweigern, was nicht in Ihrer Macht stand, mir bei meinem Leben zu gewähren." Nach drei Wochen langem Krankenlager, kurz vor der Geburt einer Tochter *), ebenfalls Sophia Dorothea genannt, kehrte ihre Gesundheit wieder; doch bedrohete die Niederkunft ihr Leben auf's neue, und sie zog, nachdem sie drei Monate hindurch das Zimmer gehütet, auf den Rath der Aerzte nach einem Lustschlosse in der Nähe von Hannover. Kaum hergestellt und in die Residenz zurückgekehrt, sah sie den Grafen Königsmark mit dem Prinzen Carl, Georg Ludwig's Bruder, nach Ungarn scheiden, wo Beide im Dienste des Kaisers gegen die Türken kämpfen sollten. Unter unsäglichem Schmerze hatten sich die Vertrauten von einander getrennt; der Graf sollte sein Leben schonen, hatte die Prinzessinn sehnlich gebeten, um wiederzukehren und ihr zu helfen. Wie erbebte sie nicht, als ein trügerisches Gerücht die Kunde verbreitete, Königsmark sei an der Seite des im Gefechte gefallenen Prinzen gleichfalls niedergehauen! Ihres Grames nicht mächtig verrieth sie durch unverhaltene Klagen eine Leidenschaft, die sie sich selbst nicht gestanden hatte, dem lauernden Hofe. Aber Königsmark kam wieder und vollendete das Unheil der Prinzessinn.

Georg Ludwig, um jene Zeit mit der Frau von Wik besonders vertraut und verbunden, war gegen seine Gemahlinn kaltsinniger und zurückhaltender, als je, und diese faßte abermals den Entschluß, frei und bestimmt eine Erklärung von ihm zu fordern. Aber er gab sie nicht, sondern wies ihr nach wiederholter Anfrage die Thür; und als sie auf eine Antwort bestand, versuchte er, sie aus dem Zimmer zu drängen. Sie widerstrebte noch und leistete dem Befehle, zu schweigen, nicht Folge. Da drängte er sie gegen die Wand, erfaßte sie bei der Kehle und schien sie erwürgen zu wollen. Ihre Kammerfrauen, auf ihr Angstgeschrei herbeigeeilt, entwanden sie nur mit Mühe den Händen des Wüthenden.

Die Prinzessinn, der Verzweiflung nahe gebracht, suchte jetzt Gelegenheit ihren Aeltern die ganze Tiefe ihres Unglückes zu enthüllen. Die Churfürstinn, ihrer Schwiegertochter durch verwandten Schmerz seit längerer Zeit näher verbunden, erwirkte ihr die Erlaubniß, nach Celle zu reisen. Hier angekommen, umfaßte sie unter heißen Thränen ihres Vaters Kniee, und ihre Klagen erregten in seinem und seiner Gemahlinn Herzen den schwersten Kummer. Als sie aber von Ehescheidung sprach, verfinsterte sich des Herzogs Gesicht, und er erklärte mit entschiedenem Ernst, nie einen Schritt zulassen zu wollen, der unsägliche Schmach über sein Haus und sie selbst, nach seinem Tode, in die bedenklichste Stellung bringen müsse. Selbst Eleonore's flehentliche Fürbitte blieb ohne Eindruck auf ihn; denn sein erster Minister Bernstorf hatte ihn bereits hinlänglich bearbeitet. Dieser außerordentlich staatskluge Mann hatte, ungeachtet seines gespannten Verhältnisses zur Herzoginn, jederzeit den entschiedensten

*) Im März 1687.

Einfluß auf den Landesherrn auszuüben gewußt. Die Verbindung der lüneburg-cellischen Lande mit dem Hannoverschen war das Ideal seines politischen Strebens, in welchem ihn Ernst August heimlich unterstützte und aufmunterte. Er selbst glaubte sich durch das Gelingen des Planes nach Georg Wilhelm's Tode am hannoverschen Hofe eine ehrenvolle und dauernde Stellung zu sichern; ja, er sah im Geheimen Ernst August schon als seinen Landesherrn an. Von der Ehescheidung Sophia Dorothea's fürchtete er Veränderungen, welche sein ganzes, so gut angelegtes, Vorhaben vernichten konnten, und dieses bestimmte ihn, die Folgen der Ehescheidung als höchst verderblich für die Verhältnisse des cellischen Hofes und zugleich das Mißbehagen der Prinzessinn als selbst verschuldet darzustellen. Diese mußte demnach mit schwerem Herzen trostlos nach Hannover zurückkehren, wo die von ihr gegen ihre Aeltern geführten Beschwerden durch Bernstorf's Betrieb bereits kund geworden waren.

An der Eroberung des Grafen Königsmark hatte inzwischen die P. noch immer nicht verzweifelt, und jener war schwach genug gewesen, ihre glühenden Liebesbezeugungen sich dann und wann gefallen zu lassen und gar zu erwidern, so oft auch in Zwischenzeiten die bitterste Reue ihn gepeinigt und ein entsetzlicher Ekel an der wollüstigen und intriguanten Feindinn Sophia Dorothea's ihn erfüllt hatte. Es konnte demnach nicht fehlen, daß auch die P. mit Königsmark in's Gerede kam, — was ihr um so unangenehmer sein mußte, als sie dadurch gegen ihren Liebhaber, den Churfürsten, bloß gestellt werden konnte. Dies durch Entfernung des bösen Scheines, den Königsmarks zahlreiche Besuche auf sie geworfen, zu vermeiden, trug sie ihm ihre Tochter zur Gemahlinn an; allein sie fand kein Gehör und schwur ihm, dem sie schon oft genug gegrollt hatte, bei sich selbst glühende Rache.

Königsmark reis'te in Familienangelegenheiten bald darauf nach Dresden, an den Hof König August's von Polen, von welchem seine Schwester hochbegünstigt ward. Hier war es, wo er bei einem Gelage, in leidenschaftlicher Aufregung, unvorsichtig den Todesstreich auf das leidvolle Haupt seiner Angebeteten führte. Man war übereingekommen, daß Jeder der Anwesenden ein bestandenes Abenteuer zum Besten geben solle. Als die Reihe an Königsmark kam, offenbarte er, in der Hitze des Weinrausches, die von der P. erfahrene Gunst, ihre Ränke gegen die Prinzessinn und der letzteren unaussprechliches Leid. Ein in Ungnade gefallener hannoverscher Cavalier benutzte das Gehörte, um wieder angenommen zu werden, und berichtete den Vorfall brieflich an die P., welche denselben in einem für sie unschädlichen, aber für Königsmark und die Prinzessinn höchst ungünstigen, Lichte am Hofe darlegte. Jener kehrte bald nach Hannover zurück, und sein Verhältniß zu Sophia Dorothea wurde genau beobachtet. Jetzt erst, und nicht schon früher, wie mehre Geschichtsschreiber berichten, entspann sich das gefährlichste Geheimniß unter den beiden Vertrauten — der in Briefen und nächtlichen Zusammenkünften ausgesponnene Plan der Entführung.

Königsmark schlug der Prinzessinn eine Flucht nach Frankreich vor, sie

aber wünschte an den Hof Anton Ulrich's von Braunschweig-Wolfenbüttel geführt zu werden. Was sie an Kleinodien besaß, packte sie ein, für sonstige Geldmittel sollte Königsmark sorgen, und schon war der Termin der Flucht fest gesetzt. Aber im Geheimen lauerte Verrath. Eines Abends fand sich der Graf, einer schriftlichen Einladung zufolge, bei der Prinzessinn ein und vernahm, daß sie Nichts von einer Einladung wisse. Die Vermuthung, daß die P. die Hand der Prinzessinn nachgebildet, bestätigte sich späterhin als Wahrheit. Jene aber berichtete die Zusammenkunft, von welcher sie bald in Kenntniß gesetzt war, an den Churfürsten, welcher zwar ihren Antrag, den Grafen arretiren zu lassen, nicht genehmigte, aber einen Anführer mit drei bewaffneten Trabanten beauftragte, ihr, die er übrigens für Alles verantwortlich machte, auf das pünktlichste zu gehorsamen.

Am 2. Julius 1694 — während des Aufenthaltes Georg Ludwig's in Berlin — sollte die Flucht vor sich gehen. Nachts zwei Uhr fand sich, der Verabredung gemäß, Königsmark zur letzten Berathung noch einmal bei ihr ein. „Ich weiche meinem Verhängniß, das mich vielleicht in ein noch größeres Unglück fortziehen wird. Halten Sie für morgen Alles bereit, und sobald die Churfürstinn sich zur Ruhe begeben haben wird, holen sie mich hier ab!“ mit diesen Worten entließ sie ihn, um ihn nie wieder zu sehen. Königsmark wurde auf der Gallerie des Schlosses im Finstern angegriffen. Als man ihn fesseln wollte, widersetzte er sich und rief: „Verrath! Mordet mich, aber schonet die unschuldige Prinzessinn!“ Endlich wurde er seines Degens mächtig, ein hitziger Kampf entbrannte; aber seine Klinge zersplitterte, er wurde übermannt, und, von 19 Stichen verletzt, lag Königsmark am Boden. Man trug ihn in das Zimmer, in welchem die P. des Erfolges harrete. Der Halbentseelte erkannte sie noch bei'm Kerzenscheine und rief ihr zu: „Ha, Natter! Ist Das dein Dank, weil ich deine Leidenschaften befriedigte?“ Nach einer Pause scheinbaren Todes raffte er sich abermals auf und stammelte: „Mordet mich, aber schonet die unglückliche Prinzessinn!“ Da fiel abermals das Bild der P. in seinen Blick; aber er hatte kaum noch Kraft, ihr die Worte „falsche Buhlerinn!“ zuzurufen. Aus einer Anwandlung von Ohnmacht, in welcher sie ihn, aus Versehen, mit dem Fuße ins Gesicht stieß, raffte sie sich gewaltsam auf und schrie: „Verläumder, verschlimmere deine Sache nicht!“ Bald darauf verschied Königsmark, mit gebrochenen Lauten noch die Unschuld der unglücklichen Prinzessinn betheuernd. Der entseelte Leib wurde auf Befehl des Churfürsten in ein heimliches Gemach geworfen, welches vor der Hand mit Kalk verschüttet, mit Tagesanbruch aber vermauert ward. Alle Blutflecke wurden sorgfältig abgewischt und den Trabanten bei schwerer Strafe unverbrüchliches Stillschweigen zur Pflicht gemacht.

Sophia Dorothea saß am andern Morgen, nach einer unruhigen Nacht, kaum an ihrer Toilette, als das Fräulein von Knesebeck mit verstörten Mienen in's Zimmer trat und ihr mittheilte, wie Königsmark von seinen Leuten

überall vergebens gesucht würde. Eine trübe Ahnung führte der Prinzessinn das schwarze Bild der Mordthat in den gräßlichsten Zügen vor die geängstigte Seele. „Königsmark ist todt!“ rief sie aus; „und nur ich trage die Schuld; er ist nur dadurch unglücklich geworden, daß er sich so fest an mich anschloß. Die P. hat ihn ihrer Rache geopfert, und bald werde auch ich ihres Hasses Opfer werden!“ Bald erhielt sie die Bestätigung Dessen, was sie schon wußte, zugleich mit der Nachricht, daß Königsmark's Papiere der P. zur Aufstellung eines Berichtes übergeben wären. Letzteres hätte die Angst der Prinzessinn steigern müssen, wäre dieses noch möglich gewesen; denn die von ihrer Hand geschriebenen Briefe waren voll verächtlichen Spottes über die P. und Wik, voll bitterer Klagen über den Churfürsten, den Erbprinzen, und — was das Schlimmste war — über den eigenen Vater, der als „ein gefühlloser Einsiedler von der Haide“ ohne Ehrerbietung in denselben vorkam. Graf P. wurde mit den Briefen der Prinzessinn zu deren Aeltern gesandt. Der Vater erglühte im Zorn; die Mutter verging vor Wehmuth. Bernstorf, den letztere flehentlich anging, ihre unglückliche Tochter zu retten, blieb ziemlich gleichgiltig, erklärte jedoch zuletzt, „daß der Wunsch der Prinzessinn in Betreff der Ehescheidung gewährt werden könne, um sie zum Nachdenken zu bringen, damit sie nach Verlauf einiger Zeit sich eines Bessern besinnen, ihr Unrecht einsehen und zu glücklicheren Verhältnissen die Hand bieten möge.“ Graf P., an den hannoverschen Hof zurückgekehrt, war unverschämt genug, ihr die Frage vorzulegen: „Seit welcher Zeit haben Sie mit Königsmark vertrauten Umgang gehabt und Ihr Befinden danach verändert gesehen?“ Empört forderte die Prinzessinn, er wolle sie mit seinem buhlerischen Weibe nicht verwechseln; — was den furchtbarsten Haß der P. auf's neue anregte. Durch strenge Haft des Fräulein von Knesebeck war der unglücklichen Frau jeder Trost vertraulicher Mittheilung entzogen. Jene betheuerte im Verhör die Unschuld ihrer Gebieterinn, und obwohl sie eine Correspondenz mit Königsmark nicht leugnen konnte, so erklärte sie doch mit Bestimmtheit das oben erwähnte Billet, welches man ihr vorzeigte, für ein untergeschobenes.

Sophia Dorothea erhielt am 7. Juli Befehl, einen Wagen zu besteigen, der sie in eine ferne Gegend in Sicherheit bringen werde. „Gut“ — erwiederte sie — „ich bin bereit, diesen barbarischen Ort sogleich zu verlassen. In was für eine Gegend sie mich auch immer führen mögen, so wird sie mir doch minder entsetzlich sein, als dieser abscheuliche Pallast.“ Selbst die unaussprechliche Liebe zu ihren Kindern, in deren Andenken sie schon hin und wieder fast beschlossen hatte, Alles am Hofe zu erdulden, konnte sie nicht verhindern, so zu reden; die Schwankende war immer durch furchtbare Träume, in denen ihr Gemahl sie zu erdrosseln drohete und die beiden verhaßten Frauen ermuthigend ihm zur Seite standen, in ihrem Entschluß, Gemahl und Hof zu fliehen, bestärkt. Sie benetzte noch einmal ihre Kinder mit heißen Thränen und bestieg sodann den Reisewagen, der sie nach Lauenau und von da nach Ahlden im Lü-

neburgischen führte. Ehrerbietig verneigte sich bei ihrer Ankunft der Schloßhauptmann, zeigte ihr die Zimmer, in denen sie wohnen und das Personal, das sie bedienen sollte, — lauter unbekannte Gestalten.

Ernst August machte noch einen Versuch, sie mit ihrem Gemahle zu versöhnen. Er selbst glaubte an ihre Unschuld und wünschte Nichts mehr, als, dieselbe bewiesen zu sehen. Schon am Tage nach ihrer Ankunft gelangte Graf P. auf dem Schlosse an und legte ihr nach vergeblichen Versöhnungsvorschlägen die Frage vor: „Ob sie mit Königsmark im vertrauten Umgange gelebt und zum Nachtheile des hochfürstlichen Hauses mit ihm habe entfliehen wollen?" Sie beantwortete nur die letztere und zwar dahin: „Daß sie, da der Vater ihr einen Zufluchtsort verweigert und sie daher nicht in der Gesellschaft ihrer theuern Mutter habe bleiben dürfen, in der ihrer Verwandten, nämlich am Hofe Anton Ulrich's, ihr Leben habe zubringen wollen, um sich der unfreundlichen Behandlung ihres Gemahles zu entziehen." Als Graf P. mit Nachdruck seine erste Frage wiederholte, forderte sie mit entschiedenem Tone, „daß man ihr, als ein Zeichen, daß sie schuldlos sei, das heilige Abendmahl reichen solle." Die P., von dieser Forderung benachrichtigt, gab sich Mühe, dieselbe als Verspottung des Allerheiligsten erscheinen zu lassen und suchte dahin zu wirken, daß der Genuß des Sakramentes — und damit ein kräftiger Beweis ihrer Unschuld — ihr entzogen würde; allein Georg Wilhelm befahl, „daß seiner Tochter Verlangen gewillfahrt werden müsse, indem in seinem Lande auch dem größten Sünder der Trost der Religion nicht zu versagen sei." Es wurde hierauf ein Altar im Zimmer der Prinzessinn errichtet. Vor demselben stand sie in tiefer Andacht, hörte in Gegenwart fürstlicher Abgesandten eine lange Vermahnungsrede demuthsvoll an und genoß sodann das Sakrament. Wer sie ansah, erkannte ihre Unschuld in ihren reinen, verklärten Zügen. Nach einem stillen Gebete trennte sich die Versammlung. Aber die Weihe der Religion hielt nicht lange die natürlichen Triebe des zertretenen Weibes gefangen; eingedenk ihrer boshaften Feindinn und der erlittenen Schmach, vermochte sie nicht, genug zu lieben und zu dulden, sondern rief Graf P. zurück und sprach: „Ersuchen Sie nun auch Ihr Weib, daß es seine Unschuld bezeuge durch den Genuß des heiligen Abendmahles!" So wenig diese Worte zu der heiligen Handlung sich schickten, die sie begangen, so wurden sie doch von den Anwesenden als ein Zeugniß der gekränkten Unschuld aufgefaßt. Besonders freuete sich Ernst August, die Prinzessinn gerechtfertigt zu wissen. Noch immer fürchtend, Georg Wilhelm möchte sich einst mit ihr versöhnen und die Erbfolge änderen, hatte er jetzt neuen Anlaß, seinen Sohn zu abermaligen Versöhnungsvorschlägen aufzufordern. Dieser kündigte auch wirklich durch Bernstorf seiner Gemahlinn unter der Bedingung eines Eingeständnisses ihrer Unbesonnenheit und Voreiligkeit Gnade und Wiederaufnahme an; sie aber entgegnete mit Entschiedenheit: „Sagen Sie dem Prinzen, daß nach Dem, was zwischen ihm und mir vorgefallen sei, keine Wiedervereinigung Statt haben könne; denn, wenn ich schuldig bin, so bin ich seiner unwerth; und bin ich unschuldig, so ist er meiner nicht

werth." Jetzt trug der Erbprinz selbst auf Ehescheidung an, welche vor acht Räthen und einem Präsidenten des hannoverschen und cellischen Consistoriums mit der Anklage „die Prinzessinn habe in Worten und Werken bezeugt, daß sie die eheliche Gemeinschaft mit dem Erbprinzen nicht fortsetzen wolle," eingeleitet und bald darauf mit dem Bescheid vollzogen wurde, daß dem Prinzen, nicht aber der Prinzessinn, das Recht der Wiedervermählung zustehe.

Bald nach der Ehescheidung wurde der Churfürst vom Schlage gelähmt und von einer starken Kolik befallen. Er starb, nachdem er sich von seinem Bruder hatte geloben lassen, die Prinzessinn nie zu erlösen und in der Erbfolge Nichts zu ändern. Hinter diesem Gelübde versteckte sich Bernstorf nachher jedes Mal, wenn Eleonore die Befreiung ihrer Tochter beantragte. Diese wurde auf Schloß Ahlden streng bewacht. Auf dem Walle und am Ausgange ihrer Zimmer standen Schildwachen, eine Abtheilung Cavallerie und Infanterie lag in der Nähe und führte auf dem Schloßhofe täglich eine Wachtparade auf. Selbst auf ihren Spazierfahrten wurde sie von einer Abtheilung Cavallerie begleitet; nur im Schloßgarten durfte sie frei lustwandeln. Uebrigens hatte sie eine ordentliche Hofhaltung. Eine Hofdame, ein Hoffräulein, zwei Kammerfrauen, zwei Pagen, zwei Kammerdiener, ein Küchenmeister, drei Köche, ein Conditor, ein Mundschenk, ein Hofbäcker und vierzehn Lakaien machten ihre Bedienung aus. Ihre liebste Beschäftigung bestand in Anfertigung kleiner Geschenke für ihre Kinder, die nur bei deren Empfang — sonst nie — ihrer Mutter gegen den Vater erwähnen durften. Einige Stunden wurden täglich mit der Administration zweier ihr überlassenen Domainen ausgefüllt; auch fand sie einige Zerstreuung darin, die Haushaltungsangelegenheiten selbst zu leiten; ihre höchste Lust aber war, die zahlreichen Bedrängten, die bei ihr anklopften, durch milde Gaben zu erleichtern. Officiere und Beamte sah sie oft an ihrer Tafel, die besten literarischen Erzeugnisse kürzten ihr die Zeit, und sie würde sich selbst in den Verlust ihrer Freiheit gefunden haben, wenn ihr nur vergönnt gewesen wäre, das Angesicht ihrer Kinder von Zeit zu Zeit zu sehen. Selbst die mit denselben gewechselten Briefe wurden vor der Absendung durchgelesen, ja die ihrigen zum Theil nicht einmal befördert. Nur die Correspondenz mit ihrer Mutter, welche sie auch einige Male zu ihrer unaussprechlichen Freude besuchte, blieb ohne Controle. Prinz Georg konnte einst seiner Sehnsucht, die leidvolle Mutter zu umarmen, nicht widerstehen. Auf der Jagd entfernte er sich absichtlich von seinem Gefolge und trabte dem Schlosse Ahlden zu; schon war er in dessen Nähe, als er eingeholt und zur Umkehr gezwungen wurde.

Gegen drei und dreißig Jahre verlebte die Prinzessinn in stiller Betrübniß auf dem Schlosse. Das öde Einerlei ihrer Tage wurde selten durch andere, als traurige Ereignisse unterbrochen. Zu den letzteren gehört der Tod ihres Vaters, am 28. August 1705. Der Unerschütterliche, auf dessen Verzeihung sie noch bang und leise gehofft, hatte ihre ehrerbietungslosen in den Briefen an Königsmark gegen ihn erhobenen Klagen nimmer vergessen und seinen Groll mit in's Grab genommen. Das kostete ihr unendlichen Schmerz und heiße

Thränen, die sie unter heftigen Vorwürfen ihres zarten Gewissens vergoß. Eleonore wohnte seit jenem Todesfalle auf einem, ihr zum Wittwensitz 1698 zu Lüneburg erbaueten, Schlosse. Bernstorf, nunmehr im hannoverschen Dienste, ließ ihr kaum die Freiheit, ihre Tochter zuweilen zu sehen und verrieth seinen Haß gegen sie durch vielfache Kränkungen. Ihr i. J. 1722 erfolgter Tod verursachte der Tochter neuen Gram. Damals saß diese schon acht und zwanzig Jahre gefangen, und doch war ihr Loos noch um Nichts erträglicher geworden, wie aus folgenden Bemerkungen in ihrer Selbstbiographie *) — deren Unächtheit Niemand bewiesen hat — deutlich hervorgeht: „Nach meiner Mutter Ableben ward über die Art, wie sie zur Erde bestattet werden solle, von meinen Gegnern verhandelt; mir wurden diese Verhandlungen bekannt, und da sie vorläufig, wie alle fürstlichen Leichen, in einem hölzernen Sarge in der fürstlichen Gruft beigesetzt war, so verlangte ich, daß ihr ein den Särgen anderer fürstlichen Personen der Familie meines Vaters ähnlicher gegeben werden sollte. Ich gab auch die erforderlichen Mittel dazu aus meiner Chatulle, es ist mir jedoch, nachdem sie fast vier Jahre verstorben, nicht bekannt geworden, ob meine Wünsche erfüllt sind, weil, wenn ich mich erkundigte, mir immer ausweichende Antworten gegeben wurden. Ich hatte mehrmals gewünscht, die von meiner Mutter mir vermachten Gegenstände an dem Orte ihres Abscheidens in Empfang zu nehmen; auf wiederholtes Anfragen bekam ich aber eine abschlägige Antwort und ward von dieser Zeit an von meiner Umgebung, die allmälig wieder gewechselt ward, mit Nachrichten hingehalten, die mir nie zum Troste gereichen konnten. Auch die Papiere meiner verstorbenen Mutter, die mir gehörten und vermacht waren, wurden mir zum Theil vorenthalten, und so Alles angewandt, was mir nach meiner (damals) acht und zwanzigjährigen Gefangenschaft noch Freude gewähren konnte." „Nachdem der Ort unfern des Schlosses und auch die Kirche abgebrannt waren, trug ich zur Wiedererbauung der letzteren Manches bei und schenkte ihr, als sie fertig war, noch das Altartuch, nebst silbernen Leuchtern und Altargeräthen. Nach dem Tode meiner Mutter hoffte ich, zu Zeiten diese Kirche besuchen zu dürfen, für deren Erbauung ich so Vieles gethan, und in der ich einen Kirchstuhl für mich hatte errichten lassen; es ward mir jedoch angedeutet, daß ich dem Gottesdienste nur in meinen Zimmern beiwohnen könne. Man sagte mir zwar, es sei Dieses für meine Gesundheit zuträglicher; ich bin jedoch überzeugt, daß es nur, wie vieles Andere, geschah, um meinen Wünschen zuwider, meine Freiheit noch mehr zu beschränken. Als einst Feuer im Schlosse ausgebrochen, auch Alles in Bewegung war, und diese in ein wildes Umherlaufen ausartete, hatte ich meine Kleinodien, die ich sorgfältig bewahrte, in meine Chatulle gepackt, welche viele Geschenke meiner Mutter und Kinder enthielt, und ging, um mich und diesen theuern Schatz zu retten, aus meinen Zimmern. Man wollte mir aber nicht gestatten, die Gänge vor denselben zu ver-

*) Précis du recit de mon destin et de ma prison; im 32. Jahre der Gefangenschaft geschrieben. (Das Original zu der Mollerschen Uebersetzung.)

lassen, und ich ging dort, bis Alles wieder in Ordnung war, von Angst und Unruhe gepeinigt, auf und nieder.“ Ein freundlicher Schimmer sollte indeß noch an ihrem Abendhimmel aufgehen. Ihr Gemahl war im August 1714, als Georg I., auf den englischen Thron gelangt und hatte seinen und ihren Sohn mit sich über das Meer genommen. Die Britten gewannen den edlen Jüngling lieb und freueten sich, ihn dereinst als König begrüßen zu dürfen. Die Kunde davon gelangte auch in die Schloßmauern der betrübten Mutter und erheiterte sie; aber Georg's II. Thronbesteigung (Juni 1727) sollte sie nicht mehr erleben. Am 23. November 1726 beschloß sie, zwei und sechszig Jahr alt, ihr schmerzensreiches Leben. Selbst bei der Todesbotschaft blieb König Georg ungerührt; ja er sah nur ungern Friedrich Wilhelm I. von Preußen, den Gemahl ihrer gleichnamigen Tochter, Trauer anlegen, — eine Ehre, deren er selbst sie nicht würdigte.

Wir werfen jetzt noch einen Blick auf den fernern Lebenslauf des durch liebevolle Theilnahme in die Schicksale der unglücklichen Prinzessinn verwickelten Fräuleins von Knesebeck. Sie war bald nach der verhängnißvollen Nacht nach Hallerspring und von da auf das Felsenschloß Scharzfels in Verwahrung gebracht. Hier wurde sie von einer abgelebten Frau bedient, und, als ihre Gesundheit wankte, von einem Barbier ärztlich behandelt. Statt des ihr verordneten Weines erhielt sie Branntwein mit Wasser verdünnt. Eines Tages vernahm sie ein leises Picken am Fenster; sie blickte hin und siehe da! an einem Bindfaden hing ein Billet. Ahnungsvoll öffnete sie es und ersah, daß ein getreuer Diener, unter der Hülle eines Schieferdeckers, zu ihrer Rettung nahe sei. Der Verkleidete ließ sich vom Dache an einem Stricke in ihr Zimmer hinab, langte eine Schlinge hervor, ließ sie sich hineinsetzen und in den Schloßgraben hinabgleiten. Bald folgte er ihr nach und entkam mit ihr durch einen Ausgang des Grabens in's Freie. Wagen und Pferde standen bereit und brachten das Fräulein glücklich nach Wien, wo sie zum katholischen Glauben übertrat. Andere Nachrichten melden von der Beihilfe eines verkleideten Schieferdeckers Nichts, sondern erzählen, daß sie sich selbstständig hinabgelassen und zu Fuß ihre Wanderung angetreten habe. Der Schloßhauptmann war nicht wenig erstaunt, als er die Zimmer des Fräuleins leer fand. Nirgends einen Ausgang entdeckend, als durch ein Loch im Dache, argwöhnte er Hexerei und Teufelsspuk, eine Idee, die bald so allgemein wurde, daß lange Niemand die Oeffnung im Dache ausfüllen mochte. Das Fräulein aber trat später als Hofdame in die Dienste der Königinn von Preußen, der Tochter ihrer früheren Gebieterinn.

Mit Widerwillen gedenken wir endlich noch der Gräfinn von P. und der Frau von Wik. Jene büßte mit dem Tode des Churfürsten (1698) ihr Ansehn und bald darauf auch ihre Gesundheit ein. Ein Hamburgischer Arzt verordnete ihr, sich täglich zweimal in Milch zu baden. Daß sie die gebrauchte Milch, mit eingebrocktem Brodte, unter die Armen vertheilte und mit dieser Handlung ein verdienstliches Werk zu thun meinte, enthüllt uns eine neue Seite ihres Charakters. Sie starb eines schmerzhaften Todes um 1700. Frau von

Wik brachte ihr sieches Leben zur eigenen Plage und Strafe zu einem hohen, aber trüben Alter.

Unsere Geschichte zeichnet uns einige Züge von dem Bilde des höfischen Lebens im Zeitalter Ludwig's XIV. Hinter dem prunkenden Luxus und der feinsten Galanterie barg sich meistens, fast unbeachtet, ein unsägliches Unheil, wurzelnd im leichtsinnigen Frevel gegen das Wort des ebräischen Propheten: Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib.

Wilhelm Beste.

Der Dom zu Osnabrück.

In den beiden mörderischen Schlachten am Osningg-Gebirge, in der Nähe von Thietmelle, dem jetzigen Detmold und vermuthlich auf demselben Schlachtfelde, wo Hermann, der Cherusker, die römischen Legionen des Varus schlug, und am Ufer der Hase, dicht bei der jetzigen Stadt Osnabrück, dort, wo zwei große Feldebenen jetzt noch das Karlfeld und Wittekindsfeld heißen, hatte im Jahre 783 wenige Tage nach einander der Frankenkönig Carl der Große den Herzog der Sachsen Wittekind und den ganzen Sächsischen Heerbann besiegt. Nach furchtbaren Anstrengungen waren die freiheitliebenden Sachsenvölker überwunden, Wittekind endlich Christ geworden, und der große Carl dachte nun daran, Westphalen sich zu sichern und das erste Bisthum dort zu stiften.

Zwischen dem Osningg und Süntall-Gebirge, dort wo der Hasefluß ein geräumiges und fruchtbares Thal durchströmt, eine gedehnte Grünung die Ufer umgiebt, wo der Osninggwald seine alten Eichen vom Gebirge herab weit in dies Thal streckt, die Hauptstraße vom Rheine zur Elbe führt, eine Brücke über den Hasefluß geht und ein großer Hof, vielleicht schon eine Sächsische Ansiedlung lag, wo heilige Hünenringe und Opferaltäre ringsum sich fanden und ein Völkersammlungsplatz der alten Sachsen sich ausdehnte, dorthin gedachte der Frankenkönig Carl den ersten Dom zu errichten. Im Jahre 783 begann, unter Genehmigung des Papstes Hadrian I., der Dombau, und 804 erwähnt Carl der Große zuerst der Basilika, die er dem Apostel Petrus und den heiligen Crispin und Crispinian, zu Osnabrück hatte erbauen lassen. Nicht gleich nach diesen beiden Hauptschlachten war Sachsen vollkommen beruhigt; es bedurfte erst noch eines verwüstenden Zuges durch ganz Westphalen, der sich bis zur Weser und Elbe dehnte und der Bau des Domes selbst mochte einige Zeit fortgenommen haben, so daß in den erstern Jahren nicht gleich derselbe erwähnt wurde. Wenn nun auch die Erwähnung der Basilika erst 804 geschieht, so fand doch die Weihung des ersten Altars bereits 783, in demselben Jahre der

beiden großen Siege, statt und Egilfried, Bischof von Lüttich, den der Frankenkönig bei sich im Lager hatte und der gleichsam Feldbischof war, segnete denselben Altar ein, an welchen der Frankenkönig Carl die Reliquien der heiligen Crispin und Crispinian schenkte. Wiso, ein Friedländer von Geburt, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, den Carl aus der großen geistlichen Umgebung besonders dazu ausersehen hatte, ward der erste Bischof am Dome zu Osnabrück. Dies war nun aber nicht genug, auch eine hohe Schule ward neben dem Dome angelegt und rund um diesen siedelten sich nun die Bischöfe und Prälaten, die niedere Geistlichkeit, überhaupt der Clerus an und eine Binnenburg deckte den entstehenden Ort, der durch die angeordneten Grafen Schutz und Schirm erhielt. Carl der Große, der noch keine Besitzungen in Westfalen hatte, wies dem neuen Bischof zu seinen Einkünften den Zehnten an. Laut schrieen die freien Sachsen über einen solchen Zwang, aber der Sieger konnte bestimmen und verfügte diese Schenkung am Tage der Dom-Einweihung. Die Grenzen, welche er für den neuen Sprengel festgesetzt, waren sehr umfassend und begriffen im Allgemeinen die Gegend zwischen der Ems und Hunte. Sie schlossen einen weiten Länderkreis ein, der sich über die späteren Grafschaften Oldenburg, Wildeshausen, Lingen, Diepholz, Ravensberg, Tecklenburg, Rheda und Rittberg mit verbreitete. Späterhin überließ Carl, der nun am Weihnachtstage des achten Jahrhunderts vom Papste in der Peterskirche die römische Kaiserkrone aufgesetzt erhalten hatte, dem ersten Osnabrücker Bischofe den großen Wald, der zwischen Farenwinkel, Rutanstein, Enger, Oßning, Sinethi, Drevanemorin, Etanarfeld und dem Dümmersee belegen war, mit Jagd, Fischerei und Forstgerechtigkeit, sprach die Osnabrücker Bischöfe frei vom Kaiserlichen Hofdienste, behielt sich aber vor, sie zu Gesandschaften an den Griechischen Kaiserhof gebrauchen zu können und hatte hauptsächlich aus diesem Grunde die griechisch-lateinische Domschule gestiftet, die bis auf diesen Tag noch immer besteht und zwischen dem Hochaltare und Haeufer, hart an der Kirchenmauer belegen ist.

Den Schutz nnd Schirm des Domes und Stiftes erhielten die Grafen, welche auf der benachbarten Tekeneburg wohnten und aus deren Nachkommen späterhin das mächtige Geschlecht der Grafen von Tecklenburg hervorging, die in der Folgezeit durch stete Fehden und Kriege die gefährlichsten Feinde des Bisthums wurden. Schon mit dem Grafen Cobbo begannen diese Zerwürfnisse um den Stifts- und Bischofszehnten und dauerten mehre Jahrhunderte unter seinen Nachfolgern und den Aebten von Corvey so wie den Bischöfen zu Osnabrück fort.

Die Bischöfe, die Anfangs in der Nähe des Domes ihren Residenzhof hatten, verlegten mit Bischof Benno II., der die alte Sachsenveste auf der Gebirgshöhe zu Iburg wieder aufbaute (1068—1088) dieselbe dahin. Von diesem romantischen Punkte des Oßningg-Gebirges beherrschten sie das Stift und kamen Sonn- und Festtags in die Stadt. Späterhin, als das Land angebauter wurde, als die Grenzen des Sprengels durch die um und inwohnenden

Grafen immer mehr eingeengt wurden, als benachbarte Bisthümer zu Paderborn, Münster und Minden fast gleichzeitig mit Osnabrück entstanden waren, als auch diese die früher so weiten Gränzen des Osnabrücker Sprengels mehr und mehr einschränkten und das Mittelalter mit seinen Kriegen, Fehden, Verwüstungen nnd Beraubungen hereinbrach, bauten außer dem Residenzschlosse zu Iburg die Bischöfe von Osnabrück, die sich nach und nach der Landeshoheit bemächtigt hatten, noch feste und ansehnliche Schlösser, als Wittlage, Hunteburg, Fürstenau, Vörden und Gronnenberg. Im tieferen Mittelalter, um das Jahr 1316 besaßen die Bischöfe wieder hart bei der Stadt, beim sogenannten Binnendyke, eine Residenzburg, die mit Hallen, Bogengängen, Thürmen und schönen Kemnaden geschmückt war. Iburg blieb jedoch stets der Hauptort ihres Aufenthalts bis Ernst August (1662—1698) das geräumige jetzt noch vollkommen erhaltene Schloß zu Osnabrück erbauen ließ, von welcher Zeit an die Bischöfe immer in demselben residirten. Während der langen Zeit des Mittelalters aber, wo die Städte aufblühten, Osnabrück auch zu einer ansehnlichen Stadt herangewachsen war, sahen die Bürger ihren Landesherrn nicht gern in ihren Mauern und nach altem Rechte duldeten sie ihn nicht einmal eine Nacht innerhalb derselben, um ihre Rechte und Privilegien durch den nahen Aufenthalt des Fürsten und durch dessen Hof nicht gekränkt zu sehen. Der dreißigjährige Krieg veranlaßte den Bischof Franz Wilhelm 1628 neben der Neustadt ein festes Schloß, die Petersburg, anzulegen, um von hieraus die protestantisch gesinnten Bürger bequemer im Zaume zu halten. Dieser verschiedene Aufenthalt der Bischöfe hatte aber keinen Einfluß auf den Dom; dieser blieb von seinem ersten Entstehen bis in die Zeiten der Reformation das Hauptgebäude des Landes, in welchem durch das Kapitel die Bischofswahlen vor sich gingen, die Hauptlehnstage gehalten wurden, die großen Kirchenfeste ihre Feier fanden, wo zwischen Bischof und Kapitel über Krieg und Fehde, Frieden und des Landes Wohl berathen ward; im Dome concentrirten sich alle Interessen des Landes, er hatte seine ausgebreiteten Höfe, Güter, Forsten, Fischereien und Gerechtigkeiten, mit ungeheuern jährlichen Einkünften durch alle Gaue vertheilt liegen und in seinen Mauern fanden nach der Bewilligung des Papstes Lucius vom Jahre 1182 die Bischöfe und Erstern des Landes ihre Ruhestätten. Manche Reliquien von Heiligen, Kamm und Stab vom großen Carolinger Kaiser, viele heilige Gefäße und die Urkunden des Landes sind in ihm aufbewahrt und seine weiten Hallen gehören nicht allein zu den ältesten Deutschlands, sondern auch zu den schönsten, und herrlich prangt mitten in der alten Westfalen-Stadt der tausendjährige Dom Sanct Peters.

Carl der Große, der an seinem Hofe geschickte Baukünstler unterhielt, hatte in ausgezeichneter Bauart den Osnabrücker Dom errichten lassen. Derselbe besteht aus dreißig Gewölben, ruhet auf achtzehn starken Pfeilern und enthält drei lange Bogengänge, nebst einem erhabenen Hochaltar. Viele Nebenaltäre und Seitenkapellen sind durch die Kirche vertheilt, zwei hohe Thürme, die in späterer Zeit entstanden sind, schmücken die Cathedrale, und über dem Hoch-

altare erhebt sich ein weißer kleiner Thurm, der von der ältesten Bauart, aus der Zeit Kaiser Carl des Großen herrührt.

Im Jahre 1100 brannte der Dom ab, unter der Regierung des Bischofs Wiho II. Die Bischofsburg war zugleich ein Raub der Flammen geworden und Wiho zog zum Bennothurme nach der Höhe von Iburg. Dies mochte die Veranlassung geben, daß für die Folge die Bischöfe lange dort residirten. Bei dem Brande waren die Reliquien der heiligen Crispin und Crispinian verloren gegangen und erst nach langem Suchen fand man solche unter dem Schutte des Hochaltars wieder. So lange nun an der Wiederherstellung des Domes gebaut ward, wurden diese Heiligthümer im Kloster zu Iburg aufbewahrt. Der folgende Bischof legte nun rasch Hand an das Werk, den Dom wieder aufzubauen. Dieser Bischof Johann I. brachte in sechs Jahren den Bau so weit wieder zu Stande, daß der Gottesdienst im Dome aufs Neue begonnen werden konnte und in feierlichem Zuge, unter dem Zuströmen einer außerordentlichen Volksmenge, trug man von Iburg her die Reliquien der beiden Heiligen wieder in die Hauptkirche des Landes. Vermuthlich waren die Mauern, Pfeiler, Gewölbe und die Steinarbeiten von dem Feuer verschont geblieben, sonst wäre es nicht möglich gewesen, ein so großes Gebäude in so kurzer Zeit wieder herzustellen. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Dom im Innern mit schönen Stukatur-Arbeiten überzogen ward, und zu diesem Zwecke die alte Tünche abgeschlagen wurde, zeigten sich unter derselben die deutlichsten Spuren von dem Brande vor siebenhundert Jahren; auch läßt die griechisch-gothische Bauart der Kirche und des kleinen Thurmes über dem Hochaltare gar keinen Zweifel übrig, daß das jetzt noch so feste und wohlerhaltene Bauwerk von gehauenem Sandsteine aus der Zeit des großen Carl ist. Es finden sich freilich in den beiden Hauptthürmen die Zeichen der Bauart späterer Jahrhunderte, wodurch das Ganze an reinem Style freilich verloren hat; es gewährt aber immer noch einen großartigen Anblick, zumal von zwei Seiten, vom Domhofe her und von der Freiheit, zwei großen freien Plätzen die den Dom umgeben. Das Innere des herrlichen Kirchengebäudes ließ sich damals leicht in einem so kurzen Zeitraume wieder herstellen bei dem großen Vorrathe an schwerem Eichenbauholze, wodurch das Osnabrückerland und Westfalen sich noch auszeichnet. Auch besitzt der Dom, dessen Einkünfte auf hunderttausend Thaler jährlich sich belaufen, eine solche Waldmasse auf seinen eigenbehörigen Höfen, daß mit Leichtigkeit alles Bauholz herbeigeschafft werden konnte. Jene fromme Zeit, die an Spenden für heilige Zwecke so reich war, wird mit ihren Gaben zum Wiederaufbaue des Domes nicht haben lange auf sich warten lassen.

Bischof Udo, wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Dynasten von Steinfurt, der 1137 bis 1141 regierte, ließ die beiden großen Hauptthürme des Domes nach der Stadtseite hin erbauen, zwischen welchen der Haupteingang liegt, worüber ein großes, rundes Fenster ist. Vortreffliche gothische Steinmetzarbeiten zieren die Thür, die vom Domhofe ab in den Münster führt. Der Zahn der Zeit hatte diese Bildwerke verwittert und meistens zerstört; zum

Ruhme der jetztlebenden Domgeistlichkeit aber muß es erwähnt werden, wie mit vieler Ausdauer, großen Kosten und seltener Kunstfertigkeit alles am Dome erhalten und erneuert wird, was den langen Jahrhunderten, ja dem Jahrtausend hat erliegen müssen, und so sind in den letzten paar Jahren, wo neuer Sinn für deutsche Kunst wieder erwacht ist, auch die Thüreinfassungen dieses Haupteingangs auf's Neue durch Steinmetzarbeiten ersetzt und die Seiten mit den Apostelfiguren des Petrus und Paulus geschmückt, in einem so reinen Style, der kühn sich der Blüthenzeit gothischer Baukunst an die Seite zu stellen vermag. Es ist wahrhaft schön, wenn Männer voll Geist und Sinn für die deutsche Kunst solche herrliche Werke der ältesten Bauzeit nicht untergehen lassen.

Der Gottesdienst im Dome scheint in den erstern Jahrhunderten nicht mit einem so hohen Glanze und Pompe gefeiert zu sein, als nach der Gründung der verschiedenen Altäre, die mit dem zwölften Jahrhundert beginnt. Außerhalb des Domes und in demselben entstanden von dieser Zeit an viele Seitenaltäre, die theils als fromme Stiftungen, theils auch um die Pfründen für die Familien zu erhalten, angelegt wurden. Um das Jahr 1350 fanden sich schon außer dem Hochaltare, acht und zwanzig Nebenaltare und Kapellen am Dome; rasch wuchsen nun die neuen Stiftungen, mit ihnen der Clerus und 1436 zählte man deren schon funfzig. In der folgenden Zeit stieg nun der Glanz der Cathedrale immer mehr; der Adel nahm die Domherrenstellen ein, und die Zahl dieser Capitelherren betrug drei und zwanzig. Reiche Einkünfte, geräumige Curien, Jagd, Fischerei und viele Gerechtigkeiten, die Wahl der bischöflichen Landesfürsten, Antheil an der Landesregierung, machten diese Pfründen zu den angesehensten und angenehmsten des Landes. Der Adel brachte die nachgeborenen Söhne hinein, die außer ihren kirchlichen Obliegenheiten viel Muße und ein herrliches Leben hatten, auf den Burgen der benachbarten Ritter einritten, dem Waidwerk oblagen in den dichten Waldungen des Osninggs und auf den Heideebenen der flachen Haseufer nordwärts der Stadt, im eigenen Hofe ein gemächliches Wohlleben hatten, an Turnieren und Kaiserzügen Theil nahmen und tapfer die Fehden und Kriege des Landes mit ausfochten. Im Mittelalter drängte sich Alles in die reichen Domcapitel, und nicht immer war es der fromme Glaube, der die Edelsöhne hinein führte, sondern sie dienten mehr den großen Familien. So fand man im Kapitel zu Lüttich zu einer Zeit zwanzig Söhne von Königen, vierzehn von Herzögen, neun und zwanzig von Grafen und sieben von Rittern und Baronen.

Außer den Domherren verrichteten vier und dreißig Vicarien und acht Chorale den Gottesdienst im Osnabrücker Münster. Hierzu kamen nun noch Syndicus, Secretair, Oeconomus, Structuarius, Cammerarius, Quotidianarius, Küster und Organist und die Hülfe der Klöster in der Stadt bei hohen Feierlichkeiten, so daß mit wahrem Pompe der Osnabrücker Dom an hohen Tagen umgeben war und ganz im Laufe der langen Jahre die Aufgabe erfüllt hatte, die Carl der große Kaiser, fromm und weise, bei dieser ersten Stiftung im Sachsenlande sich gestellt hatte. Reformation, der dreißigjährige Krieg, die

Säcularisation und vor allem die französische Herrschaft haben nachtheilig auf den Dom gewirkt; die Zahl des Clerus hat sich bedeutend vermindert und der letzte Domherr sich im vorigen Jahre zur Ruhe gelegt.

Der Bischof Philipp, aus dem Geschlechte der Grafen von Katzenellenbogen, der von 1137 nach dem Tode Udo's des Thürmeerbauers, bis 1173 in Osnabrück regierte, hob den Glanz der bischöflichen Macht sehr, indem er das Stift nach allen Seiten hin schützte, glückliche Fehden führte und fürstliche Macht erwarb, die rückwirkend dem Dome wieder zu Nutzen kam. Er hatte an seinem bischöflichen Hoflager schon Marschälle, Cämmerer, Schenken und Truchses. Unter seinem zweiten Nachfolger Gerhard, aus dem Geschlechte der Oldenburger Grafen, 1189 — 1216, lebte nahe am Dome ein Einsiedler Namens Reiner, der sein früher als Ritter getragenes Panzerhemd auf bloßem Leibe trug und einen Holzklotz zum Kopfkissen hatte; beim Volke stand er in großem Ansehen und ihn nach seinem Tode zum Heiligen erklärend, hing man dies Drathhemd im Dome auf, wo es sich noch befindet. Auch der Bischof Adolph, aus dem alten Geschlechte der Grafen von Tecklenburg, 1217 — 1223, im Dome begraben, ward in folgenden Jahrhunderten zum Heiligen erklärt und seine wieder erhobenen Gebeine wurden zu andern Reliquien gelegt. Außer diesen befinden die erwähnten Reliquien der Schutzheiligen Crispin und Crispinian sich darin, ein Stück von dem Grabe Christi, ein Stück vom Kreuze und ein Stein, worauf des Erlösers Blut geflossen. Durch die Kreuzzüge mögen diese hier hergekommen sein und 1306 vermehrten sich die Schätze noch durch besondere Reliquien-Schenkungen, welche Rica, die Aebtissinn des Ursuliner Klosters zu Cöln, eine Schwester des Bischofs Gottfried, aus dem Geschlechte der Arensberger Grafen, 1311 — 1350, dem Dome machte.

Bei der Wahl des Bischofs Johann III. Grafen von Diepholz, welche 1424 im Dome vorgenommen ward, entstanden zwischen dem Kapitel und dem Rathe der Stadt Uneinigkeiten. Das Kapitel zur Wahl im Dome versammelt, sah diesen bald umringt und durch den Bürgermeister Hermann von Melle die Pforten geschlossen, bis die Domherren nachgaben; der Erzbischof von Cöln aber hatte diesen Angriff, den der Rath und die Bürger auf das heilige Gebäude gewagt hatten, mit dem Banne über die Stadt bestraft, von welchem dieselbe erst durch Fürsprache des neuerwählten Bischofs loskam. Noch schlimmer ging es 1441 im Heiligthume des Domes zu, als Bischof Erich I., aus dem Hause Hoya, regierte, der ungerechte Anordnungen machte, denen sich der Domherr Johann von Varendorf widersetzte, der Güter abtreten sollte, die er erhalten, als er eine starke Löse zahlen mußte, um aus der Gefangenschaft zu kommen, in welche er bei der Herforder Fehde für das Stift gerathen war. Hugo von Schagen, auch Domherr, stand auf des Bischofs Seite. Bei einer Procession im Innern des Domes kam es zu Händeln, Bewaffnete, die bereit gehalten waren, drangen ein, die Schwerter blitzten, Blutvergießen entheiligte den Ort, der Domherr Hugo von Schagen ward von seinen Gegnern ergriffen und eingekerkert, die übrigen Domherren retteten sich durch die

Flucht aus dem Fenster und der Dom, als entheiligt, ward verlassen, der Gottesdienst in die nahe Paulskapelle verlegt, bis das Domgebäude durch den Cölner Erzbischof auf's Neue eingeweiht war.

Die Reformation, welche andere Kirchen der Stadt, als die Marien- und Catharinen-Kirche den Händen der Katholiken entriß und eine langjährige, stürmische Zeit bis zum Westfälischen Frieden in Osnabrück hervorbrachte, berührte den Dom nicht. Wenn aber die halbe Stadt und das halbe Osnabrücker Land sich der neuen Lehre zugewandt hatten, so litt natürlich das innere Ansehen des Domes doch darunter, und als späterhin die Bischöfe abwechselnd von beiden Religionsparteien, bald ein Katholik, bald ein Protestant an die Regierung kamen, blieb die Cathedrale aus der Carolinger Zeit bald nur, insbesondere seit der Französischen Eroberung, eine große Pfarrkirche, in der der Gottesdienst aber immer noch mit hohen Feierlichkeiten gehalten wird.

Der letzte Osnabrücker Bischof war Friedrich, Herzog von York, der schon in seiner frühen Jugend gewählt ward. In dieser Zeit ward auch 1769 die höchste Spitze des einen Domthurms abgebrochen und eine andere, nebst einem Theile des obern Mauerwerks, wieder aufgeführt und 1772 gegen die Zeit, wo das tausendjährige Jubelfest des Domes in dieser alt-ehrwürdigen Landes Hauptkirche und in sämmtlichen übrigen christlichen Kirchen des ganzen Stiftes gefeiert ward, vollkommen ausgebaut.

Von Außen wohl erhalten, von Innen reich geschmückt, steht nun dies uralte, ehrwürdige Gebäude da und schreitet mahnend an die Vergänglichkeiten der Menschen und Reiche in sein zweites Jahrtausend. Der Carolinger Kaiser beugte an demselben Hochaltare sein Knie ehrfurchtsvoll vor dem Lenker der Welten, an welchem der Fränkische Kaiser Napoléon oft die Kriegstrommeln durch die hohen Gewölbe brausen ließ, um manches Te Deum zu feiern für seine Siege; welch ein Raum der Weltgeschichte liegt zwischen Beiden! Beide längst im Grabe, ihre Weltreiche zertrümmert; mauerfest und ehren steht noch derselbe Dom, unbekümmert um das Zertrümmern der Reiche, und hört in seinen Hallen täglich dieselben Weihegesänge, wie vor tausend Jahren, die man Dem singt, der von Ewigkeiten war und bis zu Ewigkeiten ist!

Fritz v. Walde.

Schloß Ahlden.

Den einsamen Wohnort der unglücklichen Sophie Dorothea während 33 trübseliger Jahre haben wir unsern Lesern im Bilde vorgeführt und wollen hier noch einige nähere Angaben über denselben folgen lassen. Das Schloß war jener Zeit ein Fürstlich Lüneburgisches Amthaus, welches im Jahre 1613

Herzog Christian, der Oheim ihres Vaters, durch den Drosten Johann Behren neu erbauen ließ. Damals hatte das Amthaus noch festungsähnliche Umgebungen; schon im Jahre 1515 waren Wall und Gräben um dasselbe angelegt. Früher soll es den Herren von Ahlden zugehört haben, die den Besitz durch Verrath an den Landesfürsten und Lehnsherrn verwirkt hätten. Deren Schloß habe jedoch zwischen der Aller und Leine gelegen, wo noch jetzt ein mit einem Walle umgebener Platz, die Bunkenburg, d. i. verfallene Burg, genannt wird. Der Ort heißt auch der Hodenhagen, als ein ehemaliger Sitz der Herren von Hodenberg. Unser Schloß liegt an der Leine, die eine kurze Strecke davon, bei den Höfen zum Heldberge, mit der Aller zusammenfließt. Im dreißigjährigen Kriege wurde der bei dem Schlosse gelegene Flecken Ahlden durch die Pappenheimer abgebrannt, das Schloß selbst von den Kaiserlichen eingenommen und gegen die aus Nienburg angerückte, 800 Mann starke, dänische Besatzung dermaßen vertheidigt, daß diese sich mit Verlust einiger Mannschaft wieder zurückziehen mußte.

Gegenwärtig dient das Schloß den Beamten von Ahlden zur Wohnung. Der Flecken zählt in 113 Häusern etwa 800 Einwohner, welche von Ackerbau, Garnspinnen und Weberei leben. Ahlden liegt 3 Meilen südöstlich von Verden und 5 Meilen nordwestlich von Celle.

Der Regenstein oder Reinstein bei Blankenburg.

„Unterofficier! sieht Er was und hört Er was?“ fragte in den Jahren vor 1756 und nach 1736 der Kommandant auf der kleinen preußischen Felsenfestung Regenstein im Fürstenthume Halberstadt. „Halten zu Gnaden! ich sehe nichts und höre nichts,“ erwiederte der Gefragte, mit seinem damaligen Zopfe und dreieckigen Hütchen, dem Herrn Platzmajor, Kommandeur der Besatzung von 120 Mann.

Es war wieder einmal, trotz der jähligen Höhe des Regensteins und trotz der gefährlichen Passage hier hinab, auf der Seite nach Halberstadt zu, ein Kerl der Kompagnie desertirt, indem er an der Felsenwand zu Thale gekrochen. Der Kommandant in hocheigner Person ließ von dem Unterofficier eine Schildwacht an die verdächtige Stelle postiren und benutzte auf diese Veranlassung eine seiner vielen Mußestunden, die nach dem Frühstücke und vor der Parade, mit seinem guten Unterofficier das ganze Terrain der Festung, das zu Tage stehende und das unterirdische wieder einmal zu recognosciren. Bei dieser Wanderung kamen obige Frage und Antwort vor.

Der Major war kein junger Mann mehr und hielt, mit seinem tüchtigen, steif gewichsten Schnurrbart, mehr auf das Alterthum, als auf die laufende

Zeit. Natürlicherweise und von Amtswegen interessirte er sich besonders für seinen Felsen und dessen Geschichte und hatte deswegen sich mancherlei Chroniken u. dgl. zu verschaffen gewußt. Er besaß Lucä Grafensaal, Merian's Topographie, Behrends kuriosen Harzwald, den Monachus Birnensis, den Rivander, die plattdeutsche niedersächsische Chronik in Kaspar Abel's Sammlung, sogar das lateinische alte Sachsen von Kalvörs, die sächsische Chronik von Spangenberg u. dgl. m. Aus derlei Büchern war er nun mit den Historien und Sagen des Regensteins sehr bekannt und vertraut geworden.

Die beiden Militairs standen eben da, wo unter der in den Felsen gehauenen Kirche der Festung, ein großes Loch vormals gewesen war. Schon im siebenjährigen Kriege, dann in den Jahren der französischen Revolution und vollends in der westphälischen Zeit ist das Loch, so zu sagen aus der Mode gekommen. In den jetzigen Tagen der Renaissance und des Rokoko-Geschmacks sucht man wieder sehr danach. Wie gesagt, den Reisenden und Alterthümlern der neuern Zeit hat es nicht mehr gezeigt werden können; unser Platzmajor wußte aber noch recht gut die Geschichte davon, und von dem tiefen Brunnen, mit seinem klaren und gesunden Wasser, welcher von seiner ehemaligen 300 Lachter Teufe bis auf 120 herangewachsen war, und von den andern Mirakeln.

Setz' Er sich zu mir, Unterofficier, sprach der Kommandant und höre er die Historie. Hier unter der Kirche oder Kapelle ist eine Gruft, ein so geheißenes Teufelsloch gewesen, mit lauter Steinen angefüllt, und zwar solchen, welche man nicht hier oben auf der Festung, sondern unten auf dem Lande in der Ebene wahrnimmt. Wenn man nun deren gleich eine gute Menge aus dem Loche herausholte und bei Seite schaffte, so wurden sie doch gar bald wieder an ihrem vorigen Orte angetroffen; denn ein Gespenst brach immer wieder frische Steine aus. In der ehemaligen Zeit wurde auch für gewiß gesagt, daß man zuweilen um dieses Gewölbe her und inwendig, insonderheit zur Mittagsstunde, einen Klang vieler Schellen, oder ein Gehämmer vieler Schmiede vernommen habe. „Unterofficier! sieht Er was und hört er was?“ fragte hier, wie oben berichtet ist, der Kommandant, und jener antwortete: „Halten zu Gnaden! ich sehe nichts und höre nichts.“ Nun, ich auch nicht,“ fuhr der Major fort. „Aber lass' Er sich weiter erzählen!“

Es saß ein Ritter auf dieser Burg, welchem es sehr wohl gefiel, zu ernten, wo er nicht gesäet hatte, und sich anzueignen, was ihm nicht gehörte. Er war ein Riese an Gestalt und ein Löwe an Muth, und die Schwerteshiebe seiner Leute pflegten nimmer flach zu fallen. Wie ihm beikommen? Da verkleideten sich in der Nacht muthige Kriegsmänner in Bauerfrauen, nahmen Körbe auf den Rücken und schritten den Regenstein hinauf. Von Halberstadt und Langenstein her, können sie freilich nicht gekommen sein, den weißen Felsen in die Höhe, wo der Teufelskerl, welcher uns in der vergangenen Nacht entwischte, hinabgeklettert sein muß. Aber von Kloster Michelstein konnten sie den grauen Felspfad leicht mit ihren Körben ersteigen, wenn sie auch zu Pferde gesessen hätten und über die Gräben in dem Felsen, welche dort nicht tief sind, konnten

sie springen auf ihrem Wege. Kurz und gut, die Weiber kamen, gingen niedergebückt und ganz langsam und boten Butter, Eier, Brot zum Verkaufe dar. Das Thor wurde ihnen geöffnet, sie schritten hinein, zogen unter den weiten Schürzen rasch Schwerter und Dolche hervor, stießen die Wachen nieder und eroberten mit Hülfe der Nachdringenden die Burg. Der Graf selber aber ist von einem Frauenzimmer in ein Bett genähet und durch ein enges Loch hinabgelassen worden; er hat sich dann losgeschnitten und sich gerettet.

Nun aber, fuhr der Major fort, kommt erst die schönste Geschichte, recht lang und wunderbarlich. Ehe Trommel und Pfeife zur Parade appeliren, kann ich sie Ihm noch vorerzählen, Unterofficier!

Im Brunnen auf Reinstein war es zu alter Zeit nicht recht geheuer. Ein Geist wohnte darin, und der nahm großen Antheil an dem Geschicke des gräflichen Hauses. Vielleicht ist er selbst der Geist eines alten Ritters gewesen, welcher, so lang er lebte, dem Weinhumpen zu viel zugesprochen haben mag. Deshalb mußte er nach seinem Ableben in dem Wasserbrunnen kampiren. Geschahe etwas Wichtiges auf der Burg, so ließ sich der Geist sehen. Vor jedem großen Unglücke erschien er, vor jedem plötzlichen Todesfalle, vor Krieg und Blutvergießen, aber auch vor der Geburt des Erbgrafen und bei glücklichen Hochzeiten. Nun war Graf Friedrich ein mit Reichthümern und Ehren gesegneter Mann; aber er ward all seines Glückes nicht froh; denn es fehlte ihm ein Erbe, welchem er das Errungene und Ersparte hätte hinterlassen können. Einst saß er traurig in seinem Kloset — das heißt, Unterofficier! wie er sprechen würde in der Baracke oder Kasematte. Da trat sein Ehegespons zu ihm herein, sah seine Betrübniß, ward selber traurig, sann und sann, und sagte endlich, „Wir wollen den Burggeist fragen!“ Friedrich, ein Blitzstrahl in der Schlacht, wurde wie vom Donner gerührt. Denn er fürchtete sich sehr vor Gespenstern. Endlich seufzte er bebend: „Es geschehe also!“ Es war gerade ein Heiligentag und um die Mitternachtsstunde, wo er anbrach, stieg der Graf hinunter und stellte sich an die Wand des Brunnens. Der Geist erschien und sprach:

> Dein Herzenswunsch ist mir bekannt,
> Und strahlt der neunte Mond auf's Land,
> Wird Dir ein Knäblein zugesandt!

Der Geist verschwand. Was er verkündet hatte, traf ein. Nun war Jubel auf der Burg und des Trinkens und Spielens beim Gelage kein Ende. Als man den kleinen Erbgrafen über die heilige Taufe hielt, wo er den Namen Konrad erhielt, wurde wieder ein Schmaus auf dem Schlosse gehalten.

Nach einem Jahre kam wieder etwas Kleines zur Welt und abermals ein Sohn. Da aber hörte man die Stimme des Geistes aus der Tiefe des Brunnens:

> Nun wird der Herr der Geister mich befrei'n,
> Der Knabe soll einst mein Erlöser sein;
> Durch ihn muß euer Stamm vergeh'n;
> Ich eile zu des Himmels Höh'n.

Dies auch darf ich euch noch wohl sagen:
Das Kind wird meinen Namen tragen.

Der Graf entsetzte und bekreuzte sich, als er den Unheil verkündenden Spruch hörte. Doch das Kind mußte getauft werden und empfing den Namen Helmold. Den Namen hatte noch Keiner gehabt, dachte man. Aber wunderbar! er war gerade derjenige, welchen in vorigen Zeiten der Geist führte, als er noch unter Menschen lebte.

Helmold ward nicht geliebt auf der Burg. Man zog ihm den Erstgebornen vor und hätte sich gern des Unwillkommenen entledigt, wenn es nur ohne arge Sünde gegangen wäre. Auch ließ sich nicht ableugnen, der jüngere Bruder war roh und wild und am liebsten mitten unter zügellosen Knappen und Gesellen. Dabei wuchs er aber auch wie ein schlanker Eichbaum auf dem Harzgebirge; die stärksten Bogen konnte er spannen und das schwerste zweischneidige Schwert schwingen. Bald sehnte er sich hinaus ins Freie, in die schattigen Wälder dort drüben, und als er eines Tages unverdienter Weise gezüchtigt ward, verließ er heimlich die väterliche Burg; hinab ging's vom Berge, hinein in den wüsten Forst. Bald sammelte sich eine Schaar von Jünglingen und Männern um ihn her, welche gleich ihm die Freiheit liebten und auch lieber raubten, als arbeiteten. Er wurde ihr Anführer und nun war kein Kaufmann sicher, der mit seinem Gute die Straße daherzog, und kein Insasse in seinem Gehöft.

Der Vater starb. Helmold ließ dem Bruder sagen, er solle ihm sein Erbtheil geben. Konrad sprach, er solle sich es holen, und gereizt erstürmte jener mit seiner Rotte die Burg. Schon war es nahe am Vergießen von Bruderblut; doch Beide versöhnten sich und wohnten nun zusammen auf der Feste. Anfangs behagte es hier dem unruhigen Jüngern wohl; seine Schaar hatte er bei sich behalten und wohlgemuth aßen sie das Wildpret und tranken den alten Wein in den Felsenkellern. Das Schloß wurde ihm jedoch bald zu enge. Auch sein Bruder bekam durch ihn Muth und so stürmten sie nun oft in die Ebene hinab, sengten, raubten, plünderten. Als der Herzog von Braunschweig es hörte, sammelte er in der Stille seine Ritter, zog vor den Regenstein, eroberte die Feste und verjagte beide Brüder. Ihre Namen sind verschollen, ihr Stamm ist ausgestorben und so ging die Prophezeihung des Burggeistes in Erfüllung.

Hätte der Platzkommandant schon Hoffmann's Burgen und Bergfesten des Harzes unter seinen Büchern gehabt: so sollte man meinen, er habe aus diesem seine Geschichte erzählt. Doch lassen wir das dahingestellt sein und den Major sammt seinem Unterofficier ungefährdet nunmehr zur Parade gehen. Wir aber wollen den Regenstein weiter besehen, nämlich wie er schon vor unsers preußischen Platzkommandanten Zeiten gewesen ist.

Da galt das Bergschloß für unüberwindlich und von seinem wunderbaren Aussehn machte man viel Wesens. Es hieß, der Felsen des Regensteins habe eine fast unglaubliche Höhe nach Blankenburg zu; nur auf einem Wege könne

man über den Felsen ins Schloß gelangen; ohne Pulver und Geschütz sei es unüberwindlich. Viele Gemächer seien oben in den Fels gehauen, wohl 30 bis 40 neben einander. Aber schon um 1735 konnte man nicht einmal drei dergleichen finden und der Regenstein ist nichts gegen den Königsstein in Sachsen. Die Festung soll lange vor der Zeit jenes Jahres folgendermaßen beschaffen gewesen sein. Man sagte damals, an der Ecke des Schlosses erhebe sich ein hoher, dicker, runder Thurm, welcher den ganzen Eingang decke; von dem Thurme streiche eine starke, dicke Mauer an der Seite des Felsens hinunter gegen Abend, bis an die Ecke, wo der Berg am höchsten sei; unter dieser Mauer liege ein sehr finsteres Thal, so daß das Schloß durch Natur und Kunst an allen Seiten starke Befestigung habe. Ueberdies seien Kirche, die Stuben der Herrschaft, Küche, Keller, Ställe und alle andern Gemächer in einen puren Steinfelsen und aus demselben dergestalt gehauen, daß man es nicht ohne Verwunderung ansehn könne. Sogar die Krippen für die Pferde und in einigen Kammern die Bettspunden für die Menschen seien in Stein gearbeitet.

Allerdings um 1735 war manche Partie der Festung überbaut; man fand hin und wieder einige in dem Felsen befindliche Stufen, welche vor Zeiten etwa in gewisse Hölen mögen gegangen sein; man sah ein und das andere finstere Gewölbe, wo Pulver aufbewahrt wurde, oder der Kommandant seine Räumlichkeiten hatte; man zeigte ein Loch in dem Felsen, wo der Backofen war und vormals die gräfliche Küche gewesen sein soll. Aber dieser ganze Befund von kerkerähnlichen Behältnissen ließ eher auf Gruben für Räuber und Mörder schließen, als auf die Schönheit und Sicherheit eines gräflichen Schlosses, wie sie vordem der Sage nach war.

Freilich als Preußen den Regenstein erhielt, wurde Vieles von dem Vorhandenen weggesprengt, um für den Kommandanten eine Wohnuug und für die Besatzung Kasematten und Baracken zu erhalten; Schanzen wurden aufgeworfen, die Kirche erweiterte man und baute weite Behälter für Wasser und Munition in den Felsen; selbst ein Gastwirth und ein Bäcker wohnten auf der Feste, welche ihre Ausdehnung mehr nach der Länge als der Breite hatte. Aber 1736 schlug bei einem sehr heftigen Gewitter der Blitz in die Pulverkammer und nicht allein viele der neuangelegten Werke wurden gesprengt; sondern auch gar Manches aus der alten gräflichen Zeit mag damit von dem ursprünglichen Schlosse Regenstein vollends zu Grunde gegangen sein. Die Befestigung wurde wieder hergestellt; die Besatzung der 120 Mann darin aber konnte sich nicht halten, als im siebenjährigen Kriege ein französisches Korps anrückte und Reinstein belagerte. Sie war bis auf 72 Mann geschmolzen, als sie sich am 12. September 1757 dem Herzoge d'Ayen ergab. Der Feind erbeutete 17 Kanonen und behielt auch nach dem Abzuge seiner Truppen aus dem Halberstädtschen die Feste, indem er von hier aus die benachbarten Ortschaften vielfach belästigte und quälte. Als nun Heinrich, der Prinz von Preußen, im Februar 1758 mit mehren Regimentern in der Gegend ankam, um sie auch von den, aus Braunschweig hieher streifenden Franzosen zu säubern, so griff er ebenfalls den

Reinstein an und nahm ihn fast ohne Schwertstreich am 11. desselben Monats ein. Er ließ die Bergfeste demoliren und seitdem sind die wenigen Ueberreste noch mehr zerfallen.

Sie ist, nebst dem Berge, worauf sie liegt, ein im braunschweigschen Fürstenthum Blankenburg gelegenes preußisches Enklave. Dies und die ehemals dazu gehörende Grafschaft wurde, indem noch über den Besitz davon zwischen Brandenburg und Braunschweig der Prozeß obschwebte, von den Truppen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1670 occupirt. Noch 1683 aber belehnte die Aebtissinn von Gandersheim, Christina, eine geborne Herzoginn zu Mecklenburg das Haus Braunschweig-Lüneburg mit gewissen zur Grafschaft gehörenden Stücken. Hundert Jahr vorher 1583 war von dem Domkapitel zu Halberstadt dem Herzoge Julius zu Braunschweig-Lüneburg die Belehnung über die Grafschaft ertheilt worden. 1597 setzte der postulirte Administrator des Stiftes dem unmündigen Grafen Johann Ernst zu Reinstein den Georg Klencke und Dr. Tobias Bauermeister zu Vormündern und Lehnsträgern und stellte ihnen darüber einen Lehnbrief aus. 1599 starb der Graf und mit ihm erlosch das Haus Reinstein. Die braunschweig-lüneburgischen Herzöge nahmen die Grafschaft in Besitz und 1616 ward Friedrich Ulrich vom Bischofe zu Halberstadt Christian mit derselben belehnt. Sie behaupteten sie bis 1628. Da überschwemmten kaiserliche Truppen das Land und auf kaiserlichen Befehl ward, trotz aller Gegenerklärungen des braunschweigschen Hauses, die Grafschaft an Wallenstein überwiesen, welcher sie bald darauf dem Grafen von Merode abtrat. Nach der Schlacht bei Leipzig 1631 überließ dieser sie für 50000 Gulden dem Herzoge Friedrich Ulrich. Als dieser starb, ward sie 1634 im Namen des Gesammthauses Lüneburg vom Herzog August in Besitz genommen; dann kam sie durch Erbvergleich an den Herzog Wilhelm zu Harburg und ging nach dessen Tode 1642 an die Herzöge Friedrich zu Celle und August zu Wolfenbüttel über.

Im folgenden Jahre belehnte ohne Weiteres der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich, welcher als Bischof von Halberstadt ein Recht dazu zu haben meinte, den Grafen Wilhelm Leopold von Tättenbach, seinen Oberkämmerer, Maltheser-Ritter, kaiserlichen geheimen Rath und Präsidenten des Kriegsrathes, mit Reinstein. Der Lehnbrief wurde so abgefaßt, wie der, welchen das Stift Halberstadt abermals 1592 dem Hause Braunschweig ausgefertigt hatte. Da jedoch auch braunschweigsche Lehen darin erwähnt wurden, so ließ sich der Graf von Tättenbach mit Braunschweig in Unterhandlungen ein, worin der Erzherzog eingewilligt hatte. Der Erfolg davon war, daß Braunschweig wohl oder übel den Grafen mit Westerhausen, Warnstedt, Weddersleben, Thale, halb Neinstedt und andern Besitzungen und Gerechtsamen belieh. Die Belehnung wurde im westphälischen Frieden 1648 bestätigt; 1659 fertigte der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg einen Lehnbrief über die Grafschaft und deren Zubehörungen aus, und 1660 erfolgte vom Kaiser Leopold die Konfirmation. Das braunschweigsche Haus behielt sich jedoch einen

etwaigen Rückfall vor. Tättenbachs Brudersohn hatte die Mitbelehnung empfangen und an ihn fiel daher die Grafschaft bei seines Oheims Tode. Jener erregte Unruhen gegen den Kaiser Leopold I. und verlor dabei sein Leben 1671. Damit war das reinsteinsche Lehn wieder eröffnet; das Haus Brandenburg hatte es aber, wie gesagt, schon 1670 in Besitz genommen.

Hinsichtlich Blankenburgs, welches ehemals mit Reinstein ein Land gewesen war, ist der Hergang kurz folgender. Als mit Johann Georg, Graf Martins Sohne, 1599 das Haus erlosch, nahm Herzog Heinrich Julius die Grafschaft, als braunschweigsches Lehn, in Besitz. Eine ehemalige Belehnung des Kaisers Ludwig des Baiern 1314—47 über dieselbe an den Grafen zu Schwarzburg war von gar keinem Bestand gewesen. Blankenburg hatte seit seinem Rückfalle an Braunschweig immer seine eignen Fürsten. Anton Ulrich trat es seinem Sohne Ludwig noch bei seinen Lebzeiten ab. Kaiser Joseph I. erhob es 1708 zu Gunsten seines Schwiegervaters Ludwig Rudolph, des andern Sohnes von Anton Ulrich, zum Reichsfürstenthum, mit dem Namen Braunschw. Blankenburg. Als jener 1731 dem Herzoge zu Wolfenbüttel August Wilhelm folgte und damit ohnehin in den Reichsfürstenrath kam, hörte die Bedeutsamkeit der von Joseph geschehenen Erhebung von selbst auf.

Die Grafen von Blankenburg, Lehnsträger des Hauses Braunschweig erhielten von diesen auch die Burg Reinstein. Als sich jene zu Ende des 12ten Jahrhunderts in zwei Linien schieden, erhielt auch die jüngere diese Burg nebst mehren Besitzungen und Ländereien. Sie nannten sich von der daraus entstandenen Grafschaft Grafen von Reinstein, deren der Erste Heinrich gewesen ist. Einer aus ihnen stiftete in der Mitte des 13ten Jahrhunderts eine Nebenlinie zu Heimburg. Als die blankenburgsche Linie ausstarb, nannten sich die Reinsteiner Grafen zu Reinstein und Blankenburg.

Schon in den uralten Zeiten entstand ein Unterschied zwischen Edelleuten und Grafen von Blankenburg. Der Stammsitz Beider war im Harzgau oder Hartingow, die Stätte des jetzigen Schlosses zu Blankenburg. Sie hatten aber noch einen Sitz auf dem Schlosse Hartingow, an welchem eine Stadt lag Lütken Blankenburg. Die Stelle davon ist an und auf dem Hügel vor Halberstadt, wo später die St. Johannis Kirche stand. Noch lange nachher hieß ein Stadtrevier in Halberstadt Lütcken- oder Klein-Blankenburg. 1034 wurde das Schloß Hartingow zerstört.

Der Erbauer des Schlosses Blankenburg soll Heinrich I. 919—936 gewesen sein, welcher es vielleicht wegen der Hunneneinfälle anlegte. In dem, Teufelsloch genannten, vormaligen Gewölbe auf dem Regenstein, will man in vormaligen Zeiten eine Inschrift entdeckt haben: M. C. X. Die Annae. D. i. 1110 am Annen-Tage, von der man aber schon damals nicht wußte, ob sie sich auf die Erbauung der Burg, oder die Zerstörung des Gewölbes beziehe. Der Erbauer des Reinsteins soll ein Heinrich, oder ein Siegfried gewesen sein. Das Gebiet desselben habe sich bis an das Harsleber Thor zu Halber-

stadt erstreckt, welches er erbauet und einen kupfernen Hirsch darauf gesetzt habe. Nach der fabelhaften Sage hat sogar schon der mythische Thüringerkönig Mervig oder Melverich 419 einen Zug über den Harz gemacht, die Sachsen haben ihn geschlagen bei Fekenstedt und einem ihrer streitbarsten Kämpfer, dem Hatebold, welchem sie vorzüglich den Sieg verdankten, die Erlaubniß gegeben, sich irgendwo auf dem Harze eine Burg zu erbauen. Er wählte den Sandsteinfelsen bei Blankenburg, baute dort ein Schloß und nannte es Regenstein, weil er bei seiner Ankunft den Felsen beregnet antraf, oder weil die Burg auf einem dem Regen sehr ausgesetzten Steine lag. Andere sagen, der Regenstein oder Reinstein sei so benannt worden, weil er in wasserreinen, weißen Stein gehauen sei. Wahrscheinlich aber kommt Regenstein her von rhyn d. i. erhaben, woraus regin wurde, oder hängt zusammen mit dem Namen Reinhard und Reinmar, welche auch bedeuten sehr berühmt. Auf jeden Fall ist Reinstein geschichtlich und sprachlich richtiger als Regenstein, obwohl dies immer der gewöhnliche Name bleiben wird. Die Herzöge von Braunschweig und Sachsen, welche die Nachfolger des Kaisers Heinrich I. als Herzogs von Sachsen waren, erhielten auch den Reinstein. Daher findet man es auch in Urkunden unter den Erbgütern Herzogs Heinrich des Löwen und in Kreisregistern als in der Grafschaft Blankenburg gelegen. Als Kaiser Friedrich I. 1180 heranzog, jenen zu züchtigen, wurde ihm nebst andern Burgen, als Heimburg und Lauenburg, auch der Reinstein überliefert.

Einige bemerkenswerthe Namen, Ereignisse und Jahrszahlen aus der blankenburgschen und reinsteinschen Geschichte sind, außer den bereits vorgekommenen, noch folgende. Siegfried war mit Herzog Heinrich dem Löwen im gelobten Lande, von wo dieser 1172 zurückkehrte. Jener erhielt die Erbvogtei über Huyseburg. 1566 wurde die Gräfinn Elisabeth von Reinstein Coadjutricie des Stiftes Quedlinburg; sie war eine Tochter Ulrich des Siebenten und ihre Mutter, das zehnte Kind unter dem Herzen, kam in den Flammen um, als 1546 das Schloß Blankenburg verbrannte. Der Ofenheizer hatte Feuer unter der Treppe desselben auf Anstiften eines Bösewichts angelegt, nachdem es kaum von dem Grafen zum größten Theil neu aufgebaut worden war. Dieser edelmüthige und gottesfürchtige Ulrich VII. und sein Sohn, des Namens der Sechste, traten schon 1520 — 30 der Reformation bei. Sie beriefen den Jodokus Otto zu ihrem Hofprediger und machten den frommen und gelehrten Andreas David zum Vorgesetzten ihrer Geistlichkeit. Jener war nach Blankenburg von Eimbeck und wurde 1540 von dort nach Halberstadt an die Martinikirche berufen. Des Namens Ulrich hat es sehr viele Grafen zu Reinstein und Blankenburg gegeben. Einer, um 1242, liegt in Michelstein begraben. 1264 ertheilte Einer der Abtei Quedlinburg das Attestat, daß ihr das Gericht bei dem hohen Baume zugehöre und schrieb sich dabei Oldericus Dei Gratia Major, (der Aeltere) Comes de Reegenstein. Von diesem Grafen rührt wahrscheinlich ein alter Brakteat, eine, nur auf einer Seite mit Gepräge versehene, Münze von Silberblech her. Es steht auf derselben ein geharnischter

Mann, welcher in der rechten Hand einen Spieß, in der linken ein halbes Hirschgeweih hält, worunter ein deutliches O (Oldericus) sich befindet. Die Grafen von Blankenburg hatten nämlich als Wappen ein einfaches schwarzes Hirschgeweih im silbernen Felde, während die Edelleute von Lütcken-Blankenburg einen aufsteigenden Bock und auf dem Helm einen sich in die Brust beißenden Pelikan führten. Auf Anordnung des Papstes Nikolaus IV. wurde eine Uneinigkeit zwischen den Reinsteinern und dem Stifte zu Quedlinburg, auf deren Gebiete jene mehrere Gebäude aufgeführt hatten, durch die Aebte von Ilsenburg und Huyseburg geschlichtet, 1288. Heirathsgeschichten: ein Ulrich um 1277 war vermählt an eine Gräfinn Hohnstein, einer an eine Gräfinn von Beichlingen, einer an eine Gräfinn von Plauen, einer wieder an eine hohnsteinsche Gräfinn Agnes. Ulrich VII. hatte zwei Frauen, erst eine Gräfinn von Mansfeld, Barbara, dann die Gräfinn Magdalena zu Stolberg, welche verbrannte; ihr Vater war Botho, mit dem Beinamen der Glückselige. Von ihren Söhnen hatte Ernst die Gräfinn Dorothea von Stolberg zur Gemahlinn, Botho die Katharina von Schwarzburg und dann die Anna von Schönburg, Kaspar Ulrich eine geborne von Pudewels. Ein Graf Bernhard war vermählt an eine Gräfinn von Schwarzburg, Agnes; ein Anderer des Namens an eine Eva von Diepholz. Kriegsgeschichten: 1343 schlossen Bernhard und Albert ein Bündniß mit den Mansfeldern und der freien Reichsstadt Nordhausen gegen den Bischof zu Halberstadt, fielen in das Stift ein und verwüsteten es. Der Bischof vereinigte sich mit dem Hildesheimer und jene Beiden wurden im Kampfe getödtet. 1422 gewann ein Graf von Reinstein, in Verbindung mit dem von Werningerode, eine Schlacht gegen den Bischof von Magdeburg. 1429 schlossen der Kurfürst Friedrich und der Herzog Wilhelm zu Sachsen, nebst dem Landgrafen Ludwig zu Hessen, ein Bündniß mit den Grafen zu Reinstein, denen zu Mansfeld, den Herren von Querfurt u. A. Geldgeschichte: 1491 soll der jüngere Ulrich in einer alten Mauer zu Blankenburg einen Schatz gefunden haben. — Sehr geehrt sind die Grafen von Reinstein und Blankenburg bei Kaiser und Reich gewesen, kommen oft bei kaiserlichen Turnieren vor, gelangen zu geistlichen und weltlichen Würden, beschenken die geistlichen Stiftungen, vermählen sich mit Damen aus fürstlichen und gräflichen Häusern, sind Zeugen bei den wichtigsten Handlungen. Hermann war Bischof zu Halberstadt, Burkard Erzbischof von Magdeburg. Einer freilich hatte bei seinem unehrenvollen Rufe ein sehr schmachvolles Schicksal, 1414. Er beraubte den Bischof von Merseburg, wurde in dem Jahre vom Herzoge Friedrich zu Sachsen gefangen bei Zörbig und jenem ausgeliefert. Auch ein Edelmann von Lütcken-Blankenburg ist bemerkenswerth und zwar als Schriftsteller: Er verfaßte 1561 ein Buch wider den Geiz- und Wucher-Teufel.

Vielseitig interessant ist also die Geschichte unsers Regensteins; doch allseitig von Interesse die Gegend.

Unweit Blankenburg und Rienstedt bei dem Dorfe Timmenrode fallen Einem die absonderlichst gestalteten Sand- und Felsensteine in die Augen. Einige sollen

in der Einbildung mancher die Mutter Gottes mit dem Christkindlein darstellen; andere eine Manns- und Weibsperson, welche neben einander sitzen. Unweit des Fahrweges vom letztgenannten Orte nach dem Reinstein, liegt auf einer Hutung ein großer Platz, welcher mit bald größern, bald kleinern, breiten, mehrentheils viereckigen Steinen wie gepflastert ist. Er scheint einem von der Natur angelegten Gottesacker mit Grabsteinen ähnlich zu sein, auf welchen nur die Inschriften fehlen. Manche liegen so in dem Sand und Rasen, als ob sie mit Fleiß von Menschen dahingebracht wären, manche auswärts, als ob sie noch eingesenkt werden sollten.

Wer kennt nicht die Teufelsmauer bei Blankenburg? Die Sage erzählt den Ursprung des Namens folgendermaßen. Einst unterstand sich der Böse, die ganze Welt mit dem Herrn theilen zu wollen. Die eine Hälfte sollte dieser haben, die andere wollte er behalten. Er machte mit der Theilung in hiesigen Landen den Anfang und legte diese Mauer an, welche sich durch die ganze Welt erstrecken sollte. Der Herr sahe seinem Spiele und seiner Bosheit eine Weile zu; dann aber, als die Mauer schon über die Maßen hoch und lang war, vernichtete er sie und verstattete ihren Bau nicht länger. Davon sind noch die Stücken der Teufelsmauer übrig.

Sie ist eine auf dem Rücken des Heidelberges beginnende, in grotesken Gestalten fast ununterbrochene zusammenhängende Kette von wild geordneten, sich von Nordwest nach Südost ziehenden Steinklippen. Man trifft solches Wunderwerk der Schöpfung wohl sonst nirgend so. Die an einander gefügten Stücke und Reihen von Felsen, einer Mauer nicht unähnlich, geben, wenn man an ihnen hingeht, beständig ein verändertes Ansehen. An einigen Stellen scheint es, als ob große Quaderstücken mit Fleiß von Menschen auf einander gelegt, aber aufs beste zusammengefügt worden wären; an andern, als ob hier ehemals eine Mauer gestanden habe, welche nun eingefallen sei. Bisweilen sieht es aus, als wollte sie aufhören und nur einige Sandsteinfelsen liegen ganz unordentlich über einander; bald aber erhebt sich die Mauer wieder und bekommt ihr voriges Aussehen. Vielmals scheint es, als wäre sie mit Kanonen eingeschossen und von Stückkugeln durchbohrt; sie gleicht der Mauer einer Festung, in welcher Bresche geschossen ist. In mancher Gegend sind die Felsen so wunderbar gestaltet, daß man sich viel natürlicher eine Figur darunter vorstellen kann, als bei den Tropfstein-Gebilden in der Baumannshöhle. Auch zwischen den Dörfern Weddersleben und Neinstedt befinden sich solche Felsenreihen, aber nicht in so langer Strecke, als bei Blankenburg.

Unser Regenstein ist auch wie ein großes Stück Teufelsmauer; wenigstens hat, was wir bereits vernahmen, eins seiner Löcher, worin sich in der Urzeit die Leute vor den Hunnen verborgen haben sollen, weil ihnen dieselben wie eingefleischte Teufel vorkamen, einen Satansnamen. Beiläufig gesagt, giebt es dergleichen Rettungsklüfte, nach der Auslegung der alten Chroniker viele am Harze, u. a. auch bei Stolberg, und sie sind passende Seitenstücke zu den Hunnengräbern, deren man, von der Hunnenschlacht bei Jechaburg im Sondershau-

sischen her, mehre in den Landstrichen von der südlichen Seite jenes Gebirges antrifft und welche man wohl auch deutet als Hunnen-Grabhügel.

Nun noch einen Abschiedsblick in die Aussicht von unserm Steine. Hoffmann beginnt in seinem vorher angeführten Buche die Beschreibung des Reinsteins so: „Wer unser schönes Harzgebirge bereist hat und nicht auf dem Reinsteine war, der ist zu Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen.“ Da der genannte Schriftsteller jenen oft besucht hat und so anmuthig schildert, so wollen wir ihn weiter reden lassen. „Von Blankenburg aus,“ sagt er, „war ich in einem kleinen Stündchen auf seinem Gipfel, und wenn ich nun auf dem „„Generalsitze““ saß und hinblickte auf das große Rundgemälde um mich her, fühlte ich mich so leicht und so frei und viel glücklicher, als ein General, ja glücklich wie ein König. Wie lagen sie doch so tief unter mir alle die kleinen menschlichen Sorgen, so viel engherzige, menschliche Bestrebungen und die Leidenschaften, durch die so manche Sterbliche sich selbst den Frieden und Andern die Freude rauben! Wie schwang mein Geist sich empor beim Anblicke der herrlichen Schöpfung zu dem, welcher diese Berge werden ließ, dessen Kraft aus dem blitzenden Auge des Adlers und aus den Tönen der Nachtigall, dessen Liebe aus jedem Strahl des Sonnenballes und aus jedem Thautropfen auf den purpurrothen Blättchen dieser Steinnelke spricht.

Nie war ich auf dieser Stätte, ohne durch den Gegensatz lebendig ergriffen zu werden, welcher sich in den halb zertrümmerten Steingewölben dieser Feste, und in dem lebendigen Weben und Walten der prächtigen Schöpfung des Herrn ankündigt, die sich ewig erneuert, die ewig aus dem Tode frisches Leben hervorruft.

Nie war ich auf dieser Stätte, ohne daß ich mich erhoben und beruhigt gefühlt hätte; wenn es mir so recht wehe war um das Herz bei dem wüsten Treiben der Menschen, so floh ich hierher, sammelte mich und ging getröstet von dannen. Ja, versäume es nicht, Wanderer, den Reinstein zu erklimmen, besonders wenn Du aus der Ebene kommst, wähle ihn wo möglich zu Deinem ersten Ziele. Von seinem Gipfel wird der Geist des hercynischen Waldes Dir das erfreulichste „Willkommen!“ zurufen.

Wie ruht der Blick so gern auf dem nahen Blankenburg, dem nur ein breiter Strom fehlt, um es zu einem irdischen Paradiese zu gestalten, auf seinem weiß schimmerden Schlosse und rechts und links auf dem grünen Meere von Wipfeln die Höhenzüge hinauf und hinab; — der Brocken ragt einladend mit seinem gethürmten Hause über alle Berge empor in bläulicher Ferne; — man mag sich nicht trennen von den eigenthümlichen grotesken Höhenbildungen nach Westen und Nordwesten hin, von der mit wogendem Korne bedeckten weißen Ebene, in welcher kaum zu zählende Dörfer und Weiler reizend da liegen, wie bunte Ostereier in niedrigen grünen Kräutern. Wie gewaltig treten dort die Massen des Doms zu Halberstadt und der Thürme zu Quedlinburg hervor. Das freundliche Schloß zu Ballenstedt erhebt sich aus frischem Grün; die Zacken der Teufelsmauer erscheinen zuweilen mitten in der Ebene, wie starre, riesige

Speere, und dort die Höhen der Roßtrappfelsen und die lieblichen Senkungen des Gebirges von ihnen herab, und die einzelnen nahen Berge, wie sie so traulich ihren Fuß in die bekannten Felder der Menschen hineinstrecken, als wollten sie erzählen von den Wundern in ihrem Innern, — und dazu das fröhliche Regen der Landleute hier dicht unter mir auf den Fluren, und der liebliche Gesang der Lerche, die in gleicher Höhe mit mir schwebt und deren Loblied aufwärts dringt, — wer kann alles das schauen und vernehmen, ohne wahre herzliche Freude, ohne Entzücken!"

„So ist der Reinstein ein Juwel in der Kette unserer Berge, obgleich es der liebe Gott etwas hinausgerückt hat aus ihrem stolzen Höhenkranze; aber es fällt uns nur um so strahlender ins Auge. Kommst du von Braunschweig herüber oder von Magdeburg herauf oder von Osten her, stehst du auf der schönen Terrasse vor dem Schlosse zu Ballenstedt, oder auf den einsam ragenden Gegensteinen, oder auf den Ruinen der Domburg im Hackelwald, oder auf den Mauern des Königsschlosses zu Quedlinburg, oder auf den Felsen des Huy bei Halberstadt, — überall schauest du den Reinstein mit seinen imposanten Felsenmassen, groß, ja erhaben in seiner Isolirung."

Der alte Familienring der Grafen von Veltheim zu Harbke.

Das bei Helmstedt belegene gräflich Veltheimsche Gut Harbke bewahrt unter einigen anderen Seltenheiten, worunter auch die sehr künstlich gearbeitete vollständige Rüstung des Herzogs Christian von Braunschweig, der sich im Anfange des dreißigjährigen Krieges berühmt machte, gehört, einen Ring, der seit mehreren Jahrhunderten in den Händen dieser Familie, die zu den ältesten adeligen Häusern von Niedersachsen gehört, befindlich ist. In dem gräflichen Archive finden sich nicht allein unter den Vermächtnißurkunden dieses Ringes verschiedene historische Notizen und Nachrichten, sondern auch mehrere Erklärungen, die im Ganzen bei manchem Uebereinstimmenden, welches sie enthalten, in den Hauptsachen jedoch sehr von einander abweichen, insofern nämlich das Alter des Ringes weder genau bestimmt, noch die Inschrift darauf übereinstimmend erklärt wird. Was die historischen Nachrichten betrifft, so gehen dieselben nach den im Archive befindlichen Papieren nur bis auf den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. In dieser Zeit wurde der Ring als ein Amulet betrachtet, das eine gewisse Segenskraft über die Familie des Besitzers verbreite. Vielleicht, daß die ehrwürdigen Altvordern selbst dazu beitrugen, diesen Wahn zu erhalten, um den Ring desto sicherer bei ihrem Hause als eine Seltenheit des Alterthums, welche die Achtung der Nachkömmlinge verdient, zu bewahren. Von der Zeit, wo dieser Ring auf die Veltheimsche Familie kam, hat sich nur

eine dunkle Sage erhalten. „Im grauen Alterthume wurde von einer, auf dem Schlosse zu Harbke lebenden, Wittwe von Veltheim ein unbekannter Reisender gastfreundschaftlich aufgenommen. Dieser hatte das Unglück, während seines Aufenthaltes daselbst von einer schweren Krankheit befallen zu werden, von der er jedoch durch sorgfältige Pflege der edeln Frau wieder genaß, wodurch er denn in den Stand gesetzt wurde, seine Reise weiter fortzusetzen. Aus Dankbarkeit gab er als Vermächtniß nach seinem Ableben an die Familie seiner Wohlthäterinn diesen Ring, den er dadurch besonders geehrt wissen wollte, daß er ihm eine geheime Kraft zuschrieb, der Familie des Besitzers, so lange er sorgfältig aufbewahrt würde, ein beständiges Gedeihen zu bereiten."

Seit der Zeit ist dieser Ring durch viele Geschlechter als ein Erinnerungszeichen aufbewahrt, wie man unglücklich Leidenden Hülfe und Schutz angedeihen lassen soll.

Aus unserer Abbildung ist die Gestalt des Ringes zu ersehen. Derselbe ist ganz einfach, ohne besondere Kunst gearbeitet und hat für den Alterthumsforscher seines Alters und vorzüglich seiner sonderbaren Inschrift wegen besondern Werth. Der Ring ist von Gold; der darin enthaltene Stein ist ein Diamant, á jour gefaßt, ein sogenannter Spitzstein, und hat die Gestalt einer doppelt vierseitigen Pyramide oder die eines rohen kristallinischen Diamants, dessen Seiten nur abgeschliffen und polirt sind. Er hält 4 Linien in's Gevierte und wiegt 2½ Karat. An beiden Seiten des Kastens befinden sich zwei sechsblättrige Röschen von Stahl, in deren Mitte zwei Rubinen stehen. In den Augen der Drachen oder Schlangen, die den Kasten halten, befinden sich ebenfalls kleine Rubinen. Die Buchstaben der Inschrift sind entweder schwarz angelaufen gearbeitet, oder ebenfalls von Eisen, wie die Röschen.

Es sind mehrere Erklärungen dieses Ringes und namentlich seiner Inschriften versucht, die man ausführlich in Vulpius Curiositäten Band VI. Stück 6, Weimar 1818, mitgetheilt findet. Der Probst Hermann von der Hardt erklärte 1721 die Inschrift für das Machwerk eines gelehrten und bekehrten Juden aus dem 15ten Jahrhundert und wollte auch darin die Jahrszahl 1451 finden. Der ehemalige Archivar zu Harbke und nachherige Herzogl. Braunschweigische Registrator Holten hielt das Ganze für cabbalistische Zeichen, wollte, gleich Hardt, einige hebräische Wörter darin finden, erkennt aber die von diesem angegebene Jahreszahl nicht an. Der Hofrath Lichtenstein, der 1772 zu Braunschweig lebte, giebt auch keine genügende Erklärung. Er vermuthet, daß der Diamant als ein ganz roher Stein in den Besitz der von Veltheim gekommen sei. Ehemals, meint er, sei der Ring ein Siegelring gewesen und nachher sei er modernisirt. Die äußere Schrift hält er für Syrisch, die auf der innern Seite befindlichen Zeichen für cabbalistische, nicht für Jahrszahlen, sondern für Buchstaben und Abbreviaturen. Der Professor Büttner zu Göttingen erklärte im Jahre 1774 die Auslegung des Probstes von der Hardt durchaus für falsch. Letzterer habe das Alter des Ringes verkannt, denn der Ring sei zum wenigsten aus dem eilften Jahrhundert, weil man

sich im funfzehnten Jahrhundert dergleichen Zeichen nicht bedient habe. Er hielt ferner die Zeichen für geheime Chiffern, von einem alten Mönche ausgedacht, um Unwissende zu betrügen. Die Schrift sei also, da überdem so wenig davon vorhanden, unmöglich zu enträthseln. Das, was von der Hardt für eine Jahrszahl halte (Zeile 4 der Schrift auf unserer Abbildung), sei also nicht dafür zu nehmen. — Ein gelehrter Herr von Bindersee, Regierungsrath in Magdeburg brachte endlich im Jahre 1784 eine sehr gelehrte Erklärung der Inschrift, meinte diese ganze Inschrift enthalte nur das einzige hebräische Wort ezer; die übrigen seien alle lauter lateinische Wörter. Mithin könne ein Jude der Verfasser der Inschrift, wie von der Hardt meinte, nicht sein, da es die Juden für Sünde hielten, Latein zu schreiben. Er tritt der Meinung bei, daß die Schrift in das eilfte Jahrhundert gehöre, und diesem Alter widerspreche auch der Besitz nicht, da schon 660 nach Christi Geburt große Männer aus dem Veltheimschen Geschlechte entsprossen seien. Zu seiner Erklärung der Inschrift des Ringes führte ihn folgende, ihm zugekommene Nachricht: „Nach einer anderen, vielleicht wahrscheinlichern Meinung“ (als jene in der anfänglich mitgetheiten Sage enthaltene) „soll dieser Ring von einem von Veltheim, der ein Tempelherr gewesen, oder von dem Rudgerus von Veltheim, welcher im zwölften Jahrhundert Erzbischof zu Magdeburg war, abstammen.“ Die in den letzteren Worten enthaltene Abstammung des Ringes ist es nun eben, welche Bindersee durch Auslegung der Inschrift als die wahre hinzustellen sucht.

Ob spätere Forschungen über diesen Ring angestellt sind und wenn das geschah, was der Erfolg derselben war, wissen wir nicht. Wahrscheinlich findet sich gegenwärtig aber der Ring, ohne Erklärungsuntersuchungen unterworfen zu sein, noch immer in dem Besitze der von Veltheimschen Familie zu Harbke.

Die Lippoldshöhle *).

Nicht weit von dem braunschweigischen Dorfe Brunkensen liegt am Berge die Lippoldshöhle, worin ehemals ein wilder Räuber, Lippold, gehaust hat. Die Höhle ließ er ganz stattlich von einem Maurer aushauen, und tödtete denselben nach vollbrachter Arbeit. Seinem Pferde hatte er die Hufeisen verkehrt untergeschlagen, daß Niemand seiner Spur folgen und ihn entdecken konnte. Er hatte sich ein jung hübsch Mädchen genommen und lebte mit ihr. Von seiner Höhle aus hatte er einen Draht quer über den Weg gespannt und ging, ritt oder fuhr nun Einer auf dem Wege, so mußte er an den Draht rühren, dann klang davon in der Höhle eine Glocke. Sobald Lippold dies Zeichen hörte

*) S. Harrys Volkssagen.

schoß er auf die Leute *). Er trieb sich auch in der Gegend herum, raubte und mordete, während seine Zuhälterinn daheim bleiben mußte. Es war ihr verboten, ohne Erlaubniß die Höhle zu verlassen. Nun aber traf es sich, daß Lippold den Bruder seines Mädchens erschossen und beraubt hatte; da bat sie, des Einkaufs wegen, nach Alfeld gehen zu dürfen. Als sie in die Stadt kam, setzte sie sich vor das Rathhaus und klagte der steinernen Treppe ihre Noth, und wie Lippold des Nachmittags das Haupt in ihren Schooß lege, und sich das Haar kämmen lasse und dann einschlafe. Das hörten die Leute in Alfeld, gingen den Nachmittag an den Berg, wo die Höhle nach des Mädchens Erzählung liegen mußte, fanden ein Rauchloch und ließen durch dasselbe einen Strick in die Höhle, grade auf des Mädchens Schooß, in dem Lippold schlafend lag. Das Mädchen aber schlang den Strick um seinen Hals und die Leute zogen den Räuber daran in die Höhe, daß er erstickte.

Die Eroberung der Stadt Gronau im Jahre 1522.

Gronau, eine der sieben Landstädte des Fürstenthums Hildesheim, unweit der Siebenberge, drei Meilen von Hannover und zwei Meilen von Hildesheim, gelegen, ward um das Jahr 1300 unter der Regierung des Bischofs Siegfried II. gegründet. „Am Fuße des Dorfes Lehdi" — sprach Siegfried — „in einem lieblichen, fruchtbaren Thale liegt eine grüne Aue, rings von der Leine umströmt. Dort, ihr Bewohner von Empen, Lehdi und Bekum **), siedelt euch an, bauet eine Stadt, verwahrt sie wohl mit Wall und Mauern, und ich will sie ob der grünen Owe (Aue) Grünau (Gronau) nennen."

Wie andere Städte unseres Vaterlandes, ward auch Gronau von mancherlei Schicksalsstürmen umrauscht. Der gewaltigste Sturm aber braus'te im Jahre 1522 daher. Es war zur Zeit der sogenannten hildesheim'schen Stiftsfehde, deren Verlauf wir hier kurz andeuten müssen.

Mancherlei Mißhelligkeiten zwischen dem Bischofe Johann IV. von Hildesheim und den braunschweigschen Fürsten, zunächst aber ein Zwiespalt des Bischofs mit den Gebrüdern Burchard und Hildebrand von Saldern, welche die Burg Lauenstein pfandweise besaßen, entflammten diesen Krieg, welcher seine Blutgeißel trotz kaiserlicher und päbstlicher Untersagungen vier

*) Aehnliches wird von dem Räuber Hanebutt erzählt, der im Eilenrieder Walde bei Hannover seine unterirdische Wohnung hatte. Ein Eichstamm, der quer am Wege liegt und Hanebuts Block genannt wird, bezeichnet noch die Stelle, wo die Vorübergehenden in seine Schlingen geriethen.

**) Diese sämmtlichen Dörfer sind gegenwärtig nicht mehr vorhanden.

Jahre lang (von 1519—1523) zum Verderben des Landes schwang. Bischof Johann suchte nämlich, um des Landes Flor zu heben, die von seinen Vorgängern verpfändeten Landestheile wieder einzulösen. Zwar hatte Johann selbst den Edlen von Saldern in einem Vertrage von 1509 versprochen, so lange er Bischof sein werde, den Pfandschilling für Lauenstein nicht abzulösen, und nur unter dieser Bedingung hatten die gedachten Edlen denselben erhöhet; allein Johann brach sein Wort, kündigte Lauenstein, und nahm es zurück. Vergebens suchten die hildesheimschen Landstände, besonders der damalige Domprobst von Veltheim, den Streit schiedsrichterlich beizulegen. Die Fehde brach aus. Lauenstein und Gronau gingen in Flammen auf. Ueberall wurden, auf Geheiß der erbitterten von Saldern, Gewaltthätigkeiten verübt. Diese Edlen selbst nahmen ihre Zuflucht zum Bischofe Franz von Minden, welcher nebst den Herzögen von Calenberg und Wolfenbüttel sie in Schutz nahm. Doch an dem Herzoge Heinrich von Lüneburg fand Johann einen Bundesgenossen. Die Schaaren der Letztern drangen bald ins Minden'sche, vertrieben dort den Bischof Franz, und belagerten darauf das damals stark befestigte Schloß Calenberg.

Umsonst ward von vielen Seiten eine Vermittelung versucht, um den Kriegsgräueln Einhalt zu thun; umsonst gebot der damalige Reichsverweser, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, auf's Ernstlichste Frieden: Bischof Johann verheerte nach wie vor das Calenberg'sche auf's Schrecklichste.

Da glühte furchtbare Rache in den braunschweigschen Herzögen Erich, Heinrich und Wilhelm empor. Verstärkt durch den Bischof Franz von Minden, verbündeten sie sich mit Georg von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, und ein wohlgerüstetes Kriegsheer rückte in's Feld. Neben mehreren Schlössern und Burgen wurden bald die Städte Dassel, Moringen und Peine von ihnen erobert und zerstört.

Dies beugte den Muth des Bischofs Johann. Frieden entbietend, besiegelte er seine glatten Worte durch Aufhebung der Belagerung Calenberg's. Doch dem Ränkevollen war nicht zu trauen. Bald rüstete er sich insgeheim auf's Neue. Kaum aber empfingen die Herzöge von Braunschweig hiervon Kunde, so suchten sie vor Allem die Vereinigung des Bischofs mit seinem Bundesgenossen, Heinrich von Lüneburg, zu verhindern, und rückten mit ihren Schaaren ins Lüneburg'sche, wo es am 29. Junius 1519 auf der Heide vor Soltau zu einer blutigen Schlacht kam. Bischof Johann von Hildesheim und seine Bundesgenossen, ausgerüstet mit 1200 Reitern und 8000 Fußgängern, harrten hier bereits der Ankunft der braunschweigschen Herzöge, welche, nachdem sie die hessischen Hülfstruppen entlassen hatten, nur 700 Reiter und 6000 Fußgänger stark waren. Noch waren sie nicht völlig gesammelt, indem Herzog Heinrich der Jüngere und sein Bruder, Bischof Franz von Minden, mit 300 Pferden die Nachhut des Zuges bildeten. Da begann schon der blutige Kampf, und wie tapfer auch die braunschweigschen Löwen, ihren alten Ruhm bewährend, fochten, wie wacker auch die calenbergsche und braunschweig-

sche Ritterschaft half: das Glück war ihnen nicht günstig. Herzog Erich, gleich anfangs verwundet, wurde nebst Wilhelm gefangen genommen, und nachdem das Heer in die Flucht geschlagen war, wurde jener nach Celle, dieser nach Hildesheim abgeführt.

Von Rache glühend, sammelten die Brüder, Franz von Minden und Heinrich von Wolfenbüttel, neue Kriegerschaaren. Doch der Erzbischof, Kurfürst Albrecht von Mainz, der Kurfürst Friedrich von Sachsen und der Markgraf Joachim von Brandenburg schlugen sich ins Mittel, und als es diesen nicht gelang, die Streitigkeiten beizulegen, gebot 1521 auf dem denkwürdigen Reichstage zu Worms, wo die Parteien gegenwärtig waren, Kaiser Carl V. bei des Reichs Acht und Aberacht Frieden.

Aber auch des Kaisers Befehl achtete der hildesheim'sche Bischof nicht. Ja, er ließ sich über die angedrohte Strafe sogar mit schmählichem Spotte aus. „Was Acht und Aberacht!" — sprach er — „Acht und aber acht sind sechzehn." Allein für diesen Spott mußte er und mit ihm leider auch sein unschuldiges Land hart büßen. Denn als er bald darauf die Herzöge von Calenberg und Wolfenbüttel auf's Neue angriff, ward die Achtserklärung am 24. Julius 1521 wirklich über ihn ausgesprochen, und die Vollstreckung derselben den Herzögen Erich und Heinrich dem Jüngern aufgetragen.

Des Krieges Blutgeißel ward nun abermals über das Land geschwungen. Unterstützt von dänischen Hülfstruppen, stürmten und eroberten die Herzöge von Calenberg und Wolfenbüttel eine Festung nach der andern, und Angst und Schrecken verbreiteten sich in dem durch Plünderung, Feuer und Schwerdt gräßlich verheerten Lande. Zwar zog auch der Bischof Johann, welcher schnell ein Heer von 800 wohlgerüsteten Reitern in Westphalen zusammen gebracht hatte, neue Kriegerschaaren an sich; allein, von seinen Verbündeten verlassen, mußte der Geächtete bald der Menge feindlicher Streitkräfte erliegen. Jeglicher Hülfsmittel entblößt, dankte er bald ab, und hinterließ seinem Nachfolger von dem vor Kurzem noch so blühend gewesenen Hochstifte nichts, als die Domprobstei nebst den Aemtern Steuerwald, Marienburg und Peine.

Die braunschweig'schen Fürsten Erich und Heinrich von Calenberg und Wolfenbüttel theilten die eroberten Länder unter sich und diese Theilung ward auf dem Friedenscongresse zu Quedlinburg im Jahre 1523 bestätigt.

Nach dieser kurzen Schilderung der Hauptereignisse der sogenannten hildesheimschen Stiftsfehde gehen wir zur Erzählung des verhängnißvollen Ereignisses über, welches im Jahre 1522 in Folge jener Fehde über die Stadt Gronau hereinbrach. Es war am 11. Mai des genannten Jahres, am Sonntage Jubilate, als die Herzöge Erich der Aeltere und Heinrich der Jüngere auszogen, um ihr Lager vor den Wällen Gronau's aufzuschlagen. Wenige Jahre waren erst seit dem zu Anfange der Stiftsfehde erlittenen Brandunglücke verflossen. Die Stadt war so eben neu gebaut und wieder befestigt worden. Freundlich blickten die rothen Ziegeldächer der neuen Häuser im goldenen Glanze der Abendsonne. Da verkündete die schauerliche Sturmglocke den herannahenden

Feind, und nur zu bald dröhnte der Donner seines Geschützes, welches sich an den Festungswerken der Stadt versuchte, und der Bewohner Herzen mit Angst und Schrecken erfüllte. Unter allen Donnerbüchsen ragte „der grimmige Löwe" hervor, dessen ungeheure Last kaum 18 Rosse fortzuschaffen vermochten.

Die Stadt, von der Leine umströmt, und damals mit Wall und Mauern rings umher wohl verwahrt, setzte der Belagerung bedeutende Schwierigkeiten entgegen, und ritterlich wehrte sich die Besatzung der bedrängten Stadt. Unter dieser zeichnete sich besonders ein Mohr des Domherrn Diedrich Friese, damaligen Inhabers des Hauses (Amtes) Gronau, durch seine unerschrockene Kühnheit aus. Ein tüchtiger Schütze fügte er, im Burgthurme postirt, den belagernden Feinden großen Schaden zu, während er durch schneidenden Spott sie noch mehr reizte. Er zeigte nämlich denselben einen Flederwisch, mit welchem er, wenn sie zu ihm einschossen, den Rauch und Staub vom alternden Thurme possirlich genug abfegte. Doch endlich ward er das Opfer seiner allzu großen Kühnheit.

Der Feind erkannte bald, daß die Einnahme der Stadt nicht leicht sei. Deshalb versuchte er's, den Thurm über dem Steinthore umzustürzen, in der Hoffnung, daß derselbe in die Leine fallen, und gleichsam eine Brücke bilden solle, über welche sodann die Stürmenden in die Stadt dringen könnten. Aber die Besatzung durchschaute diesen Plan, und befestigte Taue am Thurme. Als dieser nun endlich, durch das fortwährende Beschießen der Belagerer unterminirt, zusammenstürzte, zogen die Gronauer ihn mit den daran befestigten Seilen zu sich in die Stadt, und vereitelten so jene Hoffnung der Feinde.

Drei Wochen lang versuchten es so die Belagerer, Gronau zu erobern; allein ihre Anstrengungen blieben fruchtlos. Sicherlich wäre die Stadt auch nicht erobert worden, wenn die Bürger ferner in derselben verblieben wären, und die so glücklich begonnene Vertheidigung derselben tapfer fortgesetzt hätten. Doch die Bürgerschaft sowohl, als die Edelleute, eigentlich schon länger den braunschweig'schen Fürsten zugethan, hatten Neigung sich diesen gütlich zu unterwerfen. Auch war die Capitulation bereits eingeleitet, als der Drost, wie der Magistrat und die Bürgerschaft durch Bischof Johann und dessen Geistlichkeit wieder umgestimmt, auf's Neue die Partei ihres bisherigen Landesherrn ergriffen.

Hierüber geriethen indessen die Herzöge von Braunschweig in noch größeren Zorn, und drohten nun, nach Einnahme der Stadt Alles über die Klinge springen zu lassen. Wie ein Donnerschlag erschreckte diese Drohung der Herzöge den Bürgermeister der Stadt, Hans Huges. Nicht, wie gewöhnlich, durch einen Glockenschlag auf's Rathhaus, sondern auf die Burg ließ er sofort die gesammte Bürgerschaft rufen, und überredete sie, am nächst folgenden Morgen die Stadt zu verlassen, und sich nach Alfeld, zur Verstärkung der dortigen Besatzung, zu begeben. Diese Verabredung ward am 1. Junius, am Abende des Sonntages Exaudi 1522, mithin drei Wochen nach dem Beginne der Belagerung, getroffen. Unter dem Schutze der Nacht machte man heimlich in der Gegend des Steinthors eine enge Bresche in die Stadtmauer. In der

Frühe des Morgens ward sodann den armen Frauen und Kindern bekannt gemacht, was geschehen solle, und die traurige Wahl gelassen, entweder mit aus der geliebten Vaterstadt zu flüchten, oder in derselben zu verbleiben, und sich der Großmuth des Feindes anzuvertrauen. Ersteres wählten die Geängsteten, und der unselige Beschluß ward nun in Vollziehung gebracht.

Noch ehe die Morgensonne ihre belebenden Strahlen über die Gefilde hingoß, zogen die bethörten Bürger Gronau's, unter Anführung ihres verblendeten Bürgermeisters Hans Huges, heimlich und still aus der Stadt, gelangten, von den allmählig schwindenden Schatten der Nacht begünstigt, glücklich durch das feindliche Lager, und schlugen den Weg nach dem Dorfe Dehnsen ein.

Aber nur zu bald wurden die Herzöge von Braunschweig, welche auf beiden Seiten der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten, die verhängnißvolle Flucht der Gronauer gewahr. Den Fliehenden sofort nachzusetzen, ließen sie eiligst die Trommel rühren und Allarm blasen. Wehe, Wehe den armen Gronauern! — Unweit Dehnsen ereilte sie der ergrimmte Feind.

Da dämmerte im Osten so eben der Morgen, ach, ein blutiger Morgen, wie wohl noch keiner über ihnen aufgegangen war! Alle Flüchtlinge wurden umzingelt, und bis auf Wenige, welche durch die nahe Leine schwammen, und das jenseitige Ufer glücklich erreichten, von den Feinden niedergehauen. Der Bürgermeister Hans Huges, jener verblendete Urheber der vereitelten Flucht, ward gefangen genommen. Jammernd und händeringend standen die beklagenswerthen Frauen und Kinder von fern, welche, die Heimath verlassend, treulich den Ihrigen nachgefolgt waren, und nun Wittwen und Waisen wurden. Ihr Wehklagen über ihre im Blute schwimmenden Lieben erfüllten rings umher schauerlich die Morgenlüfte.

Jetzt rückten die Herzöge von Calenberg und Wolfenbüttel in die von den Bürgern verlassene Stadt, und gaben sie ihren Schaaren zur Plünderung preis. Von hier beabsichtigten sie gen Alfeld zu ziehen, um auch diese Stadt zu belagern.

Da erscholl plötzlich das Gerücht, der Bischof Johann rücke mit einem mächtigen Heere heran, um Gronau wieder zu besetzen. Um dies zu verhindern, ward die Stadt abermals angezündet, und in einen Schutthaufen verwandelt.

Das war das Ende des 2. Junius 1522, jenes schmerzensreichen Tages für die unglückliche Stadt Gronau. Der unzeitigen Verzagtheit ihres Bürgermeisters Hans Huges hatte die Stadt all dies Unglück zu verdanken. Fast wäre der Galgen der Lohn seiner Feigheit gewesen; denn der rauhe Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig wollte ihn durchaus aufhängen lassen. Nur die Fürsprache eines mitleidigen Obersten im Heere des Herzogs rettete dem Unglücklichen das Leben.

Eduard Crusius.

Ilfeld in der Grafschaft Hohnstein des Königreichs Hannover.

Ilfeld, wonniges stets und in Frömmigkeit hegend die Musen, — lautet der Anfang; Refrain und Schluß eines Gedichtes aus dem Jahre 1581 von dem sogenannten Deutschen Homer, Laurentius Rhodemann, gebürtig aus dem hohnsteinschen Dorfe Niedersachswerfen, einem Zöglinge der Klosterschule Ilfeld. Anmuthig in der That liegt dieser Ort, welcher aus dem Flecken, mit der Keferstein'schen Papiermühle, und dem Stifte besteht. Jener hat 92 Häuser mit 652 Seelen, dieses 17 Gebäude mit 125 Bewohnern. Geschieden sind beide durch eine 1736 gebaute Mauer mit einem Thorthurme. Die Fleckenkirche ist dem heiligen Georg und die 1713 erneute Klosterkirche der Maria geweiht. Im letztgenannten Jahre wurde auch ein neuer Thurm an dieser Klosterkirche errichtet und 1829 ein neues, zu dem Pädagogium gehörendes Gebäude, mit einem schönen Saale, erbauet. Das königliche Stiftsamthaus, worin zugleich das königliche Hoheitskommissariat der Grafschaft Hohnstein seinen Sitz hat, liegt dicht am Kloster. Zur Gerichtsbarkeit des Stiftsamtes gehören außer dem Flecken die stift-ilfeld'schen Vorwerke Birkenmoor mit 3 und Köningerode mit 2 Gebäuden, die braunschweigsche St. Johannis Eisenhütte zwischen Ilfeld und Wiegersdorf, mit 5 Häusern und 50 Einwohnern, und ein Haus im letzterm Dorfe. Das Stift hat 4 Kollekturhöfe zu Ilfeld, Nordhausen, Kirchengel und Hohenebra und der bei Ilfeld und Birkenmoor liegende, durch den Hagenbach vom wernigerodeschen Forst geschiedene, Stifts-Forst enthält 5476 Waldmorgen. Hinter dem Amthause erhebt sich steil empor der 1496 oder 1659 Fuß hohe Herzberg; nach Wiegersdorf zu geht der Kaulberg, 1598 Fuß hoch; der höchste Berg bei Ilfeld im Bährethale ist der, im hohnsteinschen Forste liegende, 1752 Fuß hohe Laufterberg. Die interessantesten Felspartieen in jenem Thale heißen Gänseschnabel und Nadelöhr oder Nähpult; einen herrlichen Blick in das von dem wilden Gießbache, der Bähre, durchströmte Thal hat man von der Netzbrücke. Durch die beiden Chausseen, nämlich die von Rothesütte nach Ilfeld und die von der Gegend zwischen Birkenmoor und dem wernigerodeschen Forsthause Hufhaus her nach der ersteren, ist jenes Thal auch für Fuhrwerke bequem wegsam geworden. Will man nicht auf die höheren, weiter entfernteren und mühsamer zu ersteigenden Berge gehen, um in das Land zu schauen, so gewähren in der Nähe reizende Aussichten nach Niedersachswerfen, Nordhausen, dem Hohnstein und den übrigen Punkten der Umgegend der sogenannte Philosoph und der Mühlberg, zu welchen ein gebahnter Weg bei dem Thorthurme hinaufführt, und der zwischen Ilfeld und der Johannishütte gelegene Burgberg.

Das königliche Pädagogium ist eine, seit Michael Neander 1550 berühmte und blühende Erziehungs- und gelehrte Unterrichtsanstalt. Sie hat

zwölf königliche Freistellen, deren die Herren Grafen zu Stolberg-Wernigerode vier, und die zu Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla auch so viel zu vergeben haben.

Vielleicht interessirt manchen Leser die Nachricht, daß zu Ilfeld 1771 der Viel-Esser Joseph Kohlnicker aus Passau starb, plötzlich die Nacht vorher, als er eine Hauptmahlzeit zu genießen haben sollte. Er freute sich bei seiner Ankunft über die schönen, kleinen, runden Kiesel bei Ilfeld, welche er zu seiner Erhaltung gar nicht entbehren konnte. Auch nach der stärksten Mahlzeit, selbst wenn sie in einem großen Kalbe bestand, wozu aber ebenfalls Steine gehörten, hungerte ihn nach zwei Stunden wieder. Dann aß er Steine, Brot und Salz. Bei der Eröffnung seines Leichnams fand man im Magen 19 Stück Kiesel, welche 10 Loth wogen; in dem Gedärme, welches Kolon heißt, unterwärts 49 Stück, ¾ Pfund schwer, einen messingenen Knopf und ein Stück von einer bleiernen Schnalle; oberwärts 34 Stück, welche 11 Loth wogen, einen metallnen Knopf und fünf Stücke von zinnernen Schuhschnallen. Zusammen also waren es 1 Pfund 13 Loth Kiesel, welche er bei sich hatte. Als er noch östreichischer Soldat war, lag er jedesmal für 8 Mann im Quartiere und die Wirthe standen sich doch noch schlecht dabei. Sein Magen hatte keine Falten und konnte 5 Kannen Wasser fassen.

Die Geschichten und Denkwürdigkeiten von Ilfeld (Ylvelt, Ievelt, Ilfelt, Ylevelt) sind kürzer oder ausführlicher erzählt oder beschrieben worden schon von Johannes Caput (Kopf oder Haupt), einem ilfelder Kanonikus 1250—1308, in seinen Origines Hohnsteinenses und Ilfeldenses, verfaßt beim Beginne des zweiten Jahrhunderts, nach der Gründung der ilfelder Kirche, und von Neander in seinen handschriftlichen Commentarii 1589; von Maibom in der Chronik von Riddagshausen, welcher die Erzählung hat von dem steinernen Lampenpfeiler; ferner von Leuckfeld und von dem Verfasser der Origg. Guelf.; endlich neuerlichst von Klippel, im hannov. Magazin, 1831; von Havemann in den Mittheilungen aus dem Leben Mich. Neander's, Göttingen 1841; von Förstemann in den Monumentis rerum Ilfeldensium, Nordhausen 1843. Aus diesen und andern Quellen ist die nachfolgende Darstellung geschöpft.

Elgerus (Eilger, Edelger, Adelger, Helger, Alger, Elenger) wohnte auf der Burg Bilstein bei Ilfeld. Von ihr sind keine Spuren mehr vorhanden und kaum weiß man recht, wo sie gestanden hat. Manche glauben, der Berg, welcher Harzburg heißt und im Thale von Ilfeld nach dem Braunsteinhause liegt, sei ihre Stelle gewesen; gewöhnlich aber nimmt man an, sie habe sich da befunden, wo am Wege von Wiegersdorf nach dem Hufhause der Bielstein, unterhalb der Felsen des Falkensteins, ist und in welcher Gegend auch wahrscheinlich das ehemalige Dorf Espe gelegen hat. Als Ilgers Vater auf jener seiner Burg gestorben und begraben war, baute der Sohn 1170 ein Schloß auf dem Berge dicht östlich vor dem später entstandenen Flecken und nannte es Yleborgk. In einer Urkunde von 1385 gewähren die hohnsteinschen

Grafen dem Kloster Ilfeld das Baurecht im Flecken, begeben sich der Gerichtsbarkeit und andrer Rechte über die Anbauer und unterwerfen diese dem Stifte. Von jener Burg hieß Ilger noch nicht Graf, wie Johannes Caput sagt, sondern bloß „von Ilburg"; jedoch kommt er auch schon vor als „von Honstein, Hohinstein, Hönstein." Er starb 1145. Seine Gemahlinn war Bertradis oder Gertrud von Kirchberg. Ihm folgte sein Sohn Elger II., welcher von der, schon Gräfinn genannten, Wittwe Renvice oder Reinwig, einer Enkelinn Siegfrieds II. von Orlamünde, das Haus Hohnstein erhielt. Ihr Gemahl Heseke auf Hohnstein war 1178 ohne männliche Erben gestorben und Ilger hatte die Tochter Beider, Lutra, (Luthradis, Rutradis) zur Ehe. Da Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachsen und Baiern, vom Kaiser Friedrich I. gegen die schwäbischen Erbstücke seiner ersten Gemahlinn, Klementine von Zähringen, 1156 seinen Harzdistrikt eingetauscht hatte, so belieh er Ilger'n mit dem Hohnstein. 1181 zog der Herzog über Ilburg gegen Nordhausen und Mühlhausen und verbrannte sie, weil sie es wider ihn mit dem Landgraf von Thüringen, Hermann, gehalten hatten, dessen Bruder Ludwig er auf dem Eichsfelde gefangen nahm. Durch den nachherigen Kaiser Heinrich VI. wurde Ilger II. Graf von Hohnstein. Schon sein Vater hatte unfern der Ilburg ein Kloster zu bauen angefangen. Hier, vor dem schmalen Eingange des damals gewiß grauenvollen, unwegsamen Harzwaldes, stiftete er nemlich 1103, der Sage zufolge, zur Sühnung eines an Cono von Nordheim begangenen Mordes, einen steinernen Lampenpfeiler mit einer ewigen Lampe (lampas lapidea cum virgili igne oder cum candela perpetua,) und verordnete zur Unterhaltung derselben einen jährlichen Zins von 24 Marktscheffeln Korn aus seinen nahegelegenen Gütern. Die Kapelle war der heiligen Jungfrau Maria geweiht und wurde von Reisenden, Hirten, Holzarbeitern, Ackerleuten und andern Bewohnern der Umgegend fleißig besucht, welche hier ihre Andacht verrichteten und die erwählte Schutzheilige des Orts um Abwendung jedes Unglücks auf ihren rauhen und gefahrvollen Wegen durch die Schluchten der Berge anfleheten. Ilger II. nebst seiner Gemahlinn, gründete nun wirklich ein Kloster und erhielt vom Kaiser Heinrich das Eigenthumsrecht über das Klostergebiet zwischen der Bähre und dem Bache, welcher aus dem nicht mehr vorhandenen Dorfe Espe aus dem Walde kommt. Der Graf schenkte seiner Stiftung dieses Dorf und das ebenfalls nicht mehr vorhandene Dorf O; seine Gemahlinn vermachte dem Kloster das Dorf Appenrode und die Kirche zu Bellingen, welche sie an den Graf Siegfried von Reinstein gegen die Kirchen zu Veltengel und Besenrode, so wie gegen die Kapelle zu Ebra vertauschte. Ilger II. starb im December 1189. Sein Sohn, des Namens der Dritte, vollendete das Kloster, brach auch die Ilburg vor demselben ab. Nur noch wenige Rudera sind von ihr vorhanden. Er starb 1219.

In der Klosterkirche zu Ilfeld befinden sich folgende Denkmäler der Stifter. Links von der Thür aus dem Kreuzgange in die Kirche ist ein Denkstein in der Wand. Dem Beschauer zur Rechten steht ein Mann mit dem Schwerdt, wel-

cher in der linken Hand den Schild hält, mit der Inschrift von Honstein. Dem Beschauer zur Linken steht eine Frau mit der über die Brust gewandten rechten, wie der Mann mit seiner rechten Hand eine Kirche haltend, und mit der linken einen Helm mit Hirschgehörn. Ueber der Frau liest man: Lutradis fundatrix und über dem Mann: Elgerus p. m. (piis manibus) fundator; an den Seiten des Steinoblongums: Anno dom. MCXC Henricus imperator appropriavit fundum istius ecclesiae obtentu Elgeri comitis de Honsteyn cujus pater hoc cenobium fundavit quod iste et sui heredes perfecerunt. (Im Jahre des Herrn 1190 eignete der Kaiser Heinrich das Grundstück dieser Kirche dem Schutze des Grafen Elger von Honstein zu, dessen Vater dieses Kloster gegründet hat, welches jener und seine Erben vollendeten.) Unter dem Orgelchore sieht man vier, bei der Renovation der Kirche mit Farben überstrichene Holzbilder. Von der Rechten des Beschauers an befindet sich eine knieende Frau mit aufgerichtetem Wappenlöwen und der Umschrift: Lutradis de Orlamund domina in Honstein. Daneben ist ein Kruzifix. Das dritte Bild stellt einen knieenden Mann dar mit den hohnsteinschen zwölffeldigen Schachschilde in Roth und Silber, im Bruststücke eines Hirsches mit Gehörn; Umschrift: Eyligerus Comes de Honstein fundator Ylveldensis. Das vierte Holzbild zeigt das Kloster mit der Unterschrift: Anno dom. MCXC fundata ecclesia Ilfeldensis. Beatae M. Virginis.

Das Kloster Ilfeld wurde bestätigt vom römischen Könige Heinrich VI. 1190 und vom Erzbischofe von Mainz, Konrad I. 1193; erneuert wurde die Bestätigung von den mainzer Erzbischöfen Siegfried II. 1223 und III. 1231. Ilfeld lag nämlich im mainzer Sprengel Thüringens, welches seit Bonifaz unter jenem stand.

Seine Mönche erhielt das Kloster Ilfeld aus dem Kloster Pöhlde (Pölde, Palithi, Polithi) jetzt einem Dorfe bei Scharzfeld und Herzberg. Jenes hat die seinigen bekommen aus Magdeburg und nur wenige Spuren von seiner früheren Herrlichkeit hinterlassen. Auch eine kaiserliche Pfalz war ehemals zu Pöhlde. Unter dem Propste (propositus) Helmbert wurde Ilfeld 1223 eingeweiht. Der erste Abt daselbst, Uramold, führte, nach dem Willen des Grafen Dietrich von Hohnstein, 1246 die Augustiner-Prämonstratenser-Ordensregel ein und verkaufte die bisherigen ilfeld'schen Ordensbücher u. dgl. an die Kirche zum heiligen Kreuz in Nordhausen. Wegen dieser Einführung reiste der Abt selbst nach Rom und erhielt vom Papst Innocenz IV. das Privilegium dazu im genannten Jahre. So streng ging es unter Uramold im Kloster her, daß nicht einmal jener Graf, des dritten Ilgers Sohn, Fleisch daselbst zu essen bekam.

Urkunden, welche Schenkungen an die Propstei und nachherige Abtei Ilfeld bestätigen oder enthalten und ihr sonst Rechte ertheilen, liegen außer den bereits bezeichneten u. a. folgende vor: vom römischen Könige Wilhelm, aus dem Jahre 1252, bei Braunschweig gegeben; vom Könige Rudolph 1290, zu Erfurt; vom Kaiser Karl IV. 1366, zu Frankfurt am Main; vom Papst

Innocenz IV. 1247; vom König Sigismund 1420, zu Prag; vom Kaiser Karl V. 1541; von Maximilian II. 1565; von den thüringischen Landgrafen Ludwig 1220; Heinrich 1231; Heinrich von Meißen 1254; von Heinrich von Kirchberg 1285, welcher das Lehngut in Thaba oder Toba vermachte, 1290 starb, im Kloster begraben wurde und die Grabinschrift erhielt:

Hoc sunt in fossa de Kirchberg nobilis ossa
Henrici comitis, Deus ipsum suscipe mitis.

(In dieser Grube sind die Gebeine des Edlen von Kirchberg, des Grafen Heinrich; Gott, nimm ihn gnädig auf!)

von den hohnsteinschen Grafen viele, namentlich aus den Jahren: 1216, wo dem Kloster Antheil an dem Fischteiche Netzewogk, nebst andern Rechten hinsichtlich desselben, zugeschrieben wurde; 1240, 1243, 1271, 1282, 1286, 1300, 1302, 1305, 1307, wo Ilfeld u. a. den Fischteich Tanse erhielt. Aus diesem Namen, welcher richtiger als Tannsee oder Tannensee aufzufassen ist, entstand der spätere Name „Tanzteich,“ welchen das Gewässer noch hat. Er liegt, wo das ehemalige Dorf Walrode stand, nicht weit von dem, an der Morgenseite des Kalkgebirges Mühlberg befindlichen und schon 1720 von dem ilfelder Prorektor Ritter mit Fackeln befahrenen Ziegenloche, bei dem hohnsteinschen Dorfe Niedersachswerfen, an der Nordseite jenes Berges. Er war ehemals 4¾ Acker groß und wurde sonst für grundlos gehalten. Ritter lothete ihn aus, als er zugefroren war, im J. 1729 und fand ihn nicht tiefer als 7 bis 12 Fuß. Damals hielt man noch dafür, daß er sich nicht mit Kähnen befahren lasse, weil er in der Mitte einen Wirbel habe; allein auch dies ist falsch. Der Tanzteich steht mit keinem Flusse oder Bache in einer sichtabren Verbindung und folgendes Ereigniß daselbst im Jahre 1815 erregte daher um so mehr allgemeines Aufsehn. Gegen das Ende des Frühjahrs wollten einige verständige Männer, welche in der Gegend Geschäfte hatten, auf dem Tanzteiche etwas Lebendiges gesehen haben. Sie machten davon eine Beschreibung, als sei es ein Wasserungeheuer, etwas Inselartiges, oben bewachsen und mit etwas Lebendigem versehen, das sich merklich genug bewege, bei hellem Wetter auf der Oberfläche zeige, aber sich nicht nahe kommen lasse. Man fand die Beschreibung bestätigt, als tagtäglich Menschen in Menge, um das Ungeheuer zu sehen, nach dem Tanzteiche wallfahrteten, und zwar nicht etwa bloße Gaffer, sondern auch ruhige Beobachter, Gelehrte, Naturforscher. Sie nahmen Alle etwas Außerordentliches wahr, welches lebe; wagten aber nicht zu bestimmen, was es sei. Zelte mit Lebensmitteln und zum Aufenthalte wurden am Ufer errichtet und Gerichtspersonen stellten obrigkeitliche Untersuchungen an. Man schoß mit Kanonen nach dem Ungethüm; aber es tauchte unter und kam unbeschädigt wieder hervor; man steuerte mit Flößen darauf los und stach mit Stangen danach; aber nichts ergab sich; man ließ einen Schwimmer und Taucher aus Halle kommen, einen Halloren, und dieser machte seine Experimente in Gegenwart mehrer Tausende von Menschen; doch ohne Erfolg. Plötzlich blieb es von selbst weg. Das Resultat war, daß man glaubte, es habe sich eine Menge

Fische wegen des Leichens zusammen geschlungen und diese seien auf einem losgerissenen, mit Gras bewachsenen Stücke Erde herumgeschwommen. Blumenbach in Göttingen entschied sich dafür, es sei ein großer Knäuel Froschleich gewesen. — Doch wir kehren zu unsern Urkunden zurück. Vermächtnisse von klettenbergschen Grafen enthalten die von 1269, 1279, 1286 u. f.: von sondershäusischen 1288. Eine spätere hohnsteinsche aus dem Jahre 1418 enthält die Schenkung von dem ehemaligen Dorfe Könnigerode an Kloster Ilfeld durch Graf Dietrich zu einem Seelengeräth (in retributionem animae); weil der Abt Friedrich von Rusteberg den Sohn des Grafen, Heinrich, im Kloster aufgenommen und mit Kleidung, Waffen und Pferd versehen hatte, als dieser bei dem nächtlichen Ueberfalle des Schlosses Hohnstein, durch die Flegeler 1412 den 15. September, von dort geflüchtet war. Glücklich entkam Heinrich und gelangte zu den Markgrafen von Meißen, Friedrich IV. dem Streitbaren und Wilhelm dem Reichen, welche wegen der damaligen Unordnungen in Thüringen in die Landgrafschaft eingerückt waren und vor Heldrungen und Wiehe, den Besitzthümern des Flegeler-Anführers, Friedrich, standen. Sie eroberten beide Oerter und schenkten sie als Entschädigung an den Hohnsteiner. — Noch geschehe einer anderweitigen interessanten Urkunde Erwähnung, unter welcher der ilfelder Abt Johann als Zeuge steht, 1293. Sie übergiebt dem Konvente der Diener der heil. Jungfrau Maria vom Orden des heil. Augustinus vom Paradiese einen Ort „Rossungen" zur Errichtung eines Klosters daselbst. Dies erhielt den Namen Himmelgarten und ist jetzt die hohnsteinsche, gräflich stolberg-stolbergsche Domäne gleiches Namens bei Nordhausen.

Die erwähnte Urkunde des Papstes Innocenz IV. 1247 bestätigte dem Kloster Ilfeld den Besitz der Kirche in Bedelerhagen (Bettlershain, ein nicht mehr vorhandenes Dorf), das Dorf Appenrode mit der Kirche, die in Holtengilde (Holzengel) und Veltengilde (Feldengel), drei Kirchen in Griczen (Greußen), die Kapelle im Dorfe Everan (Ebra), das Dorf O mit Zubehör, Oerter und Höfe in den Dörfern Ouwelebun und Girbuchi (Auleben und Görsbach), in den Dörfern Spire inf. (Niederspier), zu Dalem (Thalheim?), Ottenstede, Westerengelin, Sarwerfe, Baldenrode (Bolderode, nicht mehr vorhanden) und Wasenleve (Wosleben) Güter in Espe und Kirchengilde u. s. w. Der Erzbischof von Mainz Heinrich bestätigte 1533 die Kirchen in den Dörfern Grazen, Holzengilde (Holzengel), Veltengilde (Feldengel), Bercka, Belstete, Hesserode, Santhusen, Girbuchesrode, Sarwerfen, Bockenrode. Bei Gelegenheit dieser Dorfnamen machen wir die Anmerkung, daß die nicht mehr vorhandenen Oerter zum Theil zu den 15 kleinen Dörfern gehören, welche von den Flegelern im Hohnsteinschen verwüstet worden sind, als sie daselbst seit dem vorher erwähnten Ueberfalle hauseten, und theilen den sinnigen, gemüthlichen, frommen Volkswitz mit, welcher hinsichtlich der Dörfer auf „engel" im Sondershäusischen gebräuchlich ist. Eine Strecke von den allda gelegenen vier Dörfern: Feld-, Holz-, Kirch- und Westerengel, welche von den Angeln (engle) so heißen, sind die Dörfer Ober- und Niederböse und zwischen diesen und jenen liegt das Dorf

Trebra oder Trebern. Davon sagt man nun: Vier Engel bewachen zwei Böse, daß sie die Träbern nicht fressen. (Vergl. Evang. Lucä Kap. 15, V. 16).

Aus dem bisher Aufgezählten ergiebt sich leicht, daß das 1103 — 1190 gestiftete Prämonstratenser-Marienkloster Ilfeld, gleich dem seit 1127 entstandenen Cisterzienser-Kloster Walkenried, welche beide von Vorfahren des ausgestorbenen Hauses Hohnstein herrühren, sehr bald durch Schenkungen, Privilegien und Ablasse viele Besitzthümer und Einnahmen an Grundstücken, Geld und Gefällen, nebst andern Rechten erhielt. Es hatte u. a. über 19 Kirchen das Patronatrecht bis zur Reformation, und Neander in seinen erwähnten handschriftlichen Kommentarien von 1589 hat Recht, wenn er bezeugt, daß dem Kloster Güter in Thüringen von den Grafen von Honstein, Kirchberg, Blankenberg, (Blankenburg?), von Kefernburg, Gleichen, Beichlingen, von Gleichenstein, von den Herren zu Heldrungen, Bruningen, (Gröningen?), Salza, Winkel, Roldeshusen, Tulstet, (Kulstet?), Werther, Thale, Rockstet, Tenstet, Hopfen, Heringen, Wernrode, Ebra, Thalheim, Bessingen, Kranichfeld, Rinkleben, von den Bürgern zu Sondershausen, Frankenhausen, Nordhausen, von den Kirchen und Geistlichen zu Jechaburg, Weißensee, Halberstadt, Erfurt und von andern Geistlichen und Laien verliehen worden seien; wozu wir noch hinzufügen: von den thüringischen Landgrafen, von den Grafen zu Klettenberg, Lohra, Schwarzburg, Wernigerode, Stolberg u. A.

Die Pröbste und Aebte von Ilfeld, deren bei Leuckfeld manche fehlen oder falsch verzeichnet sind, waren: I. 1. Rudeger 1190; 2. Bertoldus; 3. Helmbertus, kommt vor 1220, 27, 28; 4. Widekindus 1231, 40, 43; 5. Uramoldus, II. 5. derselbe Abt, 1246, starb 1258; 6. Geroldus 1258 — 62; 7. Johannes von Nordhausen, ein vorzüglicher Mann, kommt von 1262 bis 1296 vor; 8. Theodoricus von Wilrode, kommt vor 1304 — 11; 9. Bertoldus 1319, 21; 10. Ludovicus 1338; 11. Alexander 1354, 65; 12. Hermannus 1366; 13. Fridericus, Graf von Wernigerode 1379 — 1389 oder 1398; 14. Fridericus von Rusteberg 1407—18; 15. Henricus (de Walde?) 1422; 16. Bertoldus von Rottleben; 17. Theodoricus (Becker, Thilo) 1432; 18. Henricus 1449, 59; 19. Johannes 1479, 81; 20. Bernhardus 1488; 21. Johannes (Neumarkt) 1507, 18; 22. Christophorus 1521; 23. Bernhardus von Mitschefal 1524 — 1544, wo er im November starb; Neander hat in seinen handschriftlichen Commentarien das Todesjahr 1543; 24. Thomas (Stange) 1544—59, gewählt den 29. Nov., gestorben den 10. April 1559, 64 Jahr alt; er reformirte das Kloster oder die Kirche, richtete schon vor 1546, nach Einigen bereits 1543 oder 44 die Schule ein und berief 1550 als Rektor derselben den Michael Neander. Deshalb ist auch das 200jährige Jubiläum der ilfelder Klosterschule im Jahre 1750 gefeiert worden.

Bei Neander und Stange verweilen wir in unsrer Darstellung und beschreiben zunächst die in der ilfelder Klosterkirche befindlichen Grabsteine dieser beiden verdienstvollen Männer. Stange's, des letzten Abtes, Grabstein mit einer ehernen Votivtafel, in welcher sein Name steht, liegt unter dem Grabsteine

Neanders und vor der alten Kanzel, an der Nordseite der Kirche, dem Beschauer links, ist ein marmornes Epitaphium auf ihn, mit seinem Namen, dem Jahre und Tage seines Todes und der Abtsmütze darüber. — Neanders steinernes Epitaph, dem zu Anfange dargestellten Steinbilde des Stifters und der Stifterinn von Kloster Ilfeld gegenüber, zeigt sein Bild im geistlichen Ornate und hat die Umschrift: Juxta hunc lapidem requiescit reverendus vir M. Michael Neander Soraviensis rector et antistes monasterii et scholae Ilfeldensis ad annos 45. natus 1525 denatus 26. Apr. 1595, aetatis 70. doctissimus, fidelissimus et celeberrimus maxime pius et munificentissimus in scholam, ecclesiam et pauperes (Neben diesem Steine ruht der ehrwürdige Mann Mag. Mich. N. aus Sorau — in Schlesien — Rektor und Vorsteher des Klosters und der Schule zu Ilfeld, 45 Jahr lang, geboren 1525, gestorben den 26. Apr. 1595, alt 70 Jahr, sehr gelehrt, treu und berühmt, überaus fromm und mildthätig gegen Schule, Kirche und Arme).

Neben dem, statt des ehemaligen Hochaltares neu errichteten Altartische, mit einer Kanzel darüber, ist in der südlichen Kirchenwand das Marmorepithaphium des Administrators Justus Christoph von Reiche.

Die Reformation hatte sich seit dem Jahre 1517 mit unglaublicher Schnelligkeit über den größten Theil Sachsens und Thüringens verbreitet. Auch in der freien Reichsstadt Nordhausen war dieselbe von einigen aufgeklärten und durch Luthers Schriften von einer bessern Ansicht des Christenthums unterrichteten Männern, vornämlich von dem Doctor Justus Jonas und dem Magister Johann Spangenberg, geboren zu Hardegsen 1484, welche beide persönliche Bekannte und Freunde Luthers und Melanchthons waren, eingeführt und fand daselbst eine willige Aufnahme. In dem nahegelegenen Kloster zu Ilfeld war um diese Zeit der größte Theil der Mönche bei den häufigen Unruhen und Räubereien der Bauern entweder ums Leben gekommen, oder er hatte, aus dem Kloster vertrieben, Pfarrstellen in der Nachbarschaft angenommen. Unter den Zurückgebliebenen zeichneten sich jedoch zwei junge Mönche durch lobenswerthe Wißbegierde und beharrliche Liebe zu wissenschaftlichen Studien vortheilhaft aus. Der eine von ihnen, Andreas Marhold, aus Arnstadt gebürtig, machte bald mit Joh. Spangenberg, welcher früher Rektor zu Gandersheim, Lehrer zu Erfurt, Rektor zu Stolberg am Harz, dann Archidiakonus daselbst, seit 1524 Pastor an der Blasiuskirche zu Nordhausen war, Bekanntschaft, besuchte denselben von Ilfeld aus fleißig, unterhielt sich mit ihm häufig über die neu verbreitete Lehre und lieh von ihm die Schriften Luthers, welche er mit einem andern Konventualen, Thomas Stange, eifrig und mit Nachdenken las. Unbekümmert um den Unwillen und die Vorwürfe, denen sie sich dadurch bei ihrem finstern, grämlichen, geizigen und überhaupt der edleren Gefühle der Menschheit nur wenig fähigen Abte Bernhard von Mitschefal aussetzten, trieben sie mit jugendlichem Eifer die theologischen Studien, gelangten mehr und mehr zu richtigern und geläuterten Ansichten des Christenthums und verbreiteten im Stillen, so viel sie vermochten, die Lehren des kühnen wittenberger Reformators.

Kaum war daher 1544 der Abt Bernhard gestorben, als Thomas Stange von dem für die evangelische Lehre längst gestimmten Konvente zu dessen Nachfolger gewählt wurde. Er ernannte sogleich seinen ihm gleichgesinnten Freund Andreas Marhold zum Prediger der Klosterkirche und führte mit demselben gemeinschaftlich die Reformation im Kloster und Flecken zu Ilfeld öffentlich ein. Auch stiftete er, wie gesagt, die Klosterschule, welche unter ihm zwölf Alumnen hatte.

Geboren war er zu Querfurt 1495 und lernte, indem er sich zugleich seinen Unterhalt durch Kurrende-Singen und Unterrichtgeben erwerben mußte, auf den Schulen zu Halle, Erfurt und Stolberg, der ersten evangelischen in hiesiger Gegend durch Spangenberg. Neander, Stange's Nachfolger in der Verwaltung des ilfelder Klosters, sagt von ihm, er habe nach vollendeten Schulstudien als Lehrer an einer Schule eine Zeitlang gearbeitet und sei der lateinischen Sprache wohl kundig, auch ein Chirurgus gewesen. Die Frömmigkeit, welche ein Grundzug in dem Charakter des Mannes war, scheint ihn aber zu dem Entschlusse angetrieben zu haben, sich in ein Kloster zu begeben und daselbst für immer der Andacht in stiller Einsamkeit zu leben. Daher ließ er sich 1515, als er kaum sein zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, in den Prämonstratenser Orden zu Ilfeld aufnehmen. Bald hatte er sich hier die Liebe und Achtung des Abtes Johannes Neumarkt und der Brüder erworben. Denn mit strenger Pünktlichkeit befolgte er die Regeln seines Ordens, betete und fastete fleißig und bewies gegen Jedermann eine redliche und wohlwollende Gesinnung. Später, als er durch Andreas Marhold mit der evangelischen Lehre bekannt wurde, las er zwar Luthers Schriften mit dem lebhaftesten Interesse, gerieth aber wegen des Uebertritts zu der neuen Lehre mit sich selbst in einen langen harten Gewissenskampf, welchen er in der Folge seinen Freunden Melanchthon, Jonas und Spangenberg auf eine rührende Weise schilderte.

Thomas Stange trug jedoch nicht bloß für sein eignes Heil Sorge, sondern auch des Klosters Wohlfahrt und Erhaltung lag ihm sehr am Herzen. Als nach Neumarkt's Tode Bernhard von Mütschefal Abt geworden war und nur einen geringen Eifer für die Bewahrung der entfernter gelegenen Klostergüter bewies, übernahm Stange vorzüglich die schwierige Verwaltung der Güter im Schwarzburgischen, wo er mit weiser Sparsamkeit wirthschaftete, den Armen in Zeiten der Theurung ein fürsorgender Wohlthäter wurde und sich zugleich den Eingriffen der Grafen von Schwarzburg mit allem Ernste und nicht ohne Erfolg widersetzte. Diese hatten schon in früheren Zeiten wiederholte Versuche gemacht, die in ihrem Gebiete liegenden Klostergüter an sich zu reißen. Jetzt hofften sie, bei dem unsichern und fast gänzlich zerrütteten Zustande der Rechtsverhältnisse in Deutschland die beste Gelegenheit gefunden zu haben, die geistlichen Güter gewaltsam in ihr Eigenthum verwandeln zu können. Ja sie hatten sich sogar mit den ihnen erbverbündeten Grafen zu Hohnstein und Stolberg, von welchen letzteren 1413 Schloß und Amt Hohnstein durch Kauf

erworben war, dahin verglichen, daß, wenn die Personen in den, innerhalb der Grenzen ihrer Herrschaften liegenden Klöstern verstorben wären, ein Jeder von ihnen die Zinsen und Güter der letztern einziehen solle. Ohne Zweifel war dieser Umstand ein Hauptgrund, wodurch sich Stange, als er nach Mütschefals Tode zum Abte gewählt wurde, bewogen fand, die Güter und andern Einkünfte Ilfelds zu frommen Zwecken zu verwenden, indem er außer andern milden Stiftungen eine Schule für arme Jünglinge errichtete, wie Neander schreibt „mit Vorwissen unsrer gnädigen Herren von Stolberg und mit Rath des Herrn Doctoris Martini, Jonä, Platneri, auch Dr. Philippi Melanchthonis." Um dieselbe Zeit ließen die gräflich stolbergschen Häuser auch die evangelischen Schulen zu Ilsenburg im Wernigerode'schen und zu Hirzenhayn in der Grafschaft Königstein einrichten. Dort war der erste Rektor Joachim Georg Halberstadiensis und hier Jonas Mylius aus Ilfeld. Neander fährt fort von der Stiftung der Schule zu sagen: „für arme Knaben, so mit ziemlichem Alter ihre Fundamenta in andern publicis scholis ziemlichen gefasset, und sich nun schämen, weil sie groß wären, weiter darinnen zu bleiben, damit sie zu Ilefeld weiter gebracht, und daraus alsbald zu Emptern möchten gebracht oder auch in Academias möchten verschicket werden." „Aber leider ein Jahr fünf oder sechs hat weder Glück noch Segen bei der Schule sein wollen." Denn die ersten zwei Präceptores taugten nichts und die Scholaren arteten aus.

In der Mitte des Jahrs 1550 berief Stange den Konrektor an der Rathsschule zu Nordhausen, Neander, als Vorsteher der ilfeldschen Schule, und unter der Leitung dieses ausgezeichneten Mannes blühte die Anstalt schnell und fröhlich wieder auf. Der von Krankheit und Alter schwache Abt wünschte nun um so mehr, daß sie auch nach seinem Tode im Kloster erhalten werden möge. Mißtrauisch gegen die Grafen von Schwarzburg und Hohnstein wandte sich Stange an die Grafen zu Stollberg und bat sie dringend um Schutz und um Erhaltung der milden Stiftungen im Kloster. Auf dem Krankenbette ernannte er im Beisein mehrerer Zeugen Neander zu seinem Nachfolger und mit Gedanken an das Schicksal der Schule erfüllt verschied er. Seine irdische Hülle wurde am Tage nach seinem Ableben in der Klosterkirche feierlich bestattet. Der Geschichtschreiber Cyriakus Spangenberg, ein Sohn des oben genannten Johann, sagt u. a. von ihm: „Er war ein recht frommer, aufrichtiger und wahrhaftiger, in Christo heiliger Mann, richtig in der Lehre und ganz unsträflich im Leben, ein Liebhaber der Wahrheit, ein Freund aller Gelehrten, ein Vater der Armen, treu, wahrhaftig, ohne allen Falsch, der jeder männiglichen mit Rath und Hülfe zu dienen willig, allen Armen, Nothleidenden, Spulen und Schülern, so bei ihm Hülfe sucheten, mitleidiglichen etwas mittheilete." Neander verehrte ihn als Vater und Wohlthäter mit wahrhaft kindlicher Liebe und ist an sehr vielen Stellen seiner Schriften voll von den Tugenden dieses ehrwürdigen Greises.

Jener, der eigentliche Gründer der Schule zu Ilfeld und der unermüdete

Beförderer ihrer nützlichen Wirksamkeit, verfolgte bis in sein spätestes Alter mit einer bewunderungswürdigen Frömmigkeit, unermüdeten Thätigkeit und uneigennützigen Klugheit, trotz aller Gefahren, Hindernisse und Schwierigkeiten den Weg, welchen er, von dem edlen Abte Stange geleitet, in seinen kräftigen Jugendjahren betreten hatte. So schuf er den guten Geist und den weitverbreiteten Ruf der ihm anvertrauten Anstalt, welche 1556, 24 Alumnen hatte und 40 im Jahr 1559. Zugleich erwarb er sich als Schriftsteller den Ruhm eines allgemein geschätzten Lehrers von ganz Deutschland. Und dieses Alles that er bei einem schwachen, gebrechlichen Körper.

Er war der älteste Sohn eines wohlhabenden, umsichtigen und pünktlichen Bürgers und Kaufmanns, Hanns Neumann; und seine Mutter, Agneta, eine fromme, thätige und gutmüthige Frau. Zuerst besuchte Michael die Schule seiner Geburtsstadt Sorau. Das Lernen wurde ihm leicht, aber er versäumte oft die Lehrstunden; jedoch brachte er es durch seinen guten Kopf bald so weit, daß er die schwierigsten Rollen aus Terenz bei der damals gewöhnlichen Aufführung von Schauspielen zum Vortrage erhielt. Er wollte und sollte Kaufmann werden und deshalb, damit er einst Geschäftsreisen machen könne, das Reiten lernen. Dabei brach er aber zweimal den linken Arm. Aergerlich darüber sagte sein Vater: „Nur in ein Kloster mit dir, du taugest in die Welt nicht!“ Er schickte den Sohn auf die Schule zu Goldberg, welche durch den verstorbenen Valentin Friedland Trozendorf, den ausgezeichnetsten Deutschen Schulmann in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, damals so berühmt geworden war. Kaum siebzehn Jahr alt, ging Neander im April 1543 auf die Universität Wittenberg und folgte im ersten Jahre dem selbst hier herrschenden lockern Studententone. Dann gelobte er sich ernste Besserung und nun beginnt in seinem Leben die unüberwindliche, nachher durch nichts gestörte Lust zu den ernsten Studien, welche aus reiner Liebe zu den Wissenschaften hervorging und bis an seinen Tod fortdauerte. Er hörte und studirte Luthers und Melanchthons Vorträge, Theologie, Philosophie, alte Literatur, Physik, Mathematik reizten vorzüglich seine Wißbegierde. Melanchthon gewann ihn so lieb, daß er ihn seinen lieben Sohn zu nennen pflegte. Von ihm rührt auch die Umwandlung seines Namens Neumann in Neander her. Durch seine muntere Lebhaftigkeit und unersättliche Wißbegierde erregte der Jüngling die wohlwollende Aufmerksamkeit des gelehrten und edlen Reformators, Justus Jonas, welcher aus Nordhausen gebürtig war. Dahin erhielt denn auch Neander einen Ruf als Schulmann auf Empfehlung Melanchthons und auf Vermittlung des eben Genannten. Seine akademischen Studien hatte er, aus Wittenberg vor den kaiserlichen Truppen im schmalkaldischen Kriege geflüchtet, zu Leipzig, oder Frankfurt a. O. vollendet. 1547 war er jedoch wieder in Wittenberg und kam von da nach Nordhausen. Hier ist er beinahe drei Jahr erst dritter Lehrer, dann Konrektor an der Rathsschule und zugleich Privatlehrer der Söhne von dem ausgezeichneten Geschäftsmanne, Bürgermeister Erasmus Schmid, gewesen. Er wohnte in dessen Hause und war ihm von Ju-

stus Jonas empfohlen worden. Jene Schule hatte durch Basilius Faber ein großes Ansehen erlangt und auch die übrigen Verhältnisse in Nordhausen begünstigten unsern 22jährigen jungen Mann. Ein dankbarer Schüler von ihm war u. a. der 1613 zu Helmstedt gestorbene berühmte Professor Johannes Caselius.

Als Stange die beiden Lehrer seiner Schule entlassen mußte, wurde ihm von Allen Neander empfohlen und dieser folgte um so lieber dem Rufe zum Rektorate in Ilfeld, weil er sich, nebst Andern und u. a. Faber, durch Parteinehmung für Flacius gegen Melanchthon viele und heftige Feindschaften zugezogen hatte. Am 30. Junius des öfter genannten Jahres, 25 Jahr alt, zog er an seinen neuen Bestimmungsort. Er fand 11 Schüler vor, deren Achtung, so wie die Freundschaft des Abtes er sich durch seine vorzügliche Unterrichtsgabe, seine Gutmüthigkeit, seinen Ernst und seine Strenge, seine Redlichkeit und Berufsliebe sehr bald erwarb. Durch seinen Geist war die Schule nach einem Jahre wie umgeschaffen und wurde nun so berühmt, daß man sich um die Aufnahme an derselben beeiferte. 1554 ließ er sich zum Magister in Wittenberg creiren und machte eine Reise, auf welcher er auch mit Flacius und Faber in Magdeburg zusammenkam. Später reiste er nach Schlesien in seine Geburtsstadt und wurde dort, wie überall, u. a. zu Meißen von dem Rektor Georg Fabricius, mit Auszeichnung aufgenommen. Seine Lebensverhältnisse im Kloster waren sehr günstig und seine Einnahme gestattete ihm, daß er sich eine kostbare Bibliothek anschaffte, einen ausgebreiteten Briefwechsel mit entfernten Gelehrten führte und Hülfsbedürftige unterstützte. Mehre sehr ehrenvolle und vortheilhafte Anträge zu ansehnlichen Lehrerstellen an Schulen und Universitäten schlug er aus und versprach dem Abte feierlich durch einen Handschlag, Ilfeld nie zu verlassen. Stange übertrug ihm auch die Verwaltung des ganzen Klosters.

Als jener todt war, hatte Neander Geldanliegen der stolbergschen Grafen zu befriedigen und den heftigsten Kampf gegen die schwarzburgschen, welche sogleich die dem Kloster zugehörigen und in ihren Landen gelegenen Güter besetzten und mit Gewalt einziehen wollten. Er führte deswegen einen Prozeß bei dem Reichskammergericht zu Speier und stützte sich auf den passauer Vertrag, worin bestimmt war, daß diejenigen Güter der reformirten Klöster, welche zu milden Stiftungen bestimmt wären, von den Fürsten nicht eingezogen und zu weltlichen Zwecken verwandt werden sollten. Dessen ungeachtet blieben die Einkünfte des Klosters nach wie vor rückständig. Neander suchte persönlich Rath und Hülfe in Meißen bei Fabricius und in Dresden, auch in Wittenberg bei Melanchthon, welcher ihm u. a. sagte: „Ich gedenke oft an Euch, denn ihr schicket uns feine gelehrte Adolescentes aus Eurer Schule hiehero gegen Wittenberg, und ist zu beklagen, daß die Schule fallen soll. Will auch wol an die von Schwarzburg schreiben, aber ich werde nichts erhalten, denn ich kenne die Aulas besser, denn sie jemand kennen soll. Aber, mein lieber Neander, betet fleißig und haltet an mit Beten und Flehen; wer weiß, was Gott noch

geben wird." In der That entschied das Reichskammergericht gegen den Einwand der Widerpartei, zu Gunsten Neanders und seines Klosters, daß er nicht nur als der Nachfolger des verstorbenen Abtes, sondern auch als der rechtmäßige Verwalter der ilfeldschen Besitzthümer anzuerkennen sei. Endlich ließ Günther von Schwarzburg, welcher heftig geäußert hatte: „es sollte ihn kein Dorfschulmeister zwingen, und wenn er sollte 20,000 Gulden daran wenden," Neandern einen Vergleich anbieten. Durch Vermittelung des Grafen Ernst zu Hohnstein kam derselbe 1561 zu Nordhausen, freilich unter drückenden und für das Kloster harten Bedingungen, zu Stande.

Neander, welcher indeß wieder einen sehr ehrenvollen Ruf als Erzieher des sächsischen Kurprinzen Christian ausgeschlagen hatte, verfuhr nun mit Ruhe, Selbstständigkeit und Nachdruck. Er vermehrte die Zahl der Alumnen auf 24, richtete statt des Haushaltes zu Engel die Meierei zu Birkenmoor ein und ernannte zwei Prediger in Ilfeld. Auch wies er die Ansprüche des Prämonstratenser-Ordens an das Kloster zurück. 1562 vermählte er sich mit Anna Winkler zu Nordhausen und erhielt in demselben Jahre von den stolbergschen Grafen die erbetene Bestallung als Rektor und Verwalter des Klosters. Dies Letztere versetzte ihn aber in eine drückende Abhängigkeit von jenem und Neander sah sich gezwungen, 1588 das braunschweigsche Konsistorium zu Wolfenbüttel um Schutz und Beistand zu bitten. Auch gegen die benachbarten Herren von Adel, welche von dem Kloster Ländereien zu Lehen besaßen, hatte er zu streiten. Ja, ein Asche von Holle mißhandelte ihn sogar in seinem eigenen Hause mit einer goldnen Kette und wollte ihn erschießen. Dazu kam, daß die Bauern das Vorwerk Köningerode zweimal plünderten und daß er die Pest vier- oder fünfmal erduldete, an welcher einige Schüler starben. Außerdem litt er an Steinschmerzen und Podagra.

Unter diesen Umständen wählte er seinen ehemaligen Schüler, Johann Cajus aus Königstein bei Frankfurt a. M., zu seinem Gehülfen. Derselbe hatte in Helmstedt studirt, war Rektor der Klosterschule zu Ilsenburg geworden und folgte 1590 dem Rufe nach Ilfeld als Konrektor, wo er 1592 eine Schwestertochter von Neanders Frau heirathete. Dieser starb drei Jahre darauf nach einem kurzen Krankenlager Sonnabends nach Ostern, Nachmittags gegen fünf Uhr an dem Datum, welchen seine Grabschrift besagt. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter.

Aus den Bildern, welche sich von ihm erhalten haben, leuchtet ein freier Blick, eine große Lebhaftigkeit und viel Gutmüthigkeit hervor. Im Umgange war er gefällig, munter und heiter. Unglaublich war seine Arbeitsamkeit als Lehrer, Geschäftsmann und Schriftsteller, weshalb ihn Georg Fabricius mit dem Herkules vergleicht. Dabei zeichnete er sich aus durch Frömmigkeit, Rechtlichkeit und Gemeinnützlichkeit. Er sprach und schrieb lateinisch und vorzüglich griechisch wie seine Muttersprache und kannte auch das Orientalische genau, worin er sogar Luthern und Melanchthon weit übertroffen haben soll. Seine vielseitigen wissenschaftlichen Kenntnisse waren nicht minder bedeutend.

Seinen Geist und Charakter erkennt man vorzüglich aus den Vorreden zu seinen Werken. Auffallend sind an ihm seine Ruhmsucht und seine, in jener Zeit freilich auch bei ausgezeichneten Männern gewöhnliche Abergläubigkeit. Er hat 35 meist lateinisch geschriebene Schriften herausgegeben und 14 im Manuscript hinterlassen.

38 Jahre lang wirkte Kajus (Kalze), seit 1595 Magister, ganz in dem Geiste seines Vorgängers, wenn auch nicht mit gleichem Glücke. Als im Jahr 1589 dem Grafen Heinrich zu Stolberg durch Erbvertheilung mit seinen Brüdern das Schloß Hohnstein zugefallen war und dieser wegen Schulden einzelne Einkünfte des Klosters in Anspruch nahm: so hatte sich Neander 1593 an den Herzog Heinrich Julius gewandt und gebeten, seinen Gehülfen Kajus auf seinen Todesfall zum Nachfolger bestimmen zu dürfen, ihm selbst schon jetzt die Administrations-Rechnung abzunehmen und das Kloster in landesherrlichen Schirm zu Schutz zu halten. Beides wurde gewährt, aber der Andrang des Grafen dadurch nicht gehoben. Er kam vielmehr gleich nach dem Tode Neanders mit seinen Beamten in das Kloster und ließ dem Kajus eine Bestallung ausfertigen, welche diesem nicht sowohl die Verwaltung des Klosters, als vorzüglich nur das Schulwesen übertrug. Ja, als 1598 der Herzog die von Schleunitzischen Erben in die ihnen verpfändete Grafschaft Hohnstein immittiren ließ: so suchte Heinrich mit seinen Leuten Wohnung und Unterhalt in dem Kloster. 1600 ließ Heinrich Julius die Grafschaft für sich selbst in Besitz nehmen, nachdem jene Erben ihr Geld von ihm empfangen hatten, und 1602 dem Rektor eine förmliche Instruktion und Bestallung ertheilen, mit dem Befehl, sich der Administration des Klosters ganz so wie seine Vorgänger, Stange und Neander, allein anzunehmen. Nun räumte zwar Heinrich das Kloster, beschwerte sich aber bei dem Herzoge über Kajus wegen Beeinträchtigung in seinen Rechten. Als nun dieser auf die erlassene Citation beider Theile erschien, so erfolgte den 15. April 1603 von Wolfenbüttel aus eine herzogliche Kontumacial-Resolution wider die Grafen zu Stolberg. Diese wandten sich an das Reichskammergericht und der Rektor übte indeß ungestört die freie Administration und Gerichtsbarkeit über Stift, Schule und Flecken Ilfeld aus, worüber er erst jährlich, dann von Zeit zu Zeit vor einer landesherrlichen Kommission Rechnung ablegen mußte. 1610 wurden die ilfelder Kloster-Angelegenheiten einem eigenen Landdrosten übertragen und mit der Visitation ward ein öffentliches Schul-Examen verbunden.

An Kajus Stelle kam 1595 Johann Pfeiffer als Konrektor nach Ilfeld und sowohl dieser, als seine Nachfolger unterstützten den Rektor redlich in seinen verdienstvollen Bestrebungen.

Als 1626 die kaiserlichen Truppen das Amt Hohnstein und Ilfeld bedrängten, mußte Kajus die Schule vorläufig aufgeben und ging nach dem ilfelder Kollekturhofe in Nordhausen. Kaiser Ferdinand II. betrachtete die Grafschaft Hohnstein, trotz der Protestation des Herzogs Friedrich Ulrich, als ein erobertes feindliches Land und gab sie dem Grafen von Thun wiederkäuflich.

Wallenstein nahm von ihr Besitz und führte den Kommandanten von Halberstadt, David Becker, im Namen des abwesenden Grafen, im April 1628 in dieselbe ein. Kajus sollte, wie der walkenrieder Prior Hildebrand, zu Bleicherode erscheinen und dem Grafen huldigen. Da er kränklich war, so leistete ein Stellvertreter den Huldigungs-Handschlag. Der Graf von Thun schickte den Herrn von Rieteburg als Administrator in die Grafschaft. Wie Walkenried vierfache, so sollte Ilfeld siebenfache Kontribution zahlen. Noch nicht genug. Vermöge des Restitutionsediktes von 1628, nach welchem sämmtliche Stifter und Klöster an ihre früheren Orden zurückgegeben werden sollten, nahm eine Kommission des Prämonstratenser-Ordens, unterstützt von Kroaten, im Januar 1629 Ilfeld in Besitz. Zwar protestirte der Herzog Friedrich Ulrich, aber das war vergeblich. Kajus legte die Verwaltung nieder und der Kommissarius, Barthold Nihusius, ein Apostat, wurde Abt. Er stammte von protestantischen Eltern in der Grafschaft Wölpe, war auf den Schulen zu Verden und Goslar gewesen und hatte die Universität Helmstedt besucht. Durch Unterstützung des Herzogs Philipp Sigismund wurde er Magister und durfte philosophische Kollegia lesen. Nachdem er zweimal angestellt gewesen war, trat er 1622 in Köln zum katholischen Glauben über und, von den Jesuiten befördert, richtete er Streitschriften gegen seine früheren Wohlthäter zu Helmstedt. Besonders den Georg Calixtus verfolgte er auf das bitterste. Als Propst des Klosters zu Haldensleben im Magdeburgschen wurde er wahnsinnig und wieder genesen, ward er Abt zu Ilfeld. Hier wollte er die Protestation seines vormaligen Landesherrn widerlegen, trotz der Rechte, welche der passauer Vertrag und der augsburger Religionsfrieden gewährten. Auch wollte er die ganze Grafschaft Hohnstein wieder katholisch machen und namentlich den ilfelder Prediger Ernst Göttling dazu bringen. Dieser wanderte aber nach Nordhausen, mußte jedoch auf des Nihusius gehässige Beschuldigungen vier Wochen im Gefängniß seufzen. Er starb als Pastor zu St. Jakobi in der genannten Stadt 1665.

Glücklicher Weise kamen nach dem Siege Gustav Adolphs bei Leipzig 1631 den 7. September, die Schweden von Erfurt aus bei Nordhausen an und nahmen den Unterharz in Besitz. Nihusius ergriff in aller Eile mit seinem Konvente die Flucht, ging nach Göttingen, Hildesheim und endlich nach Mainz, wo er Weihbischof wurde. Darauf erscheint er in Lüttich, geht nach Amsterdam und stirbt daselbst 1657, mit sich selbst und der Welt zerfallen, von seinen Zeitgenossen und der Nachwelt verachtet.

Nachdem beinahe fünf Jahr lang die ilfelder Schule aufgehoben gewesen und das Stift schrecklich verwüstet worden war, setzte die Landesregierung den Kajus in seine Administration wieder ein und versuchte, den Unterricht in der Schule wieder herzustellen. 1633 kam von Göttingen Friedrich Wacker, gebürtig aus Stadt Osterode am Harz, als Rektor Adjunctus nach Ilfeld, welcher 1634 Pastor wurde. Ein Klosterverwalter besorgte schon seit 1632

die untere Verwaltung des Haushaltes und der Rechnung. Die Schule stand nunmehr unter der besondern Aufsicht des Konsistoriums zu Wolfenbüttel.

Kajus verschied 1635 und liegt in der Blasius-Kirche zu Nordhausen begraben.

Der nunmehrige Rektor Wacker mußte seine 12 Scholaren wegen Einquartirung am Todestage seines Vorgängers wieder entlassen; versammelte sie jedoch bald darauf abermals. So thätig für die Schule, geschickt im Unterrichten und gelehrt er auch war, machte man ihn wegen seines unruhigen Sinnes, seiner Ehrsucht und Heftigkeit doch nicht zum Administrator. Dieses wurde Ludwig Ziegenmeyer, durch welchen auch Herzog August der Aeltere dem Grafen Christoph zu Stolberg das hohnsteinsche Lehn übergeben ließ. Dabei war vorbehalten, daß das Stift und Kloster Ilfeld nicht mit in der Belehnung begriffen sei. Auf Wackers Betrieb ernannte diesen der Graf Christoph zum Administrator und jener wagte es nun, mit Zuziehung des gräflichen Amtmanns zu Neustadt unter dem Hohnstein, das Kloster sammt dem Flecken im Namen des Grafen in Besitz zu nehmen. Dagegen traf die landesherrliche Regierung ihre vorläufigen Maßregeln und Herzog Georg, welchem seine Brüder August und Friedrich 1636 Kalenberg nebst Hohnstein abtraten, verlieh dem Geheimenrathe Ziegenmeyer die Prälatur und Administration des Klosters, ließ das wolfenbüttelsche und gräflich stolbergsche Wappen vom Thor zu Ilfeld abnehmen und das cellische anheften und verfuhr auch im Uebrigen weiter als Landesherr. Mit dem Grafen sollte zu Hannover gütlich verhandelt werden. Wacker wurde 1636 aus dem Kloster in das Pfarrhaus verwiesen. Die noch zurückgebliebenen wenigen Scholaren verließen nun ebenfalls das Kloster und die Schule mußte wieder auf längere Zeit geschlossen werden. Jener starb 1642, trotz seiner Mängel geliebt und verehrt, und liegt in der Fleckenkirche begraben.

Der Rezeß von 1639 zwischen der landesherrlichen Regierung und den Grafen hat in Rücksicht auf das Stift und die Schule zu Ilfeld bis auf die neuern Zeiten als Grundlage gegolten. 1733, 1747 und 1822 wurden neue Rezesse geschlossen und vermöge des letztern ist Ilfeld ganz unabhängig von den Grafen zu Stolberg, als Grafen zu Hohnstein.

Bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts entsprach der Erfolg leider wenig den Versuchen, dem Schulwesen zu Ilfeld wieder aufzuhelfen. Desto mehr aber hob es sich nachher und hat bei der Annäherung des dritten Jubiläums, welches das königliche Pädagogium feiern wird, vollkommen die Vorzüge, welche der, diesen Aufsatz einleitende Sinnspruch Rhodemann's ausdrückt.

Wir schließen diese Darstellung, in dem wir nur noch ganz in der Kürze die nöthigsten Namen, Ereignisse und Umstände angeben. Auf Ziegenmeyer folgten als Administratoren: Otto von Mauderode starb 1671; Bernhard Böhmer starb 1674; Ludolph Hugo bis 1703; Just Christoph von Reiche, welcher die erledigten drei Lehrerstellen wieder besetzte und dem

Konsistorium zu Hannover Lodemann als Pastor präsentirte, 1736. Königlich hannoversche Stiftsbeamte und Hoheitskommissarien sind in der neuern Zeit gewesen: Hauß, Leist und von Laffert; der jetzige ist Wilhelmi. Da 1747 Stolberg das Patronat über die Kirche und Fleckenschule erhalten hatte, so stand Lodemann seit 1754 unter dem gräflichen Konsistorium zu Neustadt und wurde nach dem Tode des dortigen hohnsteinschen Superintendenten Arnoldi 1755 Superintendent der Grafschaft Hohnstein stolberg-stolbergschen Antheils. Er hatte das Schicksal, daß er im siebenjährigen Kriege als Geißel nach Erfurt abgeführt wurde. Nach seinem Tode erhielt Roitzsch die Predigerstelle 1763 und nach des Rektors Nahmacher Ableben, welcher die Superintendentur seit 1764 gehabt hatte, erhielt er diese 1769. Er starb 1821 in hohem Alter und nach ihm wurde Stützing, dann Ilse königlicher Superintendent und geistlicher Reservaten-Kommissarius. Rektoren seit Wacker sind gewesen: Hildebrand, Palladius, Prätorius, Söldner, Hutmann, Triller, Tolle, welcher 14 Sprachen vollkommen verstand und als russischer Schiffsprediger gestorben ist; ferner: Kriegk, Kranewitter, Schmid, Nahmacher, Meißner, Pätz, seit 1789 Direktor, Brohm, welcher 1834 sein Dienstjubiläum feierte und Schulrath geworden war. Ihm ist im Direktorate 1833 Wiedasch gefolgt. Außer der zweiten und dritten Lehrerstelle hat die Schule abwechselnd 1 bis 3 Kollaboratoren gehabt. Jetzt besteht das Lehrerkollegium aus 8 Mitgliedern; die Schule hat 4 Klassen und 30 bis 40 im Pädagogium wohnende Scholaren.

Das Nadelöhr *).

Ueber dem Kloster Ilefeld zur linken Hand, gleich bei dem Harzfahrwege, ist an einen hohen Berg ein nicht gar hoher doch starker Steinfels gewachsen, welcher in seiner Mitte eine enge und schmale durchgehende Höhle hat, und das Nadelöhr genannt wird. Wenn die Knechte aus Nordhausen und den umliegenden Ortschaften zum ersten Male hinter Ilefeld in den Harz fahren, um daher Brennholz auf Wägen abzuholen, und an diesen Ort gelangen, so müssen sie mit großer Mühe dreimal durchkriechen und werden dazu noch von ihren dabei stehenden Kameraden beim Ein- und Auskriechen mit Peitschen und Geißelhieben tapfer abgeschlagen. Wollen sie diese Kurzweil nicht ausstehen, so müssen sie solches mit Gelde bezahlen. Der gemeine Mann erzählt von dem Ursprunge des Felsens: einstmals sei ein Hühne oder Riese etliche Meilen gereiset; als er nun hinter Ilefeld gekommen und gefühlt, das sein Schuh ihn

*) S. Harrys Volkssagen.

heftig drücke, hätte er denselben ausgezogen und diesen großen Stein darin gefunden, welchen er an den Ort, wo er noch liegt, geworfen habe.

Anders spricht von der Entstehung des Ilefelder Nadelöhrs die nachfolgende, schriftlich mitgetheilte Sage:

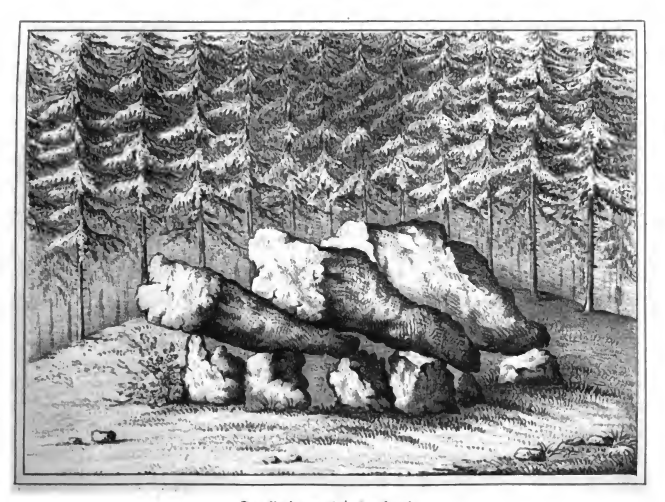
In dem felsigen Behrthale lebte auf seiner Burg Graf Ilger von Bielstein und bewachte den Eingang in die Gebirge, den man später die porta Ilefeldensis genannt hat. Ohne Unterschied beraubte und mordete er, was er von seiner Raubveste erspähete und keiner, der die Straße zog, war seines Lebens sicher. Auf allen Gipfeln der Berge, die hier steil und schroff emporragen und welche das Volk nach ihrer Form den Gänseschnabel, Mönch und Brodstein benannt hat, lauerten Wächter des Grafen und thaten kund, wann eine Beute nah war. So zog auch einstmals Graf Conrad von Beichlingen, ein Sohn des Otto von Nordheim, mit einer kleinen Schaar Reisiger durch diese Waldungen nach dem Erbe seiner Väter, da brach unvermuthet aus seiner Burg der Raubritter hervor und tödtete den Edlen von Beichlingen mit seiner ganzen Mannschaft, daß auch nicht einer entkam, um die That zu verkünden. Aber es war diese Unthat kaum geschehen, so erhoben sich, überdrüssig der vielen bösen Thaten, die da über ihren Häuptern verübt wurden, die Berggeister und Kobolde aus ihren Klüften und Felshöhlen, wälzten ungeheure Felsblöcke in das Thal, trieben die Behre aus ihren Ufern, daß Ilgers und seiner Leute Besitzungen gänzlich überschwemmt wurden. Alle Wege waren gesperrt, nur eine Oeffnung hatte sich in einem gewaltigen Felsen gebildet, ähnlich einem Nadelöhr, durch das man hindurch kriechen mußte, um auf die andere Seite des Thals zu gelangen. Ilger gelobte, zur Büßung seiner Sünden, und um die Berggeister zu versöhnen, an dem Orte, wo er Conrad erschlagen, eine ewige Lampe anzuzünden, und alsbald beruhigten sich auch die Geister des Gebirges und der Fluß ging ruhig wieder in sein Bett zurück. Ilger hielt Wort und stiftete das Kloster. Zur Erinnerung an diese Begebenheit aber kam der Gebrauch auf, den die vorhergehende Sage berichtet.

Die Karls-Steine im Hohn.

Umblühet von der braunen Haide, oder beschattet von alten Eichen, oft auch umdüstert von dunklen Föhrenwäldern finden wir in Westfalen Steindenkmale unserer ältesten Vorfahren. Einsam in entlegenen Moor-, Haide- und Waldgegenden sehen wir diese Jahrtausenden trotzenden Denksteine der grauesten und fernsten Vorzeiten daliegen, an Orten, die selten besucht werden und die fern von den Wohnungen der Menschen sind; still hinsinnend sieht man wohl



M. Michael Neander.



Die Karlsteine bei Osnabrück.

einen Schäfer in seinem weißen Heiken-Mantel, umweidet von seiner Heerde auf diesen Granitblöcken sitzen, oder einen Jäger seine Richtung zu solchen einsamen Steinen nehmen. Einstens waren diese Plätze besuchter und der Granit, den jetzt schwellendes Moos und die grüne Wolfsranke umziehen, war vor tausend Jahren der Ehrensitz eines Wodan-Priesters und der Schemel kampfgestählter Helden; dort wo jetzt lautlose Einöde sich über die weite umliegende Haide lagert, riethen bärtige Germanen über die Jagd und den Krieg, brüllten dumpf die Opferstiere, die unter der Steinwaffe dahin bluteten, verkündeten die Häuptlinge dem umstehenden Volke den beginnenden Krieg, erschallten die Hügel vom Siegesrufe und wurden einstens die Trinkhörner zu Ehren der gefallenen Helden geleert. Wie verändern sich die Zeiten! Gedankenlos schreitet der Landmann neben diesen Steinmassen hin und doch ruhen unter ihnen eines kräftigen Volkes sieggewohnte Helden; im schmucklosen grauen Aschenkruge schlummern die wenigen Ueberreste eines Mannes, den die goldlockige Jungfrau mit Entzücken im Schmucke seiner Waffen sah, der kühn einherschritt in seiner Bärenhaut, vor dessen Streitart man an den Ufern des Rheines und am Fuße des Hercynischen Waldes erzitterte, dessen Sieges- und Schlachtenruf durch das Teutgebirge drang nnd dessen Stimme im Rathe die Völker leitete. Wie sie hießen, wer sie waren, die hier unter diesen bemoosten Steinen dem Auferstehungs-Tage entgegenschlummern, nennt uns kein Buchstabe, sagt uns keine Zeit, daß sie aber groß und edel waren, die hier ruhen, davon zeugt ihre Stätte unter heiligem Steine, davon zeugt die Freiheit, die diese schlachtberauschten Männer acht Jahrhunderte in ihren Gauen und Wäldern stets kampffertig bewahrten. Prunkvoll nennen uns neuere Grabsteine der Geschiedenen Tugenden und Ehren; unbekümmert um die Welt und den Nachruhm ruhet in der Urne des Siegers und Fürsten (Fuersten, Fürdersten, Vördersten, Vordersten, des Ersten, des Heeresführers) Asche. Jener Aschenkrug aber, in dessen Schooße ein kleines Urnchen mit weniger Asche und zarten Knöchelchen steht; was war denn dies wohl? Das ist die sehnende Gattinn, die ihre Tage dahin weinte, um den auf der Wahlstatt gefallenen Gatten, das ist die Thränen-Urne, die Kleine, und ihre Asche ist der Uberrest eines süßen Kindes, das sie unter dem Herzen trug und das mit ihr dahin welkte; Mutter und Kindlein im Schooße, ruhen so nahe, so innig und warm zusammen in heiliger Erde.

Waren es denn bloß Grabmäler, diese Hünensteine. Nein, dies waren sie alle nicht. Hünensteine, Hünengräber nennt man sie jetzt, ihr Zweck war aber weniger der der Todtenhöfe. „Hüne" bezeichnet in der trivialen Sprache einen Riesen; in altdeutscher Mundart heißt „Hüne" aber ein Todter.

Es waren die Opferaltare der alten Germanen, die heiligen Stätten, wo die Zeitgenossen Hermanns, des Römerbesiegers und die Kampfgenossen Wittekinds, des muthvollen Vertheidigers deutscher Freiheit, wo durch den langen Zeitraum von tausend Jahren unsere Vorfahren dem Wodan und Tor opferten und der Hertha im heiligen Haine Lieder sangen; es waren die Stätten, wo das Opferblut besiegter Feinde floß und der Priester und die Al-

rune wahrsagten, wo zur Nacht helle Feuer loderten und das Wiehern schwarzer Hengste über Krieg und Frieden entschied; es waren die heiligen Versammlungsorte, die Berathungsplätze, die Anhaltspunkte der ganzen, freiheitathmenden Nation. Daß mancher angesehene Priester, manche Wahrsagerinn, mancher Heerführer und Siegesherzog hier, in schlichter Urne seine Ruhe fand an diesen Ehrenplätzen, läßt sich nur denken. Viele Steindenkmale mögen sich auch über denjenigen Fleck wölben, wo für Volk und Vaterland ein großer Germanen-Häuptling fiel und durch den ganzen Raum einer langen Vorzeit, von der Geburt des Welterlösers, bis lange Jahrhunderte nachher, wo Carl der Große, mit dem Schwerdte in der Faust, das christliche Kreuz in den Sächsischen Wäldern aufpflanzte, wurden diese Hünensteine und deren geheiligter Ring vom germanischen Volke hoch verehrt, bis der Franken siegreiche Schaar solche dem Christenthume weichen machte.

Westfalen und namentlich die Umgegend von Osnabrück ist reich an diesen alten Monumenten der grauesten Vorzeit und eines der wichtigsten derselben sind die Karls-Steine im Hohn, eine Stunde von Osnabrück in der Waldschlucht, die der hohe Piesberg und Harsterberg bilden, durch welche schon in den ältesten Zeiten die Heerstraße in die Nordlande führte und nun die Chaussee von Osnabrück auf Bramsche und Fürstenau geht. Dort am Fuße dieser Höhen (Hohn), ruhen auf je vier Steinunterlagen drei ungeheure Granitblöcke, wild und unbehauen, wie die Urwelt sie geformt, in schwebender Stellung, als ein Beweis unendlicher Ausdauer und Kraftanstrengung der alten Germanen, deren Riesenanstrengungen solche zusammengerollt und auf die Unterblöcke frei erhoben haben.

Die schaurige Bergwaldschlucht, die Nähe der Sachsenschlachtfelder, Wittekinds benachbarte Wallburgen nnd hundert heilige Sagen gaben diesen Hünensteinen beim Sachsenvolke auch dann noch eine hohe Bedeutung, als Carl der Große schon längstens siegreich im Lande der Sassen stand. Schon waren am waldigen Fuße des Ossningg-Gebirges und auf dem weiten Blachfelde des Wittekindfeldes die mörderischen Schlachten gekämpft, wo die Sachsen von den Franken besiegt waren; schon begann über dem Pader-Born ein Dom sich zu wölben und legte man am fruchtbaren Ufer der Haase den Grund zum Sanct Peter-Münster der alten Ossningg-Brücke, um welches Gotteshaus sich bald die Stadt Osnabrück gründete; schon hatte Egilfried von Lüttich des Frankenkönigs Feldbischof und dessen Mönche tausende von Sachsen zum Christenthume getauft und von den Heerführern der Sachsen beugte bereits mancher sein Haupt und Knie vor dem Bilde des gekreuzigten Erlösers; — aber immer noch fest am alten Glauben des Wodan hing mit eiserner Mannestreue Wittekind, der Sachsen erster uud glänzendster Herzog und mit ihm die freien Untersassen auf seinen Burgen und Wehren im Weißen- und Grönengaue, im Gaue Lodern, Rackwitt, am Ufer des Dümmeri-See's und an den Waldhöhen des Süntalls. Doch der Frieden ruhte schon über Sachsenland und die beiden großen Heerführer, die größten Männer ihrer Zeit, Carl

der Frankenkönig, und Wittekind der Sachsenherzog, lebten mit einander in Ruhe und begannen sich zu nähern, zu achten und nach und nach wob sich das Band der Freundschaft um diese Volkshäupter. Schon ritt Carl ein auf Wittekinds Burg und dieser suchte den großen Franken-Beherrscher auf am Ufer der Haase, wo er zum Osnabrücker Dome den Grundbau legte und den ersten Altar mit den Reliquien der Heiligen Crispin und Crispinian schmückte; schon hatte manche trauliche Unterredung unter beiden stattgefunden und aus goldenem Pokale Carl dem Sachsen die Trauben des Rheins beim frohen Mahle credenzt, wie dieser in Wittekinds Halle den Meth aus raumem Trinkhorne gekostet hatte; aber immer trennte noch Eines diese beiden erhabenen Männer: Wittekind verweigerte standhaft die Annahme des Christenthums.

Als nun einstens Carl aus seinem Hoflager zu Osnabrück mit dem Strahle der Frühsonne ausritt, umgeben vom großen Jagdgefolge zu den Waldhöhen, die nördlich die Haase umgaben, und das Hifthorn fröhlich durch die Berge klang, ritt auch Wittekind von seiner Burghöhe herab, um gemeinsam mit dem Frankenkönige zu jagen. Rasch floh vor der jagenden Meute der stolze Sechszehn- und Vierundzwanzigender, scheu suchte der Wolf die braunen Ebnen und trabte zum waldigen Bruche von Icker, nur der gereizte Bär und borstige Keiler setzten sich der Meute und begannen ritterlich den Kampf auf Leben und Tod mit den Rüden, bis der Jagdspeer sie fällte und heiteres Waidmanns Horrido durch die Berge scholl. Fröhlich ging es dann weiter, bergauf und bergab, der jagenden Meute nach, die auf frischer Fährte den Edelhirsch über die Höhen von Harste hin zu dem steilen Gipfel des Piesberges jagte; laut brausend mit Jagdhallo und Fanfarren folgten die Jäger, flogen auf schäumendem Gaule die Frankenritter dahin und eilten auf beflügeltem Fuß die kräftigen Sachsenmänner, kundig der Wälder und Schluchten des heimathlichen Bodens und im Nu war sie entschwunden, die Jagd, da trafen sich auf der Berghöhe Carl und Wittekind, und hielten die Rosse an, um auf das raume Thal der Haase ihre Blicke zu werfen.

Weitausgebreitet lag vor ihnen saftiger Thalwiesengrund, den die Haase sanft durchschlängelte, hoch hoben sich des Ossningg Waldes Gipfel mit grünen Kuppen und umschlangen die Ebene; hier und da blickte aus dem Schatten uralter Eichen das umzäumte Gehöft eines sächsischen Wehrfesters, auf den Angern weideten die Heerden, einzelne Ackerfelder durchzogen die liebliche Landschaft und goldig warf die heiße Mittagssonne die brennenden Strahlen aufs Sachsenland. Mit Behagen schaute der König auf diese bewaldete Flur, auf den fernen Ossningg und auf die Höhen des Süntall; mit noch größerer Freude aber auf die Mitte des Thales, wo stattliche Wohnungen, neu angefangene Bischofshöfe und Curien der Geistlichen, schützende Thürme und Mauern und über alles dies der Neubau des Domes ragten. Alles Werke seiner vielfältig schaffenden Kraft. Schon sah Carl im Geiste die dunklen Eichenwälder des wilden Sachsenlandes gelichtet, die weiten braunen Haidfluren als Aecker bebaut, die Grünung am Ufer der Haase mit Wiesen durchschnitten, Klöster aus

der Ebene und Dörfer sich erheben, als die Folge des einbrechenden Christenthums und eine milde Heiterkeit leuchtete über sein erhabenes Gesicht; da wandte er sich an Wittekind und bat ihn, Christ zu werden und sich taufen zu lassen.

Streng und düster verneinte der Sachsenfürst dies Ansinnen und zeigte dem Frankenkönige aus der Ferne die Runensteine und Hünenringe, welche im Umkreise des neu erstehenden Osnabrücks an beiden Ufern der Haase, von ästigen Eichen überschattet, lagen, er nannte ihm die Gottheiten, welche dort verehrt wurden, schilderte ihm den schützenden Einfluß, den diese so oft in heißer Feldschlacht ihm hätten angedeihen lassen, malte ihm Wallhalla mit allen dort lebenden Vorfahren und gefallenen Kampfesgenossen, erwähnte des dreißigjährigen Kampfes um die Götter und das Vaterland, den er für Wodan und Sachsenland mit den Frankenheeren bestanden, wie er oft besiegt, umhergeirrt, nie muthlos, immer wieder den neuen Kampf gewagt und deshalb, in einem einzigen Augenblicke wankend gemacht, Sachsenlands Sache, durch den Abfall von seinen Göttern unmöglich verlassen könne.

Carl kannte und ehrte die festen Gesinnungen Wittekinds; schweigend ritt er neben ihm weiter. Diese Stunde aber hatte Beider Herzen gegen einander mehr geöffnet, als manches Festgelag. Der König, der für die Verbreitung der Christen-Religion alles that, der tausende seiner Krieger dafür seit langen Jahren in die Schlachten geführt hatte, der selbst unendliches Ungemach dafür erduldet hatte, dessen ganzes Leben von diesem einen Principe der Christenthums-Verbreitung beseelt war, und der nur zu gut wußte, von welchem außerordentlichen Einflusse Wittekinds Taufe sein würde, gab so leicht nicht verlorenes Spiel. Schweigend ritten Beide eine Zeit lang über die Waldeshöhe von Harste, langsam der Jagd folgend, die am gegenüberliegenden Piesberge tobte. Jetzt ritten sie bergab in die Waldschlucht des Hohns, hart am Hünenringe vorüber; da hielt Carl noch einmal sein Roß an, reichte seinem Begleiter die Rechte, sah ihm scharf in das blaue Auge, noch schärfer in das Herz; nochmals richtete er seine eindringliche Bitte an Wittekind, die gute Sache verklärte sein Adlerauge und machte seine Rede um so eindringender. Der Sachsenfürst fühlte die hohe Macht, welche der Christenglaube über das Heidenthum bei ihm erlangte, er fühlte die hohe Wahrheit, die in jedem der Worte Carls lag und schwieg. Als aber der Frankenkönig gar nicht abließ mit eindringlichen Reden und Bitten, da sagte Wittekind: „Nun gut! Wenn dann Dein Glaube, edler Carl! so mächtig, Deine Religion so voll Wunder ist, so schlage mit der Haselgerte, die Du eben in der Hand hältst, den größten dieser Runensteine durch, dann will ich Christ werden.“

Carl drückte die goldenen Sporen in die Weichen seines Rosses, das vor dem großen Granitblocke scheute, und hieb mit der Ruthe, voll gläubigen Hoffens auf den Stein und siehe — derselbe fiel mitten von einander. Bald darauf ließ Wittekind, der Sachsenherzog, sich zu Belm, unweit Osnabrück, taufen und durch ihn ward nun bald ganz Sachsenland dem Christenthume gewonnen.

Ganz den heiligen Pflichten des neuen Glaubens lebte dann Wittekind auf seiner Burg zu Enger im Weißengaue, woselbst er eine Kirche bauen ließ, in der noch jetzt alljährlich am Abende der heiligen drei Könige ihm zum Gedächtnisse geläutet wird. Dies tausendjährige Ehrengeläute, was jetzt noch immer durch den Gau der alten Angerer tönt, ist wohl das älteste deutscher Lande und vielleicht der ganzen Christenheit!

Fritz v. Walde.

Sophia's Geist.

(Eine Sage.)

Es ist uns bereits bekannt, wie König Georg I. die Abneigung gegen seine eben so unglückliche, als liebenswürdige Gemahlinn bis an ihren Tod bewahrte. Das Volk hat diese nackte geschichtliche Wahrheit nicht ertragen können und die Wünsche seines theilnehmenden Gemüthes in einer Sage ausgeprägt, welche den reuigen Fürsten an Sophia Dorothea's Todtenbett ruft, in ihren einzelnen Zügen aber so sehr den Stempel ungeschichtlicher Dichtung an sich trägt, daß sie sich schon dadurch als Darstellung einer bloßen Idee ausweis't, wenn sie auch nicht ausdrücklichen und sicheren Thatsachen widerspräche. Schon daß sie die Prinzessinn ihr Leben auf dem Schlosse Windsor beschließen läßt, beweis't den ungeschichtlichen Grund. Uebrigens ist sie durch ihre mannichfaltigen und sinnreichen Gedanken, so wie durch ihre Beziehung auf eine höchst interessante Persönlichkeit, anziehend genug, um hier mitgetheilt zu werden. Der bekannte Stilling, welcher leichtgläubig genug war, sie für Thatsache zu nehmen, hat uns einen ausführlichen Bericht derselben aufbehalten, den wir hier, nach Berichtigung mehrer, nicht in der Sage selbst begründeter, geschichtlicher Unrichtigkeiten *), im Auszuge mittheilen.

Am 27. November 1726 war im Schlosse Windsor Alles in Aufruhr und Bewegung; die Prinzessinn Sophia Dorothea, geschiedene Gemahlinn Georg's I., lag im Sterben. Sie hatte den König rufen lassen, und Jedermann mußte sich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernen; der König war länger, als eine Stunde dort geblieben, und die Höflinge wollten bemerkt haben, daß, trotz seiner gewöhnlichen Kälte und Gleichgiltigkeit, Thränenspuren

*) Nach Stilling stirbt die Prinzessinn am 5. Januar 1736, während doch die Sage selbst richtig den König im Jahre nach ihrem Tode, also 1727, sterben läßt. Auch redet er von einer Königskrone, die Sophia getragen, während sie doch schon als Prinzessinn von ihrem Gatten geschieden wurde.

auf seinen Wangen und in seinen Augen zu sehen gewesen wären, als er wieder aus der Thür trat.

Schweigend hatte Sophia Dorothea auch Das noch geduldet, daß der König seit mehren Jahren in den Fesseln der coquetten, aber reizenden Horatia D. schmachtete; ehe sie aber sterbe, wollte sie noch einmal versuchen, das verbotene Bündniß des Gemahls zu lösen. Als Georg an ihrem Sterbebette stand, reichte sie ihm die Hand und sprach mit leiser Stimme: „Ach, ich wäre nicht so früh gestorben, wenn sie mich mehr geliebt hätten!“ Der König beugte sich auf ihre Hand, küsste sie, ließ einige Thränen darauf fallen und wollte sprechen; aber Sophia fuhr fort: „Jetzt ist Alles vergessen, Georg, und Alles vergeben. Gott, der mich zu sich ruft, kennt mein Herz. Dies Herz liebt Sie noch; also mache ich Ihnen keinen einzigen Vorwurf, sondern wage nur eine Bitte.“ Indem sie Dieses sprach, richtete sie sich etwas in die Höhe, drückte die Hand des Königs mit aller Kraft, die eine sterbende Frau wohl besitzt, und fuhr fort: „Im Namen des Heilandes der Welt beschwöre ich Sie, Georg, entsagen Sie, wenn nicht aus Liebe zu mir, doch aus Mitleid mit mir und um Ihrer unsterblichen Seele willen, dem sündhaften Leben, das Sie führen. Wenn ich noch länger leben könnte, so würden Sie glauben, ich bäte um meines Glückes willen; aber morgen liege ich, kalt und unempfindlich gegen Alles, in meinem Sarge. Geliebter Freund, um Ihrer Seeligkeit willen — sehen Sie die Lady Horatia nie wieder.“ „„Ich verspreche es““ — erwiderte der König; „„aber reden Sie nicht also, Sophia. Diese trüben Gedanken verschlimmern die Krankheit.““ „Sie haben mein Leben verbittert; jetzt aber sehe ich den Himmel offen; — im Himmel giebt es keine Eifersucht! — Wenn Sie mir dahin nachfolgen werden, Georg, dann lieben Sie nur Gott und mich. Dort liebt man nur, was man lieben darf. Morgen“ — — „„Geben Sie diese Gedanken auf. Es steht noch nicht so schlimm mit Ihnen. Die Aerzte versichern, daß Sie noch hoffen können.““ „Ich sehne mich nicht in dieses irdische Leben zurück; ich bitte nur, daß Sie an jene Welt denken möchten, in welche ich morgen eingehe — — und Sie in einem Jahre.“

Während die Prinzessinn diese letzten Worte sprach, hatte sie wieder einige Kraft erlangt; ihre Augen ruheten unverwandt auf denen des Königs und sie zeigte hinauf gen Himmel. Nach dieser heftigen Anstrengung und Gemüthsbewegung schwieg sie. Ihre Augen öffneten sich nicht mehr, die Lippen bewegten sich, vermochten aber nicht, ein Wort auszusprechen. Der König entfernte sich langsam, und ganz Windsor bemerkte seinen Schmerz und seine Trauer. Wie die Prinzessinn vorausgesagt hatte, so war sie am andern Morgen kalt und lag gekrönt auf einem Paradebette. Der ganze Hof legte Trauer an, um der Entschlafenen die letzten Huldigungen darzubringen; als aber der Wagen der Lady Horatia vor der großen Treppe des Schlosses hielt, meldete ihr die Wache, daß die Geliebte des Königs nicht zugelassen werden dürfe. Bald war die Ungnade allgemein bekannt. Doch kaum war ein Monat vergangen, so saß Lady Horatia wieder auf ihrem früheren Throne, und Georg trug von

Neuem die Fesseln ihrer Reize. Indessen vermochten alle Zerstreuungen, welche man ihm zu machen suchte, seine traurige, trübe Stimmung nicht zu verscheuchen. Widerwillen mußte er an die letzte Bitte der Prinzessinn denken, und dennoch konnte er der Zauberinn nicht widerstehen, welche Alles anwandte, um ihn fest an sich zu fesseln. Mitten unter den Vergnügungen rief ihm unaufhörlich eine Stimme zu: „Morgen ich, — Du nach einem Jahre.“

Schon war die Prinzessinn fast seit einem halben Jahre verschieden; die Favoritinn sah Georg bei sich; sie war aber noch nie wieder in Windsor erschienen. Ihre Eitelkeit und der Wunsch, ihre Nebenbuhler und Feinde zu demüthigen, zog sie unwiderstehlich dahin. Oft hatte sie schon gegen den König davon gesprochen, der ihr immer die Worte Trauer und Schicklichkeit entgegensetzte; endlich gewann sie ihn dennoch und betrat das von Glanz, Stolz und Freude von neuem strahlende Schloß. Nie hatte die Heiterkeit, der Stolz so lebhaft aus ihren Augen geblitzt, nie waren die des Königs so trübe, so niedergeschlagen gewesen. Eine Centnerlast drückte sein Herz. Der Tag wollte nimmer enden. Endlich kam die Nacht; aber mit der Menge entfernten sich die Gewissensbisse nicht. Als er an sein Bett trat, fiel ihm ein, daß die Prinzessinn diese Stickereien mit eigener Hand gefertigt hatte. Er versuchte den Gedanken zu verscheuchen, aber stets drängte er sich ihm von neuem auf. In der Hoffnung, der Schlaf würde ihn von den traurigen Erinnerungen befreien, legte er sich nieder; aber der Schlummer floh ihn. Der König beneidete den ärmsten Tagelöhner seines Reiches, der doch wenigstens schlafen konnte; vergebens wandte er sich dahin und dorthin, die Augen schlossen sich nicht. Durch die hohen, breiten Fenster des Gemachs goß der Mond das hellste Licht herein; plötzlich erblickte der ruhelose Georg zwischen dem Bette und dem Fenster Etwas, das Rauch zu sein schien und mitten im Zimmer emporstieg. „Vielleicht ist ein Funken auf die Dielen gefallen und hat sie angezündet,“ dachte der König und stand auf, um zu löschen. Als er an den Ort kam, wo der Rauch aufgestiegen war, sah er nicht das Geringste, bemerkte aber einen Wohlgeruch, gleich dem, welchen man bei Todten anzündet. Kaum hatte er sich wieder niedergelegt, so sah er den bläulichen Rauch von neuem; er glich einem kleinen Wölkchen, verdichtete sich aber immer mehr und mehr zu einer Gestalt. Im Anfange war diese noch ganz undeutlich, wurde aber immer menschlicher, immer ähnlicher und ähnlicher, nur daß die Strahlen des Mondes noch hindurchgingen und die Gestalt keinen Schatten warf. Georg sah es an sein Bett kommen; unwillkührlich drehte er sich nach der Wand, um das, was ihm übernatürlich schien, nicht zu sehen; aber eine eiskalte Hand legte sich auf seine Schulter und eine sanfte Stimme wiederholte dreimal: „Georg! Georg! Georg!“ Zitternd und in kaltem Schweiße gebadet, drehete dieser das Gesicht um; der Schatten der Königinn neigte sich über ihn. Der Tod hatte ihr Gesicht nur gebleicht, ihre schönen schwarzen Augen glänzten in himmlischem Licht, und ihr Gewand schien bloß ein langes Grabtuch zu sein. Mit feierlicher Stimme, in der tiefen Stille der Nacht, sprach sie folgende Worte: „Georg! Du hast Dein feier-

liches Versprechen vergessen, das Du mir auf meinem Sterbebette gabst; ich komme, um Dich daran zu erinnern. Georg, bekehre Dich zum Herrn. Sein Gericht ist unbestechbar, und Deine Stunde naht. Die, welche Du mit sündiger Leidenschaft liebst, geht durch diese Liebe ihrem schnellen Tode entgegen; aber nicht einen einzigen Tag länger, als Dir bestimmt ist, kann sie Dich auf der Erde halten. Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn!"

Nach diesen Worten wehete ein sanfter Hauch über das Gesicht des Königs; noch waren seine Augen geöffnet, aber er sah und hörte Nichts mehr, Alles war wieder öde Stille. „Schlief ich" — fragte er sich — „war es ein Traum? Nein! gewiß, ich habe nicht geschlafen. Wie ähnlich ihr dieser Schatten war! Kein Zweifel, es war ein Bote des Himmels. Es soll beschlossen sein, ich will Die, welche ich nicht lieben darf, nie wiedersehen." Und um sich in diesem Entschlusse zu stärken, begann der König zu beten. Die Stunden dieser Nacht währten ihm eine Ewigkeit.

Der nächste Tag war zu einem Feste bei der Lady Horatia bestimmt. Georg ließ ihr sagen, daß er nicht erscheinen und mehre Tage Niemand, als seine Minister, vor sich lassen würde. Diese plötzliche Sinnesänderung erschreckte die Favoritinn. Durch List und Bestechung gelang es ihr, den König dennoch zu sehen. Im Anfange wollte er kalt und strenge sein; aber sie war so liebenswürdig, so verführerisch, daß er wieder zärtlich wurde. Plötzlich fielen seine Augen auf den Ort, an welchem ihm die Prinzessinn erschienen war; — er zog seine Hand aus der des schönen Mädchens zurück und sprach: „Hier hat sie mir diese Nacht befohlen, Dir zu entsagen. Hier neben meinem Bette habe ich Sophia gesehen, — habe gehört, daß sie zu mir sagte: Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn und entsage Deiner schuldigen Liebe." „„Ach Sire! Sie lieben mich nicht mehr, und um das Band, das mein Glück war, zu zerreißen, nehmen Sie zu Träumen und Erscheinungen Ihre Zuflucht. Sagen Sie mir doch einfach: Horatia! ich liebe Dich nicht mehr — —"" Schluchzen und Thränen erstickten die Stimme der reizenden Verführerinn, und der König, der sich von der Geliebten entfernt hatte, trat wieder zu ihr und sprach: „Horatia, wie kannst Du glauben, daß ich aufgehört habe oder je aufhören werde, Dich zu lieben? Liebte ich Dich nicht, so würde mir diese Erscheinung nicht so viele Sorgen machen. Meine Pflicht fordert, Dich nicht wieder zu sehen, mit Dir zu brechen; — aber meine Liebe ist stärker, als die Pflicht... als Gott selbst;... denn er schickt die Todten zu mir, um mir zu befehlen, Dich nicht mehr zu lieben, und doch bete ich Dich noch immer an..." Mit diesen Worten schloß Georg die schöne Sünderinn an sein Herz, und die Thränen, die ihn zu ihr gelockt hatten, waren mit einem Male wieder getrocknet.

Bald redete sich Georg unter dem Einflusse seiner Geliebten ein, Sophia nicht wirklich erblickt zu haben, und als er allein in das königliche Zimmer trat, wiederholte er: „Horatia hat Recht; es war ein wüster Traum; die Todten kommen nicht wieder."

Er irrte; — die Prinzessinn erschien ihm zum zweiten Male. Bleich, wie

in der vorigen Nacht, aber ernsthaft war ihr Antlitz. „Georg," sprach der Schatten, der am Fuße des königlichen Bettes stand und die purpurnen Gardinen in die Höhe hielt, „Georg! Du hast gesagt und möchtest gern glauben, Gott habe nicht durch meinen Mund gesprochen, es sei nur ein wüster Traum gewesen. Wohlan, Georg, so höre; es ist das letzte Mal, daß ich, die ich Deine Gattinn war und jetzt im Sarge liege, ein Wort zu Dir spreche. Mein Schweigen ist von nun an ewig; meine Lippen werden in Staub zerfallen. Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn; denn Deine Stunde ist nahe. Und damit Ihr, Du und sie, morgen nicht sagen könnt, Sophia Dorothea sei nicht aus ihrem Grabe hervorgegangen, so hinterlasse ich Dir einen Beweis. Wenn die Hand eines Sterblichen diesen Knoten, welchen die Hand eines Bewohners des Grabes geknüpft hat, zu lösen vermag, so lacht über meine Worte und über meine Ermahnungen; vermöget Ihr's aber nicht, und kein Anderer, so saget: „Es war doch Wirklichkeit, es war doch Sophia Dorothea, die gekommen war, um mir zum letzten Male zuzurufen: Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn!" Indem der Geist diese Worte sprach, neigte er sich auf das Bett, nahm einen Spitzenkragen, welchen der König hatte liegen lassen, knüpfte einen Knoten hinein und warf ihn dem erstaunten und zitternden Georg an den Busen. Hierauf schob sich die Gardine wieder vor, und die Erscheinung war verschwunden.

Jetzt zweifelte der König nicht mehr. Mit kaltem Schweiße bedeckt, mit hochklopfenden Adern, lag er unbeweglich da; die weit aufgerissenen Augen stierten noch immer auf den Ort, als sähen sie das Gespenst noch; er lauschte, aber die überirdische Stimme schwieg, und nur das eintönige Picken der Uhr unterbrach die öde Stille der Nacht. Den Knoten konnte er nicht lösen.

Am folgenden Tage ging Georg zur Lady Horatia. Sein Antlitz war finster und ernst. Sie hatte sich bereits zu einem Feste geschmückt und kam dem Könige lachend entgegen; dieser aber sprach: „Die Zeit des Lachens und des Zaubers ist vorüber. Du hast mich getäuscht, Weib; sie ist mir diese Nacht wiederum erschienen."

„„Ihre Phantasie täuscht und neckt sie;"" erwiderte die schöne Horatia. „Du allein täuschst mich Du allein" — versetzte Georg streng — „da, siehe!" Mit diesen Worten reichte er ihr den Spitzenkragen und wiederholte, was die Prinzessinn gesagt hatte. „Hier ist der Knoten, Horatia, versuche ihn zu lösen. Kannst Du es, so werde ich nicht an die Erscheinung glauben und werde ruhig und glücklich sein." „„Wenn es nur dieses ist —"" antwortete Horatia lächelnd, obgleich sie zu zittern begann — „„diesen Knoten werde ich bald entwirrt haben."" Und schon dreheten ihre schönen, von Ringen und Diamanten blitzenden, Finger den Spitzenkragen nach allen Seiten; sie begann zu knüpfen, hörte auf, begann von neuem, aber konnte auch nicht in Etwas den übernatürlichen Knoten lösen. „Du siehst nun selbst — sagte der König — daß es Dir nicht gelingt." „„Ach!"" erwiderte die junge und ungeduldige Frau, „„so löse ich ihn, wie Alexander den gordischen."" Und damit warf sie den Kragen in das Feuer.

Der König zog ihn heraus. Schon stand er in vollen Flammen, und er warf ihn weit von dem Kamine weg. Im Niederfallen streifte er an das leichte Gewand Horatia's, und die Gaze fing sogleich Feuer. Erschrocken und ohne selbst zu wissen, was sie that, lief die Geliebte Georg's davon und rief laut um Hilfe; die Bewegung und der Zug durch die geöffneten Thüren verdoppelte die Flammen. Bald rannte Horatia unter schrecklichen Schmerzensrufen durch das ganze Schloß; wie ein flammendes Meteor zog sie durch die langen Säle. Schon erkannte man die junge, festlich geschmückte Geliebte des Königs nicht mehr; erschöpft von Schmerz stürzte sie endlich nieder, und bald gab sie unter fürchterlichen Leiden den Geist auf.

Seitdem wurde Georg von Tage zu Tage trüber; Stunden lang betete er, gründete ein Hospital und that im Namen der Königinn vieles Gute. Zwei Monate nach dem Tode der Lady Horatia starb er, am 22. Junius 1727.

Tempel-Anneke.

Es gereicht der Stadt Braunschweig zu nicht geringer Ehre, daß sie dem Zauber- und Hexenwahne das letzte Opfer weit früher brachte, als Balthasar Becker mit dem Lichte der Aufklärung in die allgemeine Dunkelheit sich wagte. Wier, Tanner und Spee — die wir bereits kennen — hatten mit dem Strome ihrer begeisterungsvoll verkündeten Wahrheit die Flammen der Scheiterhaufen nicht auszulöschen vermocht; selbst Becker ärntete noch am Ende des 17. Jahrhunderts Schmach und Verfolgung, weil er den Hexenglauben angegriffen, und erst einem Thomasius gelang es im Anfange des 18. Jahrhunderts, eine allgemeinere Erkenntniß des unheilvollen Wahnes zu verbreiten. Wie erfreulich ist dagegen, daß bereits 1663 in Braunschweig die letzte Hexe hingerichtet wurde, und zwar nicht mehr durch Feuer, sondern mit dem Schwerte!

Wir sind durch noch vorhandene Acten in den Stand gesetzt, eine Beschreibung des gegen die Unglückliche geführten Processes mitzutheilen und geben damit eine Ergänzung des im ersten Jahrgange über den Hexenunfug in unserm Vaterlande bereits erschienenen Artikels.

Eine Wittwe zu Harrbüttel, Anna Kagen, geborne Roloff, gewöhnlich Tempel-Anneke genannt, weil sie früher im Kruge, der noch jetzt Tempel heißt, gewohnt, wurde im Jahre 1663 eines Einverständnisses mit dem Teufel beschuldigt. Auf dem Neustadt-Rathhause zu Braunschweig erschienen in ihren Angelegenheiten am 25. Juni fünf Zeugen, deren Verhör, den Akten gemäß, Folgendes ergab:

1. Hans Tiemann, Bürger und Dachdecker zu Braunschweig in der Neustadt, berichtete, daß ihm am letzten Tage des verwichenen Jahres bei

nächtlicher Weile sieben Zinnschüsseln, ein zinnener Napf und eine Zinnflasche, wie auch ein Topf voll Schmalz, ein halbes Brodt, sechs Himten Rocken, ein Viertel von einem ganzen Käse, eine halbe Rothwurst und sieben zinnene Löffel aus dem Hause von der Dehle und aus dem Schranke, in seiner Abwesenheit, gestohlen seien. Wie er nun — so besagt das Protokoll — solchen Schaden gelitten und gern wissen wollen, wer ihm den Schaden gethan und sich dessen beklaget, habe Curdt Vetten's Frau ihm gerathen, zu Tempel-Anneke, einer Frau in Harrbüttel, zu gehen und sich in die Hand sehen zu lassen. Nach vier Tagen sei er dem Rathe gefolgt und in den Krug zu Harrbüttel gegangen, habe eine Kanne Bier getrunken und der Wirthinn erzählt, wie es ihm ergangen, mit Begehren, die Tempel-Anneke herzufordern. Diese, als sie gekommen und sein Anliegen gehört, habe gesagt, daß der Dieb nicht weit hergekommen wäre; Tiemann solle nur nach Hause gehen; sie wolle den Dieb so ängsten, daß es keine vier und zwanzig Stunden währen solle, bis er sein Zeug wieder bekäme; nach drei Tagen möge Tiemann wieder kommen. Dieser habe ihr einen Thaler Trinkgeld gegeben und sei nach Hause zurückgekehrt. Als des anderen Tages (am Sonntage Epiphaniä) die Frühpredigt zu Ende gewesen und die Leute aus der Kirche gekommen seien, habe er, noch im Bette liegend, gehört, wie die Leute an seine Thür gebollert, mit Vermelden, daß sein gestohlenes Gut vor Vetten's Thür stehe. Wie er nun aufgestanden und dahingegangen, hätten die sieben Zinnschüsseln und die Zinnflasche allda vor Vetten's Thür gelegen; er habe das Seinige aufgenommen und wiederum in sein Haus getragen. Als er am bestimmten dritten Tage in den Tempelkrug zu Tempel-Anneke gekommen, habe ihm diese gemeldet, daß der Dieb, als Tiemann ihr den Thaler gegeben, mit dem Zeuge bereits nach Wolfenbüttel zu gegangen, um es in einen Klump zu schlagen und zu verkaufen. Sie aber hätte den Kerl also geängstet, daß er es nicht dahin bringen können. Sie wolle dem Kerl ein Feuer vor den Hintern beuten, daß er nicht bleiben, noch Ruhe haben könnte. Derselbe sei ein Lementirer Namens Richter; er sei Tag und Nacht bei seinen Hausgenossen die Treppe auf und niedergegangen und habe nicht ruhen können, sondern immer gemurret, daß jene gemeint hätten, er sei nicht bei Sinnen gewesen. Tempel-Anneke, so zeugte Tiemann weiter, habe ihm damals noch berichtet, daß sie den Kerl in's Bösen Namen in ein Näberloch eingepflöcket und derselbe darin gepiepet hätte, wie ein Haufen Mäuse. Von dem übrigen gestohlenen Gute habe Tiemann Nichts wiederbekommen, als einen Zinnnapf aus des Herrn Bürgermeisters Hause. Der Dieb habe nämlich den Napf in seiner Herberge hinter den Schrank gesteckt; wie derselbe von den Leuten gefunden, sei er in's Pastorenhaus und von da in des Bürgermeisters Haus gebracht worden.

2. Hans Harves, auch Tempelhans genannt, Krüger auf dem Tempel zu Harrbüttel, berichtete, daß Tempel-Anneke vor ungefähr fünf Wochen vier halbe Stübchen Bier zu Borge habe holen lassen. Wie es nun Abend gewesen, habe sie noch ein halbes Stübchen borgen wollen; er aber habe ihr Nichts

mehr verabfolgt und zu dem Mädchen, welches das Bier holen wollen, gesagt, Anna hätte diesen Tag schon zu viel getrunken. Als er nun dieselbe Nacht zu Bette gewesen, wäre es ihm angeschossen und hätte sich in der Ader unten am dicken Fleische herunter bis auf den Knöchel gezogen, wo es sich dann gesetzt und eine Blase aufgetrieben, etwa einen Teller groß. Weil er nun solchen Zufall auf Nichts habe deuten können, als auf Tempel-Anneke, der er des Abends kein Bier mehr habe folgen lassen wollen, so habe er etwa 14 Tage nachher einen Bürger aus Braunschweig, Namens Hennig Baddrian, wohnhaft auf der Knochenhauerstraße im Hagen, zu Tempel-Anneke geschickt und ihr zusagen lassen, daß er seinen Schaden von Niemand anders, als von ihr hätte, weshalb sie bedacht sein solle, ihm wiederum zu helfen; wo nicht, so werde er es an einem andern Orte suchen. Wenn sie keine Schuld hätte, so möchte sie selbst kommen und sich verantworten. Sie sei aber ausgeblieben, habe auch dem Boten keine Antwort gegeben, sondern sei stillschweigends in ihre Kammer gegangen und habe den Mann stehen lassen. Zugleich bemerkte Harves, daß ein Weib, die Hemkelmann, eines Soldaten Frau aus Braunschweig, auf der Reichenstraße wohnhaft, im damaligen Winter über funfzehn Mal bei Tempel-Anneke gewesen sei. Das erste Mal habe sie die Hogreffe von Lehre mit zu ihr gebracht. Von dieser gehe das Gerede, daß sie sechs Ducaten verloren gehabt und durch Nachweisung der Tempel-Anneke wieder bekommen habe. Auch sei in den Oertern umher Niemand, der nicht Tempel-Anneke für eine Zauberinn halte. Es wären in dermaligen Jahre vier Kühe den Leuten in Harrbüttel gestorben; da hätte Jene Etwas gebrannt und den Ochsen und Kühen eingegeben, worauf das Viehsterben völlig aufgehört.

3. Anna Harves, des Tempelkrügers eheliche Hausfrau, berichtete, daß sie es vor Fastnacht in ihren linken Arm bekommen, worauf es ihr bis in die linke Hand gezogen, daß ihr die Hand, wie der Augenschein noch ausweise, ganz dick geschwollen und aufgelaufen sei. Gegen diese Geschwulst habe ihr Tempel-Anneke Etwas gegeben; das habe zuweilen geholfen, daß sie Linderung bekommen, zuweilen auch nicht. Ob sie nun wohl Tempel-Anneke dieses Unglückes nicht beschuldigen wolle, noch könne, so sei doch wahr, und habe sie es aus eigenem Munde der Schwiegertochter Tempel-Anneke's, daß diese durch Lüddeken Thaueßen's Frau einen Kopf, so von einem Stück Vieh abgeschnitten gewesen und gar übel gerochen, von Bortfeld herholen und in einer Tragkiepe in ihr Haus habe einbringen lassen. Sie habe von Tempel-Anneke's Schwiegertochter erfahren, daß solcher Kopf nachher in's Wasser geworfen sei, worauf denn ihr Mann, wie er mit dem Kahne über den Kopf weggefahren, vermuthlich seinen Schaden am Beine bekommen habe. Sonst wisse sie, daß Tempel-Anneke in zwanzig Jahren nicht in der Kirche gewesen und auch in der Zeit nicht zum Tische des Herrn gekommen sein möchte.

4. Hennig Roloff, von Wenden, berichtet, daß vor einem Jahre der Heerde Schafe zu Harrbüttel Schelmerei getrieben sei, indem sie bei fünf, bei sechs und bei halben Stiegen weggestorben. Tempel-Anneke sei darauf um

Hilfe ersucht und mit einem Todesschaf von der Heerde beschenkt. Dieses habe sie im Backofen zu Pulver gebrannt, hernach Etwas von demselben in einem Kessel gekocht, und, nachdem sie es gemischt, den Schafen auf Hans Kagen's — ihres Sohnes — Hofe eingegeben, worauf sie allesammt so gesund geworden, daß kein einziges mehr gestorben. Er zweifele nicht, daß der Schafmeister Hans Hoyer es ihr gut gelohnt; denn dieser sei damals in so großer Noth gewesen, daß er habe davon laufen müssen, wenn Tempel-Anneke ihm nicht geholfen hätte. Am Tage nach jener Heilung habe Roloff Schmerzen in's Bein und bald darauf vier bis fünf fingerlange Löcher in dasselbe bekommen. Er habe sich hüten müssen, Tempel-Anneke zu sehen; denn so oft Solches geschehen, sei er über und über dick geschwollen, was sich zu drei Malen begeben hätte, ohne daß ihm Jene helfen können. Er habe deshalb bei einer andern Frau zu Vordorf, die Ebbersche genannt, welche „dieser Tempel-Anneke Herre wäre," Rath suchen müssen und von ihr vernommen, daß es ihm von T. A. angethan sei. Als indeß die Ebbersche ihm auch nicht helfen können, habe er sich bei Jener wiederum eingefunden und ihr zu drei Malen drei Thaler und eine Gans gegeben; denn sie habe sich auf der Hochzeit des Schafmeisters zu Harrbüttel gegen Hans Vetten dahin vernehmen lassen, daß sie auf- und zuschließen könnte und daß Roloff noch besser kommen müsse. Indeß auch jetzt habe sie ihn nicht geheilt; er habe sich deshalb nach Braunschweig begeben und sei daselbst von Jochen, dem Bruchschneider, so weit hergestellt, daß er wiederum gehen und stehen könne.

Zeuge hatte zugleich seinen Bruder Jürgen Roloff mitgebracht und mit dem Berichte vorgestellt, daß derselbe fünf Jahre lang dumm gewesen, indem ihm der Kopf einwendig „von den bösen Dingern" ganz durchgefressen sei. Er zweifle nicht, daß auch dieses Unglück von T. A. herrühre; doch könne und wolle er das nicht behaupten.

5. Autor Barnsdorf von Watenbüttel berichtet, daß vor sechs Jahren, als er noch auf dem Kloster St. Crucis gewesen, einst zwei Mähren sammt den Füllen vom Altfelde des Nachts weggekommen seien. Wie er nun des andern Tages in Braunschweig in des Rademachers Lüddeken Thies sel. Haus gekommen und seine Noth geklagt, habe Tempel-Anneke ausgesprochen: Autor, Du bist ein Narr; die Pferde gehen dort vor dem Holze! Sie habe aber das Holz nicht genannt, sondern vor sich hingewinkt. Alsbald sei er aus der Stadt gegangen und habe die Pferde auf dem Oelperbruche vor dem Holze an der Landwehr wiedergefunden.

Am ersten Juli 1663 wurde Tempel-Anneke in der Frohnerei im Hagen über die von genannten Zeugen gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen in Güte befragt. Mit folgenden sieben Inquisitional-Artikeln wurde das Verhör eingeleitet: 1. Wie Inquisitinn heiße und worher sie gebürtig? 2. Wie alt sie sei und womit sie sich nähre? 3. Ob sie in ihrer Jugend zur Schule gehalten worden? 4. Ob sie die zehn Gebote gelernt? 5. Ob sie das andere Gebot kenne? 6. Ob sie verstehe, was darin verboten werde? 7. Wie lange es sei, daß sie

zum Tische des Herrn nicht gegangen? Wir erfahren aus ihren Antworten, daß sie ihre Heilkunde der Anweisung ihrer Mutter verdanke, welche von einem Barbier, bei dem sie als Magd gedient, allerlei Medicamente erlernt habe; auch daß sie manche Künste aus zwei Kräuterbüchern schöpfe. Ihr Alter bezeichnet sie, indem sie aussagt, daß sie bei der Belagerung der Stadt *) durch Herzog Heinrich (d. i. Heinrich Julius) fünf Jahr alt gewesen sei. Ihren Lebensunterhalt hat sie bei Lebzeiten ihres, am 3. Sept. 1641 vor Wolfenbüttel erstochenen, Mannes durch Ackerbau, nachher durch Dienst und Heilungen erworben. Frage 3—6 beantwortet sie mit Ja, und zum Abendmahle erklärt sie vor zwei Jahren gegangen zu sein. Das ganze Verhör gründete sich auf 66 Inquisitionalartikel, von denen Nro. 8—66 sich auf die von den Zeugen erhobenen Anklagen bezogen. Sie bejahete, was sie verdachtlos bejahen konnte. Am bedenklichsten wurde für sie vor der Hand der Inhalt der folgenden Fragartikel:

Artikel 10. Ob sie nicht versprochen, den Dieb dergestalt zu ängsten, daß, ehe 24 Stunden vergingen, Tiemann das Seine wiederhaben solle.

Artikel 11. Ob sie Tiemann den dritten Tag wieder zu ihr zu kommen bestellt?

Artikel 13. Ob sie nicht versprochenermaßen den Dieb so geängstet, daß er Etwas von Tiemann's gestohlenen Sachen wiedergebracht?

Artikel 15. Ob sie nicht den Dieb in des bösen Feindes Namen in ein Näberloch eingepflöcket, daß der Kerl darin gepiepet wie ein Haufen Mäuse?

Artikel 16. Woher sie gewußt, wer der Dieb gewesen?

Artikel 21. Ob sie nicht Hans Harves, weil er ihr kein Bier ablassen wollen, einen Schaden im Schenkel angezaubert?

Artikel 35. Was sie dem Viehe gegeben?

Artikel 57. Ob sie nicht Barnsdorf vor 6 Jahren Nachricht gegeben, wo sein verlorenes Pferd und Füllen anzutreffen sei?

Artikel 58. Woher sie es gewußt?

Den zehnten Fragartikel verneinte sie schlechterdings; auf den eilften erwiderte sie, daß Tiemann unaufgefordert um Epiphanias bei ihr gewesen sei und sie befragt habe, ob sie ihm sein gestohlenes Zeug nicht nachweisen könne, worauf sie ihm geantwortet, daß sie eine zinnene Flasche und Schüssel bei einer in einer Twete am Markte in der alten Wiek wohnhaften Frau, welche jene Sachen in einem Korbe feil gehabt, gesehen habe. Die dreizehnte Frage verneinte sie mit dem Ausrufe: „Wie sollte ich doch dazu kommen; die Tusend Sanctfalten, wie wollte das zugehen!“ Auf den funfzehnten Artikel erwiderte sie, „das wäre in Ewigkeit nicht wahr.“ Den Dieb versicherte sie gar nicht zu kennen. (Art 16.) Den ein und zwanzigsten Artikel verneinte sie gleichfalls. Den fünf und dreißigsten Artikel beantwortete sie folgendermaßen: „Es sei Kraut gewesen, daß sie selbst auf der großen Apotheke gekauft, nämlich ganze Eberwur-

*) D. i. 1605.

zel, schwarze Christwurzel, Feldhopfen, Lungenwort, Bornkresse, wilder Salbei; dazu habe sie vom Kreuzdorn oben die „Kullen" abgeschrapt und Alles zusammen mit Wasser gekocht. Zu diesem habe sie von einem gestorbenen jährigen Kalbe, nachdem es abgeschunden, ein Hinterviertel genommen und, nachdem sie dasselbe zu Pulver gebraten, es mit den vorigen Kräutereien und was daraus gekocht vermischt und das Ganze des Tages dreimal dem Viehe in unseres Herrn Jesu Namen, nicht in des Bösen Namen, eingegeben. Auch hätten es die Leute zum Theil ihrem Viehe selbst in Gottes Namen eingegeben, sie habe aber von jedem Bauer ein halb Stübchen Bier bekommen. Artikel 57 wurde verneint und somit auch 58 zurückgewiesen.

Am 8. Juli wurden obengenannte Zeugen abermals vorgefordert. Sie erhärteten ihre frühere Aussage mit einem Eide, und Tempel-Anneke wurde in ihrer Gegenwart von neuem inquirirt. Nachdem sie Art 10 wiederum verneint, wurde Hans Tiemann mit ihr confrontirt. Derselbe hat ihr — so berichten die Acten — beständig in's Gesicht gesagt, das sie ihm Dasjenige, so articuliret, zugesagt, und dabei angefügt, daß das, was er ausgesagt und Vormittags beschworen, so wahrhaftig wahr wäre, als ihm Gott an Leib und Seele helfen solle. Die Verhaftete blieb beständig bei ihrem Verneinen; als ihr aber hiebei ernstlich zugeredet und zu Gemüthe geführt wurde, daß ein Gott im Himmel sei, der Alles sehe und wisse, sie selbst aber die hochbetheuerlichen Worte vernahm, die Zeuge ihr in's Gesicht redete, hat sie bekannt: Ja, ja, ja, ja; das hätte sie gesagt; es wäre ihr aber Leid; sie wolle es nicht mehr thun und einem ehrw. Rathe einen Eid darauf schwören, daß sie Niemand mehr Nachricht geben wolle, wenn auch ihr leiblicher Sohn zu ihr käme. Auch auf Art. 11, 13 und 15 erfolgte das Eingeständniß. Sie habe — so erklärte sie in Beziehung auf Nro. 13 und 15 — ein leinenes „Plünneken" von einem alten Mannshemde genommen, um einen Stock — einen Zapfen, den sie auf ihrem Hofe eben gefunden — gewickelt und Beides in Gottes Namen, nicht in des Bösen Namen, auf ihres Sohnes Hofe im Schweinestalle mit einem Steine in ein Näberloch, welches in einem Querholze befindlich gewesen, eingeschlagen und dabei gesagt: „Da stickst Du in Gottes Namen; Du sollst piepen wie Mäuse. Warum lassen solche Kerle ihr Stehlen nicht!" Nach drei Tagen habe sie den Zapfen wieder herausgeschlagen und das Stück vom Hemde herausgezogen. Nach längerem Zusetzen und geschehener Confrontation mit Tiemann gestand sie in Beziehung auf Artikel 16, daß „wie sie den Zapfen sammt dem Plunnen aus dem Näberloche wieder herausgeklopfet und Beides in ihres Sohnes Hause auf dem Heerde in's Feuer geworfen, drei helle Funken aus dem Feuer in die Höhe geflogen, woraus sie erkannt, daß der Dieb ein Kerl sei und zwei Kinder habe." Auch auf Artikel 57 und 58 erfolgte endlich das Geständniß, jedoch mit der Bemerkung, sie habe arglos mit der Hand nach dem Holze gewinkt und ihre Worte nur so hingesagt, ohne sie irgendwoher zu wissen.

So mannichfache Geständnisse von Tempel-Anneke bisher geschehen waren, so war sie der Zauberei doch bei weitem noch nicht überführt, da sie Alles im

Namen des dreieinigen Gottes ausgerichtet zu haben vorgab. Der Teufel mußte nothwendig in's Spiel gebracht werden, ehe sie verdammt werden konnte. Bevor Jenes indeß geschah, liefen noch viele und schwere Beschuldigungen gegen sie ein, unter anderen, daß sie ein Kind behert und in den Tod gebracht, daß sie einem Weibe aus Essenrode Mittel gegeben, durch welche diese einen Mann habe erobern wollen, daß sie einem Müller versprochen, ihm so viel Mahlgäste zu verschaffen, daß sie sich um's Mahlen schlagen sollten, und daß sie Christoph Rückmann zu Thune nebst Weib und Kinde von einer schweren Krankheit geholfen. Nur das Letzte räumte sie ein, und zwar mit dem Bemerken, daß sie den Leuten, welche an Händen und Füßen lahm gewesen, grünen Kerbel, welchen sie zuvor zerklopft, vor die Hände gebunden; ferner Heilebarts (Storchs)-Dreck, englische Wurzel, Storchsklappern, die auf dem Wasser wüchsen, grünen Ballei in Bier gekocht, im Gleichen eine Pfauenfeder, in ein Ei gebacken, zu genießen gegeben habe.

Der Physicus Dr. Laurentius Gieseler erklärte, nach Durchsicht der Acten, in einem ausführlichen, noch vorhandenen, Berichte die von Tempel-Anneke angewandten Mittel für magisch, und die Juristenfacultät zu Jena, in der Angelegenheit um Rath gefragt, übersandte an den Rath der Stadt Braunschweig folgendes Gutachten: „Unsere freundlichen Dienste zuvor, ehrenfeste, hoch- und wohlgelahrte, hoch- und wohlweise, günstige Herren und Freunde. Als Dieselben uns die wider verhaftete Anne Roloffs, sonst Tempel-Anneke genannt, ergangene Inquisitions-Acta zugeschickt und darüber unsere Rechtsbelehrung begehret, demnach sprechen wir nach fleißiger Verles- und Erwägung derselben für Recht: Daß bemeldete Inquisitinn über die verneinten bei den Actis befindlichen Inquisitional-Artikel nochmals in Güte und in Gegenwart des Scharfrichters und seiner zur Tortur gehörigen Instrumente, und so sie noch nicht gleich zubekennet, wegen der wider dieselbe streitenden starken Indicien, vermittelst der scharfen Frage, damit sie jedoch ziemlichermaßen anzugreifen, zu befragen, und ihre Aussage mit Fleiß zu registriren, worauf sodann ferner ergehet, was Recht ist. Von Rechtswegen urkundlich mit unserm Insiegel besiegelt. Ordinarius, Decanus Senior und andere Doctores der Juristen-Facultät in der Universität Jena."

Diesem Gutachten gemäß wurde sofort verfahren, wie das starke Protokoll ausweis't, aus welchem wir nur Folgendes mittheilen: Auf Fragartikel 15 sagte sie beständig Nein. Hierauf ist ihr der Scharfrichter vorgestellt und hat ihr mit Vorzeigung der zur Peinlichkeit gehörigen Instrumente den Anfang gemacht. Auch da ist Inquisitinn noch bei ihrem Verneinen geblieben und hat aus Unmuth die Worte ausgestoßen: Was, Sacrament, soll ich denn sagen! Ich habe mit dem Teufel Nichts zu thun gehabt. Wie ihr aber hiebei auch vom Scharfrichter zugeredet worden, hat sie endlich gestanden und bekannt, daß sie das bewußte Loch in des Teufels Namen zugepflöcket habe, damit dem Kerl das Herz im Leibe piepen sollte wie ein Haufen Mäuse. — — Befragt, von wem sie die Zauberei erlernt, führte sie Anfangs eine Frau aus Wittenberg an.

Als ihr aber der Scharfrichter eine Schraube auf das linke Bein setzte, erklärte sie, die Wahrheit sagen zu wollen und bekannte, nachdem die Beinschraube abgelassen, daß bei einer Krankheit der Kühe ihres Bruders eine Frau aus Wenden ihr Jemand zu schicken versprochen, welcher Heilkraut mitbringen werde. Nachts darauf habe ein schwarzer Kerl bei ihr angeklopft; sie habe ihn eingelassen und Kraut von ihm empfangen, welches sie den Kühen eingegeben. In der dritten Nacht sei der schwarze Kerl wiedergekommen und habe ihr gesagt: Hast Du einen Feind, da will ich hinfahren. Wie sie ihm nun geantwortet, Hans Köhlert aus Vollbüttel habe sie eine Metze gescholten, habe er erklärt, er wolle Jenem in ein Bein fahren. Von der Zeit an sei Hans Köhlert's Bein vergangen. Einige Tage darauf sei der schwarze Kerl wiederum bei ihr eingetroffen, und weil sie von Tielen Schwarz aus Leiferde umgerannt worden, hätte sie ihn dahin gewiesen, daß er das Pferd, mit welchem sie umgerannt, umbringen müssen. Ferner bekannte sie, daß sie auf Jürgen Roloff's Hofe in einem kleinen Topfe „die Dinger" in des Teufels Namen gesetzt, damit Roloff darüber gehen und lahm werden solle, wie er es denn darüber auch in den Kopf bekommen habe. Auch gestand sie, daß sie auf des schwarzen Kerls Geheiß einen Topf mit fünf Lörken an einen Graben getragen, wo schönes Gras gestanden und die Kühe des Schweinehirten zu Bechtsbüttel, der sie gescholten, geweidet, um dadurch zu bewirken, daß eine Kuh nach der andern stürbe, was auch wirklich geschehen sei; im Gleichen, daß sie dem Sohne des Schweinehirten zwei Dinger in's Bein gewiesen, dagegen aus Heinrich Cordes' bezaubertem Kinde drei Dinger in Engelke Poppe's Kalb hinübergeleitet, und daß sie Autor Barnsdorf durch Einblasen des bösen Geistes seine Pferde wiederverschafft habe. — — Die Frage, wo und wie sie sich mit dem Teufel verbunden, beantwortete sie, laut Protocolls, folgendermaßen: Saget, zu Harrbüttel auf ihres Sohnes Hofe, in der Scheuer. Der böse Feind, welcher mit ihr bekannt geworden, wie sie die Kräuter von ihm angenommen, sei des Abends vorher, in ihrer Kammer vor dem Bette, zu ihr gekommen und habe sie in die Scheuer beschieden. Wie sie nun zur bestimmten Zeit, und zwar des Nachts bei'm Mondenscheine, zu ihm gekommen, habe sie in einen schwarzen Kreis eintreten und drei Tröpflein Blutes aus ihrem kleinsten Finger an der rechten Hand, in welchen sie mit einer Nadel gestochen, in ein leinenes Tüchlein einlassen und es ihm hingeben müssen. Darauf habe er gesagt: Ich habe nun Dein Blut; nun bist Du mein, mit Leib und Blut; nun sollt Du thun, was ich von Dir haben will. Wie sie nun geantwortet, Gott gelte und vermöge mehr, als er, habe er abermals gesagt: Du bist mein und sollt thun, was ich Dir sagen will; Du sollt das nicht niederschlucken, was Dir der Pastor (bei Darreichung des heiligen Abendmahles) giebt, den Wein auch nicht. Darein habe sie gewilligt und schwören müssen, indem sie ihre Finger aufgerichtet und gesagt: Ich verschwöre Sonne, Mond und Sterne, daß ich Alles thun will! Die Oblaten und den Wein habe sie, so oft sie vom Altar abgetreten, in ein Tüchlein gehen lassen; die Personen, denen sie die Oblaten verkauft, seien des

Teufels geworden und hätten dessen Künste erlernt. Ferner bekannte sie, daß sie mit dem Teufel unnatürliche Unzucht getrieben und daß ihr derselbe am Knie ein Zeichen, einer Koralle ähnlich, beigebracht; im Gleichen, daß sie alljährlich in der Walpurgisnacht auf einem Ziegenbocke zur Hexenversammlung gefahren sei und daselbst ein Licht in der Hand gehalten habe; die andern Hexen aber hätten getanzt. Dem dort erhaltenen Auftrage, Menschen und Thiere umzubringen, so oft sie um Hilfe ersucht würde, sei sie nicht nachgekommen. Nur mit Mühe wurde das angegebene Zeichen am Knie aufgefunden.

Die Unglückliche blieb ihrem Geständniß von nun an beständig und auch im letzten, am 24. December mit ihr angestellten, Verhöre getreu. Rührend ist ihre stille Ergebung und Bescheidenheit in den letzten Tagen ihres Lebens, wie wir sie aus folgenden Worten des Protocolles erkennen:

„Inquisitinn sagete, sie hätte so manches, manches Vaterunser gebetet und, wie an ihrer leinenen Mütze zu sehen wäre, heute noch bitterlich geweinet. Sie wünschte einem ehrwürdigen Rathe und den Herren die ewige Seligkeit und ein neues freudenreiches Jahr. Die Herren hätten wohl bei ihr gethan und sie wohl unterhalten; sie hätte Essen und Trinken genug gehabt, mehr, als sie manches Mal gemocht. Gott würde es reichlich vergelten, sie wollte aber demüthig und wehmüthig gebeten haben, die Obrigkeit wolle ihr doch eine Gnade erweisen, ihr den Kopf abhauen lassen und sie in die Erde verscharren lassen. Sollte sie ausgestäupt werden, müßte sie es auch vertragen. Das Feuer, das Feuer, das wäre ihren Kindern eine ewige Schande; darum wollte ihr die Obrigkeit Gnade widerfahren lassen. Sie bat auch, ihr eine der eingeschlossenen Hände loszulassen, damit sie ihr Haar flechten und reinigen könnte; sie wolle sich nicht umbringen, sondern beständig bei Gott verbleiben. Wenn sie sich hätte umbringen wollen, sollte es vorlängst geschehen sein."

Am 28. December erfolgte folgendes auf ein abermals von der Juristenfacultät zu Jena eingeholtes Gutachten gegründete Urtheil:

„In Inquisitionssachen der Gefangenen Anna Roloffs, sonst Tempel-Anneke genannt, wird von Uns Bürgermeistern und Gemeinem Rathe der Stadt Braunschweig für Recht, auf vorgehabten Rath der Rechtsgelehrten, erkannt: Weil obbemelte Inquisitinn gestanden und mehrmals bekannt, daß sie dem theuern Verdienst unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, der heiligen Dreieinigkeit, dem heil. Taufbunde und der ganzen christlichen Lehre abgesaget und dem Satan eigen zu sein sich verschworen und Dem sich ergeben, auch von demselben ein Kennzeichen bekommen, das Zaubern gelernt, das h. Nachtmahl öfters mißbrauchet, die Teufelstänze besuchet, mit dem bösen Feind unnatürliche Unzucht getrieben, den Dieb, so Tiemann bestohlen, gequälet und daß der böse Feind, auf ihre Bewilligung, Hans Köhlerten in's Bein gefahren, davon ihm das Bein geschwunden, im Gleichen Tielen Schwartzen ein Pferd gesterbet, ferner, daß sie die Dinger auf Jürgen Roloffs Hof in einem kleinen Topfe in's Teufels Namen gesetzet, daß gemelter Roloff darüber gehen und lahm werden sollen, inmaaßen er es aber darüber in den Kopf bekommen, auch

durch Einblasen des bösen Feindes Autor Barnsdorffen, wo seine verlornen Pferde und Füllen gewesen, Nachricht gegeben, auf Geheiß ihres Puhlen einen Topf an einen Graben getragen, da schönes Gras gestanden, da des jetzigen Schweinehirten zu Bechtsbüttel Kühe geweidet, davon ein Stück nach dem andern weggestorben und desselben Schweinehirten Sohn zwei Dinger in's Bein getrieben, wie auch Heinrich Cordes' bezaubertem Kinde die Dinger benommen und in Engelken Poppen's Kalb gewiesen; daß, wann sie auf diesem ihren gethanen Bekenntniß beharren wird, wegen ihrer begangenen und bestandenen Missethaten sie zwar mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu richten sei, aus bewegenden Ursachen aber, und wann sie bei verspürter Bußfertigkeit beständig verharren wird, dahin begnadet wird, daß ihr der Kopf mit dem Schwerte abgeschlagen und sammt dem Körper verbrannt werden soll. Decretum im Gem. Rath, d. 28. December 1663. J. B. Baumgarten."

Tempel-Anneke's Geständniß ist entweder ein Act der Furcht und Verzweiflung; oder wir müssen annehmen, daß die Arme, an sich irre geworden, mit ihrem Selbstbewußtsein im Wahne ihrer Zeit untergegangen und sich somit selbst als Hexe erschienen sei. B.

Vaterländische Anecdoten.

4.

To Brunswyk levede ein doktor, de was so lüttik, dat he kum ferdehalv fot hog was. Düsse hadde fryed ene fruwe fan tämeliker längde. Na fertig weken wolde se nedderkomen, un dus word na ener bademöme (Hebamme) shikked, de ön alheil nig kende. Se kwam, un de doktor sat am dish un shrev. De kindermöme trad ant bedde, up welkerem de husfruwe sat, un grötede se fründliken, mär draiede sik benouwed umme, un sä tom doktor: „Lütje junge, „ga dog en betten mid dinem shryvboke wäg, ik hävve wat mid diner moder „to spräken, un dar shikt it sik nig for lütje krabben to to horken!"

De doktor word het un kold, mär moste dog laghen, un sägde, dat he de man un huswerd sülven were. De lankfingerige fruwe kwam in grote benouwedheid, un bad dusendwärv um forgevinge.

5.

De grote gelerde hogsholemäster Konring to Helmstede, was ok men en lüttik spugt. Don he eins in den hö'rsal gan wolde, slikkerde öm syn häft under dem arme ut. „Hei! lütje junge!" rep ein bur, de agter öm her gung: „he forlüst syn shryvbok!"

To ener andern tyd wölde ön de hertoge na Wulfenbüttel halen laten, un shikde öm to ene grote kutshe mid fer lankspännern. De kutsher kwam an, held for sinem huse, gav den brev henin, un sätte sik wedder up den bok, un de forrider blev up den föresten peerden. Konring makde sik hille toregt, un wolde instigen, do sag ön de kutsher an, un frog: „Na, lütje! wil he dän ok mede?“ — Konring — de grennekede un sä: „Ik bin it sülven, de geheme rad!“ Do shüddelde de kutsher den kop, un wold' it nig löven. Do säden de andern, dat it war were. „Nu, wän dat is, so härre ik nig bruked mid fer „peerden un wagen to komen! Deene hädde ik wol in der tovelkipe na Wulfen„büttel dragen wold!“

Die Emmerstedter Blume.

So gängig auch die Redensart: „etwas durch die Emmerstedter Blume zu verstehen geben“ in hiesiger Gegend ist, so dürfte doch die eigentliche Entstehung derselben nicht allgemein bekannt sein. Während der Blüthezeit der Helmstedter Universität, ward das eine kleine Stunde von der Stadt entfernt gelegene Dorf Emmerstedt öfters von den Studirenden besucht, um sich daselbst angemessene Zerstreuungen zu machen. So kehrte auch eines Sonntages Nachmittags eine Gesellschaft von Studenten im Wirthshause zu Emmerstedt ein, um sich durch Kegelschieben zu vergnügen; doch mußte dieselbe zu ihrem Verdrusse finden, daß die Bahn bereits von einem halben Dutzend Bauerknechte eingenommen war. Die Studenten ließen die Bauern ihr Spiel ungestört zu Ende kegeln; doch als letztere trotz ihrer Anforderungen die Bahn nicht räumen wollten und ein neues Spiel begannen, beschwerten sich die Studenten hierüber beim Wirthe, der auch sogleich bereit war, ihnen Recht zu verschaffen. Mit den Worten: ik will't den Buuren dorch de Blaume to verstahn geven, —“ ging er den Studenten in die Kegelbahn voran, und rief hier einen der Knechte, der eben die Kugel zur Hand genommen hatte, um zu werfen, folgendermaßen unzart an, indem er am Schenktische auf ein Glas Branntwein deutete:

„Krischan! weme hört düsse Schnapps hier?“

„„Dat is mien;““ antwortete der Gefragte.

„Denn sup'st'n ut un scherst dik hrut! weme hört düsse?“

„„Mien,““ sagte ein anderer Bauer.

„Sup'st'n ut un scherst dik hrut — wem düsse?“

„„Dat is mien,““ rief wieder ein Knecht.

„Sup'n ut un packe dik herut!“ — Als auf solche Weise der Wirth sämmtliche Schnapsgläser hatte leeren lassen, fuhr er in seiner Blumensprache

zu reden fort: jü Schlingels! jü Essels! jü Flegels! jü dikdreveschen Bengels! seiet jü denn nich, dat de Herrens kegeln willt. Und mit diesen Worten schmiß er die Bauern sämmtlich zum Tempel hinaus.

Der Hohnstein.

Willst Du, geneigter Leser! mir freundlich folgen, so führe ich Dich jetzt nach dem, eine Stunde von Ilfeld entfernten Hauptorte der Grafschaft Hohnstein, dem Flecken Neustadt unter dem Hohnstein. Scheue Dich aber nicht, sondern lächle gutmüthig ob des aus althannoverschen Zeiten her, rothen Rolandes, welcher nicht leibt und lebt vor dem Rathhause und Rathskeller des Fleckens. Die hölzerne Bildsäule ist grob gezimmert aus einer Eiche des Rathsforstes. Sie trägt das Schwert in der Scheide und weist mit drei Fingern der erhobenen Rechten nach dem Schlosse. Dieser Roland soll ein Zeichen sein der niedern Gerichtsbarkeit, welche der Stadtrath bis zur westphälischen Zeit gehabt hat; zugleich soll er andeuten, daß die höhern Gerechtsame im Amthause gehandhabt werden, welches sonst unterhalb des Schlosses am Berge stand. Man kommt, wenn man auf den Hohnstein geht, noch durch die Rudera davon. Jetzt ist das Lokal des gräflichen Amtes in der Amtsschenke, wo man auch gut bewirthet wird. Die übrigen herrschaftlichen Behörden: Lehns- und Justizkanzlei, Konsistorium und Forstamt, haben ebenfalls in der obern Etage jenes Hauses ihren Sitz. Der Roland in Nordhausen und andern Städten ist freilich wohl mächtiger und hübscher; dort von Stein, mit entblößtem Schwert, und eine Krone auf dem Haupte. Vom Rathhause unsrer Neustadt, welches in den siebziger Jahren des vorvorigen Jahrhunderts (1678) ganz abgebrannt gewesen und das erste Mal zu Anfange des 15ten Jahrhunderts aufgebauet worden ist, führt eine lange gerade Straße auf das, von Benther vor 100 Jahren errichtete, herrschaftliche Haus, welches einen verpachteten Domainenhof hinter sich und einen, in seiner Natürlichkeit großartigen von dem gothaschen Gartenbauinspector Bärsch zu Graf Josephs Zeit angelegten Park um sich hat. Die Neustadt entstand aus mehren kleinen Dörfern, welche in ihr vereinigt, zum Theil noch ihre alte ehemalige Gemeindeverfassung behalten haben und nebst andern, zusammen 15 im Hohnsteinschen, von den sogenannten Flegelern verwüstet worden waren. Wir werden nachher von diesen saubern Burschen weiter reden. Der Flecken hat in 160 Häusern 1060 Seelen.

Haben wir den rothen Thonporphyr-Kegel, in welcher Gestalt der Hohnstein am auffallendsten hervortritt, wenn man ihn von Ilfeld kommend sieht, entweder auf dem Wege erstiegen, welcher aus dem Parke hinauf führt, oder auf dem gewöhnlichen steileren, welcher vom herrschaftlichen Hause aus rechts

um die Domäne herum emporgeht: so stehen wir 1253 Fuß über der Nordsee, 425 über den Flecken und 753 Fuß über Nordhausen, dessen petersberger Thurm, dort im Süden hinter dem petersdorfer, dem Scharfrichterei-Berge, der Gumpe und dem Geiers- oder Giers- oder Kirschberge hervorragt. Wir stehen 387 Fuß über dem Flecken Neustadt bei der Harzburg, welche freilich nach dem Bilde aus dem Jahre 1574 (Vergl. Gesch. u. Denkw. S. 268) unvergleichlich viel stattlicher, prächtiger, steinreicher an gewaltigen Mauern und vielen Thürmen gewesen ist, als unser Hohnsteinschloß, welches nur mit dem ganz bescheidenen Namen Haus in der Geschichte auftritt und bis zu seiner Verwüstung nicht viel mehr blieb, als eine, ohne geregelten Baustil allmählig zu einander gekommene, wenig geordnete Masse von Häusern und Häuserchen, nebst einigen Thürmen.

Man sieht auf dem Hohnstein folgende höhere bemerkenswerthe Harzberge: zunächst den Vaterstein, 1397 Fuß hoch, welcher gerade vor Einem liegt, wenn man aus dem Schloßthore den gebahnten Weg hinabgeht; dann den Poppenberg, welchen man, nach Westen gewendet, rechts erblickt. Weiterhin vom Poppenberge nach Westen starren die Felsen des Falkensteins hervor; über Wiegersdorf ragt der Kaulberg auf, 1598 Fuß hoch; über Ilfeld der Herzberg, 1496—1659 Fuß hoch; südwestlich der Rabensberg bei Sachsa und auf dem höchsten Punkte der Ruine erblickt man südöstlich den 1458 Fuß hohen, sechs Stunden entfernten, Kyffhäuser, so genannt von Kuppe, in der güldnen Aue, und dahinter am Horizont den Gebirgszug bei Allstedt. Das Kyffhäuser Gebirge erstreckt sich bis Sundhausen, einem Dorfe, eine Stunde südlich von Nordhausen. Andre Höhen, welche sich dem Beschauer zunächst zeigen, sind: die Rothenburg über Kelbra, dem sogenannten Herzen der Guldenavia; der Possenthurm, eine Stunde hinter Sondershausen; die Hainleite, fälschlich Hagelhütte, als ob die Hagelwetter sich stärker dahinzögen, ein sechs Meilen langer Gebirgswaldstrich; das Kaula'sche Holz, das alt-hohnsteinsche Haus Lohra, die Webelsburg und der Straußberg. Jedem Fremden fällt mit zuerst auf, rechts vom nordhäuser petersberger Thurme, welchen wir schon früher bemerkten, das, der porta westphalica bei Minden ähnliche eichsfelder Thor, durch welches die Chaussee nach Heiligenstadt geht, welches aber, je näher man ihm von Nordhausen her kommt, desto mehr verschwindet, da die auf der rechten Seite befindlichen Höhen ziemlich weit hinter denen auf der andern liegen, wo Haus Lohra steht. Malerisch sind die Kalkgebirge Kohnstein links und Mühlberg rechts, bei Niedersachswerfen, zwischen welchen durch die Straße nach Ellrich führt.

Auf der südöstlichen Spitze des Kohnstein, welchen wir nachher noch, zur Erörterung seines Namensvetters Hohnstein gebrauchen werden, hat die Schnabelburg gestanden, von welcher aber weiter nichts mehr da ist, als das Plateau und ein Baum auf demselben, gegenüber dem gräflichen sogenannten Zolle, dem reizenden Mittelpunkte der hohnsteinschen Geselligkeit, einem guten Kaffe- und Weinhause, zwischen Niedersachswerfen und Nordhausen. Die Burg kam mit Klettenberg an Hohnstein und hat von einem Schnabel wahrscheinlich deswegen ihren Titel, weil der ur-uralte Besitzer ein rechter Schnapphahn an der

Heerstraße gewesen sein mag und weil der Berghang wie ein Schnabel des Gebirges sich abdachend ausläuft. Die freien Reichsstädter Nordhausens haben in altersgrauen Zeiten öfter mit den Hohnsteinern zu thun gehabt. Einmal drang Einer von diesen mit hellem Heerhaufen in das Altendorf ein, die nach der Straße zum Hohnstein hin gelegene Vorstadt der Reichsrepublik; aber die Bürger, welche seit Kaiser Heinrich, dem Vogelsteller, Städteerbauer und Hunnenbesieger (auch bei Jechaburg im Sondershausischen), das Zuschlagen kannten, nahmen den Herrn Ritter gefangen und sollen ihn gar aufgeknüpft haben. Nicht so böse ging es bei Zerstörung der Schnabelburg her. Graf Ulrich III. von Hohnstein in der Aue verkaufte den Nordhäusern die kleine Bergfeste 1368, nachdem sie eben den Kauf des Berges Kohnstein mit seinen Kalkgruben, welche einem Manne aus dem dicht dabei gelegenen Salza gehörten, vom Kaiser Karl IV. bestätigt erhalten hatten. Die Urkunde darüber ist in der Geschichte der Reichsstadt darum so wichtig, weil sie die erste ist über eine nordhäusische Besitzerwerbung außerhalb des reichsstädtischen Weichbildes. Damit nun nichts dazwischen käme, so brachen die Bürger, während der Graf sich in der Stadt das Geld für seine Burg auszahlen ließ, dieselbe ohne sein Wissen schleunigst ab. Als er dies beim Herausreiten sah, wurde er sehr böse und es entstand eine lange hartnäckige Fehde, so wie eine Revolte in Nordhausen. Die Aebte von Walkenried und Ilfeld haben sie endlich geschlichtet.

Am fernsten Horizonte des Hohnsteins erscheinen westlich die beiden kegelförmigen Gleichen zwischen Göttingen und Duderstadt, etwa acht Meilen von hier. Links vom petersberger Thurm hat man in der gruppenreichen Gebirgs- und Gehölz-Ebene vor sich das Schloß zu Heringen, Auleben und andre Auedörfer; rechts Salza und, wie Lohra auf der östlichen, so Bleicherode auf der andern Seite der porta eichsfeldica. Im Westen liegt ein kleiner Theil von Wiegersdorf, die Johanneshütte, der Burgberg bei Ilfeld und darüber hinaus die ellricher alte Gottsackerkirche; am südlichen Fuße des Hohnsteins Neustadt, mit seiner langen, geraden Straße, etwas rechts davon das Dorf Osterode, dessen Kirche noch jetzt die Glocken des alten Hohnsteins bewahrt; ein Stündchen weit links Hermannsacker und das Chausseehaus über Buchholz.

Die den Hohnstein umfließenden Bäche, mit ihren Silberblicken, vereinigen sich bei Harzungen, dem Filial von Neustadt mit einer herrschaftlichen, zur Domäne des Fleckens gehörenden Schäferei, in den Kappelbach, welcher bei Krimderode in die Zorge oder Ditfurt geht, nachdem diese bei der Cementfabrik die von Ilfeld kommende Bähre und bei Wülferode die von Sülzhain kommende, mit dem alten Lokalgötzen gleichen Namen führende, Sülze aufgenommen und sich unterhalb Wofleben an der Nordostseite des Kohnstein mit der Wieda vereinigt hat.

Nunmehr wollen wir die Ruine betrachten und durchwandern. Sie hat in den letzten Jahren an Reizen und Annehmlichkeiten sehr gewonnen, was wir zum Theil dem jetzt regierenden Herrn Grafen Alfred zu Stolberg-Stolberg verdanken, und ist besonders im Sommer des Deutschen tausendjährigen Jubi-

läums 1843, dem eigentlichen Restaurationsjahre des Hohnsteins, erstaunlich viel besucht worden. Aus dem herrschaftlichen Parke führt durch die herrlichen, silberweiß-stämmigen und kerzengraden Rothbuchen, welche die schöne Eigenthümlichkeit der stolberg-stolbergschen Forste sind, ein breiter Gartenweg auf die Ruine; durch die vor einiger Zeit gewesene Hauung sind die Durchblicke (Aha's) und Aussichten vermehrt und erweitert; das Mauerwerk ist zu allen Theilen hin wegsam gemacht und gegen den Verfall gesichert worden; in den Gewölben, Nischen und auf den freien Plätzen sind Sitze von Stein und Moos angebracht; auf dem geräumigen, freien Platze des alten Schloßhofes stehen an verschiedenen Stellen Tische und Bänke; zum Behufe für Orchester, Küche und Restauration sind daselbst Räumlichkeiten geordnet; durch Hinwegschaffung von Schutt, wodurch der Estrich eines Fußbodens, ein Kamin, eiserne Ketten und andere Gegenstände wieder aufgefunden sind, und durch geeignete Anpflanzungen ist die Ruine wirthlicher und anmuthiger geworden; auch hat man an gefährlichen Stellen Sicherungsmaßregeln getroffen. Denn freilich Sturm, Nässe und andre Zähne der Zeit nagen, hölen und brausen dergestalt an dem Mauerwerk herum, daß manches den Einsturz droht und bereits, wie noch vor wenigen Jahren, erlitten hat. In der ruinirenden westphälischen Periode wurden leider viele Steine abgebrochen und weggeholt. Das Schloß war zum Theil auf Felsen gebaut, davon auch eine Partie am südwestlichen Fuße des Berges zu Tage aussteht. Am Eingangsthore sind links zwei kreuzweis gehende Kanonen-Schießscharten. Das zweite Thor, funfzehn Schritt von jenem, zeigt oberwärts die Stelle, wo das Wappen der Grafen von Hohnstein angebracht gewesen ist. — Preußen, Schwarzburg, die gräflich stollbergschen Häuser und die Ludwig'sche Hauptlinie des, jetzt zum Theil fürstlichen Hauses Sayn Wittgenstein führen es noch. Im preußischen Wappen, zufolge der königlichen Urkunde über dasselbe, ist jenes das 39ste Feld des Hauptschildes; im stolbergschen das 9te bis 12te Quartier mit ihrem Mittelschildchen. Dieses hat einen schwarzen, zum Lauf gestellten Hirsch im silbernen Felde, wegen Klettenberg; 9 und 10 enthalten den zwölffeldigen, roth und silbernen Schachschild, wegen Hohnstein; **11** und **12** sind getheilt und haben oben einen goldenen Löwen im rothen Felde, unten acht balkenweise Streifen von Gold und Roth, wegen Lauterberg und Scharzfeld. Der zweite offene, oder schöne Turnierhelm des stolbergschen Wappens, als der Hohnstein'sche, mit rother und weißer Helmdecke, führt einen rothen, breiten, vorn mit Hermelin aufgestülpten Fürstenhut und trägt eine goldene Kugel, woraus ein silbernes und ein rothes Hirschgeweih geht. Dieses faßt einen gespiegelten grünen Pfauenschwanz in sich. Das hohnsteinsche Wappen ist in der Kirche zu Walkenried über dem Grabmale des letzten hohnsteinschen Grafen dargestellt. — Links am Wege vom zweiten Thore nach dem untern Schloßhofe war an der Schloßmauer der sehr tiefe, jetzt ganz verschüttete Brunnen. Vom Schloßhofe führt der Weg rechts hinauf. Man kommt zuerst an die ehemalige Kirche, auf der Nordseite des Schlosses gelegen; dann an das sogenannte, mit einer Thür verwahrte, Burgverließ; weiter an ein freies, hervor-

tretendes Plätzchen auf der nördlichen Seite der Ruine, wo noch der größte Theil der Grundmauer steht. Jenes Plätzchen nennt man den Komtessensitz, welcher eine anmuthige Aussicht in das tiefe Wiesenthal darunter gewährt. Bei der weitern Wanderung durch die Ruine trifft man auf mehre Keller und Gewölbe. Vor 100 Jahren war viel Aberglauben über dieselben im Schwange. Als daher 1748 ein Schafknecht aus einer Hochzeitsgesellschaft, welche sich im alten Schlosse ergötzte, in einen Keller fiel, nur mit Mühe herausgezogen wurde und ein Bein gebrochen hatte, so machte man damals viel schauerlichen Aufhebens davon. Schätze sind natürlich und zwar mit übernatürlicher Kunst auch in der Ruine ehemals oft gesucht worden. Vorzüglich pathetisch ging es namentlich bei einem schatzgräberischen Experimente um das Jahr 1720 her; doch je feierlicher man dabei verfuhr, desto lächerlicher war der Ausgang. Der höchste Ruinenpunkt enthält für den Landschaftsmaler das Wahrzeichen des alten Hohnsteins, nemlich zwei Fenster- oder Luken-Oeffnungen, welche wie ein Paar feurige Eulenaugen aus dem Gemäuer herabglühen, wenn der Mondschein in der Finsterniß ein Transparent aus ihnen macht.

Nach dem alten Bilde von dem Schlosse im bewohnten Zustande, von der Südseite, der Vorderfront, gezeichnet und von Osten nach Westen gehend, hatte dasselbe folgende Bestandtheile: 1. das übermauerte Thor; 2. in gleicher Höhe einen Thurm daneben mit zwei Schießscharten; 3. eben so hoch die Mauer mit vier Mauer-Strebepfeilern; 4. unweit der westlichen Ecke dieser Mauer steht ein runder Thurm mit einem spitzen Dache; 5. von diesem Thurme nach Osten zu stehen fünf kleinere Gebäude und zwischen dem vierten und fünften etwas höher ein sechstes; 6. über dem zweiten Gebäude, etwas höher, steht ein runder Thurm mit zwei Fenstern und einem spitzen Dache, auf welchem ein Knopf ist; 7. an diesen Thurm schließt sich nach Osten zu ein hohes Gebäude mit zwei Fenstern, wo das Dach desselben nach Osten zu aufhört, ragt von der Hinterseite her 8. eine Thurmspitze mit einem Knopfe hervor; von hier geht 9. das Hauptgebäude des Schlosses an, vor welchem das sechste jener kleinern Häuser, das bis an die obern Fenster reicht, sich befindet; dieses Hauptgebäude hat sechs Fenster oben, drei unten bis zu jenem kleinern Hause hin; das Dach hat drei Erker und einen hohen Schornstein; an dieses Gebäude schließt sich östlich 10. ein thurmähnliches mit vier Fenstern und zwei Thurmspitzen, einer auf jeder Ecke des Daches und jede mit einem Knopfe; daran stößt weiter nach dem Thore zu 11. wieder ein Haus mit zwei Fenstern und einem Schornstein, und an dieses, von dem ersten, dem Thorthurme zunächst stehenden Mauerpfeiler an bis über die Mitte des Thorthurmes reiht sich 12. ein Haus mit vier Fenstern und drei Erkern. Die fünf erstgenannten Häuser unter Nr. 5. sind jetzt das Mauerwerk auf dem Schloßhofe; unfern des sechsten daselbst ist der Platz des Orchesters; Nr. 6. und 7. sind wahrscheinlich die Kirche gewesen und Nr. 10. ist vermuthlich der jetzige höchste Ruinenpunkt.

Hören wir nun eine kurze Geschichte des Schlosses, des Geschlechtes und der Lande Hohnstein. Zwar kommt unter diesem Namen kein berühmter

Kriegs- oder Staats- oder sonst sehr ausgezeichneter Mann vor, sondern die ehemaligen Grafen von Hohnstein mögen wohl nur gute Haus- und Landesväter und dabei bisweilen wohl tüchtige Rittersleute, auch vielleicht geschickte Schachspieler, wie Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Herzog Ernst von Braunschweig (1547), Konradin von Schwaben und Prinz Friedrich von Baden-Oestreich (1268), gewesen sein; jedoch verdient es der Name gewiß, daß wir ihn zuvörderst genauer kennen lernen. Wenn man ihn nicht von hoch, oder von: den Feinden zum Hohn ableiten will, so erkennt man leicht den Zusammenhang von Hohnstein (Honstein), mit Kohnstein (Constein), mit Kanstein, Chanstein, Hanstein, Giwickanstein d. i. Gibichenstein bei Halle an der Saale. Die Vorsilbe in allen diesen Benennungen kommt her von dem alt hoch deutschen chan, chuoni, hervorstehen, kühn, woraus auch Konrad zu erklären ist.

Alles, was man auf dem Hohnsteine zunächst vor sich sieht, mit Ausnahme von Nordhausen, war ehemals hohnsteinsches Land. Zu der, in der Zeit des deutschen Reiches mittelbaren, nicht reichsständischen Grafschaft (— jedoch 1613 und 1640 sind wegen Lohra und Klettenberg die hohnsteinschen Abgeordneten auf dem Reichstage gewesen —), einem Afterlehn, gehörten: 1. die eigentliche Grafschaft Hohnstein, mit Ausschluß von Ilfeld und mit Einschluß der vier altstolbergschen Dörfer: Bösenrode, Urbach, Leimbach und Buchholz, welche erst 1698—1702 und zum Theil etwas früher bei der damaligen Territorial-Ausgleichung und Berichtigung von Kursachsen an Hannover und damit zum alten Amte Hohnstein gekommen sind. Ihre größte Länge, mit Einschluß des königlichen Stiftsamtes Ilfeld, beträgt 9½ Stunden auf dem Chaussee- und Landstraßenwege, 7½ in gerader Richtung; ihre größte Breite 4½ Stunden, ihre kleinste ½. Nach der Volkszählung von 1843 hatte sie 9550 Einwohner, deren 166 Israeliten sind, die zu Werna ihre Synagoge haben. Stolberg-Wernigerode besitzt seit der Theilung 1645 den hohnsteinschen Forst, Stolberg-Stolberg das Uebrige, welches 16 Ortschaften nebst den Zubehörungen enthält. 2. Die Herrschaft Lohra mit 29 Ortschaften. 3. Die Graf- oder Herrschaft Klettenberg mit 42 Ortschaften. Die freie Reichsabtei Walkenried, über welche die hohnsteinschen Grafen fast ohne Unterbrechung die Advocatur oder Schutzvogtei und nach der Reformation die Administratur gehabt haben, mit Hohegeiß, Wieda, Zorge, auch der Staufenburg *); 5. das zu Klettenberg gehörende Amt Bodungen mit 5 Ortschaften. Außerdem besaß das Haus Hohnstein: 6. Lauterberg und Scharzfeld, welche der grubenhagensche Herzog Friedrich von Osterode an seinen Schwager, den Grafen Heinrich von Hohnstein mit der rothen Platte, 1402 versetzte und womit Herzog Heinrich 1490 die Hohnsteiner Ernst und Hans belieh. 7. Die güldne Aue, welche im weitern Sinne von Nordhausen bis Sangerhausen und Wendelstein, im engern von Nordhausen bis Artern geht, im engsten die Aemter Heringen mit 9 Dörfern und Kelbra mit 4 Dörfern begreift. Schon 1300 bekam Heinrich IV. von Hohnstein die Stadt

*) Nicht zu verwechseln mit der Staufenburg bei Gittelde.

Heringen und baute 1327 Stadtmauern und Schloß; 1330 wurden Heinrich und sein Bruder Dietrich IV. vom Landgrafen Friedrich II. mit der Aue beliehen; Dietrichs Sohn Ulrich brachte an die Grafschaft Kelbra und außerdem Morungen, Wippra, Heinrichsburg und Schönwerda; 1393 wurde die Schloßkirche zu Heringen eingeweiht; 1406 und 7 die Stadt in den Streitigkeiten der hohnsteinschen Grafen mit Walkenried belagert, S Gesch. u. D. Jahrg. I. pag. 100. 8. Heldrungen und Wiehe, welche Heinrich von Hohnstein von den damaligen Markgrafen von Meißen: Friedrich IV. dem Streitbaren, seit 1422 sächsischen Kurfürsten, und Wilhelm dem Reichen 1413 erhielt zum Ersatz für das von den Flegelern überfallene Schloß Hohnstein; 1422 trat er Wiehe gegen andere Schlösser wieder an die Markgrafen ab und 1484 verkaufte Johann von Hohnstein Heldrungen an Gebhard VI. von Mansfeld. 9. Elbingerode oder Eilgerode, von seinem Erbauer, dem Ilfelder und Hohnsteiner Ilger oder Eilger II. so genannt, welches bis in's 13te Jahrhundert den Grafen zu Hohnstein gehörte, 1343 an Wernigerode, im 16ten Jahrhundert an Braunschweig-Lüneburg kam. 10. Auch die uralte Landvogtei Sondershausen kam 1248 an die Grafen von Hohnstein und verblieb ihnen bis 1356. Heinrich II. von Hohnstein erwarb um 1260 auch Spatenberg, Kirchberg und Greußen. 11. Das vormals sehr bedeutende Berga, jetzt ein roßla'sches Dorf im Amte Kelbra.

Die hohnsteinschen Grafen theilten sich in den beiden Söhnen Dietrichs IV. in zwei Hauptlinien. Dietrichs VI. Sohn, Heinrich VII., ist Stammvater der hohnstein-vierradischen Linie, welche erst 1609 mit Martin ausstarb. Vierraden war ein vormals markgräflich schwedt'sches Amt in der Ukermark. Ulrichs III. Sohn; Heinrich VIII. stiftete die hohnstein lohra- und klettenbergsche Linie, welche unter sich wieder den Hohnstein, die Aue, Lohra und Klettenberg theilte. Residirt haben die Grafen derselben, seitdem der Hohnstein an Stolberg verkauft war, auf den Schlössern: Lohra, Klettenberg, Scharzfels und Heringen.

Als nun die letztere Linie ausstarb, griffen, wie man spricht, die großen Herren zu und zwar um so eifriger, je unvermutheter das Aussterben eintrat. Aber man glaube ja nicht, daß, je ernstlicher Jeder seinen Antheil an den erledigten hohnsteinschen Landen in Besitz nahm, desto eher ein Unrecht dabei geschehen sei. Vielmehr ging Alles von Rechtswegen zu und, wenn ja dieser oder jener Streitpunkt vorkam, so ist er rechtschaffen in einem 100jährigen Prozesse bei dem peniblen Reichskammergericht erörtert und der von diesem abgeurtheilte Schadenersatz ist bezahlt worden. So kam die Grafschaft Hohnstein im engern Sinne an Stolberg, als ein vom Fürstenthum Kalenberg relevirendes Mannlehn. Lohra und Klettenberg fielen an das Bisthum Halberstadt zurück und damit 1648 im westphälischen Frieden an Brandenburg. Stolberg und Schwarzburg erhielten auf ihre Protestation deswegen beim Reichskammergericht eine Aequivalentsumme. Kursachsen bekam Bodungen und belieh Schwarzburg damit, welches dasselbe bis 1816 behielt; auch empfing Schwarzburg das

Amt Allersberg im Hessischen. Lauterberg und Scharzfeld fielen auf dem Wege des Prozesses an Grubenhagen. Die Aue war schon früher von Hohnstein an Stolberg und Schwarzburg verkauft worden und fiel durch die Wiener Bundesakte an Preußen. Walkenried (S. Gesch. und Denkw. pag. 107 ff.) kam durch den Konvent desselben an den Herzog Heinrich Julius, als Administrator.

Die Aufklärung, welche einzelne Punkte in dem Gesagten noch bedürfen, verflechten wir in die weitere Geschichtserzählung, oder knüpfen sie an dieselbe an.

Daß Schloß Hohnstein wurde 1061 an der Stelle eines früheren Hauses, von Konrad, Sohne des Grafen Beringer von Sangerhausen erbaut. Sein Bruder Ludwig gründete Lohra und Klettenberg. Sie waren Enkel des Grafen von Linderbeck und Bielstein und der Jutta oder Uta, Tochter Ludwigs mit dem Barte, des durch König Konrad II. ersten Landgrafen von Thüringen, und Schwester Ludwigs II. oder des Springers, welcher seinem Neffen Beringer oder seinem Großneffen Konrad dessen Antheil an dem von Ludwigs Vater 1036 mit Cäcilia erheiratheten Sangerhausen abkaufte. Auf dem Burgberge bei Ilfeld baute 1170 Ilger II. von Linderbeck und Bielstein eine Burg. Als 1178 Heseke auf Hohnstein, der Vater seiner Gemahlinn Lutra, deren Mutter, Reinwig, eine Enkelinn Siegfrieds II. von Orlamünde war, ohne männliche Erben starb, wurde er durch Kaiser Heinrich VI. erster Graf zu Hohnstein und von Heinrich dem Löwen beliehen. Ilgers Vater, des Namens der Erste und Gemahl der Bertradis oder Gertrud von Kirchberg, gestorben 1145, Ilger II., starb 1189, und des Namens der Dritte, starb 1219, stifteten das Kloster Ilfeld. Schon von früh an sind die Häuser Stolberg und Hohnstein mit einander verwandt gewesen. Des letzten Ilgers älterer Sohn Dietrich starb 1231 in der Grafschaft Hohnstein; sein jüngerer Sohn, Heinrich, pflanzte das stolbergsche Haus fort und Heinrich X., Sohn Ernst des Zweiten von Hohnstein und der Anna von Stolberg, wiederum das hohnsteinsche. Wie sich dieses späterhin in zwei Hauptlinien schied, ist bereits erörtert worden. Die benachbarten Häuser Hohnstein, Stolberg und Schwarzburg machten eine Erbverbrüderung, welche der zum römischen König erwählte Graf Günther von Schwarzburg 1349 bestätigte, und erneuerten dieselbe 1433. Graf Dietrich VI. von Hohnstein verkaufte 1413 Schloß und Amt Hohnstein, unter Vorbehalt des Mitbesitzes, an den Grafen Lotho VII. von Stolberg, und Otto der Einäugige (Cocles), Herzog zu Braunschweig-Lüneburg im Fürstenthum Göttingen, vom Kaiser Sigismund mit Hohnstein beliehen, belehnte 1428 Stolberg und Schwarzburg damit. 1437 übergab er das göttingsche Land seinen wolfenbüttler Vettern und so kam Hohnstein an Kalenberg. 1590 wurden abermals die stolbergschen Grafen vom Herzoge Heinrich Julius mit Hohnstein beliehen. Heinrich IV. von Hohnstein kaufte 1303 das bisher zu Beichlingen-Rothenburg gehörende Lohra nebst Bleicherode. Ueber die Streitigkeiten der hohnsteinschen Grafen mit Walkenried, wo Graf Otto 1327 von den Mönchen ermordet wurde, S. Gesch. und Denkw. S. 99 und f. 1574 tauschte Heinrich Julius,

Herzog zu Braunschw.-Lüneb., als postulirter, d. h. nicht vom Papste bestätigter Bischof von Halberstadt, vom Kurfürst August zu Sachsen, dem Landgrafen in Thüringen, gegen mansfeldische Lehnstücke die Herrschaft Lohra ein. Daher ist diese, wie die Grafschaft Klettenberg, welche schon längst Stift-Halberstädtisches Lehn war, nebst den Städten Ellrich und Bleicherode, mit Halberstadt, an welches die Herrschaften nach dem, 1634 mit Friedrich Ulrich erfolgten, Erlöschen der alten wolfenbüttelschen herzoglichen Linie zurückfielen, 1648 an Brandenburg gekommen. Zwar hatten sich die Grafen von Schwarzburg und Stolberg am Todestage des jüngern Ernst von Hohnstein zu Ellrich huldigen lassen; aber an den beiden folgenden Tagen, den 9ten und 10ten Juli 1593, nahm Herzog Heinrich Julius, an dessen Vater Julius 1583 die Anwartschaft auf Lohra und Klettenberg durch das Domkapitel zu Halberstadt gekommen war, dieselbe in Besitz. 1632 wurden durch einen Vergleich zwischen Friedrich Ulrich und den Grafen die Streitpunkte ausgeglichen. — 1598 ließ der Herzog Heinrich Julius die von Schleunitzischen Erben, wegen Geldforderung an den stolbergschen Grafen Heinrich, welcher 1589 bei der Theilung mit seinen Brüdern, Söhnen des Grafen Christoph, das Hohnsteinsche erhalten hatte, während sie Wernigerode und Stolberg bekommen, als Gläubiger in die verpfändete Grafschaft Hohnstein immittiren. 1600 nahm sie der Herzog selbst in Besitz, nachdem er den Erben das baare Geld ausgezahlt hatte, und ließ jene theils durch eigene Beamte auf dem Schlosse Hohnstein, theils durch einen Inspektor zu Braunschweig verwalten. Gegen eine herzogliche Kontumacial-Resolution von 1603 beklagten sich aber die stolbergschen Grafen beim Reichskammergericht. Indessen trat der dreißigjährige Krieg ein. Da Kaiser Ferdinand II. nicht darin einwilligen mochte, daß die braunschweig-lüneburgschen Herzöge den Theil der Grafschaft Hohnstein, mit Inbegriff von Lohra und Klettenberg, welcher Stift-halberstädtisches Lehn war, im Besitz hatten, so übergab er sie dem Grafen von Thun wiederkäuflich. Schon 1626 im December rückte der kaiserliche Oberst du Büer in dieselbe ein und besetzte den Hohnstein. Wallenstein sollte 1628 den Grafen einsetzen und die Immission ging, ungeachtet des vom Herzoge Friedrich Ulrich gegen den Wiederkauf eingelegten Protestes, durch den wallensteinschen Oberst und halberstädter Kommandanten David Becker, Freiherrn von der Ehre, im April desselben Jahres zu Bleicherode vor sich. Der Prior von Walkenried, Hildebrand, wurde gezwungen, den Handschlag zu leisten, und der kranke Rektor Kajus von Ilfeld mußte ihn durch einen Abgeordneten thun lassen. Paul Path von Rieteburg war während dieser Immission an den Grafen von Thun als dessen Statthalter Administrator der Grafschaft. Doppelte, vierfache, siebenfache Kontribution trieb dieser ein, damit das Kaufgeld wieder herausgebracht werde. Die Klöster Walkenried und Ilfeld wären überdieß vermöge des Restitutionsediktes von katholischen Mönchen mit Hülfe von Kroaten okkupirt und der Apostat Nihusius, der aufgedrungene Abt an letzterm Orte, wollte mit Gewalt Alles in der Grafschaft Hohnstein wieder katholisch machen. Da kamen zum Glück die Schweden

nach dem von ihrem Könige, Gustav Adolph, dem Retter der evangelischen Glaubensfreiheit, bei Leipzig am 7. September 1631 erkämpften Siege und nahmen den Unterharz in Besitz. So war die Grafschaft Hohnstein wieder gesäubert und Immission nebst Okkupation hörten auf. 1632 wurde auch der Prozeß beim Reichskammergericht entschieden und Herzog Friedrich Ulrich sollte den stolbergschen und schwarzburgschen Grafen Hohnstein restituiren. Er traf jedoch deswegen eine gütliche Uebereinkunft mit ihnen und sein Nachfolger, Herzog August der ältere, ließ dem Grafen Christoph zu Stolberg durch den Geheimenrath Ludwig Ziegenmeyer, den bisherigen Inspektor der Grafschaft, das hohnsteinsche Lehn, mit Ausschluß von Ilfeld, übergeben. In den Rezessen von 1639, 1733 und 1747 wurden die Verhältnisse zwischen der Landesherrschaft und den stolbergschen Grafen vollständig geordnet und als 1822 die Reluition des seit 1778 an die hannoversche Regierung immittirten stolberg-stolbergschen Antheils an Hohnstein erfolgte, ist ein neuer Rezeß abgeschlossen. — Schon 1647 hatte der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Große, seinem Geheimenrath und Botschafter auf dem westphälischen Kongresse, dem Grafen Johann zu Sayn und Wittgenstein die Graf- und Herrschaften Lohra und Klettenberg verliehen und 1653 erfolgte die Bestätigung Kaisers Ferdinand III. Kurfürst Friedrich III. nahm 1699 die Herrschaften zurück gegen Entschädigung an den Grafen August von Wittgenstein und vereinigte sie als Grafschaft Hohnstein ausdrücklich mit dem Fürstenthume Halberstadt. Sayn Wittg. W. führt jedoch noch den Titel S. W. und Hohnstein; so wie die stolberg'schen Häuser unter Andern noch heißen: Herren zu Lohra und Klettenberg. — Der stolbergsche Antheil an den Aemtern Kelbra und Heringen war in der Zeit nach der Erkaufung derselben an Schwarzburg-Rudolstadt überlassen worden, von welchem sie an Preußen übergingen. 1835 hat dieses sie unter Beibehalt der Hoheit wieder an Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla abgetreten.

Das Schloß Hohnstein wurde 1412 den 15. September Nachts von Friedrich von Heldrungen und Wiehe mit den Flegelern, unter Anführung eines ehemaligen Schloßknechtes, Hinz Herzog, überfallen und erstiegen. Jene waren Grasmäher, Drescher, Gesindel aus der Riethgegend in der Aue und hießen so, weil viele derselben Dreschflegel als Waffe führten; schwerlich weil ein Exemplar der Art das Zeichen ihres Vereines war, wie das der Bengeler im Paderborn'schen seit 1390 ein silberner Prügel oder Bengel. Die Rotte, welche den Hohnstein überfiel, entstand während der schwachen Regierung des Landgrafen von Thüringen, Friedrich des Friedfertigen oder Einfältigen. Man beabsichtigte, durch die Flegeler den Oheimen des Landgrafen, den früher genannten Markgrafen von Meißen, welche im Juli 1412 wegen der Unordnungen in Thüringen und zum Schutze ihres Neffen in die Landgrafschaft einrückten, Widerstand zu leisten. Ehe sie weiter vordrangen und da einmal der Flegelerhaufen vorhanden war, welcher beschäftigt und unterhalten werden mußte, machte Graf Ulrichs Sohn, Dietrich der Jüngere, der Siebente von Hohnstein, zu Heringen, welcher mit seinem Oheime, Dietrich dem Aeltern, dem

Sechsten, zu Hohnstein, wegen der walkenrieder Augüter und wegen Erbtheilung in Streit lebte, mit dem Friedrich von Heldrungen gemeinschaftliche Sache und so überfiel man einstweilen den Hohnstein. Friedrich hatte schon 1408 gegen Ermsleben, damalige Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Falkenstein, und gegen Aschersleben um Pfingsten einen Raubzug gemacht; wurde aber von den Ascherslebern bei Wolmerschwende gefangen, im Rathhausthurme ihrer Stadt in einem hölzernen Kasten verwahrt, während man seine Fahne in der Stephanskirche aufhing, und erst 1410 auf Verwendung des Grafen von Mansfeld freigelassen, nachdem er Urfehde geschworen und mit seinen Söhnen besiegelt hatte. Der alte Graf Dietrich stand am Kamin, als die Flegeler in das Schloß eindrangen, wurde gefangen, mußte aber bald wieder freigegeben werden. Der junge Graf Heinrich, sein Sohn, entkam aus dem Fenster, mit Hülfe seiner jungen Gemahlinn Margarethe, Freiin von Weinsberg. Daß jener nach Ilfeld flüchtete und zu dem Markgrafen gelangte, wissen wir bereits. Diese hatten schon früher mit ihm und seinem Vater eine Verbindung zum gegenseitigen Schutze geschlossen. Friedrich wollte sich nach dem Scharzfels retten, wurde aber bei Mackenrode von einem Köhler und von Bauern mit einem Schweinsspieße erstochen. Dietrich verkaufte noch 1412 die eine Hälfte seines Antheils an der Aue an Botho VI. zu Stolberg und die andere kam 1417 oder 1420 an Schwarzburg. Er entfloh dann, wurde bei Sondershausen gefangen und starb 1417 im Paderbornschen. Die Flegeler wüsteten erschrecklich in der Grafschaft Hohnstein und erst 1416 löste sich ihre wilde Rotte auf. Sie zerstörten u. a. die fünf kleinen Dörfer, deren Einwohner sich nachher im Flecken Neustadt vereinigten. Zu jenen gehörte auch ein Bleicherode und bei diesem lag die Heinrichsburg. Wenige Ueberreste von derselben befinden sich noch im sogenannten Steinhäu bei Neustadt, rechts am Wege, welcher nach dem Steinkohlenbergwerke führt. Die Margarethe von Weinsberg hat die Sage in eins gestellt mit den Weibern von da, 1140 zu Kaiser Konrads Zeiten, und erzählt, die Flegeler hätten sie, mit ihren besten Schätzen im Huckepack, entlassen und da habe sie auf einer Wiese geruht, welche noch Gretchensruh oder ähnlich heißt und unfern des Hohnsteins rechts am Wege nach Stolberg liegt.

1593 den 8ten Juli, Mittags 11 Uhr starb der letzte Hohnsteiner aus der lohra- und klettenbergschen Linie, Ernst der Jüngere, oder der Siebente. Er war auf Haus Lohra erkrankt und entschlief zu Walkenried. (S. den Artikel.) Dort ist er beigesetzt, wie sein Vater, Graf Volkmar Wolfgang, welcher 1556 die Reformation im Hohnsteinschen eingeführt hatte und wie sein auf dem Scharzfels 1552 gestorbener, Großvater Ernst der Aeltere oder der Fünfte. Ernst VII. war 1561 zu Klettenberg geboren, wurde vom Herzoge Heinrich Julius über der Taufe gehalten, stand bei dem Tode seines Vaters 1580 zwei Jahr unter vormundschaftlicher Regierung und gelangte im 20sten Jahre zur Regierung. Seine erste, 1590 entschlafene Gemahlinn war eine geborne

Gräfinn von Barby und ist, wie drei seiner ihm im Tode vorangegangenen Kinder, ebenfalls in der jetzigen walkenrieder Klosterkirche beigesetzt. Seine zweite Gemahlinn Agnese, geborne Gräfinn von Eberstein, mit welcher er sich 1592 zu Stettin vermählt hatte, ließ ihm das Grabdenkmal setzen, dessen Inschrift u. a. spricht: Wandrer, wer du auch bist, hemme ein wenig deinen Schritt und erwäge selbst bei dir, wie nichts in menschlichen Dingen irgend beständig ist.

Dies wird schauerlich bestätigt zuletzt durch die Verwüstung des Schlosses.

Hinab weithin durch den Gau der hohnsteinschen Lande leuchtet die Gluth der prasselnden Lohe in der Christmettenstunde des frühen, finstern Decembermorgens. Die angstvoll schleunigen Sturmglockenschläge heulen dröhnend von überall her; in den Kirchen verstummen die heiligen Festgesänge vor dem Schrekkensseufzer: daß sich Gott erbarme! in den Häusern verlöschen die Kerzen der Bescheerung; die Himmelsengel der göttlichen Ehre, des Friedens und der Freude trauren ob der flammensprühenden Höllenfurie der, die geweihete Nacht schändenden Kriegsbarbarei; selbst die Sterne über dem Hohnstein erbleichen bei dem Brande des Schlosses.

Gerade ein Jahr nachher, als in dem schrecklichen dreißigjährigen Kriege, wo Schwert und Flamme, Willkür und Gewalt in Deutschland herrschten und wütheten, die Kaiserlichen den Hohnstein besetzt gehabt hatten, kam der kursächsische Oberst, Damian Vitzthum von Eckstadt auf demselben an. 1627 in der Christnacht zum 25sten December ließ er das Schloß anzünden. Wellholz war dazu um dasselbe aufgehäuft worden und die Einwohner von Neustadt durften nicht löschen. Der Besitzer, Graf Christoph, residirte zu Stollberg. Allenfalls zwar läßt sich der Grund, weßhalb der Oberst auf diese Weise verfuhr, aus vielseitigen damaligen Umständen wo nicht erklären und noch viel weniger rechtfertigen, so doch ableiten; aber es bleibt immer nur das Resultat übrig, Vitzthum brandschatzte aus Feindseligkeit gegen den Grafen und weil ihm das Geld nicht gezahlt wurde, verbrannte er das Schloß. Daher, weil jener ihn zu Wien und Dresden verklagte, wurde letzterer verurtheilt, den angerichteten Schaden zu ersetzen; allein, ehe dieses geschehen konnte, kam er zu Prag im Duell um, oder wurde, nach einer andern Nachricht, von seinem magdeburger Kommandanten erschossen. So hat die Vergeltung an den Frevlern von 1412 und 1627 gegen den Hohnstein beidemal ihr Strafgericht geübt. Die Sage erzählt, daß das Schloß auch durch Beschießung eingeäschert worden sei. Wenigstens heißt der Berg hinter der Amtsschenke, von welchem aus dieselbe hätte geschehen können, die Schanze; es befinden sich daselbst noch Spuren von Erdwällen und Ueberreste von Mauerwerk; auch hat man Stückkugeln, sogar eine 24pfündige, in dem Schutte und dem Erdboden an dem Schloßberge gefunden. Bei dem Brande sollen viele wichtige briefliche Urkunden und Registraturen zu Grunde gegangen sein, welche der Kammerschreiber des Bischofs zu Halberstadt, Herzogs Christian zu Braunschw.-Lüneb., erst nach Blankenburg, dann nach dem Hohnstein in Sicherheit gebracht hatte, weil der Herzog, um zu bewirken,

daß das Bisthum Halberstadt und die Abtei Michelstein von Tilly verschont würden, 1624 auf beide Stifter verzichtete. Nur gerettet aus der Zertrümmerung wurde bei Aufräumung des Schuttes, unter den noch glühenden und rauchenden Bränden hervor, — ein hölzernes Kreuzesbild.

Das Stift St. Cyriaci vor Braunschweig.

Nunc segetes ubi Troja fuit.
Virgil.

Gleich wie die Weichbilder der Stadt Braunschweig ihre Entstehung der Begründung einer Villa, Burg, Kirche oder Capelle von Seiten der Fürsten Braunschweigs zu verdanken haben, um welche Gebäude sich späterhin Bewohner als Neybur, Nahe-Anbauer oder Nachbaren sammelten und häuslich niederließen, wovon nur die Magni- und Andreas-Kirche, so wie das Barfüßer- und Pauliner-Kloster insofern eine Ausnahme machen, als sie theilweise ihren Anfang und weitern Aufbau der Milde hiesiger Bürger oder den Mitteln ihres Ordens verdanken, gleichwohl von den Landesfürsten reichlich bedacht wurden, auch ältere Capellen oder fürstliche Besitzungen schon vorhanden waren, so sind auf gleiche Weise die ehemaligen Vorstädte Braunschweigs, zu welchen auch dieses wiewohl nicht unmittelbar mit der Stadt zusammenhängende Stift in einiger Hinsicht zu zählen ist, entstanden.

Das angenommene Motto aus dem Virgil: „Jetzt sind Saaten wo einst Troja stand,“ dürfte auf keine der Vorstädte mehr Anwendung finden, als auf den Ort, wo dem jetzigen Bruchthore der Stadt gegenüber dieses Stift, seiner Lage nach am westlichen Ufer der Oker belegen, zur Hildesheimschen Diöcese gehörend, an dem Orte der jetzo noch der Mönchebera genannt wird, einst blühete, auf dessen ehemaligem Grund und Boden nach seiner 300jährigen Zerstörung sich nunmehr wieder die neuen Gebäude des vergrößerten Eisenbahnhofes erheben, bei welcher Umarbeitung sich noch alte Rudera vorfinden müßten, wenn dieser Platz nicht bereits durch die erweiterten Festungswerke der Stadt im Jahre 1689 eine Umgestaltung erlitten hätte.

Erfreulich und dankenswerth ist es, daß von der Hand des fleißigen hiesigen Kupferstechers A. C. Beck eine Ansicht jenes Stiftes, und zwar nach einer seltenen Abbildung vor dessen Zerstörung aus dem Jahre 1539 aufbewahrt ist, die getreu wiedergegeben das erste Heft dieses Jahrganges ziert.

Der zwischen den mit kleinen Gartenhäuschen bebaueten Gärten gerade auslaufende mit einem Schlagbaume oder Schlage wie man ihn nannte, versehene breite Weg führte von der ehemaligen Goslarschen Handelsstraße ab, auf das mit einem hohen Gebäude und Thurme versehene ehemalige Michaelis-Thor, an dessen Brücke einst das Wappen der zur Vertheidigung der Stadt

errichteten Lilien-Vente, einer Gesellschaft mannbarer Jünglinge oder Fante aus den begüterten Geschlechtern der Patricier, welche eine Lilie, das Symbol der Unschuld in ihrem Fähnlein führten, in Stein gehauen, zu sehen war. Zur Seite dieses Thores, am Rande des Bildes, erhebt sich der Thurm der Michaeliskirche und an der anderen Seite der der Johanniskirche. Das zunächst hervorragende Gebäude mit stumpfem Dache war der Thurm an der langen Brücke. Etwas weiter hinauf an den Festungswerken der Stadt, da wo ein Kahn auf der Oker sichtbar ist, erhebt sich ein großer runder Thurm nahe am jetzigen Wilhelmi-Thore, der ehemalige Gieseler, nach welchem die daselbst späterhin durch Barward Tafelmaker angelegte Wasserkunst noch benannt ist. Seine ursprüngliche Bestimmung war ein Schuldthurm, in welchem der Giesel, Geißel oder Schuldner bis zur Bezahlung seiner Schuld ausharren mußte. Der Abbruch des Thurmes erfolgte im Jahre 1652. Die in der Stadt nach Osten zu, hoch hervorragende Kirche mit zwei kleinen Thürmen ist ein Baudenkmal der gottseligen Gertrud, die St. Aegidienkirche.

Dieser Kirche gegenüber, durch einen Arm der Oker von der Stadt getrennt, nach Süden hin, erhebt sich das Stift selbst mit seiner Befestigung, die in einem Graben und einer mit Holzhäusern versehenen Verpallisadirung bestand. Voran auf dem dahin führenden Wege befand sich ein hier zwar nicht sichtbarer Schlagbaum, der oft zu Streitigkeiten zwischen den Stiftspersonen und der Stadt, so wie zwischen dieser und dem Herzoge Heinrich dem Jüngern in den Reformationszeiten Veranlassung gab, und den Weg zum sichtbaren Bergthore, wie es genannt wurde, sperrte.

In der Mitte des Stiftes, welches bei seiner Zerstörung 1545, mithin um die Zeit der entworfenen Abbildung, etwa in 41 Häusern, ohne die dabei befindlichen kleinen Buden und Scheuern zu zählen bestand, macht sich vor allen die Kirche mit ihren beiden Thürmen bemerklich. In ihrer Umgebung lagen der Kreuzgang mit dem eingeschlossenen Kirchhofe; die Probstey, die Dechaney mit dem Viehhofe, die Wohnungen der Canonici und Vicarien, das Krankenhaus der letztern, die Küche, das Schlafhaus für Fremde, das Kornhaus, die Cämmerei und Opferei, die Coraley oder die Wohnung der Schüler und Sänger mit ihrem Meister; die Schreibschule, der sogenannte Diek- oder Teichhof, das Wagenhaus, Hirtenhaus und endlich die Thorbude.

Die Lage dieses Ortes war, wie fast alle dergleichen Begründungen, gut gewährt. Auf einer kleinen Anhöhe, am fischreichen Okerstrom, umgeben von einem anmuthigen Thale mit fetten Wiesen, einem fruchtbaren Ackerlande und dem sogenannten Ellernbruche oder Erlenholze, waren die nothwendigsten Bedürfnisse alle in der Nähe, und jenseits des Stiftes führte der sogenannte Mühlenweg nach der demselben in spätern Jahren zugehörigen Hohenwort, dem ehemaligen Fürstensitze der Begründer dieses Stiftes, und nach ihrer Mühle zu Eisenbüttel.

Als solche Begründer nennen die Chroniken den Markgrafen von Meißen und Herren zu Braunschweig Eckbert I., einen Sohn Markgraf Ludolphs,

der im Jahre 1061 diesen Nachrichten zufolge mit dem Baue der Kirche begann, zugleich auch den Grund zu dem vor dem Petrithore belegenen Kreuzkloster und mehren Vesten gelegt haben soll; indeß fand er seine Ruhestätte nur daselbst und erlebte die Einweihung derselben nicht mehr; sie blieb seinem Sohne dem Markgrafen Eckbert II. vorbehalten, der sie nach geschehener Vollendung im Jahre 1068 durch den Bischof Hezilo von Hildesheim, welcher am Abend seines Lebens noch das Kreuzstift daselbst gründete, in die Ehre des heiligen Kreuzes, des heiligen Cyriacus, eines der vierzehn Nothhelfer und Patrons von Ancona, welcher Artemia, die Tochter Kaisers Diocletian, vom Teufel befreiete, dessen Begängniß auf den 10. August fiel und gefeiert wurde, so wie des heiligen Quirinus, eines Bischofs und Patrones von Correggio und Neuß, feierlich einsegnen und mit Einkünften aus verschiedenen Gütern beschenken ließ. Conrad Botho schreibt hierüber in seiner 1492 von Peter Schöffer in Mainz gedruckten Sassen-Chronik auf dem 100sten Blatte folgendes: „So „hadde syn vader de olde eggebrecht begunt to buwen eyne kerken van stunt „starff he und wart dar in begrauen. Do kam de iunge eggebrecht und buwede „de kerken fullen rede in de ere sunte ciriacus und des hilligen crützes und het „up dem barge vor brunswick." Eine Urkunde über diesen Act, auf welche sich wohl mitunter berufen wird, ist nirgends zu finden, was die Archive darüber enthalten, ist außer dem was Rethmeier in seiner Kirchengeschichte kurz mitgetheilt hat, unbekannt, dagegen die älteste weiterhin berührte Urkunde des Pfalzgrafen Heinrich, welcher 1227 starb und das Einkommen dieses Stiftes nachweiset, leider in sehr mangelhaftem Zustande. Eckbert II. wurde im Jahre 1090 erschlagen und in der ihm lieb gewordenen Kirche beigesetzt. Ueber die Todesart dieses Fürsten sind die Geschichtschreiber verschiedener Meinung. Im Verein mit Rudolph von Schwaben hatte sich Eckbert II. auf Anreizung des Papstes Gregor VII. und anderer geistlichen Fürsten wider den Kaiser Heinrich IV. aufgelehnt, worauf dieser im Jahre 1080 Braunschweig, Andere nennen dessen Burg die Gleichen zu Thüringen, belagert habe. Als Markgraf Eckbert II. mit seinem Heere in Thüringen beschäftigt hiervon Kunde erhielt, zog derselbe vor Quedlinburg, den Sitz und Aufenthalt der Kaiserinn, um den Kaiser zu nöthigen, von der Belagerung der Gleichen abzulassen. Als dieser indeß seinen Plan nicht änderte und Quedlinburg nicht sobald zu nehmen war, zog der Markgraf mit seinem Heere dem Kaiser entgegen, überfiel denselben am heiligen Christabend 1088 in seiner sicher geglaubten Stellung und zwang denselben, nachdem drei Bischöfe, viele Ritter und Edle erschlagen waren, zur Flucht. Hierauf wandte er sich gegen den Bundesgenossen des Kaisers, den Bischof zu Hildesheim, nahm denselben gefangen und entließ ihn unter dem Versprechen, ihm die Stadt Hildesheim als Lösegeld zu übergeben. Die Wortbrüchigkeit des Bischofs nöthigte ihn zu einem abermaligen Zuge; indeß war der Kaiser in seiner Erbitterung über den erlittenen Verlust bedacht, den Markgrafen mit List über die Seite zu schaffen und die Neigung desselben für große wohlgewachsene Leute kennend, sandte er zwei zum Mord gedungene Knechte ab, welche unter

dem Vorgeben schlechter Behandlung im Heere des Kaisers, sich zum Markgrafen begaben und wegen ihres einnehmenden Wesens in dessen Umgebung bald einen Dienst erhielten. Als nun der Markgraf einige Zeit darauf zur Erholung von seinen Strapatzen in der schönen Umgebung des Cyriaci-Stifts zu Nacht verweilen wollte, und dazu die Mühle zu Eisenbüttel ausersah, zur Sicherheit aber diese zwei als Diener bei sich behielt, ergriffen dieselben in der Nacht, als Alles im süßen Schlafe lag, eine Zimmerart, hieben ihrem Herrn damit die Hirnschale durch, versetzten ihm noch zwei Hiebe in Nacken und Hals und nahmen hierauf unentdeckt eiligst die Flucht. Andere versetzen den Ort dieses Mordes nach einer Mühle der Ritzebüttel oder Eisenbüttel genannt, wo der Markgraf, um noch mehr Volk gegen Hildesheim zu führen, mit einem Diener ausgeruhet; als er hierauf den Müller um einen Trunk zu holen zum nächsten Orte gesandt, sei dieser bei seiner Rückkehr auf einige kaiserliche Reiter gestoßen, welche ihn gefragt: wo er mit dem Kruge hin wolle; als er nun in der Meinung, es seien sächsische Kriegsleute, erwiedert: der Markgraf Eckbert habe ihn einem Trunk zu holen ausgeschickt, wären jene eiligst nach der Mühle geritten, hätten den sich daselbst ruhenden Fürsten überfallen und nach vieler Mühe niedergehauen. Von dem eifrigen Geschichtsforscher Wedekind wird die Ermordung Eckberts II. zu Eisenbüttel, welche Mühle jedoch in einem alten Documente den Namen Eisenbeth führt, bestritten.

Nach der Zerstörung des Stifts im Jahre 1545 *) hat man, wie erzählt wird, unter dem Altare der Kirche die Gebeine einer langen Person in einem eröffneten steinernen Sarge gefunden, und sei von den damals Lebenden bezeuget, daß dies die Gebeine des Herrn seien, welcher diese Kirche erbauet. Durch die Bepflanzung der verwüsteten Stätte mit Weiden und anderm Gesträuch, war auch der Ort dieses Grabmals ins Vergessen gerathen, bis man im Jahre 1689 wegen des vorhabenden Festungsbaues der Stadt bei Aufräumung dieses Platzes, den steinernen Sarg des obgedachten hier beigesetzt gewesenen Markgrafen entdeckte, worauf derselbe um diese Zeit in die unter dem Chore der Stiftskirche St. Blasii hieselbst befindliche Capelle, welche jetzt zum Herzoglichen Begräbnißgewölbe dient, beigesetzt wurde **). Der Mord des frommen Stifters und Mitbegründers dieser dem Zeitalter nach segensreichen Anstalt, dessen Bild mit dem seiner Gemahlinn an der Kirche daselbst zu sehen gewesen ist, wirft ein schlechtes Licht auf die Gesinnung des von Seiten des Papstes auch in Bann gerathenen Kaisers.

Ueber die nähern Umstände und das Vermögen dieses Stiftes und seiner Kirche, welche in Form eines griechischen Kreuzes wie anfänglich alle Kirchen Braunschweigs vor ihren Umbau, erbaut und mit zwei Thürmen versehen war, sind leider nur die in Rehtmeyer Kirchenhistorie Th. I. S. 34 erwähnten Documente über die geschenkte Advocatie Bennestorp, die Mühle zu Eisenbüttel rc.,

*) Auf Seite 337 des ersten Jahrganges ist die Jahrzahl von 1542 in 1545 umzuändern.
**) Siehe Seite 358 des ersten Jahrganges.

so wie die vorhin angemerkte halb vermoderte Urkunde des Pfalzgrafen Heinrich des Langen, dessen Vater Heinrich der Löwe sich 1168 mit Mathilde von England vermählte, noch vorhanden, und aus letzterer die reiche Beschenkung des Stiftes in zum Theil nicht mehr nachzuweisenden Ortschaften als Lutter, Veltzstede, Brovethe, Rüningen, Leyforde, Coggingen, Lithinge, Wolthorp, Werinböcke, Ereczinchusen, Widenhusen, Werdelinchusen u. s. w. zu ersehen, die in Geldzinsen, Korn, Hopfen, Honig, in Salz aus dem Salzwerke zu Dahlum, in einer Mühle zu Suhlingen, ja sogar in einer bequemen Herberge für den Vicedom des Stiftes und den Beamten des Probstes zu St. Crucis in dem Dorfe Eklege bestand, wenn dieselben die Zinsen dieser Stiftungen zu erheben hatten. Durch die Schlußformel dieses Documentes, welches die Worte enthält: „Wer nun aus frevelhaftem Uebermuthe solche Güter anzutasten sich nicht scheuen sollte, der sei hiermit verflucht und dem Bösen anheim „gegeben," glaubte man dessen Bestand für ewige Zeiten begründet und gesichert zu haben; indeß ergiebt schon nach Rehtmeyers Kirchengeschichte Th. I. S. 36 ein Brief des Papstes Clemens V. an den Decan der Kirche St. Crucis zu Hildesheim rc. vom Jahre 1312, so wie eine spätere Urkunde des Papstes Martinus V. gegeben zu Sevenne im Jahre 1417, daß theils von weltlichen Herren dem Stifte einige Güter abgenommen und die Einkünfte vorenthalten waren, theils auch mit dem Vermögen des Stiftes unachtsam verfahren sei, indem dem letztern Documente zufolge, der Papst den Bitten der geliebten Söhne, des Probstes und Dechanten zu St. Cyriaci Gehör gebend, den Dechanten der Kirche des heiligen Blasius in Braunschweig beauftragt, dafür Sorge zu tragen, daß die auf eine unerlaubte Weise etwa veräußerten und davon gebrachten Güter wieder in den rechtlichen Besitz dieser Kirche gelangen, und dabei alle Widersprechende bei aufgehobener Appellation mit der Kirchenbuße zu belegen. Wie reich die Kirche begabt war, beweisen die in- und außerhalb derselben gestifteten 21 Altäre und Capellen, bei welchen die Vicarien Dienst und Einkommen hatten, von denen die Urheber und Wohlthäter so weit sie in Erfahrung gebracht, genannt zu werden verdienen, da solche in der Kirchenhistorie nicht namhaft gemacht sind. Die Vicaria St. Matthiae durch Eckbert von Lutter fundirt im Jahre 1315; St. Petri von einem Priester Ehren Johann aus der Altenwiek gestiftet 1298; dieser Altar hatte auch einen Zins an der Mühle hinter der Burg stehen, um welchen sich die Stiftsherren mit dem Müller Cord im J. 1337 verglichen. Die Praepositi Vicaria St. Matthiae durch den Priester Bernd von Hauerla 1309 errichtet; St. Nicolai von dem Canonicus Dietrich von der Leine 1293 begründet; Beatae Mariae Virginis im Jahre 1308 durch Hermann von Ursleue, einem Bürger der Stadt unter dem Thurme der Kirche fundirt; St. Crucis von einem Canonicus dieses Stiftes Ehren Dietrich, wahrscheinlich dem vorhin genannten 1281; ferner St Michaelis im Jahre 1346 durch Eckbert von Scheueling; die Capelle Beatae Virginis in der Mitte des Chores der Kirche befindlich, Anno 1321 von dem Bürger Hans von Aluelde; so wie endlich Omnium

Sanctorum (Aller heiligen Fest) im Jahre 1330 durch den Pfarrherrn Ehren Johann, der zugleich Canonicus zu St. Cyriaci war, gestiftet. Der Altar St. Andree lag vor der Thür bei dem großen Weihekessel; seine Fundation kann nicht bestimmt werden. Der in diesen Capellen und an den Altären von dem geistlichen Personale zu verrichtende Gottesdienst an den zahlreichen Heiligenfesten, so wie die durch Vermächtnisse und Memorien zu haltende große Anzahl von Vigilien und Seelenmessen für die verstorbenen Wohlthäter, war gewiß in mancher Hinsicht lästig zu nennen, weshalb denn auch im Jahre 1448 durch den Dechant Lambert Dagevorde, die vier Canonici und das ganze Capitel der Kirche beschlossen wurde, gegenwärtig ein festes Andenken begründen zu wollen, eingedenk des Spruchs: „wenn die Geschenke im Wachs„thum begriffen sind, auch die Berechnung derselben sich vermehre;“ es auch recht und billig sei, bei der Vermehrung der von Rechtgläubigen herkommenden Almosen auch die Antheile der Nutznießer derselben zu vergrößern, wie solches bei ihren Vorfahren schon nach dem Fundationsbriefe der Fall gewesen, daher denn für die Folge die Wohlthäter-Memorien auf dem Chore unter dem Dechant, den Canonicis und Vicarien gleichmäßig vertheilt werden sollten. Eine Vertheilung auch nicht wie bisher vier, fünf bis sieben Mal im Jahre, sondern in jedem Monate und an jedem ersten Werktage desselben geschehen, die Memorie des Abends mit Vigilien und am nächsten Morgen mit Messen für die Verstorbenen andächtig vollzogen werden solle, und dabei zwei rheinische Gulden von schon angeschafften Gefällen zur Theilung kommen. Die Hauptsummen dieser Rente zu 24 Gulden jährlich waren theils bei dem Rathe in Halberstadt, dem Kloster zu Riddagshausen, wie auch an dem der Kirche dieses Stifts gegenüber liegenden sogenannten Dickhofe belegt.

Gleichwie auf dieser Seite eine ordnungsmäßige Verwaltung vorherrschte: so war auch andrerseits der öconomische Haushalt des Stiftes wohl geordnet, Küche und Keller durch reichliche Gefälle und Schenkungen wohl versorgt, das Schlafhaus für die als Gäste oder Wanderer zu den Wallfahrten und Processionen einkehrenden Fremden mit nöthigen Gastbetten versehen und dem Krankenhause die bedürftige Pflege zugetheilt.

Große Vortheile des Stiftes bestanden in den ihm von Päbsten und Cardinälen ertheilten Ablaßbriefen für diejenigen, welche die benannten Festtage der Kirche mit Andacht besuchten, den Gottesdienst daselbst beiwohnten und zu Bau und Verzierung derselben Güter bescherten. Dergleichen Gläubigen konnten nach dem Briefe des Cardinals Nicolaus vom 16. Juli 1451 vom Stifte 100 Tage Ablaß ertheilt werden. Ferner bestanden solche in der Ausübung des Patronatsrechts über die St. Petri Kirche in Braunschweig; (Siehe Alterthümer Braunschweigs S. 52) in der Aufnahme frommer Männer in die Brüderschaft des Stiftes gegen Erlegung einer Summe, wie solches z. B. mit dem hiesigen Bürger Johann Karlsoy schon 1337 geschah; in der Vollziehung des Executions-Gerichtes, welches dem Stifte in Ober- und Niedersikte zu halten schon im Jahre 1386 zustand; in der Weide des Viehes auf dem vor dem

Hohenthore belegenen Altfelde, dem ältesten Felde der Stadt; in der eignen freien Weide hinter dem Berge des Stiftes; in der Ausübung der Gerichtspflege in mehrern Ortschaften soweit der Grundbesitz reichte, die dem Stifte jedoch nach der Zerstörung vom Rathe streitig gemacht wurde. Ferner in der Steuerfreiheit aller Personen dieses Stiftes, welche Rechte ihnen nach ihrer Behauptung in der nicht mehr vorhandenen Stiftungsurkunde von 1069; ferner in einem vom Rathe sub dato 1295 den 10. Kalen. Mai herausgegebenen Briefe und in dem Vergleiche zwischen Herzog Heinrich und Albrecht 1314 nach dem eignen Anführen des Rathes ertheilt und in einer Urkunde Herzogs Wilhelm des Aeltern von 1473 wiederholt zugesichert war. Indeß scheint diese Befreiung schon im Jahre 1386 theilweise verloren gegangen zu sein, da die nicht zum geistlichen Personale gehörenden übrigen Bewohner des Berges zur Erlegung des Schosses seit diesem Jahre von Seiten der Altstadt herangezogen wurden. Merkwürdig bleibt es, wie der Rath in den über die Entschädigung des Stiftes mit demselben geführten Processe im Jahre 1588 keine Kunde von jenen Schoßregistern des Jahres 1386 hatte; sich nur auf die 100 Jahre später geführten Rechnungen bezog und auch die hierin angeführten Bemerkungen über die Erlegung des Schosses nicht recht ausdeuten konnte; ein Beweis, in welchem Zustande schon damals das ältere Archiv sich befinden mußte. Uebrigens darf in Hinsicht dieses letzten Punktes hier nicht unbemerkt bleiben, daß nach dem Zeugnisse zweier wohlunterrichteter Personen des Fürstlichen Hauses die Stadt Braunschweig bei der Uebergabe im Jahre 1671 wenigstens um eine Million Thaler am Vermögen reicher gewesen und geblieben sein würde, wenn der Rath nach dem Beispiele seiner durch Unglück im Jahre 1374 belehrten Vorfahren, sich und seine Mitbürger getreu von den wirklich vorhandenen alten Gerechtsamen der Stadt und ihrem Ursprunge stets wie vorgeschrieben, unterrichtet, und nicht entweder aus Unbeachtung oder gar mit absichtlichem Verschweigen derselben, den unglücklichen Versuch gemacht hätte, durch langjährige so kostspielige Processe und Fehden sich von der Herrschaft ihres angestammten Fürstenhauses los zu machen, und die ihr nie zustehenden Rechte einer freien Reichsstadt gewinnen zu wollen. Ein Beweis mehr, wie äußerst nachtheilig dem eignen Besitzer älterer Urkunden es oft werden kann, wenn deren Inhalt nicht zur Kenntniß Anderer gelangt und verschwiegen wird, und ist es daher um so lobenswerther, daß in neuerer Zeit jene Heimlichhaltung von Urkunden der Archive an mehrern Orten abgeschafft und der Zugang zu ihnen erleichtert ist.

Durch den immer mehr wachsenden Reichthum dieses Capitels wurden nun manche Güter und Gerechtsame wie z. B. im Jahre 1317 von den Herzögen Albert und Otto die Advocatie Valstedt mit aller Gerechtigkeit noch zugekauft, Ländereien, Wiesen und Holzungen durch Kauf und Schenkung erworben und baare Gelder auf Renten ausgeliehen, wie im Jahre 1480 geschah, wo dem Herzoge Wilhelm dem Aeltern für den ihm zu Königslutter abgekauften Zoll ein Tausend Gulden gezahlt; ferner 1488 wo der Mutter Herzogs Heinrich des Jüngern zur Einlösung der Burg Gifhorn 760 Gulden geliehen sind,

für welche Summe die Aufkünfte des dasigen Zolles hafteten. Die Grundbesitzungen wurden verpachtet, oder als Familien-Lehne wiederum von der Probstei des Stiftes ausgethan und im Laufe der Zeit sieben verschiedene Familien als die von Damm, Günther, Fuhrmann, von Meding, von Moller, Spieß, von Döring und von Strombeck mit Höfen, Land und Wiesen in verschiedenen Ortschaften beliehen. Diese uralten Lehen sind seit dem 28. März 1837 durch die Aufhebung der Lehnsverhältnisse in freies Eigenthum, über welches die Familien nach Gefallen verfügen können, verwandelt. Uebrigens hatte auch der Probst zu St. Cyriaci als Patron der Kirchen zu Vallstedt und Mörse, die Pfarrstellen daselbst zu besetzen.

Von dem Personale dieses Stiftes, so lange dasselbe bestand, verdient noch die Reihefolge der Pröbste als erste geistliche Behörde angeführt zu werden; indeß ist von ihnen seit der Begründung erst im Jahre 1206 der Name Volpertus bekannt, welcher Familie derselbe jedoch zugehörte, ist nicht nachzuweisen, in Urkunden kömmt derselbe bis zum Jahre 1226 noch als Zeuge vor. Im Jahre 1238 und 1239 war Crachto Probst und versahe dasselbe Amt bei dem Stift St. Blasii. Sein Nachfolger wird der Graf Heinrich von Gleichen gewesen sein, der 1246 diesen Posten bekleidete; auf ihn erscheint im Jahre 1290 ein anderer Heinrich ohne weitere Benennung, derselbe war zugleich Canonicus zu St. Blasii. Von 1338 bis 1349 folgte Ludolph von Honleghe als Probst, dem wahrscheinlich der Graf Heinrich von Swalenberghe um 1369 succedirte; so wie auf diesen Bertram von Veltum um 1388 gefolgt sein wird. Ein gewisser Conrad erscheint um 1391 als Probst, nach diesem erst im Jahre 1432 Heinrich Spanghe, dem Luder Horuburg im Amte nachgekommen sein wird und 1441 vorkömmt, dasselbe auch noch 1493 bekleidete; Heyno von dem Werder 1499 genannt, wird der Nachfolger desselben sein, dieser war auch Probst zu Ebsdorf und Domdechant zu Hildesheim und starb am 31. Mai 1535. Darauf folgte Conrad König 1536 und bekleidete das Amt bis zu seinem am 29. September 1574 stattgefundenen Ableben. Otto Möller gelangte 1575 zu dieser Würde, obgleich er noch minorenn war, weshalb dessen Vater, der Doctor der Rechte Joachim Möller in demselben Jahre einen probsteilichen Brief für ihn ausstellen mußte; jener bekleidete dies Amt noch 1599. Es ist ungewiß, ob man Johann von Ußlar, welcher 1630 diesen Posten versah, seinen Nachfolger nennen kann; auf diesen jedoch folgte der Doctor beider Rechte Barthold Volkmar, geboren 1557 und am 27. November 1645 zu Bückeburg verstorben. Der Geheimerath und Canzler Heinrich Schrader, Besitzer des Gutes zu Sickte, jenem nachfolgend, war am 9. Oct. 1601 geboren, starb allhier am 22. Apr. 1672 und liegt in der Catharinenkirche hieselbst begraben. Dieser war der Letzte, welcher die Stelle eines Probstes St. Cyriaci allein bekleidete; indem seine Nachfolger dieselbe auch bei dem Stifte St. Blasii versahen, und beide Capitel von da an auf das engste verbunden worden sind. Friedrich von Heimburg, Erbherr auf Goltern, Geheimeraths-Präsident und Berghauptmann zu Braunschweig, war nun der erste Probst,

welcher seine Stelle von der Fürstl. Braunschw. Wolfenb. Linie erhielt, indem das Patronatrecht des Gesammthauses über beide Stifter mit dem Jahre 1671 erlosch, und er beide Probsteien bis 1689, wo er resignirte, besaß. Nach dessen am 16ten Juli 1690 erfolgten Tode wurde zum Nachfolger der Geheimerath, Oberhofmarschall und Obrist der Leibgarde zu Pferde, Bernhard Friedrich von Krosek erwählt, und ihm die Präsentation zu dieser Stelle von den Herzögen Rudolph August und Anton Ulrich am 4. Februar 1690 eingehändigt; indeß verweigerte das Stift St. Blasii statutenmäßig die Einführung desselben, weil eine Militairperson zu diesem Amte nicht zugelassen werden könnte, und bezog das Stift die probsteilichen Einkünfte während dieser Vacanz bis zu dessen Verzichtung, worauf der Oberhauptmann Georg Friedrich von Spörken allhier, der schon seit 1694 präsentirt war, von 1696 bis 1701 diese Würde bekleidete. Im Jahre 1701 erhielt Ferdinand Albrecht II. Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, welcher am 3. September 1733 als regierender Herr, mit Tode abging, diesen Posten, überließ solchen indeß schon 1705 seinem Bruder, dem Herzog Ferdinand Christian, der nach kurzer Zeit am 12. December 1706 verstarb Dieser war ein Sohn des zu Bevern residirenden Herzogs Ferdinand Albrecht I. mit dem Beinamen: des Wunderlichen. Ihm folgte im Jahre 1707 sein Zwillingsbruder Ernst Ferdinand als Probst und wurde für ihn und seine Nachkommenschaft seit dem Jahre 1710 diese Würde zu einer erblichen erhoben; weshalb derselbe mit seinen Nachfolgern auch den Titel eines Erbdomprobstes beider Stifter annahm, sich auch um die Verbesserung beider Stifter dadurch sehr verdient machte, daß er mit rastloser Thätigkeit und großem Kostenaufwand, auch vielem Glück, manche durch nachlässige Verwaltung der Vorgänger abhanden gekommene, oder verdunkelte Güter wieder herbei schaffte und das Beste der Probsteien stets im Auge hatte. Nach seinem am 14. April 1746 erfolgten Tode ging die Probstei durch Erbrecht auf seinen im preußischen Militairdienst befindlichen, am 10. Octbr. 1715 gebornen, ältesten Sohn, den Herzog August Wilhelm über. Derselbe bekleidete diesen Posten bis zum 2. August 1782, an welchem Tage er als Gouverneur zu Stettin verstarb und nachher im hiesigen Fürstl. Begräbnißgewölbe beigesetzt wurde. Ihm folgte in der Würde sein Bruder, der Herzog Friedrich Carl Ferdinand, Feldmarschall in Königl. Dänischen Diensten, geboren am 5. April 1729. Er bekleidete solche, bis er zu Glücksburg, im Herzogthum Schleßwig, wo er residirte, am 27. April 1809 sein Leben, als letzter Sprosse zugleich die Herzogl. Braunschweig-Bevernsche jüngste Linie und unbewußt auch die lange Reihe der Pröbste, dieser der uralten, bis an seinen Tod fortgeblühet habenden beiden Stifter, beschloß.

Von den Dechanten dieses Stiftes mögen hier der Kürze wegen nur die ältesten und jüngsten folgen: Elias lebte als solcher um das Jahr 1226 und starb 1232; Olricus lebte 1232, Hermannus 1242; als die drei jüngsten Wilhelm Andreas Ludewig Falke, Hofrath, introducirt am 3. Mai 1796, starb im Mai 1802; Friedrich Gottlob von Bülow, Oberhofmeister, in-

troducirt am 1. Juli 1802, starb 1805; endlich der letzte Joachim Heinrich Campe, Schulrath, introducirt am 31. August 1805, starb am 22. October 1818 im 71. Jahre.

Die Zahl der Canonici belief sich in den Jahren 1337 und 1357, so weit dieselben in den Urkunden vorkommen, auf drei; nemlich im ersten Jahre Dyderik von Weverlinghe, Thomas und Mester Jon van Gheyßmar, im Jahre 1357 waren es Lippoldes von Godenstede, Hermann von Geißmar und Thomas von Calve. Zwei Jahr vor der Zerstörung 1543 hatte das Stift einen Probst, einen Dechant, fünf gegenwärtige und sechs abwesende Canonici, einen Prädicant, sechszehn Vicarien und drei Commendisten, vier Chorales, 1 Schulmeister, 1 Kämmerer und 1 Küster. Bei dem im Jahre 1483 über die Verbesserung der Statuten gehaltenen General-Capitel waren neun Canonici gegenwärtig; bei der Zerstörung 1545 werden vier Wohnungen der Canonici nachgewiesen. Bei den Verhandlungen im Jahre 1575 wird die Zahl der Canonici mit dem Dechant und Scholaster auf dreizehn, so wie der Vicarien auf eben soviel angegeben, außerdem waren noch einige Commendisten, ein Syndicus, acht Commissarii, ein Kornschreiber, ein Thorwärter, ein Kuhhirt u. s. w. Ein bestimmtes Personal der geistlichen Bedienung der Altäre und Capellen kann nicht angenommen werden, da es von ihnen abhing, die geistlichen Lehen vielen oder wenigen zu conferiren. Der neu erwählte Canonicus mußte, nachdem er Possession von seinem Amte genommen, 30 Rheinische Goldgulden zum Besten der Kirche erlegen, so wie zehn Ellen langes Hagisches Tuch, womit der Cämmerer und Glöckner gekleidet wurden, bezahlen. Wenn der Canonicus noch andere geistliche Orden hatte und vielleicht Studirens halber auf eine Universität gehen wollte, mußte er dazu die Erlaubniß vom Capitel einholen, welche ihm dann auf drei Jahr ertheilt und während dieser Zeit seine ganze Präbende an Korn und Präsensgeldern, die zufälligen Aufkünfte ausgenommen, verabfolgt wurde. Zu Wallfahrten an heilige Oerter aus Andacht oder zu Erfüllung eines Gelübdes ertheilte das Capitel unter gleichen Begünstigungen ohne einigen Widerspruch sogleich die Erlaubniß. Die Vicarien mußten zu ihren Reisen die Einwilligung des Dechanten einholen, war aber einer derselben mit Bewilligung des Capitels längere Zeit abwesend, so wurde ihm ein bedingter, nicht immer bleibender Vicarius, den man Officiant nannte, substituirt. Secretaire und Hofcapellane, welche ihrer Geschäfte wegen von den kirchlichen Verrichtungen abgehalten wurden, führte man als abwesend auf.

Die Versammlung des Capitels geschahe an jedem Freitage Nachmittag nach ein Uhr, im Fall kein hoher Festtag daran hinderte, und durfte ohne hinlängliche Gründe nicht versäumt werden. Der Cämmerer und Schulrector so auch der Subdiaconus wurden vom Capitel auf allgemeinen Consens und Schluß angenommen und entlassen. Letzterer hatte der Herren Kornhaus zu verwahren und das Schlafhaus in Obhut zu nehmen, wofür ihm vom Riedemeister, welcher die Korn- und Geldzinsen als Monitor einzufordern hatte, die Besoldung ausgezahlt wurde; ein anderer Monitor erhob die Zinsen aus der Stadt und

führte den Namen Bursarius. Der Organist, Küster und Glöckner erhielten gleichfalls unter obigen Beziehungen ihre Anstellung, letzterer alljährlich vier Schilling Gehalt und ein Paar Handschuh, mußte aber wegen Gebrauchs der Kirchensachen eine Caution stellen. Zu den Kleinodien führte der Dechant so wie ein Canonicus und der Rechnungsführer des Fabrikregisters oder Register ad fabricam, in welches die Gelder bei Vacanzen und Entsagungen flossen, jeder einen Schlüssel. Ersterer hatte auch das Siegel und die Privilegia des Stiftes in seiner Verwahrung. Mit der Führung des Custodien-Registers war die Reinerhaltung der Handtücher oder Dwelen, des Leinenzeugs, die Instanderhaltung der verschiedenen Glocken als der prima-Glocke, Sacraments-Glocke und derjenigen Glocke, womit alle Mittage und Abende zu dem ave maria geläutet wurde, welche Glocke noch im Jahre 1510 ein Vermächtniß von einem Gulden erhielt, verbunden. Ferner geschahe daraus die Unterhaltung der Klingeln, Sprengel, Wedeln, Ruckeln (einem Kleidungsstück der Priester), des Bettes für den in der Kirche zur Sicherheit schlafenden Opferschülers, der Fahnen, Gefäße zum Weihwasser, die Anschaffung des Weins und der Oblaten, des Räucherwerkes, des Thymians zu den Festen und vorzüglich des Oeles zu den Lampen, von welchen eine auf dem Chor, die andere St. Ciriaci Lampe vor demselben und eine dritte in die Ehre des heiligen Kreuzes bei dem Taufsteine unaufhörlich brannten, einige andere vor St. Petri Altar so wie auf Unser lieben Frauen Altar unter dem Thurme wurden angezündet, wenn man auf der Orgel zu spielen begann und die Früh- und Hochmesse ihren Anfang nahm und brannte bis zu Ende der Messe. Die größte Ausgabe in dieser Berechnung war indeß für das alljährlich sich an 350 Pfund belaufende Wachs zu den Kerzen in den verschiedenen Festen zur Erleuchtung der Heiligthümer, zu der Elevation oder Erhebung der Hostie und des Kelches, ferner auf den hohen Altar, vor das Kreuz; für die Canonicis einen sogenannten Stapel von ¾ Pfund; zwei Lichter den Knaben, so das Halleluja sangen, acht dergleichen auf das Schlafhaus, so wie endlich zu den Metten, zu allen Bet- und Singestunden. Das Pfund Wachs bezahlte man im Jahre 1388 mit einem Schilling, im J. 1486 mit funfzehn Pfennig. Nachdem das Stift, veranlaßt durch die von den Herzögen als ihren Patronen in letzter Zeit ausgeschriebenen, zu erlegenden schweren Schatzungen und Zulagen, die sich bis zum Jahre 1543 für dasselbe auf 8000 Goldgulden beliefen, viele seiner Grundstücke und Einkünfte durch Verkaufung und Versetzung verloren hatte, bestand dessen Einkommen um diese Zeit jährlich noch in 384 Gulden 4 Schilling an Geldzinsen so wie in 386 Scheffel Rocken, 83 Scheffel Gersten, 38 Scheffel Weitzen und 193 ½ Scheffel 4 Ht. Hafer an Kornzinsen, letztere wurden im Kornhause aufgeschüttet, um als Gehalte oder im Haushalt verbraucht zu werden. Außerdem besaß der Küster noch einige Kornzinsen; so wie die Canonici und Vicarien unter sich in einem gemeinschaftlichen Kornhause noch jährlich ungefähr 60 Scheffel an Korn zu theilen, der Probst 17 Scheffel Korn und 31 ½ Gulden an Gelde und der Decanus 21 Scheffel Korn als besondere Revenüen zu empfangen hatten, ohne die

zu gewissen Zeiten auf dem Chore für die kirchlichen Verrichtungen zu vertheilenden Vermächtnisse.

Zu den von den Stiftern und Klöstern zunächst ausgegangenen wohlthätigen Anstalten, denen wir noch die Erhaltung mancher geschichtlichen Werke durch sorgfältiges und mühsames Abschreiben, so wie die Anlegung von Bibliotheken verdanken, gehört unstreitig auch die Einrichtung sogenannter Trivial- oder Gelehrten-Schulen, in welchen die Schüler in einer der drei freien Künste, Grammatik, Musik und Arithmetik unterrichtet wurden. Eine solche ist bereits im J. 1370 nach der von den Prälaten, dem Abt zu St. Egidien, dem Decan zu St. Cyriaci und dem Scholasticus zu St. Blasii errichteten Concordanz über das Schulregiment der Schulen bei diesen drei Stiftern, und wahrscheinlich weit früher schon, wie solches zu St. Egidien 1170 der Fall war, vorhanden gewesen. Auch wird bereits im Jahre 1313 der Schüler allhier in der Stadt gedacht und 1359, wie vorhin bemerkt ist, in dem Testamente des Bürgers Meynecke von Tzicte jedem Schüler des Stiftes zwei Schillinge vermacht. Die Schlafschüler, über welche der Opfermann zunächst die Aufsicht führte, die der Reihe nach in einem Bette in der Kirche zur Bewachung der heiligen Gefäße, Kostbarkeiten und Reliquien schliefen, wurden zum Dienst der Kirche erzogen. Außerdem bestand noch eine sogenannte Schreibschule für die Kinder der Bürger aus der Stadt, der ein Schulmeister mit den nöthigen Locaten vorstand. Der Schulmeister, dessen Annahme vorhin erwähnt ist, erhielt vom Capitel keine Besoldung, sondern nur einige kleine Präsente aus dem Chore, dagegen aber erhob er das Schulgeld von seinen Schülern, wovon die Schlafschüler befreiet waren; sie hatten indeß für ihren Unterricht den Schulmeister mit Essen und Trinken zu versorgen. Der weite beschwerliche Schulweg, welchen die Stadtkinder, um etwas mehr als Schreiben und Rechnen zu erlernen, zu dieser Schule hatten, so wie andere Streitigkeiten, veranlaßten den Rath, dem schon längst die Wohlhabenheit dieses Stiftes ein Dorn im Auge war, im Jahre 1415 in der Jacobsstraße, so wie zu St. Catharinen, eine Schule zu erbauen, in welcher nach späterhin eingeholter Erlaubniß des Pabstes Johann XXIII. die höhern Künste gelehrt werden sollten. Den hieraus entstandenen Streit hat Rehtmeyer in seiner Kirchengeschichte hinlänglich beschrieben und gehört derselbe, da noch manches hinzuzufügen ist, nicht weiter hieher. Mit den Herzögen Berndt und Hinrick von Braunschweig und Lüneburg auf Seiten der Stifter wurde bereits 1416 ein Vergleich auf drei Jahr vorerst, als solange diese Schule einstweilen ohne Einsage bestehen und die weitere Aussöhnung von Seiten der Fürsten mit der Geistlichkeit des Stifts St. Blasii und dem Rathe versucht werden sollte, abgeschlossen. Wenn eine Einigung nicht zu Stande gekommen, so sollte nach Ablauf der Zeit jeder Theil sein Recht weiter suchen, die Schule zu St. Blasii aber aufgeschlossen und jedem Bürgerkinde und Schüler, dem es gelüste, dieselbe zu besuchen erlaubt werden, woran sie der Rath nicht weiter hindern dürfe. Auch eine Bibliothek besaß dieses Stift; dieselbe wurde im Jahre 1448 in dem neu erbaueten Locale über der Lieben Frauen Capelle

wiederum aufgestellt, die Bücher an Ketten an eiserne Stangen auf den Pulpeten angeschlossen, und eine besondere Ordnung über den Gebrauch derselben zum Studiren und Verleihen entworfen.

Bevor wir mit dem Personale des Stifts St. Cyriaci schließen, möchten noch die ersten Gewerbe- und Ackerbau treibenden übrigen Bewohner desselben, welche sich dort nach und nach niedergelassen hatten, und vom Rathe besteuert wurden, nach den ältesten späterhin unbekannten Schoß-Registern von 1386 namhaft zu machen sein, weil hierin mit der Anfang der vom Rathe über das Stift behaupteten Gerechtsame und der Grund zu weitern Streitigkeiten liegt. Unter dem Namen de berch, womit man dieses Stift wegen seiner Lage kurzweg bezeichnete, kommt zuerst 1386 hinrick stendecker vor, mit der Bemerkung, „soll dem Rathe vier Tage dekken" — statt des Schoßes also arbeiten, was häufig geschah, wenn der Debent nicht baar zahlen konnte; wahrscheinlich wohnten noch andere zahlbare Leute daselbst, indem 1378 schon acht Bewohner, als Berchusen, Bele under der Widen, unter den Weiden, welche nahe am Stifte lagen, Lobeke, Voß, Sperlingh, der Betteschen hus, Olrik und Frike van dem Damme aufgeführt sind, und zum Schosse schworen, letzterer wahrscheinlich wegen seiner daselbst liegenden Grundstücke. In den spätern Jahren bis 1403 vermehrt sich die Zahl auf 19 Bewohner, darunter ein Oelschläger, ein Schmied, ein Kohlenträger, ein Hirte und ein Gärtner befindlich sind. Dagegen waren die dem Stifte zugehörigen Grundstücke in der Umgebung desselben gegen gewissen Zins, der sich vom Morgen Acker auf 6 bis 12 Schilling belief, an die Bürger der Stadt überlassen.

Durch den auf dem Concilio zu Constanz 1414 angezündeten Scheiterhaufen mußte ein Johann Huß und Hieronymus von Prag als erste Opfer für die Wahrheit der aus der Finsterniß hervortretenden Reformation fallen; indeß glimmte der Funken der Aufklärung lustig weiter und wurde 100 Jahre später durch Luther wieder zur hellauflodernden sich weit verbreitenden und leuchtenden Flamme. Auch in der Stadt Braunschweig fand nach einigen stürmischen Auftritten die angefangene Reformation bald Eingang und suchte zum Lobe der Bürger, von welchen sie unter Mitwirkung des Lehrers an der Schule dieses Stiftes Johann Lafferde aus dem hiesigen alten Geschlechte der von Lafferde zuerst kräftig unterstützt wurde, (Siehe Seite 167 des Jahrganges 1843) sich fest zu begründen. Mochte eines Theils dies die Ursache sein, weshalb man den unter dem Schutze des Herzogs Heinrich d. J. sich nicht sogleich zum Uebertritt zur reinen Lehre entschließenden Stiftern, einen Haß zuwarf, oder einen Anstoß an der mitunter ärgerlichen Lebensart der geistlichen Herren und ihrer Concubinen nahm; oder war es, wie wohl anzunehmen ist, größtentheils auch der Neid, den die reiche Ausstattung der außerhalb der Stadt liegenden Stifter durch ihre sich um die Stadt her verbreitenden Ländereien rc., in dem Rathe erweckte, und ihn nach dem Besitze derselben lüstern machte, obgleich die Bürger solche bisher unter billigen Abgaben benutzten, und das Stift bei jeder Streitigkeit sich nur auf sein Recht, Gnade, Freiheit und gute alte Gewohnheit

bezog, mit den ohne liegende Gründe versehenen Klöstern in der Stadt der Rath auch besser harmonirte, genug es mußte zu einem Gewaltstreiche irgend ein Vorwand gebraucht werden. Hierzu sollte denn die damalige Feindseligkeit der Stadt mit ihrem Fürsten Herzoge Heinrich d. J. dem Befehlshaber der, der Reformation und dem schmalkaldischen Bunde widerstrebenden Gegenpartei, dienen. In Folge mehrerer Streitigkeiten über die Grenzen der Gerichtsbarkeit dieses Stiftes, von welchen schon 100 Jahre vorher der Rath mit Unrecht dem Stifte mehreres zu entziehen und dasselbe einzuengen versuchte, ließ der Rath allen geistlichen Personen desselben im Jahre 1540 den Eintritt in die Stadt und die Haltung ihrer Gesänge und Ausübung der Ceremonien durch Zuschließung der Stiftskirchen verbieten. Mit dem Jahre 1542 war der Zwist zum offenen Ausbruche gekommen und die Abwesenheit des Fürsten benutzend, mußte zuerst das nahe liegende Kloster Riddagshausen bei Braunschweig die Erbitterung der Bürger unter ähnlichem Vorwande durch eine Erstürmung und Plünderung erfahren, obwohl kurz vorher in dem Kreuzgange eben dieses Klosters vom Rathe eine friedliche Zusage geschehen war. Die Reformation ging nun, nachdem die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes Wolfenbüttel in Besitz genommen hatten, im ganzen Lande mit raschen Schritten vorwärts und die Stadt durch diesen Bund geschützt, sandte im Jahre 1545 in der Mitte des Monats September an einem Sonnabend, unter dem Vorgeben, daß der Feind bei Belagerung der Stadt sich des Stiftes als Schutzwehr bedienen könnte, ihren Marktmeister Diedrich Krossen auf den Berg mit dem Befehle, den Pfaffen und andern daselbst wohnenden Leuten von Haus zu Haus anzusagen, der Rath wäre bedacht, den Bergthurm über den Haufen schießen zu lassen, weshalb ein Jeder sich vorsehen und über die Seite gehen möge. Nicht lange vorher hatte der Rath schon ein kleines an der Oker stehendes dem Stifte gehöriges Häuschen abbrechen lassen und an sich genommen. Kurz hernach wurde auch sogleich mit den groben Stücken aus der Stadt nicht allein auf den Thurm, sondern auch auf das Schlaf- und Kornhaus geschossen, einige Balken zerschmettert und sämmtliche Bewohner in Aufruhr gebracht. Dadurch auf das heftigste erschrocken, sandten die Canonici aus ihrer Mitte zwei der angesehensten Mitglieder denselben Tag gegen Abend zur Stadt auf die Münzschmiede am Kohlmarkte, wo der Rath versammelt war, ließen den ersten Bürgermeister Curdt von Damm herausbitten und stellten ihm vor um Gotteswillen doch zu verfügen, daß ihre Kirche verschont bleibe, weil die Capitularen noch ihre sämmtlichen Kleinodien, Siegel und Briefe in den Clausuren oder Laden verschlossen und durch ihre Patrone versiegelt liegen hätten, sie dürften daher ohne Consens derselben die Schlösser und Siegel nicht erbrechen, hätten dieserhalb eine Deputation nach Wolfenbüttel gesandt, sich Raths zu erholen, welche aber noch nicht zurückgekehrt sei. Der Bürgermeister gab ihnen zur Antwort: weil es nunmehr Abend und die Nacht hereinbreche, würde es diesen Tag mit ihrer Kirche wohl keine Noth haben, was aber den folgenden Tag geschehen werde, könne er nicht wissen. Damit ging er wieder in die Rathsstube, ließ die Gesandtschaft stehen

und wollte von ihr kein Wort mehr hören. Am folgenden Tage ließ der Rath den in seinen Diensten stehenden Hauptmann oder Amtmann (wahrscheinlich versahe er nur den letztern Dienst über die Aemter des Rathes) Lüddeke Harmens anbefehlen, mit den Dienern nach dem Berge Cyriaci zu reiten und denselben anzuzünden. Dieser aber weigerte sich des Auftrags unter dem Vorgeben: er habe öfters mit den guten Freunden daselbst gegessen und getrunken, könne deshalb solche That zu verüben nicht über sein Herz bringen und wolle lieber seines Dienstes entsagen, ein Edler Rath habe wohl andere Diener dazu. Darauf schickte der Rath den Voigt Buschmann und Markmeister Diedrich Krossen mit Feuer und Pulver hinaus, um den Berg anzuzünden und in Asche zu legen, welche auch, nachdem sie dort angekommen, einigen aus und in die Kirche gehenden Leuten sagten: Machet euch von hinnen, wir wollen diesen Ort verbrennen, und dadurch großen Schreck und Lärm verbreiteten. Während nun die Hinausgesandten damit umgingen ihr Werk zu beginnen und der ganze Rath auf dem Rondele am Michaelis Thore stand, dem Schauspiele zuzusehen, hatte sich eine Anzahl der nahen Bewohner dieses Thores eingefunden und ersuchten den Rath bittlich und fleißig, mit der Anzündung des Berges noch eine Zeitlang Anstand zu nehmen, da der Wind so stark gehe und der Stadt daraus leicht ein großes Unglück entstehen könne. Diesen Bitten nachgebend, ließ der Rath für dasmal den Voigt und Markmeister wieder zurückrufen und unterblieb somit die Anzündung des Stiftes.

Die folgenden Tage aber zogen einige Tausend Menschen mit Aexten, Beilen, Hacken und andern Instrumenten versehen, aus der Stadt nach dem Berge und fingen bei den Häusern an zu hauen, zu schlagen und umzureißen, was sie konnten, was aber niedergerissen und zerschlagen war, trugen sie nach Belieben davon, ein Jeder wohin er wollte, wodurch denn ein so großes Gedränge entstand, daß einer dem andern fast nicht weichen konnte. Der Rath gab auch seinen Dienern alles Preis, was Ehrn Andreas Meier in seinem Hause hinterlassen hatte; über dies Gut wurden die Diener unter sich so uneinig, daß sie zu ihren Waffen griffen und sich balgen wollten.

Darauf sandte der Rath einige Maurer und Steinhauer hinaus auf den Berg, mit dem Befehle, den Kirchthurm unten auszuhauen, und so über den Haufen zu werfen, was auch geschah, und nachdem sie hiemit fertig waren, machten sie sich an die Kirche selbst, hieben darin alle Pfeiler um, so daß sie mit großem Gekrach über den Haufen fiel. Nach diesem wurden auch die andern Gebäude daselbst, die Schule, das Chor, die Kreuzgänge, Kornhaus und zuletzt die Mauer um den Kirchhof, in Summa alles Mauerwerk niedergerissen und der Erde gleich gemacht, so daß der Ort dem zerstörten Jerusalem nicht unähnlich war. Dabei ließ es der Rath indeß nicht bewenden, sondern die ihm untergebenen Bauern aus dem Eichgericht aufbieten und durch sie die auf dem Berge stehenden schönen Nußbäume, wie auch die Erlen, Weiden, Eschen, Tannen, Pappeln, Linden und andere Bäume (darunter auch eine alte der Sitte gemäß auf dem Kirchhof gepflanzte ehrwürdige Linde) an der Erde abhauen

und über den Haufen stürzen, wodurch den Capitularen kein geringer Schaden auch für die Folge, zugefügt wurde. Zuletzt ließ der Bürgermeister Curdt von Damm noch einige Pfaffen vor sich fordern und andeuten: dafern einer von ihnen noch etwas auf dem Berge hätte, das solle er abbrechen und wegführen lassen; denn E. E. Rath werde Alles was daselbst verbliebe, dem Volke Preis geben. Somit sind diese schönen Gebäude gänzlich zerstört, zernichtet und zu Grunde gerissen, worüber große Klage und viele Weitläuftigkeiten entstanden sind, bis die Sache endlich in Güte beigelegt worden.

Dies ist mit weniger Abänderung der Schreibart der in der Bücher-Auction des Archiv-Secretairs Wöhner zu Wolfenbüttel für 30 Thaler einst verkaufte Bericht eines Augenzeugen über diese eigenthümliche Art der Zerstörung eines ganzen Ortes, von dem keine Spur als der Name Möncheberg, welcher seine Lage noch bezeichnet, übrig geblieben ist.

In Folge dieser wohl nie zu entschuldigenden harten Maaßregel des Rathes, zerstreueten sich die Stiftspersonen nach verschiedenen Orten, nur wenige zogen mit Erlaubniß des Rathes in die Stadt, der größte Theil suchte ein Unterkommen in andern Klöstern oder bei Verwandten, und somit fielen dem Rathe auch mehrere Grundstücke anheim, die anderweit verpachtet wurden. Daß dies Verfahren recht bald zu kostspieligen Klagen auf Entschädigung Veranlassung gab, läßt sich wohl denken; so wurde denn auch bereits 1549 bei Kaiserlichem Cammergerichte in Speier von Seiten des Dechants, Senior und ganzen Capitels durch den hochgelehrten Adam Wernherr von Themar, Doctor der Rechte und Cammergerichts-Advocaten, eine Klage dieserhalb wider den Rath eingeleitet, dem bald ein Kaiserl. Mandatum de restituendo und am 29. October 1549 von Kaiser Carl V. ein Mandatum folgte, worin aller Frevel, welcher dem Kloster widerfahren, enthalten war, die Stadt oder deren Bevollmächtigte in drei Terminen zu erscheinen, vorgeladen, und bei einer Strafe von 60 Mark löthigen Goldes befohlen wurde, dem Stifte allen Schaden zu ersetzen, alles Zerrissene, Abgebrochene, Zerschlagene, Vernichtete, Zerstörte und Geschleifte wieder aufzubauen und das Geraubte binnen drei Wochen wieder herauszugeben. Allein schon den, am 3. October 1549 mit obigem Mandate in Braunschweig anlangenden Kaiserl. Cammerboten Christoph Finger erging es bei Insinuation desselben sehr übel, wie sein Vorgesetzter der Botenmeister Georg Beham dem kaiserl. Cammergerichte klagend anzeigt. Als er nemlich nach Braunschweig gekommen und sich beim Bürgermeister Ludwig Remmert gemeldet, daß er kaiserliche Briefe habe, um solche der Stadt und Gemeine zu verkünden und zu überantworten, und dabei gebeten, ihm den Tag, wo alle versammelt, anzuzeigen, sei er auf den andern Morgen um 8 Uhr auf die Münzschmiede bestellt. Am andern Morgen habe er sich dahin begeben, aber Niemanden angetroffen, darauf sei er nach des Bürgermeisters Hause gegangen und von dessen Hausfrau nach dem Neuenstadtrathhause beschieden, wo der Bürgermeister und die ganze Gemeine versammelt wären; nachdem er hier angekommen und sich gemeldet, seien sie aufgestanden und herabgekommen. Da habe er den Bürgermeister

angesprochen und gesagt: „Hie bin ich und hab euch gesucht an dem Ort wie ihr „mich beschaiden habt." Darauf sagt der Bürgermeister sie könnten ihn jetzo nicht hören, er sollte Nachmittag um ein Uhr wiederkommen, das habe er gethan und als er auf die Münzschmiede, wo der Rath versammelt, getreten, sei er in die Rathstube gefordert und angeredet: „Bott was ihr nun für Brief habet „mögt ihr uns anzeigen," wie er nun darauf erwiedert: „Herr Bürgermeister, da „ist nicht die ganze Gemeinde versammelt, wie ich begehrt habe, dieselbe zu erfordern," wird ihm erwiedert, sie hätten die Gildemeister und Hauptleute zusammenberufen und wären von ihnen zur Annahme der Briefe bevollmächtigt. Er habe nun dem Bürgermeister Lud. Remmert das recht besiegelte Original mit einer gleichlautenden Copie mit der Bitte überantwortet, wenn sie das erstere verlesen hätten, ihm dasselbe wieder zuzustellen und die letztere zu behalten, dann würde er auch einige gleichlautende Briefe an öffentliche Orte anschlagen, damit sie die Gemeinde auch lese, und Jedermann davon Kunde erhalte. Wie er nun das Original wieder bekommen und die Copie, welche mit demselben verglichen, dem Syndicus Dietrch Prüßen oder Preußen, den der Herzog Heinrich der Jüngere den Junker, Meister Klügeling Preuß zu nennen pflegte, zugestellt, habe man ihm gesagt, sie könnten ihm nicht vergönnen die Mandate anzuschlagen, denn sie befürchteten einen Auflauf der Gemeinde, weil die Pfaffen, welche sie verklagten, zum Theil in der Stadt wohnten, auch der Abt von Riddagshausen in der Nähe sei (auf die vor und nachher geschehene Zerstörung des Klosters Riddagshausen mußte mithin die Klage auch gerichtet sein). Wie er sich nun auf das Kaiserl. Mandat bezogen, darin enthalten, daß nichts Thätliches gegen die Geistlichen unternommen, und wenn die Gemeinde solches hören, dem Gebote folgen werde, so sei er auf den andern Morgen acht Uhr bestellt, und ihm erwiedert, er möge bedenken was er thue. Am andern Morgen angelangt und nochmal befragt, was er zu thun gedenke, habe er seinem Befehle nachzukommen erklärt, und sei ihm darauf vom Syndicus Prüßen ein alter Mann mitgegeben, um ihn die Oerter des Anschlages zu zeigen. Nun habe er gleichlautende Copieen des Mandats an die fünf Rathhäuser der Stadt, so wie in der Burg, jedoch mit großer Gefährlichkeit Leibes und Lebens unter Anhörung schmählicher und verächtlicher Worte: als Schelmen und verrätherische Briefe 2c. angeschlagen, ja es sei sogar von dem gemeinen Böffel (Pöbel) gerufen: man solle die Briefe an den Kack und Pranger schlagen, und als er zuletzt wieder nach dem Altenwicks Rathhause gekommen, habe er sehen müssen, wie Jemand die Copie des kaiserlichen Briefs verächtlicher Weise abgerissen und wie er ihn darüber zur Rede gestellt und gefragt, wer ihm solches befohlen, sei ihm erwiedert: er solle sich packen oder sie wollten ihn anderst kommen. Das ganze Volk sei nun mit Gewalt auf ihn eingedrungen und er froh gewesen, unbeschädigt aus der Stadt zu entkommen. Der Botenmeister schließt endlich seinen Bericht mit den Worten: „Das alles wie obstehet ist beschehen in der „Stadt Braunschweig."

Aus dieser kurzen Mittheilung mag die Erbitterung, welche von Seiten

der Stadt wider das Stift herrschte, so wie das Vertrauen auf eigene Stärke in dem Trotze wider kaiserliche Befehle zu ersehen sein, und es ließ sich erwarten, daß im Wege des Processes kein Heil für die ihres Gutes, ihrer Häuser und Gärten beraubten Personen zu erwarten war. Mit der Kirche und ihrer Umgebung waren einige vierzig Häuser, wie anfänglich näher bemerkt, der Erde gleich gemacht und die dafür von der Stadt zu ersetzende Entschädigung wurde auf 20000 Goldgulden angeschlagen, welche Summe vom Anfange des Processes mit fünf Procent verzinset werden sollte. In dem langjährigen Streite, dessen Acten, wenn sie unter den neuerlich ausgelieferten Reichscammergerichts-Acten befindlich, den weitern Verlauf desselben ergeben werden, war der Rath stets bemühet, die Nothwendigkeit des Abbruches, dieses Stiftes zu beweisen, um den sich vor Wolfenbüttel gelagert habenden Herzoge, was indeß nicht der Fall war, eine Schutzwehre zu entziehen.

Nachdem im Laufe der Zeit die Capitularen im Jahre 1554 nach Wolfenbüttel beschieden, und unter dem nicht erfüllten Versprechen der Erstattung ihres Schadens den Klagen entsagen mußten; auch in den Verträgen der Stadt mit ihren Herzögen, namentlich in der von 1569, über Gerichtsbarkeit, in geistlichen und weltlichen Sachen, über Schoßfreiheit, Accise u. s. w. verhandelt, und mehreres ausgeglichen, die Eisenbüttler Mühle wegen der an die Herzöge zu erlegenden schweren Steuern und Schatzungen, die sich, wie vorhin bemerkt, auf 8000 Goldgulden beliefen, bereits 1539 der Familie von der Heyde in Erbenzins gethan, weiter um 1580 an den Rath verkauft; der nach der Zerstörung oder dem Verfall der Hohenwort dem Stifte zugefallene Grund und Boden derselben in eben dem Jahre der Familie von dem Broke als Erbenzinsgut eingethan, ein Theil der Grundstücke im Jahre 1689 zu den Festungswerken und der Ellernbruch längst vom Rathe an sich genommen war, kam endlich nach Verlauf von 131 Jahren, am 30. December 1676, ein Receß zwischen dem Stift St. Cyriaci und der Stadt Braunschweig über die Personen, Güter und Freiheiten des Stiftes, auf Befehl des Herzogs Rudolph August und mit beider Theile Einwilligung, durch die zur Regulirung des Schuldenwesens der Stadt ernannte Fürstl. Commission zu Stande, welcher den langjährigen Klagen ein Ende machte. Die Canonici, Vicarien und Commendisten gegenwärtige und zukünftige konnten darnach Haus und Hof in der Stadt als Eigenthum erwerben oder miethweise bewohnen und waren hinsichtlich ihrer Güter und ihrer auf dem Berge am Stift liegenden Gärten, deren um diese Zeit noch 27 vorhanden, von allen Abgaben und bürgerlichen Lasten jeder Art frei, es erstreckte sich solche Freiheit auf deren Witwe, so lange sie unverheirathet, und auch auf die Kinder, so lange sie in der Aeltern Brodte und im unverehelichten Stande blieben. Dem Herzoge als Episcopo und Landesfürsten blieb es vorbehalten, die Zahl der Vicarien und Commendisten im gegenwärtigen Stande zu erhalten, oder in der Folge zu vermindern. Von den übrigen nicht benannten Immobilien und demnächst erworbenen Gütern sollten jedoch gleich andern Bürgern die Onera entrichtet werden.

Einen zweiten jedoch empfindlichern Verlust erlitt das unter westphälischer Gewaltherrschaft durch das Königl. Decret vom 1. December 1810 bereits aufgehobene Stift im Jahre 1812, wo von den Gütern desselben 6 Morgen Garten und 221 Morgen Ackerland für ungefähr 54,000 Thaler veräußert wurden, und sind über diesen Gegenstand die beachtenswerthen auch von einem andern Schriftsteller in den mehrerwähnten Alterthümern Braunschweigs Seite LXIX citirten Nachrichten des Vicarius Schmidt, dem der Verfasser dieses Aufsatzes, so wie andern bereitwilligen Freunden, einen großen Beitrag hiezu verdankt, in seiner historisch-topographischen Beschreibung der Stadt Braunschweig über die Aufhebung des Stifts St. Blasii und St. Cyriaci Seite 37, 67 und 68 weiter nachzulesen.

Von den Reliquien und Kleinodien dieses Stiftes ist leider weniges und wahrscheinlich nur diejenigen Stücke gerettet, welche die Capitularen mit zur Stadt und zum Stift St. Blasii brachten, wo ihnen nach der Zerstörung ihrer Gebäude die Fortsetzung des Gottesdienstes und die St. Johannis-Capelle im dasigen Kreuzgange zur Haltung ihres Capitels und Aufbewahrung ihres Archivs eingeräumt wurde. Ein Bild Christi oder der Jungfrau Marie, wie Rehtmeyer an verschiedenen Orten meldet, die Copie des Originals, welches der Evangelist Lucas gemalt haben soll, in einer kleinen Tafel auf dem heiligen Kreuz-Altare vor dem Chore der Kirche von einem Priester aus dem gelobten Lande mitgebracht, umgeben von dem heiligen Cyriacus und Quirinus den Patronen der Kirche und andern Reliquien, über welchem zwei Engel schwebten und dasselbe gleich der Bundeslade im alten Testament bedeckten, scheint eins der größten Heiligthümer der Kirche gewesen zu sein; indem dasselbe bei der Anwesenheit des Cardinals Raimundus allhier im Jahre 1502 nochmals eingeweihet und mit reichlichem Ablaß für Alle diejenigen versehen wurde, welche vor demselben ihr Knie beugen und ihre Devotion bezeugen würden. Ein anderes aus Holz geschnitztes Bild des heiligen Cyriacus in halber Figur mit starkem Silberblech überzogen und einen durchbrochenen Kranz von Silber auf dem Haupte, dessen Inneres ohne Zweifel die Gebeine dieses Heiligen bewahrte, wird gegenwärtig noch auf dem Museum gezeigt. Zu den unverbürgten Nachrichten gehört noch die Sage, daß die Bewohner des Stifts in alten gefahrvollen Zeiten ihre Kleinodien durch einen verborgenen unterirdischen Gang in ein neben der St. Jacobs Kirche belegen gewesenes Haus, gerettet und sich dieser Ausflucht öfters bedient haben sollen.

Das ovale große Siegel dieser Stiftung, auch ein Alterthum, enthielt die Umschrift: Sigil. Ecclesii Santi Ciriaci in Bruneswic und in der Mitte in einer gothisch verzierten Capelle dem Ansehen nach einen Diaconus in Ordenstracht mit einem Palmzweige und einem Buche in den Händen, neben sich zur linken einen Stern. Der Palmzweig bedeutet im Allgemeinen den Sieg über den Tod, mithin einen Märtyrer, das Buch die Kirchenlehre oder die Gelehrsamkeit und der Stern die Glorie eines Priesters, das ganze mithin eine sinnbildliche Darstellung.

Ein kleineres Siegel mit wenigen Abänderungen in der Figur des Priesters hatte zur Umschrift S. Capitulis Ciriaci apud Bruneswic ad Causas, in dem spätern Fürstl. Probstei Siegel aber befand sich der heilige Cyriacus wie er einen Drachen bezwingt. Drache oder Teufel ist gleichbedeutend, weshalb man diesen Heiligen in derselben Tracht wie vorhin erwähnt ist, auch in einer andern Abbildung mit dem Palmzweige und einem neben sich an einer Kette liegenden gefesselten Teufel abgebildet erblickt, welcher den der Tochter des Kaisers Diocletian ausgetriebenen Teufel bedeutet. Da der heilige Quirinus als zweiter Patron dieses Stifts nur mit den Symbolen seiner Marter, einen Mühlstein und einen Habicht dargestellt wird, so können jene Attribute auf diesen keinen Bezug haben.

Mit dem nahe am Michaelis Thore befindlichen Löwengraben, als einer der vielen merkwürdigen, längst verschwundenen Umgebungen, in dessen Nähe noch die Besitzungen des Stifts reichten, dem ehemaligen wirklichen Aufenthaltsorte eines früherhin, auf dem Löwen-, jetzt nicht mehr vorhandenen Lauenthurme in der Altstadt zum Wahrzeichen der Stadt, mehrere Jahre verpflegten, lebenden Löwen, wollen wir diese Mittheilung beschließen, und in dieser Beziehung auf die im 4. Stücke des Braunschweigischen Magazins vom Jahre 1840 weiter enthaltenen Nachrichten verweisen.

Sack.

Karoline Mathilde.

Am 1. October 1766 vermählte sich die funfzehnjährige Prinzessinn Karoline Mathilde, eine Schwester König Georg's III. von Großbritannien, mit Christian VII. von Dänemark. Ihre hohe Schönheit, Naivetät und Milde gewannen ihr am dortigen Hofe bald alle Herzen, bis auf zwei, die boshaft einen nur mühsam verhaltenen Groll gegen sie nährten. Des Königs Großmutter, Sophie Magdalene, ärgerte sich, bei ihrer mit den Jahren immer unausstehlicher gewordenen Vorliebe für eine gezwungene Hofetikette, an der muntern Unbefangenheit und harmlosen Freiheit der jugendlichen Königinn; Juliane Marie aber, des Königs Stiefmutter, konnte die allgemeine Liebe nicht ertragen, die ihr selbst nie, Mathilden aber so bald zu Theil geworden war; dazu kam, daß sie ihren Sohn Friedrich, nach des Königs etwaigem Ableben, auf dem Throne zu sehen sich sehnte, in Folge der verhaßten Heirath aber an der Erfüllung ihrer Wünsche zweifeln mußte.

König Christian war ein Mann von zügellosen Sitten und wankelmüthigem Sinne. Nur kurze Zeit hielt ihn eine zärtliche Liebe zu seiner Gemahlinn in wohlthätigen Schranken. Bald warf er sich der Lust wiederum in die Arme und wurde kalt gegen seine Mathilde. Diese gebar am 24. Januar

1768 einen Prinzen, den nachmaligen König Friedrich VI., und gab damit der in ihren Hoffnungen vollends getäuschten Juliane Veranlassung zu noch glühenderem Hasse, der für die Unglückliche um so empfindlicher werden mußte, als sie sich von dem Könige nicht geliebt sah und somit des einzigen, festen Anhaltspunktes ermangelte.

Noch im Jahre 1768 verließ Christian seinen Hof, um in Deutschland, Holland, Frankreich und England unmäßiger, als er daheim vermochte, seine Lust zu befriedigen. Ungeheure Summen wurden zum empfindlichen Nachtheile seines Landes auf diesen Reisen verschwendet. In London beliefen sich die täglichen Unterhaltungskosten auf mehr als 6000 Thaler; noch mehr wurde in Paris vergeudet, wo er Ludwig XV. ein Cavallerieregiment verehrte. Es muß indeß bemerkt werden, daß der König auf der Reise sich nicht unempfänglich zeigte für die Eindrücke der Kunst und Wissenschaft; er verkehrte mit den größten Geistern jener Zeit und promovirte in Cambridge sogar zum Doctor der Rechte. Unstreitig hat Struensee, der ihn begleitete, nicht Wenig zur Vergeistigung seiner damaligen Reiseinteressen beigetragen. Jener merkwürdige Mann, der Sohn eines Hallischen Geistlichen, war 1737 geboren, hatte in seiner Vaterstadt Medicin studirt, war von dort als praktischer Arzt nach Altona gegangen und von hier aus im J. 1768 zum Leibarzte des Königs Christian berufen. Ein ansprechendes Aeußere, ein durchdringender Verstand und feine Sitten machten ihn überall beliebt; auch den König hatte er bald in dem Grade eingenommen, daß derselbe kaum noch ohne ihn leben konnte. Letzteres entging der jungen Königinn nicht, als Beide an den Hof zurückgekehrt waren. Sie litt damals mehr, als je; denn Christian hatte eine unerhörte Kälte heimgebracht. Juliane hatte die unschuldige Leutseligkeit, welche Mathilde auf ihren häufigen Jagden gegen ihre Begleiter behauptete, in sträfliche Vertraulichkeit umgedeutet und in den Briefen an den König keine Verleumdungen gespart. Die unglückliche Königinn hoffte jetzt, in Struensee einen Vermittler zwischen ihr und ihrem Gemahle gefunden zu haben, und zwar um so mehr, als sie in jenem einen Mann von Gemüth erkannte. Es war im Mai 1770, als sie mit Struensee zuerst in eine innige Berührung trat. Damals impfte er ihrem Sohne die Blattern ein. Die liebende Mutter wich Tag und Nacht nicht von dem Bette ihres Kindes, und Struensee war ihr täglich einige Stunden nah. Sein eben so ehrerbietiges, als mildes und freundliches Wesen machte einen wohlthuenden Eindruck auf die Einsame; sie faßte herzliches Vertrauen zu ihm, sprach offen ihre Wünsche aus und fand williges Gehör. Wirklich war Struensee's Gewalt über den König groß genug, Mathilden dessen Herz wieder zuzuwenden und sie dadurch unaussprechlich glücklich zu machen. Sie that sich in der Bezeugung ihrer Dankbarkeit gegen Struensee durchaus keinen Zwang an; vertraut, wie mit einem Bruder, verkehrte sie mit ihm, zumal, nachdem er — was nach der Blatternkrankheit geschah — die Erziehung des Prinzen übernommen und dadurch Gelegenheit erhalten hatte, täglich in ihrer Nähe zu sein.

Struensee's Einfluß auf den schwachen König wuchs von Tage zu Tage. Die ersten Staatsmänner, von Bernstorf und Holk, verloren auf seinen Betrieb Ansehn und Würden; an die Stelle des letztern trat Struensee's vertrauter Freund von Brand mit der Ordre, den König durch alle erdenklichen Annehmlichkeiten des Lebens zu fesseln und von Staatsgeschäften abzulenken. Er kam dem erhaltenen Auftrage mit Neigung und Glück nach; der König wurde immer schwachsinniger und vergnügungssüchtiger; immer mehr ein Werkzeug Struensee's. Dieser änderte im J. 1770 die ganze dänische Staatsverfassung.. Der Staatsrath wurde aufgelöst; eine ohnmächtige Conferenzcommission trat an dessen Stelle. Die Glieder des Ministeriums wurden nach und nach durch Creaturen Struensee's und der jungen Königinn ersetzt; der Adel sah sich mehrfach gedemüthigt, der Bauernstand dagegen auf jede Art gehoben. Auch die Freiheit der Presse für die neue Entwickelung gut erachtet und bewilligt. Im folgenden Jahre sah sich Struensee in den Grafenstand erhoben und zum Cabinetsminister mit fast königlicher Vollmacht ernannt. War es dem Dänischen Volke schon nicht recht, daß ein fremder Emporkömmling an der Spitze des Staates stand, so mußten die ungestümen Reformationen es vollends gegen ihn erbittern. Nicht nur der gedemüthigte Adel haßte den neuen Minister, sondern auch der Bürgerstand, welcher seine alten, liebgewonnenen Gesetze und Sitten mit Füßen getreten sah und unter Anderm nicht verschmerzen konnte, daß Struensee die Dänische Sprache nicht erlernen und alle Bittschriften Deutsch abgefaßt wissen wollte. Wir müssen uns in der That wundern, wie ein Mann, der ein so entschiedenes Herrschertalent in Hauptsachen bewies, durch thörichtes Verfahren in Nebendingen seinen Sturz gewaltsam herbeirief. Durch Handlungen die ihm wenig nützen konnten, verscherzte er die Liebe der Bürger, die ihm im Kampfe gegen die Aristokratenparteien durchaus nöthig war; zwei mächtige Volksmassen rief er unweislich gegen sich auf, statt, nach dem alten, bewährten Grundsatze, zu theilen, um zu herrschen.

Die alte Königinn Juliane gründete auf den immer zunehmenden Haß der Unterthanen ihre letzte Hoffnung. In's Besondere begünstigte sie die durch das neue Regiment in ihren Rechten Gekränkten und Gestürzten. Die entfesselte Presse wüthete nunmehr gegen ihren eigenen Befreier; Spott- und Schmähschriften spie sie täglich gegen Struensee und die junge Königinn aus. Als letztere in jener Zeit eine Tochter geboren, kannte die Verleumdungssucht keine Gränzen. Man begnügte sich endlich nicht, die Königinn eines sträflichen Einverständnisses mit Struensee zu beschuldigen, sondern schob gar die zunehmende Schwäche des Königs auf eine von Struensee erhaltene giftige Arznei.

Stuensee begann das Ungewitter zu ahnen, das ihn vernichten würde. Er erkannte, daß er entfliehen mußte, wollte er verschont bleiben und warf sich zu Mathilde's Füßen, mit der Bitte ihn ziehen zu lassen, auch um ihrer selbst willen. Sie aber wollte Nichts von einer Trennung wissen; im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit und ihres, wie sie glaubte, dem Lande heilsamen Strebens wollte sie einen Mann nicht lassen, mit dem sie, bei der Ohnmacht ihres

Gatten, ihre hohen Ideale von Volkswohl allein verwirklichen zu können meinte. Er mußte ihr schwören, Stand zu halten unter allen Erschütterungen und ihr treu zu bleiben bis in den Tod. Nur die Macht ihrer erhabenen Weiblichkeit vermochte ihn dazu; in seinem Innern blieb eine Furcht und Trostlosigkeit, die dem unzufriedenen Volke nicht lange verborgen bleiben konnte und dasselbe mit immer ungebändigterer Kühnheit erfüllte. Mit höhnischer Freude bemerkte man in den Verordnungen des Ministers eine Herablassung und Milde, wie man ihrer nie gewohnt gewesen war. Das königliche Schloß zu Hirschholm, auf welchem den Sommer hindurch Hof gehalten wurde, war von Dragonern umringt. So oft der König und die Königinn sich mit Struensee — ohne diesen geschah es nie — öffentlich zeigten, waren sie durch Bewaffnete gedeckt. Niemals wußte man, durch welches Thor der Hof einziehen würde; die Nachricht von seiner Ankunft und die desfalsigen Befehle liefen immer erst unmittelbar vor der Einfahrt ein. Ja als ihn der herannahende Winter nöthigte, Hirschholm zu verlassen, wagte man nicht einmal, in die Hauptstadt einzuziehen. Der König blieb auf dem eine halbe Stunde vor derselben belegenen Schlosse Friedrichsberg, und Struensee bemühete sich, ihm größere Sicherheit in Koppenhagen vorzubereiten. Längere Zeit schon trauete er der daselbst stehenden Fußgarde des Königs nicht, und es schien ihm daher angemessen, dieselbe aufzulösen und unter andere Regimenter zu vertheilen. Am 23. December 1771 wurde der versammelten Garde ihre Aufhebung angekündigt. Ihre Wuth gab sich Anfangs durch leises Murren, dann durch Geschrei, endlich durch Waffengeklirr zu erkennen. Die Säbel wurden gezückt, und auf beiden Seiten floß Blut. Ein Theil der Widerspänstigen gerieth zuletzt in königliche Gefangenschaft; die Meisten aber brachen siegreich nach Friedrichsberg auf, oder besetzten das Schloß zu Koppenhagen. Struensee, dessen Energie längst gebrochen war, zog der Gewalt die Güte vor und gab den Empörern in Allem nach. Sie hatten verlangt, entweder entlassen, oder allesammt in ein neu zu errichtendes Corps aufgenommen zu werden. Das Estere wurde ihnen jetzt gewährt. Sie erhielten mit drei Thalern und Beibehaltung ihrer Garderobe ihren Abschied. Als sie am andern Morgen aus der Stadt marschirten, empfingen sie überall Beweise der innigsten Theilnahme. Ihr rührendes Lebewohl wurde mit Thränen und Liebesgaben von allen Seiten erwidert. Tausende begleiteten sie und machten ihrer Erbitterung gegen die Regierung in Flüchen und Drohungen Luft. Das Ganze gewann das Ansehn einer Revolution; das einschreitende königlich gesinnte Militair wurde gemißhandelt und verhöhnt, der Stadtcommandant selbst vom Pferde geworfen. Erst die einbrechende Nacht machte der Unruhe ein Ende.

Wenige Tage nach jenem Aufruhr zog der Hof in Koppenhagen ein. Seine Unsicherheit und Angst sprach deutlich aus den Maaßregeln, die er zu seinem Schutze ergriff. Nicht nur die Wache wurde um das Doppelte verstärkt, sondern selbst eine große Menge groben Geschützes aufgepflanzt. Wurde die Partei der alten Königinn hiedurch ermuthigt, so wurde sie noch obendrein durch ein Ge-

rücht erbittert, nach welchem die junge Königinn beabsichtigen sollte, sich zur Regentinn des Landes ernennen zu lassen und Struensee zum Mitregenten zu nehmen. Juliane verband sich um jene Zeit mit den durch ihre Truppen mächtigen Obersten Köller und Eichstädt, so wie mit dem zum Statthalter von Norwegen ernannten Grafen von Ranzau, in der Absicht, das verhaßte Regiment mit Gewalt zu stürzen.

Am 16. Januar 1772 hielt der Hof einen glänzenden Maskenball. Ausgelassene Heiterkeit herrschte bis zur ersten Morgenstunde, wo die ungewöhnlich fröhliche Mathilde die Festlichkeit durch einen Tanz mit dem Prinzen Friedrich beschloß. Um drei Uhr, als im Schlosse Alles im tiefsten Schlummer lag, commandirte Köller, welcher in jener Nacht die Wache hatte, in aller Stille sämmtliche Officiere in das Innere des Schlosses, während Eichstädt mit seinen Dragonern dasselbe umzingelte. Graf Ranzau begab sich mit Juliane und dem Prinzen Friedrich in das Schlafgemach des Königs, zog die Vorhänge seines Bettes zurück und überbrachte dem Erschrockenen die Nachricht, daß Reich und Krone auf dem Spiele ständen. „Wohin soll ich flüchten?“ schrie der feige König; „rathen Sie mir; helfen Sie mir!“ „„Sie sind gerettet, erwiderte Ranzau, wenn Sie diesen Befehl unterschreiben;““ — es war der Verhaftungsbefehl der Königinn. Lange sträubte sich der König, doch von Angst überwältigt unterzeichnete er endlich mit zitternder Hand. Köller war unterdessen zu Struensee geeilt, der ebenfalls im Schlosse wohnte. Ahnungsvoll zitterte der Graf, als er den Ungestümen vor seinem Bette sah. „In wessen Namen kommen Sie?“ fragte er zitternd. „„Das werden Sie bald erfahren — entgegnete Köller stolz; — stehen Sie auf!““ Und damit ergriff er den Verwirrten bei der Brust und schüttelte ihn derb. Struensee widerstrebte kaum, als man ihn ergriff und als Gefangenen der Citadelle übergab.

Ranzau war kaum in den Besitz des Verhaftungsbefehles gelangt, als er sich mit Eichstädt zur Königinn begab. Als diese in ihrem Vorzimmer schwere Tritte vernimmt, ruft sie ihre Kammerfrauen, welche in der auffallendsten Bestürzung ihr die Anwesenheit des Grafen Ranzau und verschiedener Officiere melden. Sie erkennt sofort das bevorstehende Unglück und will Struensee rufen lassen, erfährt aber, daß er bereits gefangen genommen ist. Da ruft sie verzweifelt aus: „Verrathen, verloren, auf ewig verloren!“ Halb angekleidet, den eintretenden Officieren gegenüber stehend, schrie sie: „Erst muß ich den König sehen; eher ergeb' ich mich nicht! Laßt mich zu ihm; ich will, ich muß ihn sprechen!“ Ranzau lies't ihr den königlichen Befehl vor. Sie wirft das Papier auf die Erde und spricht: „Hieran erkenne ich die Verräther und den König; aber Befehlen, welche die schändlichste Verrätherei seiner Thorheit entriß, gehorcht keine Königinn!“ Sie will aus dem Zimmer eilen, aber Ranzau hält sie drohend zurück. Ihr Hilferuf bleibt unerhört, und schon reißt die Verzweifelte ein Fenster auf, um sich hinabzustürzen. Da streckt ein Officier die Arme nach ihr aus; sie faßt ihn bei den Haaren und schleudert ihn wüthend zu Boden. Riesenkräfte giebt ihr die Noth, so daß sie einen zweiten Officier

überwindet. Endlich aber ermattet sie und wird von einem dritten überwältigt. Man zwingt sie, sich in einem Nebenzimmer anzukleiden und sodann in einen Wagen zu steigen, der sie nach der Festung Kronenburg bringen sollte. Zwei Officiere nahmen neben ihr Platz; der entblößte Degen des einen zeigte, wie Wenig man ihr zutrauete. Die Bedeckung ihres Wagens bestand aus dreißig Dragonern. Hinter demselben her fuhr ein anderer mit der Prinzessinn Louise, ihrer Amme und einer Hofdame. Vor der Festung wankten die Kniee der Königinn, und ohnmächtig wurde sie auf ihr Schlafzimmer getragen. Eine liebliche Stimme riß sie wunderbar aus ihrer Betäubung; es war die Stimme ihres Töchterleins. Da wich ihre Wuth einer wohlthuenden Wehmuth. Von der Mutterliebe beflügelt eilte sie zu dem theuern Kinde und rief unter Thränen aus: „Auch Du hier, liebes, unschuldiges Geschöpf! O, so ist Deine arme Mutter nicht ganz unglücklich!“

Die Stimmung des Volkes bei den Vorfällen dieser Tage war eine gemischte. Struensee's Sturz erfreuete, Mathilde's Loos betrübte Alle; auch war die neue Ordnung der Dinge nicht erfreulich genug, um eine allgemeine Begeisterung zu erwecken, so viele Mühe sich auch die Verschworenen gaben, den Volksjubel zu erzwingen. Der König, Juliane und Prinz Friedrich waren so wenig beliebt, daß Diejenigen bestochen werden mußten, welche unter dem Altane des Schlosses, auf welchem jene Drei erschienen, das Jubelgeschrei erhoben. Selbst als der König Tages darauf in einem sechsspännigen Gallawagen durch die Stadt fuhr, blieb die Theilnahme des Volkes kalt. Nur der Pöbel jubilirte, und ob auch erkaufte Rücken sich unter das Joch beugen wollten, um den königlichen Wagen fortzuziehen; ob auch Prinz Friedrich aus Leibeskräften Jedermann Huld und Gnade zuwinkte, so hallte doch das Freudengeschrei nicht wieder aus Brust und Mund der Bürger. Die Behörden sorgten dafür, daß in allen Kirchen Dankpredigten und Dankgebete gehalten und in denselben die Farben des Unglücks, das dem Könige bevorgestanden, so stark wie möglich aufgetragen wurden. Mathilde's Name durfte dabei nicht genannt werden; doch beachtete kein Prediger die Aufforderung Juliane's, die Unglückliche von der Kanzel herab zu verdammen. Wir theilen aus der von Dr. Münter am 4. Sonntage nach Neujahr in der Petrikirche zu Koppenhagen gehaltenen Dankpredigt einige Stellen mit. „Wenn wir nur noch eine Stunde vor unserer wunderbaren Rettung hätten sagen sollen, von welcher Seite unsere Hilfe kommen werde, so weiß ich gewiß, wir würden Alle Nichts auf diese Frage haben antworten können. Wir wandelten Alle auf einer schlüpfrigen Bahn in der Nacht. Nur das wußten wir, der Abgrund, in den man uns hinabzustürzen dachte, war sehr nahe, war vielleicht nur noch einige Schritte weit entfernt. Aber wer uns aufrecht erhalten, wer unsere Seele vom Tode und unsere Füße vom Gleiten erretten solle, wer zwischen uns und die furchtbare Tiefe treten würde, vor der wir zitterten, das wußten wir damals noch nicht, das konnten wir auch nicht vermuthen. Mit traurigen und bekümmerten Herzen legten wir uns noch an dem Abende, auf welchen die Nacht unserer

Errettung folgte, auf unser Lager nieder, beteten zu Gott, wie wir schon an so vielen Abenden gebetet hatten, um baldige Hilfe und unterstanden uns noch nicht zu hoffen, daß seine Stunde schon nahe wäre, daß er uns jetzt schon hören würde. Als wir erwachten, da hörten wir's, daß seine Stunde schon vorüber wäre, da waren wir wie die Träumenden, da traueten wir unseren eigenen Augen nicht, wünschten uns unter einander Glück und befürchteten immer noch, durch ein leeres Gerücht betrogen zu sein. Endlich sahen wir unsern König; sein froher Blick verkündigte uns seine und unsere Errettung, und nun weinten wir, nicht mehr aus Betrübniß, sondern aus Dankbarkeit und Freude." „Die ehrwürdigsten Personen im Reiche, unsere tugendhafte Königinn Juliane, unser hoffnungsvoller Prinz Friedrich, begleitet von einigen treuen Dienern des Königs, erretteten ihn aus der Hand seiner und unserer Feinde. Edel und würdig war jedes Mittel, das sie anwendeten. Kein Meuchelmord, kein Eingriff in die Rechte des Herrn über Leben und Tod, kein Betrug und Frevel, nichts Niedriges, nichts Unanständiges ist bei ihrer Unternehmung begangen worden. Religion, Vaterlandsliebe, edler Muth, Klugheit und Zuversicht bei der besten Absicht, das Gesetz, das Heil und der Befehl des Königs, das waren die Triebfedern der Entschließung und Ausführung, die Gott veranstaltete." Im Schlußgebete heißt es, nachdem für den König gedankt ist: „Unsere fromme und weise Königinn Juliane, unsern hochgeliebten Prinzen Friedrich, auf die lange unsere Augen mit freudiger Erwartung gerichtet waren, weil wir hofften, daß von dieser Seite uns Hilfe kommen würde, belohne mit Deinem besten Segen, daß sie die Erretter des Königs und seiner Völker gewesen sind. Ihr Name sei herrlich vor Dir, ihre große That sei unvergeßlich unter uns, so lange wir leben. Erfreue sie mit den herrlichsten Folgen des merkwürdigen Tages, an welchem sie sich dem Verderben standhaft widersetzten und es überwanden. Erziehe Du nun, Du bester Vater über Alles, was Kind heißet, erziehe Du nun den Sohn des Königs, mache aus ihm die Hoffnung unserer Nachkommen, und laß uns an ihm unsere Freude sehen, wie er zunimmt an Alter und Weisheit und Gnade bei Dir und den Menschen. Deine Freundinn, die gottselige Prinzessinn Charlotte Amalia, deren Gebet vor Dein Angesicht gekommen ist, erhalte uns noch lange als eine feste Stütze des Thrones und laß ferner ihren sanften, stillen Geist köstlich vor Dir sein. Die gesegneten Schwestern des Königs erfülle mit Deinem Frieden und sättige sie mit Freuden über den König und über das Heil seiner Unterthanen." u. s. w. Der Name Derjenigen, die hier übergangen werden mußte, stand tief in den Herzen des Volkes und schwebte auf seinen betenden Lippen, indeß die Unglückliche, eines verbotenen Umgangs mit Struensee beschuldigt, auf Kronenburg schmachtete, ohne einen andern Trost zu haben, als das Bewußtsein der Unschuld, ihr Kind und ihre Thränen.

Furchtbar und ungerecht war das Schicksal Struensee's. Ein gewisser Gronitet wollte Augenzeuge seines geheimen Verbrechens gewesen sein und zeigte verfälschte Briefe vor, aus denen jenes hervorgehen sollte. Außerdem

beschuldigte man ihn unter Anderm hochverrätherischer Plane und des Strebens nach der Krone. Der früher so feste und kühne Mann war jetzt nicht einmal mehr im Stande, seine Unschuld zu vertheidigen. Er gestand nicht nur seine Vergehungen und Mißgriffe, sondern legte, durch angedrohete Martern geschreckt, in der Verzweiflung, das erzwungene Bekenntniß sträflichen Umganges mit der Königinn ab. Mehr verlangte man nicht; man war nun im Stande, unter dem Vorwande der Bestrafung sich an dem Verhaßten furchtbar zu rächen. Es wurde über ihn und seinen Vertrauten, Brand, das Urtheil gesprochen, daß sie Gut, Ehre und Leben verlieren sollten; ihre Wappen sollten durch den Scharfrichter zerbrochen, die rechte Hand und der Kopf ihnen abgeschlagen und auf einen Pfahl gesteckt, der übrige Körper gerädert werden.

Dr. Münter hatte die schwere Pflicht, dem Unglücklichen das Urtheil zu verkündigen „Ich nehme — erwiderte dieser — das Bewußtsein meines Gewissens mit in die Ewigkeit, daß ich den König und das Land nicht habe unglücklich machen wollen.“ Dabei war der Graf indessen keineswegs blind für seine Schwächen und Vergehen; vielmehr bereitete er sich auf eine würdige Weise durch Einkehr in sich selbst auf seinen Tod vor, zumal nachdem Münter mit Gründen seinen Unglauben besiegt und ihn für das Wort Gottes empfänglich gemacht hatte.

Der Schreckenstag der Hinrichtung war auf den 28. April 1773 festgesetzt. In zwei offenen Wagen, von vierhundert Mann Dragonern gedeckt, wurden die beiden Grafen zum Hochgericht gefahren. Münter geleitete Struensee, der Propst Hoe den Grafen Brand. Letzterer sollte zuerst sterben, damit sein verhaßter Gefährte durch den Anblick seiner Hinrichtung noch mehr gequält würde und gleichsam zweimal stürbe. Brand zeigte viel Standhaftigkeit und Todesmuth, als ihm auf dem Schaffot abermals das Urtheil vorgelesen wurde. Der Scharfrichter zerbrach sein Wappen und warf die Trümmer zu Boden, mit den Worten: „Das geschieht nicht ohne Ursache, sondern aus Verdienst.“ Hierauf legte Brand seinen Kopf und seine Hand auf die Blöcke, rief aus „das Blut Jesu ruft für meine Seele zu Gott“ und endete sofort unter dem Beile des Nachrichters. Dieser viertheilte sodann den Leichnam und ließ die einzelnen Stücke in einen unten stehenden Wagen herab. Kopf und Hand wurden hoch emporgehoben, zum Schauspiele aller Blutgierigen, und gingen darauf denselben Weg. Als Struensee das Blutgerüst bestieg, sagte er zu Münter: „Ich will glauben, daß Diejenigen, welche mein Unglück beförderten, es aus Liebe zum Guten thaten.“ Nach wiederholtem Urtheilsspruche und Zerbrechung des Wappens segnete ihn Münter unter Handauflegung ein und sprach: „So gehen Sie denn hin in Frieden, wohin Gott ruft!“ Unter der Ansprache „halt im Gedächtniß Jesum Christum, den Gekreuzigten“ fiel das Beil des Henkers auf die Hand; unter furchbaren, durch höchst ungeschickten Schlag gemehrten, Schmerzen sprang Struensee auf und mußte gewaltsam auf den Block zurückgedrückt werden. Nachdem der Kopf vom Rumpfe getrennt war, wurde der zerstückelte Leichnam sammt Brand's Körpertheilen zum Galgenberge ge-

fahren, wo die vier Stücke eines jeden Rumpfes auf Räder gelegt, die Köpfe aber auf zwei Stangen gesteckt wurden, an welche man die Hände nagelte. Bei dem Volke aber trat an die Stelle der gesättigten Blutgier allmälig das Mitleid.

Die Königinn Mathilde war unterdessen noch immer auf dem Schlosse zu Kronenburg bewacht, wo sie schwerlich eine anständige Behandlung erfahren haben würde, wenn nicht der englische Gesandte gedrohet hätte, die geringste Verletzung der Hochachtung gegen sie mit einem Bombardement Koppenhagen's zu rächen. Die dänischen Staatsminister Schack und Thott erhielten Auftrag, sie zu vernehmen und langten mit der Absicht, sie in die Schlingen einer listigen Inquisition zu verwickeln, auf dem Schlosse an. Ruhig und würdevoll empfing sie Mathilde; alle Künste scheiterten an ihrer Besonnenheit und Klarheit, deren Quelle das Bewußtsein der Unschuld war. Im Aerger über die Wirkungslosigkeit seiner Intrigue und die Hoheit des standhaften Weibes und in der bestimmten Absicht, unter jeder Bedingung siegreich zu werden, ergriff Schack zuletzt das Schwert, mit dem er zu überwinden, aber auch zu vernichten gewiß war; er erklärte, daß Struensee selbst ein strafbares Einverständniß mit ihr bekannt habe. Das ging der Edlen durch die Seele; „es ist nicht möglich — rief sie aus, — Struensee hat dies nicht gethan, und wenn es geschehen wäre, so leugne ich Alles, was er gesagt hat.“ „„Dann — so erwiderte Schack — ist Struensee ein Majestätsverbrecher; dann muß er auf's Schaffot.““ Diese Worte erschütterten die Königinn gewaltig; eine tiefe Ohnmacht bemächtigte sich ihrer Sinne. Zu sich selbst gekommen wußte sie nicht, ob sie sich von dem Gefühle der Ehre oder von dem der Theilnahme leiten lassen solle. Indem das blutige Haupt ihres Freundes ihr lebhaft vor der Seele schwebte, schien endlich die Theilnahme über den Sinn für äußere Ehre siegreich zu werden, und sie sprach: „Und wenn ich gestehe, was Struensee gesagt hat, darf alsdann der Unglückliche von der Gnade eines Königs hoffen?“ Einen heitern Blick und eine Bewegung Schack's nahm sie für eine günstige Antwort, zauderte noch einen Augenblick, ermannte sich dann und schrieb mit zitternder Hand unter eine Schrift, welche die Anklage ihrer Feinde enthielt: Karol —; als sie aber, zu Schack aufblickend, hämisches Lächeln in seinen Mienen zu sehen glaubte, warf sie die Feder weg und rief aus: „Ihr betrügt mich schändlich! Struensee hat mich nicht angeklagt; ich kenne ihn. Nein er kann es nicht gethan haben!“ Ihrer Sinne nicht mächtig sank sie zurück. Schack setzte ihr die Feder zwischen die Finger, führte ihr die Hand und noch vor der Rückkehr ihres Bewußtseins war der Name Karoline Mathilde vollständig unterschrieben. Sofort entfernten sich die beiden Minister. Wie der Unglücklichen zu Muthe war, als sie wieder zu sich kam, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Ihre Jugend rang mit dem Tode und besiegte ihn zum Schmerze der Lebensmüden.

Am 3. April 1773 wurde Mathilde's Schicksal durch einen Rath von fünf und dreißig Mitgliedern entschieden. Ihre Ehe mit dem Könige ward für

getrennt erklärt und die Stadt Alborg in Jütland zu ihrem Aufenthaltsorte bebestimmt. Durch Vermittelung des englischen Hofes wurde ihr späterhin ein bedeutender Jahrgehalt gesichert und jenem die Mitgift von 250,000 Thalern zurückerstattet. Auch wurde ihr bewilligt, die dänischen Staaten, an welche sich für sie nur trübe Erinnerungen knüpften, zu verlassen und in den deutschen Staaten ihres Bruders zu wohnen. Der Abschied von Kronenburg war schwer; denn sie mußte ihr Kind — das übrigens ohnehin bald von ihr gerissen sein würde — verlassen. Lange weinte sie vor dem letzten Kusse; endlich riß sie sich los, übergab das theure Kleinod ihrer Hofdame und rief aus: „Fort, fort! Nun habe ich Nichts mehr hier!“ Lord Keith führte die Unglückliche nach Celle, wo sie auf dem Schlosse ihre stille Residenz hielt. Fromm und ergebungsvoll verlebte sie hier die noch übrigen Tage ihrer Jugend. Groß im Verzeihen und reich an Liebe war sie für Viele das Bild einer Heiligen; doch konnte sie den Schmerz ihrer geschmäheten Unschuld nimmer verwinden. Sie bezeugt dieselbe noch im Angesichte des Todes in einem Briefe an ihren Bruder. Die betreffende Stelle lautet: „Mit zitternder Hand, auf der schon der Todesschweiß liegt, schreibe ich nieder: Ich bin unschuldig; dessen sei der Gott mein Zeuge, zu dem ich gehe, der mich schuf und der mich richtet.“ Am 10. Mai 1775 beschloß sie ihr trübes Dasein, im noch nicht vollendeten vier und zwanzigsten Lebensjahre. Ein schönes Denkmal ist ihr gesetzt in dem Schloßgarten zu Celle und ein noch schöneres in den Herzen theilnehmender Menschen.

Catlenburg.

Der Geschichte des vormaligen Klosters Catlenburg muß nothwendig eine geschichtliche Erwähnung der Grafen von Catlenburg vorausgehen; denn diesem Grafengeschlechte verdankte das Kloster seinen Ursprung. Unter den um den Harz gelegenen alten Burgen oder Bergschlössern waren die vorzüglichsten: die alte Burg zu Osterode, die Clavenburg, die Hindenburg, der Lichtenstein, die Pippinsburg, die Staufenburg und die Burg Windhausen. Diese Bergschlösser erbauten die alten Sachsen zum Schutze wider feindliche Einfälle, und in einigen derselben verwahrten sie auch ihre Schutzgötter. So soll an dem Orte, wo jetzt noch die Ruinen der alten Burg Osterode sind, das Astarothbild gestanden haben. Außer den eben genannten Bergschlössern war auch die Catlenburg bei den alten Sachsen berühmt. Nicht weit davon ist die Bielshöhe, wo das Bild des Gottes Biel oder Beel stand, das vom heiligen Bonifacius zerstört worden sein soll.

Catlenburg liegt in einer romantischen Gegend zwischen Nordheim, Lindau und Osterode. Die Gegend ist eben so sehr mit Bergketten, Klippen und Fel-

senmassen gleichsam übersäet, wie der eigentliche Harz. Unermeßliche Felsen erheben sich zu beiden Seiten der nahen Heerstraße, und manches schöne Wiesenthal bildet sich freundlich an deren Abhange, durch welches die murmelnde Ruhme sich spiegelnd hindurchwindet. Das Romantische der Gegend nimmt von der Seite nach Osterode hin immer mehr zu, bis endlich das Thal in einen Kessel von Bergen zusammenläuft, über welchen wilde Felsen herabhangen.

Die Bergeshöhe, auf welcher Catlenburg liegt, ist zwar nicht sehr beträchtlich, aber oben hinreichend geräumig. Auf dieser Höhe hat man die köstlichste Aussicht in die weite Ebene hinab. Wiewohl Einige den Namen Catlenburg, von den alten Catten (den heutigen Hessen) ableiten wollen, so erscheint doch diese Vermuthung um so ungegründeter, je gewisser es ist, daß die Burg eigentlich Cadansburg geheißen hat. Annehmlicher, als die erstere Erklärung, ist die Meinung derer, welche Catlenburg von dem kleinen Flusse Catle oder Catel herleiten, der einen Theil des Ortes durchströmt.

Die Grafschaft Catlenburg scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein, wiewohl über den Umfang derselben sichere Nachrichten fehlen. Von der Stammburg Cadansburg, später Catlenburg, welche ein Sieghard von Cadan um 1009 erbaut haben soll, führten die Grafen den Namen der Grafen von Catlenburg. Auch Embiki, das nachherige Einbeck, erscheint zuerst als ein Landgut der Grafen von Catlenburg. Eine dortige Capelle auf der Villa der Grafen von Catlenburg, die Capelle zum heiligen Blute, veranlaßte zahlreiche Wallfahrten, und hier war es, wo Graf Diedrich der Aeltere, wie wir weiter unten erwähnen werden, das St. Alexandri-Stift gründete.

Ohne die Leser mit einer unsichern Genealogie der ältern Gräfen von Catlenburg zu langweilen, erwähnen wir hier zuvörderst des Grafen Albrecht von Catlenburg, der gegen die Mitte des elften Jahrhunderts lebte. Er war der Gemahl der Gesa von Catlenburg, welche die Anregung zur Gründung des St. Alexandri-Stiftes in Einbeck gab. Nach dem Tode ihres Gemahls lag sie einst an einer schweren Krankheit darnieder, und flehte den heiligen Alexander um Hilfe an, gelobend, sie wolle ein Stift erbauen, wo man seinen Namen ewig verehren solle. Der heilige Alexander ließ — so berichtet die Legende — durch das inständige Flehen der Kranken sich erweichen, und schenkte ihr die verlorene Gesundheit wieder. Allein ungeachtet Gesa nun schon mehrere Jahre wieder genesen war, so blieb doch die Erfüllung ihres Gelübdes noch immer aus. Hierüber ward der heilige Alexander höchlich entrüstet, und ließ sie in eine neue Krankheit verfallen, von welcher sie nicht wieder genesen sollte. Vor ihrem Ende eröffnete sie ihrem Sohne Diedrich (dem Aeltern), wie sehr sie den heiligen Alexander durch Verzögerung der angelobten Stiftung beleidigt habe, und ertheilte dem Sohne zugleich den Auftrag, ihren weiblichen Schmuck nun zu erkaufen, und mit dem Erlöse die Erbauung eines Stiftes zu Ehren des heiligen Alexanders zu beginnen. Nachdem nun der Sohn Graf Diedrich der Aeltere die geliebte Mutter — es war 1064 — in der Burgkapelle zur Erde bestattet hatte, säumte er nicht, den Wünschen der Heim-

gegangenen zu genügen. Schon nach Verlauf eines Jahres (also 1065) soll der Anfang gemacht worden sein. Nach Einigen soll diese Stiftung anfangs am Abhange des Schloßberges von Catlenburg geschehen, und dort ein Chorherren-Stift begonnen worden sein. Ja, man will sogar noch 1649 Grundmauern der dortigen Stiftsgebäude gefunden haben. Später soll, besonders auf Anrathen der Grafen von Dassel, die Stiftung des Alexandri-Klosters zu Einbeck vollendet worden sein. Da dies Alles auf Letzner'schen Nachrichten beruht, der seine Gewährsmänner nicht angegeben hat, so darf man wohl einigen Zweifel gegen diese Angabe hegen. Die Villa der Grafen zu Catlenburg in Einbeck ward hier vielleicht mit ihrer Burg verwechselt.

Graf Diedrich der Aeltere von Catlenburg gehörte zu den sächsischen Magnaten, welche sich dem Kaiser Heinrich IV. widersetzten. Im Jahre 1075 unterwarfen sich indessen diese sächsischen Grafen dem Kaiser. Trotz dieser Unterwerfung behielt jedoch der Kaiser die Sachsenfürsten anderthalb Jahr in Gefangenschaft oder belegte sie mit der Verbannung, und als sie freigelassen wurden, erfuhren sie zu ihrer großen Bestürzung, daß der Kaiser ihre Lehnsgüter an Andere verliehen habe. Solches Schicksal traf auch unsern Grafen Diedrich den Aeltern von Catlenburg. Als aber nach ihrer Befreiung die sächsischen Magnaten eine Zusammenkunft hielten, um über die weitern Schritte sich zu berathen, da trat Diedrich von Catlenburg auf, und hielt eine kräftige Ansprache an die Versammelten. „Schüttelt es ab das Joch" — rief er ihnen zu — „das schmachvolle Joch der Knechtschaft, und zweifelt nimmer an Gottes allmächtiger Hilfe! Seht auf uns, die wir eurethalben die Schmach der Gefangenschaft erduldet haben. Wir sind heimgekehrt, selbst wider den Willen dessen, der uns gefangen hielt; wir sind entschlossen, so lange ein Odem in uns ist, für die Freiheit zu kämpfen. Erhebt drum den freien Nacken, zerbrechend der Knechtschaft beugendes Joch, um es nie wieder zu tragen! Verweigert die Zahlung des Tributs! Erhaltet eure Besitzungen frei, frei empfinget ihr sie von den Vätern! Ihr aber, Heger und Pfleger des Unrechts, die ihr des armen Volkes Druck begünstigt, lasset ab von eurem Beginnen, und schwöret entweder mit uns treu zu kämpfen für des Vaterlandes Freiheit, oder — verlasset als Bundesbrüchige und Meineidige unser Vaterland, um nie wieder heimzukehren!"

Dieser kühne, für's Vaterland glühende Graf Diedrich der Aeltere von Catlenburg soll in zweiter Ehe mit der Tochter des Markgrafen Eckbert von Sachsen, Namens Gertrud, vermählt gewesen sein, welche vorher den Grafen Heinrich von Nordheim zum Gemahl gehabt hatte. Ist dies der Fall, so war es in der That eine wichtige Verbindung, in welche er durch die Verheirathung trat. Gertrud hatte von ihrem ersten Gemahl eine Tochter, Namens Richenza, welche später Mutter des Kaisers Lothar II. wurde. Gertrud zeichnete sich durch ihre Anhänglichkeit an die Kirche aus. Sie war es, welche schon 1093 mit ihrem ersten Gemahl das 2 Meilen von Münden gelegene Kloster Bursfelde gestiftet hatte, in welchem ihr Gemahl im Jahre 1101 seine Ru-

begstätte fand. Gertrud war es, welche 1113 nach dem im Jahre 1103 erfolgten Tode ihres zweiten Gemahls das St. Aegidien-Kloster in Braunschweig stiftete, dessen feierliche Einweihung in Gegenwart Herzogs Lothar von Sachsen, nachmaligen Kaisers, und ihrer Tochter Richenza durch den Bischof Reinhard von Halberstadt 1119 vollzogen wurde.

Graf Diedrich der Jüngere von Catlenburg, der letzte seines Stammes, aus einer frühern Ehe Diedrich's des Aeltern, nicht also ein Sohn der ebengenannten Gertrud, erhielt die Grafschaft im Jahre 1103, als sein Vater mit Tode abging. Er war vermählt mit Adela, einer gebornen Gräfin von Beichlingen, Tochter Conrad's von Nordheim, welcher die Beichling'sche Grafschaft als Lehn erhalten hatte. Eine enge Freundschaft knüpfte ihn an Heinrich's VI. Sohn und Nachfolger, Kaiser Heinrich V., der um diese Zeit die Absetzung seines Vaters unnatürlicher Weise betrieben hatte. Graf Diedrich begleitete den Kaiser auf allen seinen Feldzügen, unter andern auch 1106 mit vor Cöln, welche Stadt dem Kaiser aus der Rücksicht verhaßt war, weil sie seinen Vater Heinrich IV., der aus der Gefangenschaft zu Ingelheim entflohen war, mit vielen Freudenbezeugungen aufgenommen hatte. Es wurde deshalb ein Heer gerüstet, und die ihm verhaßte Stadt belagert. Diedrich der Jüngere von Catlenburg begab sich gleichfalls vor Cöln, und da eine gewisse Ahnung ihm sagte, daß er seine Heimath nicht wieder sehen werde, so beschenkte er sein Kloster zu Catlenburg noch zuvor mit dem Dorfe Wolbrechtshausen und dessen Zubehör, welche Schenkung von dem Probste Edlern zu Nördten bestätigt wurde. Das kaiserliche Heer vor Cöln hatte indessen mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Die Gegend war nämlich dort sumpfig und morastig; mephytische Dünste stiegen in Wolken aus dem feuchten Boden empor, und erzeugten Krankheiten mancherlei Art, von denen ein großer Theil des Heeres angesteckt, und dem Tode preis gegeben wurde. Dazu kam, daß es ihnen an Lebensmitteln besserer Art gänzlich gebrach, und die Stadt Cöln ihnen auf alle Weise Abbruch zu thun wußte. Unser Diedrich von Catlenburg hatte nicht die geringste Gelegenheit, hier sich auszuzeichnen, und schon war er im Begriff, auf sein geliebtes Catlenburg heimzuziehen, als er gleichfalls von einer jener Krankheiten befallen wurde, welche seiner ruhmvollen Laufbahn ein Ende machte. Sein Leichnam ward von den Gefilden des Schreckens und Elends vor Cöln in die friedliche Gruft Catlenburg's gebracht. Mit ihm schloß sich die Reihe der Grafen von Catlenburg, deren Wappen einen schwarzen Adler in rothem Felde mit vergoldetem Schnabel, vergoldeter Krone und vergoldeten Füßen zeigte. Mehrere Güter der Grafen von Catlenburg fielen an die Grafen von Dassel.

Dieser Graf Diedrich der Jüngere von Catlenburg ist der eigentliche Stifter des Klosters Catlenburg. Bald nach seiner Verheirathung mit der Gräfin Adela von Beichlingen, als er sah, daß seine Ehe nicht mit Kindern gesegnet würde, beschloß er, auf seiner Stammburg Catlenburg ein Kloster zu gründen. Einige nennen 1110 als das Jahr der Stiftung; richtiger nimmt man 1104 an, da schon im Jahre 1105 die Einweihung des Hauptaltars die-

ses Klosters erfolgte. Die Klosterpersonen waren den Augustiner-Regeln ergeben. Schwieriger aber ist es, zu bestimmen, ob die ersten Klosterpersonen bloß Canonici waren, oder ob sich gleich anfangs Canonissinnen im Kloster befanden. In der Stiftungsurkunde des Erzbischofs Rothand von Mainz, zu dessen Erzsprengel das Kloster gehörte, werden bloß Canonici genannt. In späterer Zeit erscheint es indessen als ein Nonnenkloster. Letzner erwähnt auch ausdrücklich, daß allezeit neben den Stiftsfräulein in diesem Kloster sechs Chorherren gewesen wären.

Adela, die nachgelassene Wittwe des Grafen Diedrich des Jüngern, besorgte des Klosters Vollendung getreulich, und der Erzbischof Adelbert I. von Mainz vollzog die feierliche Einweihung desselben im Jahre 1112. Der auf Adelbert I. folgende Erzbischof Adelbert II. bewies gleichfalls dem Kloster Catlenburg seine Zuneigung; denn er wußte demselben mehrere streitige Zehentgefälle in der Gegend von Einbeck wieder zu verschaffen. Auch päbstliche Gnadenbriefe fehlten dem Kloster Catlenburg nicht. Schon Pabst Paschalis II. nahm es 1109 in seinen Schutz; eben so Pabst Urban IV. im Jahre 1264, Pabst Urban V. im Jahre 1365, und Pabst Bonifacius IX. zu Ende des 14. Jahrhunderts. Um diese Zeit überfielen nämlich die Grafen Friedrich von Beichlingen, Bruno von Querfurt und Gerlach und Friedrich von Heldrungen, nebst den Rittern von Wangenheim und einer Schaar von Bürgern aus Nordhausen das Kloster Catlenburg, trieben hier die Viehherden weg, steckten das Dorf Berka in Brand, und fügten auch sonst dem Kloster bedeutenden Schaden zu, weshalb der gedachte Pabst Bonifacius IX. den Bannstrahl auf sie schleuderte.

Auch die Welfenfürsten, Heinrich der Löwe, Albrecht der Große, Heinrich der Wunderliche und andere nahmen das Kloster in ihren Schutz. Der erste Schirmvoigt des Klosters war der berühmte Herzog und nachmalige Kaiser Lothar, dessen Gemahlin Haupterbin der Catlenburgschen Güter wurde. Lothar's Tochter Gertrud verheirathete sich bekanntlich mit Herzog Heinrich von Baiern, der nun nicht allein die Nordheim'sche und Catlenburg'sche Grafschaft, sondern auch das ganze Herzogthum Sachsen mit ihr erhielt, und daher auch Schirmvoigt von Catlenburg wurde. Nach seinem 1139 erfolgten Tode trat Heinrich der Löwe, sein Sohn, in seine Würden ein. Heinrich der Löwe belehnte jedoch mit dieser Schirmvoigtei über das Kloster Catlenburg die Edlen von Plesse, von welchen sie theilweise im Jahre 1258 an den Probst und Convent des Klosters selbst für 80 Mark auf 40 Jahre verpfändet ward, unter Genehmigung des Herzogs Albrecht des Großen und seiner Brüder. Da dies jedoch nur ein Theil der Schirmvoigteigerechtigkeit war, welchen die Brüder Hermann, Otto und Gottschalk von Plesse besaßen, so behielten sich die Herzöge von Braunschweig die Freiheit vor, den andern Antheil, welchen die übrigen Edlen von Plesse besäßen, im Falle einer Verpfändung mit 70 Mark einzulösen. Endlich traten die Edlen von Plesse die Schirmvoigtei völlig an den Herzog Albrecht den Großen und dessen Bruder Johann wieder ab, welche sie sodann im Jahre 1263 und 1265 dem Probste und Convente des Klosters

schenkten. Im Jahre 1266 ertheilte daher Herzog Albrecht der Große dem Kloster in einem besondern Diplom die völlige Freiheit, nach Belieben aus seinen Vasallen einen Schirmvoigt zu wählen.

Dem Kloster Catlenburg gehörten die Kirchen zu Gillersheim, zu Withelemstedt (unbekannt), zu Leseberg, die St. Marienkirche vor Osterode, und die Kirche zu Berka, über welche Kirchen also der Convent sammt dem Probst der Kirche des heiligen Johannes zu Catlenburg das Patronat ausübte, wie denn auch das Dorf Wachenhausen noch später immer ein Filial der Catlenburg'schen Pfarrkirche blieb, nachdem es 1311 an das Kloster geschenkt worden war.

Die früher den Edlen von Susa, dann den Edlen von Uslar gehörige und zuletzt von den Gebrüdern Hans und Heinrich von Recken 1453 verkaufte Feste Suterode nebst dem Orte gleiches Namens, unweit Lindau gelegen *), ward gleichfalls ein Eigenthum des Klosters Catlenburg, wofür dasselbe an die gedachten Edlen 580 Goldgulden gezahlt hatte. Die Herren von Plesse erhoben zwar deshalb Ansprüche und entzogen dem Kloster dies Besitzthum; allein Herzog Albrecht von Braunschweig nahm sich des Klosters an, und ließ die Sache durch Schiedsrichter dahin vermitteln, daß das Kloster gehalten sein sollte, die genannten Besitzungen wieder abzutreten, sobald die Edlen von Plesse die Kaufsumme erlegen würden. Dies vermochten dieselben jedoch nicht. Gleichwohl währten die Plackereien noch so lange, bis sich der Klosterconvent entschloß, an die Herren von Plesse noch 640 rheinische Gulden zu bezahlen. Auch jetzt behielten sie sich jedoch das Recht der Wiedereinlösung vor. Dies Recht trat erst 1522 Johann von Plesse ab, als er zu seiner Loskaufung aus der Gefangenschaft des Bischofs Johann von Hildesheim Geld nöthig hatte. Noch einmal, doch jetzt zum letzten Male, mußte also der Klosterconvent eine Summe Geldes, 250 Goldgulden, erlegen.

Im Jahre 1346 wurden die geistlichen Jungfrauen zu Catlenburg durch ein schweres Verhängniß in ihrer heiligen Ruhe gestört, indem eine verheerende Feuersbrunst, durch einen verruchten Buben, Namens Horlemann, angefacht, des Klosters Gebäude und sämmtliche Vorräthe zerstörte. Doch der damalige Probst Johann Rudolphi sorgte für die möglichst schnelle Wiederherstellung der Gebäude. Der letzte katholische Probst des Klosters hieß Bernhard Wolf. Er lebte zur Zeit der Reformation, als Herzog Philipp der Aeltere in's Fürstenthum Grubenhagen um 1533 und 1534 die gereinigte Lehre einführte. Wolf erhielt ein Canonicat zu St. Alexandri in Einbeck. Elisabeth von Minnigerode, die damalige Priorin, scheint, gleich Wolf, die evangelische Lehre mit ihren meisten Nonnen angenommen, und noch im Kloster geblieben zu sein. Das Kloster ward jedoch säcularisirt, und allmälig zu einem Amte eingerichtet. Schon Philipp I. von Grubenhagen soll sich öfter auf Catlen-

*) Suterode ist ein Filial von Catlenburg.

burg aufgehalten haben. Sein Sohn, Philipp II., ließ endlich 1558 hier eine Residenz mit großem Kostenaufwande einrichten, und verschönerte insbesondere die Klosterkirche, die er auch mit einer neuen Glocke und einer neuen Orgel versah. Er hielt fortan auf diesem neuen Schlosse mit seiner Gemahlinn Clara von Wolfenbüttel, Hof, bis sein Bruder Wolfgang im Jahre 1595 mit Tode abging, und Philipp II. nun zur Regierung des Fürstenthums Grubenhagen gelangte. Jetzt nahm er seine Residenz in Herzberg.

Die Stürme des dreißigjährigen Krieges umbrausten 1623 und 1628 auch Catlenburg. Das Schloß ward geplündert und sogar in Brand gesteckt. Doch schon Herzog Friedrich, welcher auf Herzog August den Aeltern in der Regierung des Fürstenthums Grubenhagen gefolgt war, ließ noch vor seinem 1648 erfolgten Tode den Wiederaufbau des Schlosses beginnen, und Herzog Christian Ludwig, sein Nachfolger und Neffe, ließ denselben im Jahre 1650 vollenden. Wie Herzberg, ward auch Catlenburg später dem jedesmaligen Oberamtmann als Officialwohnung übergeben. Gegenwärtig ist Catlenburg eine Königl. Domaine, welche verpachtet wird.

Der Pickelstein.

In der Haide, östlich vom Dorfe Boitzenhagen, im Amte Knesebeck, liegt auf einem Hügel ein großer Stein, unter dem Namen Pickel- oder Bickelstein bekannt. Nach dem Volksglauben haben ihn die Hünen vom Klibesberge dahin geworfen. Er hat sich durch seine eigne Schwere tief in die Erde gesenkt. An der einen Seite des Steins sieht man deutlich sieben Kreuze, an der andern, beinahe auf der Höhe, einen tiefen Eindruck in Form eines Hufeisens. Die Haide wird nach dem Steine die Pickelsteiner Haide genannt, und alte Landleute wissen Folgendes davon zu erzählen.

Im 30jährigen Kriege lagerte ein schwedisches Heer auf der Haide. Der Anführer desselben wollte nach mehrtägigen Mühen und Beschwerden bei dem großen Steine sich durch Schlaf erholen und gebot deshalb, daß Niemand, bei Todesstrafe, ihn wecken solle. Als nun während seines Schlafens der Feind heranrückte, wagten die Krieger doch nicht ihres Führers Gebot zu verletzen; sie warfen deshalb seinen Lieblingshund auf ihn, den er, erwachend, denn auch sofort tödtete. Nachdem er nun auf seinem Pferde die Stellung des heranrückenden Feindes übersehen, sprach er: So wenig mein Roß seinen Huf in diesen Stein schlagen und so wenig mein Schwert diesen Stein spalten wird, so

wenig werde ich heute siegen. Alsogleich bäumte sich sein Pferd, schlug mit dem Vorderhuf in den Stein, daß die Spur davon haften blieb. Darauf hieb er noch mit seinem Schwerte die sieben Kreuze in den Stein, erwartete dann mit Zuversicht den Feind und besiegte ihn glücklich.

Die alten Bauern sagen auch, vor Zeiten habe man bei diesem Steine Gericht gehalten.

Die Kaiserworth, das Rathhaus und das Marktbecken in Goslar.

Zu den merkwürdigsten Plätzen der alten Kaiserstadt Goslar gehört ohne Zweifel der Marktplatz, an und auf welchem sich die Kaiserworth, das Rathhaus und das sogenannte Marktbetken durch ihre Alterthümlichkeit besonders auszeichnen.

Die Kaiserworth, ein der Kaufmannsgilde zustehendes, alterthümliches Gebäude, in welchem gegenwärtig eine empfehlenswürdige Gastwirthschaft sich befindet, zieht zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das Gebäude macht mit dem Rathhause nach Süden einen rechten Winkel, ist ganz massiv gebaut, und wird an dieser Seite von sieben gewölbten Bogen getragen, unter welchen sich der gewöhnliche Eingang findet. Das Haus enthält verschiedene geräumige Zimmer, besonders einen herrlichen Saal, und giebt dem Marktplatze ein vorzüglich schönes Ansehen. An der Fronte in den Zwischenräumen der Fenster stehen acht Standbilder der Kaiser fast in Lebensgröße, in Harnisch gekleidet und den Reichsapfel in der Hand haltend, welche von der Witterung unbeschädigt erhalten werden. Es sind dies jene acht Kaiser, welche sich um Goslar besonders verdient gemacht haben: 1. Heinrich I., der Finkler genannt, Erbauer der Stadt, 2. Otto I., der Gründer der Bergwerke im Rammelsberge, 3. Heinrich II., der Heilige genannt, Erweiterer der Stadt und Erbauer der Marktkirche, 4. Conrad II., der Salier genannt, Stifter des Klosters St. Georgenberg und Gründer des Doms in Verbindung mit seiner Gemahlinn Giesela, 5. Heinrich III., Vollender des Doms und Gründer des St. Petersstifts in Verbindung mit seiner Gemahlinn Agnes, 6. Heinrich IV., geboren zu Goslar, vorzüglicher Gönner der Stadt, 7. Heinrich V., oft in Goslar weilender Kaiser, Bereicherer des St. Georgenbergs-Klosters, und 8. Lothar II., Gründer des Rathhauses und der St. Stephanikirche. — Ueber diesen Standbildern geht ein spitzer Thurm in die Höhe, welcher mit einem kupfernen, übergoldeten Adler geziert ist.

Was zunächst die Benennung „Worth" betrifft, welche dies Gebäude von jeher geführt hat, so rührt dieselbe nicht, wie Einige meinen, von der wortführenden oder ersten Gilde, nämlich der Gewandschneider=Gilde, her, sondern ist vielmehr mit „Werder," „Werd" oder Wörth gleichbedeutend, und bezeichnet ursprünglich eine Insel in einem Flusse. Man versteht darunter aber auch eine urbar und trocken gemachte Sumpfgegend, besonders an Flüssen, und vielleicht deshalb, weil dergleichen oft von Flußarmen durchschnitten oder umflossen werden. Bekannt sind in der letztern Bedeutung die an Getreide und üppigen Wiesen reichen danziger, marienburger und elbinger Werder in Westpreußen und der Billwerder und Ochsenwerder bei Hamburg, so wie mehrere andere. Früher mag also auch dieser Bauplatz unserer Worth in Goslar wegen seiner Lage an der durch die Stadt fließenden Gose diese Benennung geführt haben, welche sodann später auf das darauf gebaute Haus übergegangen ist. So giebt es im Dorfe Groß=Heere einen der Pfarre gegenüberliegenden Hof, „die Worth" genannt, und eben so in Beuchte eine Hofstelle, „die Teufelsworth." Nicht minder findet sich im Dorfe Gitter eine „Worth," und selbst aus der Gegend von Hameln läßt sich ein Beispiel im Dorfe Lachen anführen. Daß übrigens die Gegend bei der Worth und dem Rathhause in Goslar früher sehr sumpfig gewesen sei, erwähnen die alten Chronisten ausdrücklich.

Was ferner die ursprügliche Bestimmung dieses alterthümlichen Gebäudes betrifft, so geht allerdings eine Sage, es sei, erbaut unter Kaiser Lothar, früher ein Absteigequartier der Kaiser gewesen, und von den Kaisern der Worthgilde oder Gewandschneider=Gilde geschenkt worden. So sehr indessen auch der allgemeine weite Umfang dieses Gebäudes dies wahrscheinlich machen könnte; so sprechen doch andere Umstände zu laut gegen diese Sage. Sollte sie gegründet sein, so müßte das Gebäude lange vor dem Jahre 1253 erbaut worden sein; denn dies ist das Jahr, in welchem der Kaiser Wilhelm von Holland in Goslar weilte, nach welchem kein Kaiser wieder Goslar's Mitte betreten hat. Allein das Gebäude ist erweislich weit jüngern Ursprungs. Nach Einigen soll es sich um 1318 als neues Gildenhaus in Urkunden erwähnt finden. Die Kaiserstatuen, welche sich an dem Hause finden, können mithin allein die Benennung „Kaiserworth" rechtfertigen, nicht aber die angebliche Bestimmung des Gebäudes als eines Absteigequartiers der Kaiser. Diese hatten vielmehr, so lange sie in Goslar sich aufzuhalten pflegten, ihren eigenen Pallast, welcher um 1253, als der letzte Kaiser in Goslar war, noch stand, und erst später durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Kaiserstatuen wurden übrigens in Reichsstädten häufig als Zierrath bei öffentlichen Bauten angebracht.

Von der oben bemerkten Angabe des Alters unserer Kaiserworth weichen die Angaben der goslarschen Chronik, welche sich in verschiedenen Exemplaren in Goslar erhalten hat, in Etwas ab; denn hier wird das Jahr 1494 als das Jahr der Erbauung dieses Gewandschneider=Gildenhauses ausdrücklich angegeben. Und dieser Angabe dürfte wohl um so mehr Glauben zu schenken sein, da mehrere Kaiser unter den erwähnten Statuen die Halskette des Ordens vom

goldenen Vließe tragen, welchen bekanntlich der Herzog Philipp von Burgund erst im Jahre 1430 stiftete. Es müßte denn sein — was aber unwahrscheinlich ist, — daß das eigentliche Gebäude älter wäre, und im Jahre 1494 nur eine neue Einrichtung und die äußere Verzierung des Hauses beschafft worden wäre.

Von sehr früher Zeit an ist es nachzuweisen, daß, wenn auch der Raum, doch nicht die innere Einrichtung der „Worth" oder „Kaiserworth" dazu paßte, ein kaiserliches Hoflager aufzunehmen. Unten war ein großes Gemach, in welchem die Gewandschneider= oder erste Kaufmannsgilde ihre Berathungen hielt; den übrigen Raum nahmen enge Corridore und schmale Buden ein, in welchen die Handelsherren ihre Lager von flanderischem Tuche und Leinewand hatten; denn Niemand durfte anderswo Wand (Gewand) schneiden, als auf der Worth. Einem besoldeten Bürger war die Bewachung anvertraut. Dieser öffnete und schloß die Läden zur bestimmten, durch den Rath gebotenen Zeit, und war für Verluste der Gilde verantwortlich.

Im Jahr 1711 am 31. Julius kam das Worthgebäude in Gefahr, zertrümmert zu werden. An diesem Tage schlug nämlich der Blitz in dasselbe, und beschädigte sowohl das Innere, als auch äußerlich den Giebel. Nicht minder groß war die Gefahr, welche dem Gebäude bei dem großen Brande im Jahre 1780 (23. März) drohte. Gegen zwei Uhr Nachmittags ergriff nämlich die Gluth den Thurm auf der Worth, und nur durch das Niederreißen desselben, welches die von Clausthal herbeigeeilten Bergleute beschafften, konnte das übrige alterthümliche Gebäude gerettet werden.

Noch merkwürdiger, als die Kaiserworth, ist ohne Zweifel das nicht weit davon stehende alte Rathhaus, welches die ganze Westseite des Marktes einschließt, — ein ganz massives Gebäude, im Geschmacke des 12. Jahrhunderts errichtet, von allen Seiten frei stehend, dessen Vorderseite auf acht gewölbten Bogen ruht, innerhalb welcher sich die Hauptwache befindet. Kaiser Lothar II. soll den Bau desselben nach Einigen schon im Jahre 1131 begonnen, jedoch die Vollendung desselben nicht erlebt haben. Der Platz, welchen man dazu wählte, war morastig und sumpfig. Die Verbesserung des Grundes und Bodens zum Aufbau des Rathhauses mag daher längere Zeit erfordert haben. Nach Lothar's Tode soll Kaiser Conrad III. den Bau fortgesetzt, und dessen Nachfolger Friedrich I., Rothbart genannt, soll ihn im Jahre 1184 vollendet haben. Letzteres berichtet die geschriebene goslarsche Chronik.

Denkwürdig ist es, daß in diesem Rathhause im Jahre 1641 wichtige Friedensunterhandlungen gepflogen wurden, um den Greueln des (30jährigen) Krieges für Niedersachsen ein Ende zu machen Auf Nachsuchen der niedersächsischen Stände war der Erzherzog Leopold diese Unterhandlungen eingegangen. Im Namen des Erzherzogs waren zu Goslar Don Hannibal Gonzaga, Wilhelm Leopold, Graf von Tättenbach und Johann Kaltschmidt von Eisenberg erschienen. Ihnen folgten die braunschweig=lüneburgschen Gesandten. Man hoffte um so mehr einen guten Erfolg von diesen Verhandlungen, da auch,

wie es hieß, der Landgraf von Hessen und der König Christian von Dänemark Gesandte zu schicken versprochen hatten.

Diesem hohen Congresse zu Ehren führte der damalige berühmte Rector der lateinischen Schule zu Goslar, Namens M. Johann Nendorf, auf dem Räthhause und auf der Worth seine Comödie „der verlorne Sohn“ auf, und erntete dabei den größten Beifall.

Uebrigens führten die hier von den hohen Gesandten gepflogenen Verhandlungen noch zu keinem Ziele; denn der schwedische General Torstenson wußte die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg durch die Ankündigung der Ankunft eines neuen Kriegsheeres aus Schweden so zu stimmen, daß sie von den Unterhandlungen abtraten.

Doch schon zu Anfange des Jahres 1642 begannen die Verhandlungen auf dem Rathhause zu Goslar aufs Neue, und es kam jetzt am 16. Januar ein Friedensschluß zu Stande, nach welchem die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg versprachen, die kaiserlichen Truppen mit Zufuhr und Verpflegung zu versehen, und ihnen den Durchzug durch ihre Länder nie zu verwehren. Dasselbe versprach bei dieser Gelegenheit auch die Stadt Goslar. Der Herzog Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg versprach dem Domcapitel zu Hildesheim, das sogenannte kleine Stift oder die Aemter Peine, Steuerwald und Marienburg herauszugeben, und die Stadt Hildesheim zu räumen. In Betreff des sogenannten großen Stiftes wurde bestimmt, daß der Streit friedlich beigelegt, oder nach dem Civilrechte entschieden werden sollte. Die kaiserliche Bestätigung dieses Friedensschlusses erfolgte am 3. März 1642, und wurde zu Braunschweig feierlichst bekannt gemacht.

Nicht lange vor Aufhebung der Reichsfreiheit Goslar's ward das Rathhaus, dessen Zimmer allmählig Rauchkammern ähnlich geworden waren, im Innern reparirt. In den Zimmern, vor denen sich ein geräumiger Saal befindet, versammelten sich damals die Collegien, und diese Zimmer haben auch den ihrer damaligen Bestimmung angemessenen Raum. In der Rathsstube kamen beide Räthe, so wie der engere Rath zusammen. Neben derselben war das Versammlungslokal des Gemeinde-Rathes oder der Freunde von Gilden und Gemeinden. In einem andern Zimmer befand sich die Canzlei, in welchem die Secretaire die Protocolle ausfertigten. Dann folgte die Wietstube, in welcher das Untergericht (Wietamt) gehalten ward und nächst dieser die Tafelstube oder Cämmerei, von welcher die Einkünfte der Stadt erhoben und deren Ausgaben bestritten wurden. Ueber diesen Zimmern war das Archiv und die sogenannte Rüstkammer, in welcher vormals die Waffen aufbewahrt wurden. Ganz oben im Dache befand sich ein Gefängniß, der Bürgergehorsam genannt. An der Südseite des Rathhauses unten an der Treppe ist eine kleine noch immer sehenswerthe Capelle, welche jedoch gegenwärtig nicht mehr zum Gottesdienste gebraucht wird. Zur Zeit der Aufhebung der Reichsfreiheit Goslar's diente diese Capelle sogar zur Holzremise.

Zum städtischen Archive, welches gegenwärtig geordnet wird, ist jetzt die ehemalige Consistorialstube in der Marktkirche eingerichtet worden.

Mitten auf dem Markte Goslar's befindet sich das sogenannte Marktbecken, über welches wir noch einige Worte hinzuzufügen haben. Dies weite gedoppelte, mit einem vergoldeten Adler gezierte bronzene Becken spendet das köstlichste Wasser zum Labetrunke reichlich aus verschiedenen Oeffnungen, und dient zu Jedermanns freiem Gebrauche. Es stammt gewiß aus einer sehr frühen Zeit, doch läßt sich das Alter desselben nicht angeben. Von dem Becken führt auch das Wasser, welches hier geschöpft wird, den Namen. Das Marktbeckenwasser entspringt einige hundert Schritte südlich von der Stadt am Rammelsberge, und wird, ohne daß fast auch nur ein Tropfen davon umkommt, in die Stadt geleitet. Zwei nahe bei einander liegende Quellen, welche bei der stärksten und anhaltendsten Dürre doch niemals versiegen, sind in einen hölzernen Verschlag zusammen geleitet. Dieser Verschlag ist, um das Hineinfallen fremder Körper zu verhüten, mit einem Deckel versehen, und in diesem Verschlage fällt sodann das Wasser in weite bleierne Röhren. Durch diese Röhren ergießt es sich unter der Wallgegend hindurch in die Stadt. Der weithinschallende Ton des Marktbeckens dient bei Feuersgefahr zum Alarmzeichen.

Schloß und Stadt Herzberg.

Die Zeit der Erbauung des Schlosses Herzberg, dessen kurze Geschichte hier mitgetheilt werden soll, läßt sich eben so wenig, als der Erbauer selbst mit völliger Gewißheit angeben, und schwerlich würde auch das ältere Archiv, wenn solches nicht im Jahre 1510 von den Flammen verzehrt worden wäre, darüber Auskunft geben. Der gewöhnlichen Angabe der Chronisten zufolge legte ein Graf von Lauterberg oder Lutterberg, Schirmvoigt des nahen Klosters Pölde, im Jahre 1024 oder nach Andern 1029 den ersten Grund dazu *). Ein großer Freund der Jagd hielt er sich gern in dieser Gegend auf, um seiner Jagdlust zu genügen, und da seine Burg zu Osterode ihm zu fern von dieser Lieblingsgegend war, so legte er hier auf wolkenanstrebender Felsenhöhe ein Jagdschloß an, welches er Hirschberg oder Hirzberg nannte, woraus dann der Name Herzberg sich bildete. Werner's Sohn, Graf Burchard von Lauterberg,

*) Quellen: Lucae's Grafensaal, von Rohr's Merkwürdigkeiten des Oberharzes, Honemann's Alterthümer des Harzes, Thüringen und der Harz und andere, z. B. Calvör's Niedersachsen S. 496. — Schlegel's Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland.

vergrößerte das Schloß und machte es zu seinem und seiner Nachkommen bleibendem Wohnsitze. Als jedoch in der Mitte des zwölften Jahrhunderts (1143) mit Hermann, dem letzten Sprosse der alten Grafen von Lauterberg, dieses berühmte Geschlecht *) ausstarb, nahmen die Vormünder des jungen Herzogs Heinrich des Löwen die Lauterbergschen Besitzungen als eröffnetes Lehen zurück. Mithin ward aus Herzberg ein Besitzthum des Welfenhauses, und von Heinrichs des Löwen Burgvoigte bewohnt. Heinrich der Löwe besaß aber diese Burg, so wie das nahe Scharzfels und Pölde, nicht bloß als Lehen, sondern erb- und eigen, nach einer namhaften Verleihung des Kaisers Friedrich I. vom Jahre 1157. Nachdem indessen das Band der innigsten Freundschaft zerrissen war, welches den tapfern Löwenherzog mit dem kräftigen Kaiser Friedrich I. verknüpfte, ward auch Herzberg in den Kriegsunruhen von den Kaiserlichen erobert, und erst nach erfolgter Aussöhnung mit dem Kaiser seinem Eigenthümer wieder übergeben. Nach Heinrich's des Löwen Tode kam Herzberg bei der Theilung des Landes unter seinen Kindern im Jahre 1203 an seinen Sohn Otto, der als der Vierte dieses Namens in der Reihe der deutschen Kaiser bekannt ist, und dessen Witwe später einige Zeit das Schloß Herzberg zu ihrem Witwensitze wählte. Nach Albrecht des Großen Tode fiel bei einer neuen 1279 Statt findenden Theilung des Landes das Schloß Herzberg an Heinrich den Wunderlichen, welcher seine Hofhaltung oft wechselte und bald auf dem Grubenhagen, bald zu Osterode, bald zu Catlenburg, aber auch sehr oft auf Herzberg weilte, und dessen Nachkommen hier ihre Residenz hatten. Der jüngste Sohn Heinrich's des Wunderlichen stiftete sogar eine eigene Herzberg'sche Linie, starb jedoch ohne Erben. Er hieß Wilhelm. Sein Bruder Ernst I., welcher zu Eimbeck Hof hielt, erbte die Besitzungen des Bruders, dessen Witwe, eine geborne Gräfinn von Eberstein, noch längere Zeit in stiller Trauer auf dem alten Schlosse zu Osterode wohnte. Von Herzog Ernst's I. Söhnen, grubenhagenscher Linie, bekam im 14. Jahrhunderte der vierte, Namens Friedrich, Herzberg und Osterode als Apanage, und ward Vormund Erich's, des einzigen Sohnes seines ältesten Bruders Albrecht II., welcher zu Salz der Helden seinen Sitz hatte und dort seiner Fehdelust bis zu seinem 1384 erfolgten Tode genügte. Dieser Erich führte, als er mündig geworden war, einen förmlichen Krieg um Scharzfels und Lauterberg mit dem Grafen Heinrich von Hohenstein, schlug ihn bei dem Dorfe Osterhagen, und nahm in dem blutigen Treffen drei Hohensteiner gefangen, welche sich später mit 8000 Gulden die Freiheit wieder erkaufen mußten. Albrecht III., Erich's Sohn, setzte das Schloß Herzberg seiner Gemahlinn, einer geborenen Gräfinn von Waldeck, zum Leibgedinge aus. Ihm folgte Philipp I., welcher, nachdem sein ältester Bruder Ernst früh verstorben und Erich in den geistlichen Stand getreten war,

*) Die mitbelehnten Vettern von Scharzfels erhielten die erledigte Grafschaft und mußten sich von Heinrich dem Löwen belehnen lassen. Mit Heiso starb auch dies Haus 1396 gänzlich aus.

die gesammten Grubenhagen'schen Besitzungen unter seinem Befehle vereinigte. Er hielt sich oft und gern zu Herzberg auf, erlebte aber auch auf diesem Schlosse ein beklagenswerthes Ereigniß. Es war im Jahre 1510 am 3. Sonntage nach Allerheiligen, als auf dem Schlosse Herzberg des Nachts eine Feuersbrunst entstand. Der Herzog lag gerade mit seiner Gemahlinn Catharina, einer gebornen Gräfinn von Mansfeld, und seinem ältesten Sohne Philipp im ersten Schlafe. Von den glühenden Flammen aufgeweckt, hatten die Geängsteten kaum so viel Zeit, das nackte Leben zu retten. Beide mußten, da jeder andere Ausweg durch die Flammen schon versperrt war, durch ein Fenster sich in den Schloßhof hinunterlassen. Ihr zartes Kind, kaum ein Jahr alt, wurde leider bei dieser Flucht so beschädigt, daß es von dieser Zeit an kränklich blieb und zwei Jahre darauf dahinstarb.

Eine bedeutungsvolle, ereignißreiche Zeit nahte jetzt. Das Licht der Aufklärung hatte das Dunkel der langen Wahnesnacht erhellt, und der durch Luther 1517 begonnenen großen Kirchenreformation den Weg gebahnt. Philipp I., obgleich anfangs ihr abhold, trat ihr endlich 1534 gleich andern Fürsten bei, nachdem er sich durch den evangelischen Prediger Brinkmann zu Elbingerode in der neuen Lehre hatte unterweisen lassen. So ließ er die Fackel des Evangeliums auch auf Herzberg leuchten, und führte die Reformation in seinem ganzen Fürstenthume ein.

Philipp's I. Söhne hießen Ernst, Wolfgang und Philipp II. Ernst II. übernahm zuerst nach seines Vaters 1551 erfolgtem Tode die Regierung, und residirte gleichfalls auf Schloß Herzberg. Eben so liebten seine Brüder Wolfgang und Philipp II. den schönen luftigen Sitz zu Herzberg auf der freien weitschauenden Felsenhöhe. Ernst II. schloß seine Augen zu Herzberg zum Todesschlummer, und seine Gebeine wurden nach Osterode in die väterliche Gruft gebracht. Es war dies im Jahre 1567. Ihm folgte der Bruder Wolfgang in der Regierung, gleich seinem Vorgänger ein trefflicher Fürst, von welchem im Jahre 1593 eine neue Bergordnung erschien, die den Oberharz sehr in Aufnahme brachte. Auch Wolfgang starb auf Schloß Herzberg am 14. März 1595. Letzner hat uns folgendes Volkstrauerlied aufbewahrt, das sein Tod veranlaßte.

Wie traurig steht der Tannenbaum,
Wie heulen und weinen alle Bäume.
Wie hängt der Bergmann seinen Kopf,
Geht traurig fort — der arme Tropf.
Den Köhlern ist entfallen der Muth,
Der Holzhauer auch traurig thut.
Der Glaser Gesang hat sich gelegt,
Die Hirten all' sind hoch bewegt.
Die Hütten trauern und sind fast still,
Die Schneid-Mühl auch nichts schaffen will.
Von wegen daß ihn'n dieser Herr,
Abgangen ist, und ihn nicht mehr
Zum Schutz und ein Regierer han,
Deß trauert jetzt ein Jedermann.

Philipp II., Wolfgang's Nachfolger, war der letzte Sproß der Grubenhagen'schen Fürstenlinie. Er sollte nicht lange allein regieren. Schon im folgenden Jahre 1596, den 4. April, neigte auch er auf Schloß Herzberg sein Haupt zum Todesschlummer. Da er keine Erben hinterließ, so wurden ihm Fürstenhut, Helm, Wappen, Siegel und Schwerdt in die väterliche Gruft zu Osterode mitgegeben, wo er neben seiner ihm vorangegangenen Gemahlinn Clara von Wolfenbüttel beigesetzt wurde. Um das erledigte Land stritten sich jetzt eine Zeit lang die Linien von Wolfenbüttel und Celle, bis der Kaiser im Jahre 1617 der erstern Linie befahl, das bereits in Besitz genommene Fürstenthum Grubenhagen der Celle'schen Linie wieder abzutreten.

Hier dürfen wir den auch für Schloß Herzberg wichtigen, denkwürdigen Vertrag nicht unerwähnt lassen, welchen die sieben Söhne des Celle'schen Herzogs Wilhelm des Jüngern, zum Besten des Landes schlossen. In diesem Vergleiche bestimmten sie, nur einer aus ihrer Mitte, auf welchen das Loos fallen würde, solle den Stamm in ebenbürtiger Ehe fortpflanzen, damit jede Zersplitterung des Landes auf ewige Zeiten aufhören und jeder kommende Zuwachs an Land mit Lüneburg vereinigt bleibe. Herzog Georg, von den sieben Brüdern dem Alter nach der Jüngste, war der Glückliche, welchen das Schicksal erwählt hatte, des hohen Hannoverschen Könighauses Stammvater zu werden.

Schon früher hatte Georg zu Herzberg die Tochter des Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, Anna Eleonore, kennen gelernt, und sein Herz war von inniger Liebe zu ihr entflammt worden. Sobald es daher seine Geschäfte erlaubten, eilte er nach Herzberg, wo ihm die Heißgeliebte bis zu dem großen, weißen Felssteine an dem Winkel der Straße, von wo man auf die Stadt Herzberg herabsehen kann, freudig entgegen kam, und von seinem kräftigen Arme umschlungen, erfuhr sie nun Alles, was sich zwischen ihm und seinen Brüdern zugetragen hatte. Der Stein wurde der „Freudenstein" genannt, und heißt so noch bis auf den heutigen Tag.

Den Ort aber, wo Herzog Georg seine Anna Eleonore gefunden hatte, liebte er von nun an wie seinen köstlichsten Edelstein. Als daher beide Liebende 1617 mit einander sich vermählten, nahmen sie ihre Residenz zu Herzberg, und es wurde die Wiege der Kinder Georg's, und das reiche Haus seiner Familienfreuden. Herzog Georg ward bekanntlich bald von Allen, welche ihn kannten, für einen der tapfersten Kriegshelden des deutschen Landes gehalten, um dessen Freundschaft Spanien und Dänemark, der Kaiser und der große Schwedenkönig Gustav Adolph, im verhängnißvollen dreißigjährigen Kriege sich bewarben. Seine treue Anna Eleonora gebar ihm hier auf Schloß Herzberg vier Söhne, welche sämmtlich in den Jahrbüchern der hannoverschen Geschichte prangen. Auf Schloß Herzberg erblickte 1622 der zwar schwache, aber milde und gütige Christian Ludwig das Licht. Auf Schloß Herzberg standen die Wiegen der Herzöge Georg Wilhelm (geb. 1624) und Johann Friedrich (geb. 1625), welche beide ein Paar ächt deutsche Männer wurden, — Georg Wilhelm, der lebensfrohe, aber thätige und gerechte Vater der un-

glücklichen Prinzessinn von Ahlden, deren Schicksal in diesem Werke bereits erzählt worden ist, und — Johann Friedrich, der Edle und trotz seines Uebertritts zum Katholicismus Tolerante, aber doch etwas Strenge und Eigenwillige, welcher denjenigen, die ihm zuweilen gelindere Maaßregeln anriethen, zu antworten pflegte: „Ich bin Kaiser in meinem Lande." Auf Schloß Herzberg wurde ferner am 20. November Ernst August geboren, jener weise Staatsmann, jener Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften, der durch Erwerbung der Churwürde, durch Einführung des Erstgeburtsrechtes in der Erbfolge, durch Vereinigung der lüneburg'schen mit den calenberg-götting'schen und grubenhagen'schen Ländern, und endlich durch Veranlassung der Erhebung seines Sohnes und Nachfolgers auf den englischen Thron den Grund zu der jetzigen Größe seines Hauses legte. Doch die Glanzperiode Herzberg's ging noch zu Herzog Georg's Zeit zu Ende; denn als er im Jahre 1634 die Regierung des Fürstenthums Calenberg antrat, welches durch Herzog Friedrich Ulrich's Tod dem Hause Lüneburg zugefallen war, so verlegte er seinen Sitz nach der schon damals bedeutenden Stadt Hannover, und erbaute dort das Residenzschloß. Hier hielten er selbst und alle vier Söhne desselben nach einander Hof, und Herzberg stand seit der Zeit verlassen und verödet da, nur von Christian Ludwig's Witwe einige Jahre bewohnt, und von Zeit zu Zeit von Georg's Familie heimgesucht. Noch werden Theile einer künstlich gearbeiteten Wiege hier gezeigt, welche für die Wiege Georg's II. ausgegeben wird. Ob dieser nachherige König von England hier geboren wurde, ist vielfach bestritten worden, aber kaum ist es wohl einem Zweifel unterworfen, da es historisch feststeht, daß er hier 1683 getauft wurde. Wie lange übrigens bei dieser Gelegenheit Georg's II. Mutter, die als Prinzessinn von Ahlden bekannte Fürstinn, auf Schloß Herzberg sich aufgehalten habe, ist uns nicht bekannt.

Wiewohl nun Herzog Georg und seine Söhne nicht mehr auf Herzberg residirten, so ward doch das Schloß auch nachher noch immer in wohnbarem Stande erhalten, und allezeit von einem Castellan bewohnt. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden auch noch besondere Reparaturen hier ausgeführt, und namentlich das obere Stockwerk ganz neu angelegt, wobei einer höhern Verfügung zufolge die neuen Zimmer mit den alten harmonirend eingerichtet werden mußten. Alle Zimmer waren noch immer, wie früher, meublirt; überall fanden sich noch die alten Spiegel, Stühle, werthvolle Portraits der Herzöge und Herzoginnen von Grubenhagen und dergleichen. Die Stühle waren theils mit Damast oder anderen seidenen Stoffen, theils mit Goldleder überzogen. An den Bettgestellen, welche schon über 100 Jahre alt waren, befanden sich Malereien und Inschriften biblischer Sprüche. Erst um 1788 hörte diese Einrichtung des Schlosses Herzberg auf. Gegenwärtig ist dasselbe dem jedesmaligen Oberamtmann zur Officialwohnung eingeräumt. Der östlich gelegene Flügel, schon ziemlich vom Zahne der Zeit benagt, ist in ein Kornmagazin umgeschaffen. Den Thurm im nordöstlichen Winkel des innersten Burghofes ließen die Herzöge Christian Ludwig und Johann Friedrich in einem eigenen Style bauen.

Das Material zu den Mauern des Schlosses besteht aus lauter kleinen runden Bachkieseln, wie sie das Thal in unzählbarer Menge darbietet, welche durch einen festen Kitt mit einander verbunden sind. Im Vorhofe ist noch die Stechbahn zu sehen, und von hier gelangt man durch einen Mauergang zu dem innern überwölbten Schloßthore, in dessen Eichenpforte sich noch das Nothpförtchen befindet, welches, eng und schmal, mit einem Uebersteigebrette versehen, noch jetzt denjenigen Bewohnern des Schlosses zum Eingange dient, welche etwa zur Nachtzeit einkehren. In diesem Thorgewölbe befinden sich die Amtsgefängnisse. Von hier gelangt man sodann auf den innern Hof, welchen die schon erwähnten Gebäude einschließen.

Der Schloßberg senkt sich westlich zum Thale hinab, und ist nur hie und da mit einzelnen Sträuchen und Gebüschen bewachsen. Südlich aber zieht sich ein Laubhölzchen fast bis an die Burg heran, und die beiden übrigen Seiten, die steilsten, welche nach der Stadt Herzberg gerichtet sind, umzieht der Schloßgarten, welcher aus schmalen Graswegen, die hie und da mit alten Bäumen bepflanzt sind, besteht. Köstlich ist die Aussicht, deren man von hier aus auf das tief unten liegende Herzberg und dann hoch zum Gebirge hinauf genießt. Tritt man auf eine andere Stelle des Schlosses, so erschaut man östlich in geringer Entfernung die grauen Felszacken der alten, berühmten Burg Scharzfels.

Auch die nächsten Umgebungen des Schlosses dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen. Unter dem Schlosse liegt ein herrschaftliches Vorwerk und zwei große Teiche, der Jües und der Ochsenpfuhl, — beides höchst wahrscheinlich Erdfälle, deren sich in dieser Gegend mehrere finden.

Der Jües ist fischreich und wird für unergründlich gehalten. Bei klarem Wetter will man jedoch altes Gemäuer in seinem Wasser gesehen haben. Die Sage hat sich dieses Teiches bemächtigt und berichtet von ihm also: In alten Zeiten haus'te hier ein Graf, ein gar wilder Gesell, der ein gottloses Leben führte und allen Warnungen Hohn sprach, die ihn zur Bekehrung bringen sollten. Unter des Donners Krachen und des Blitzes Flammenzucken stürzte drum sein Schloß in die Tiefe, von einem Erdschlunde verschlungen, und sprudelnde Wasser stiegen empor, die schauerliche Tiefe geheimnißvoll zu bedecken.

Der Ochsenpfuhl, ein anderer Erdfall, liegt an der Ostseite des Schloßberges und empfängt seine Nahrung durch verborgene Quellen. Er fließt ab in eine dunkele Schlucht des Felsens, und Niemand weiß, wo seine bedeutende Wassermasse bleibt. Auch diesen Erdfall hat die Sage merkwürdig gemacht. Sie berichtet Folgendes: Hier war einst vor mehreren Jahrhunderten am zweiten heiligen Ostertage die Jugend der Umgegend auf einer Wiese versammelt, welche sonst da grünte, wo jetzt die unheimlichen Wellen des Teiches sich ausbreiten. Ringsumher waren Leinenzelte aufgeschlagen, und die kräftigen Jünglinge übten sich im Ringen, während die lieblichen Jungfrauen ihren Spielen lustwandelnd zuschauten, um sodann zum lustigen Reigen mit ihnen sich zu vereinen. Noch hallte der Jubel, noch schwebten die Jugendgenossen im leichten

Tanze dahin; da kam plötzlich ein ungeheurer schwarzer Ochse des Weges daher. Das Gewühl und das Jauchzen der Menge machte ihn wild; das Geschrei der ihn neckenden und verfolgenden Knaben brachte ihn zur Wuth, und so erschien das riesige Geschöpf plötzlich auf dem grünen Platze, und setzte die Versammelten in Schrecken. Weiber, Mädchen und Kinder flüchteten in die nächsten Höfe, hinter die Zäune oder auf die steilen Höhen. Doch die kühnen Jünglinge rüsteten sich zum Kampfe wider das Unthier, um ihm den Vergnügungsplatz wieder abzugewinnen, von welchem sie sich vertrieben sahen. Doch ihre Kampfslust verwandelte sich in starres Erstaunen, als sie das Treiben des wüthenden Thieres gewahrten. Der Ochse kümmerte sich nicht um die anrückenden Kämpfer, sondern tobte mit dem Gebrüll der schrecklichsten Wuth auf dem grünen Wiesengrunde umher, wetzte seine langen Hörner an den nächsten Baumstämmen, und blies heiße Dampfwolken aus den weit offenen Nüstern. Endlich hemmte er seinen Lauf mitten auf der Wiese, senkte das breite Haupt, riß mit den Füßen scharrend den Rasen auf, und stieß die Hörner tief in den Boden. Wüthender durch den Widerstand, welchen da liegendes Gestein seiner Gewalt entgegensetzte, ließ er nicht nach zu wühlen, und Steine und Erde in die Luft zu schleudern, bis auf einmal vor ihm aus dem aufgebrochenen Boden ein dicker Wasserstrahl emporschoß, mehrere Fuß hoch sich zu einem sprudelnden Springbrunnen hob, und in kurzer Zeit das trockene Erdreich um den Stier her mit rauschenden Fluthen bedeckte. Wie verwundert stand anfangs der Ochse still, dann schlürfte er gierig aus dem Strudel, zog sich unter dem Wachsen der Wassermasse langsam zurück, und ließ sich endlich geduldig fangen und fesseln. Das Fest aber war und blieb verdorben und der Vergnügungsplatz der Jugend der dortigen Gegend war zerstört für alle Zeit; denn der Wasserquell blieb unerschöpft, der Strudel hörte nicht auf zu fließen, und in wenigen Tagen war der grüne Wiesengrund gänzlich ausgefüllt. Schon glaubten die nächsten Bewohner die Sicherheit ihrer Grundstücke gefährdet, allein die Gefahr wurde glücklicher Weise abgewandt. Das Wasser hatte sich nämlich einen Ausgang geschaffen, so räthselhaft und außerordentlich wie sein Hervorquellen gewesen war. Eine Schlucht hatte sich geöffnet, dicht unter dem Schloßberge, und so wenig man weiß, von wannen das Wasser kam, so wenig weiß man, wohin es gehet. Der so entstandene Teich aber ward der Ochsenpfuhl genannt, und führt diesen Namen noch heutiges Tages.

Weniger als von dem Schlosse Herzberg weiß die Geschichte von der etwa 400 Häuser enthaltenden Stadt Herzberg zu berichten, die von Einigen auch nur Flecken oder Marktflecken genannt wird. Sie hat weder Mauern noch Thore. Ihre Entstehung verdankt sie ohne Zweifel der nahen Burg. Wer aber mag bestimmen, wann sie ihren Anfang genommen, oder wie früh sich ihre Häuserzahl gemehrt habe? Die im Jahre 1593 vom Herzoge Wolfgang erbaute St. Bartholomäi-Kirche des Orts enthält noch die meisten historischen Merkwürdigkeiten. Unter andern fürstlichen Monumenten finden sich hier von schwarz und weiß geädertem Marmor die reich verzierten Epitaphien zweier

Töchter des Herzogs Georg, nämlich der Prinzessinn Dorothea, Ernst August's Zwillingsschwester und der Prinzessinn Magdalena. Hinter dem Altare bewahrt man einen mit schwarzem Marmor ausgekleideten kleinen Taufstein, aus welchem Georg II., König von England und Kurfürst von Hannover, die Christenweihe empfangen haben soll. Im Gruftgewölbe der Kirche ruhen zwei Särge, die für Kunstwerke der damaligen Zeit gelten können. Sie enthalten den Staub zweier tapferer Söhne des Kurfürsten Ernst August. Der eine derselben, Prinz Friedrich August, fand im Jahre 1691 als kaiserlicher Generalmajor seinen Tod auf dem Bette der Ehre in einer Schlacht gegen die Türken, als er in einen Engpaß einzudringen versuchte, welchen der Feind besetzt hielt. Sein Leib ward den trauernden Eltern ohne Haupt gebracht, und soll noch unangerührt in dem fest verschlossenen und unversehrten Sarge ruhen. Der andere Prinz, Christian, war kaiserlicher Obristwachtmeister, und ertrank im Jahre 1703 während des spanischen Erbfolgekrieges bei Elchingen, unweit Ulm, in der Donau, nachdem sein Pferd erschossen worden war.

Bald nach Erbauung dieser Kirche schenkte der letzte, zu Herzberg residirende Herzog von Grubenhagen Philipp II. im Jahre 1596 auch eine Orgel in dies Gotteshaus, wie noch eine alte an derselben befindliche Inschrift bezeugt.

Die Zeit der Erbauung einer früher gebrauchten Kirche des Orts, der St. Nicolai-Kirche, ist nicht bekannt. Sie diente später nur zum Gebrauche bei Begräbnißgottesdiensten.

Eine sogenannte Freischule, in welcher die Schüler, wie früher im Lyceo zu Osterode, unentgeltlich unterrichtet wurden, errichtete Herzog Wolfgang im Jahre 1593 zu Herzberg.

Die sehenswerthe Gewehrfabrik Herzberg's, durch welche der Ort gegenwärtig besonders berühmt ist, ward hier schon im Jahre 1740 angelegt. Anfangs geschah diese Anlage bei dem damaligen Eisenhüttenwerke Lonau, ungefähr eine Stunde von Herzberg, im Jahre 1736 aber ward sie zu Neuhof bei Scharzfeld auf Königl. Kosten eingerichtet, und erst im obengenannten Jahre ward diese Fabrik nach Herzberg verlegt, weil das Lonauer Eisen nicht gut genug war. Nachdem diese Fabrik bis in die Zeit der westphälischen Fremdherrschaft auf Kosten der Regierung betrieben worden war, ward sie an einen Privatmann verpachtet, und endlich an den jetzigen Fabrikherrn verkauft, welcher fortwährend einige hundert Arbeiter beschäftigt. Die Arbeiten der Fabrik werden wegen ihrer Trefflichkeit gar sehr gepriesen, und in der Gewerbeausstellung zu Hannover wurden mehrere Erzeugnisse der Fabrik als wahre Kunstwerke angestaunt, und gewannen auch die Preismedaille. Eine bestimmte Quantität der Waaren nimmt die Herrschaft der Fabrik alljährlich ab. Die Röhre und Bajonette aus Eisen, welches von der 1732 angelegten Königshütte hieher geliefert wird, werden zuerst mit doppelter Ladung probirt, und unter funfzig Flinten springen gewöhnlich zwölf bis funfzehn. Diejenigen Läufe, welche die Probe ausgehalten haben, werden dann verschraubt, nach dem Kaliber gezogen,

vom Rüstmeister visirt, gezeichnet, mit Schlössern versehen und völlig fertig gemacht. Springt eine Flinte beim ersten Schusse, so muß der Meister den Schaden tragen; springt sie aber erst beim zweiten, so hat die Fabrik den Verlust auf sich zu nehmen.

Was die kirchlichen Verhältnisse Herzberg's betrifft, so fügen wir noch Etwas hinzu. Schon im 16ten Jahrhunderte war nämlich Herzberg der Sitz einer Superintendentur, und zwar der einzigen im Fürstenthume Grubenhagen. Später wechselte der Sitz der Superintendenten zwischen Herzberg und Osterode. Beim Aussterben der Grubenhagenschen Fürstenlinie war Conrad Steinmann Superintendent in Herzberg, welcher 1598 zum Generalsuperintendenten ernannt wurde. Jetzt war man darüber aus, die Generalsuperintendentur nach Osterode zu verlegen. Nach Steinmann's 1624 erfolgtem Tode ward der Schloßprediger Johann Kleinschmidt in Osterode Generalsuperintendent. Doch als dieser wegen Mißbrauchs der Canzel im Jahre 1626 entlassen wurde, ward nach zweijähriger Vacanzzeit noch der Prediger Siegmund Bergius zu Herzberg Generalsuperintendent. Bekannt ist übrigens, daß in der Folgezeit der Sitz der Generalsuperintendentur des Fürstenthums Grubenhagen sogar auf den Harz verlegt wurde, wo sie sich noch befindet *). Zu Herzberg ist jetzt der Sitz einer Specialsuperintendentur.

Die Bockholter Kapelle.

In dem raumen Thale, welches sich nordwärts von Osnabrück, zwischen den Höhen des Piesberges und des Penterknapps der Haase zu dehnt und ein ebenes weites Blachfeld bildet, liegt hart an der Straße, die von dieser uralten Stadt einstens in die Nordlande führte, zu den Niederlassungen an der Ems, dem Lande der Chauken und Friesen, ein Kirchlein, klein und verlassen, einsam auf der Heide, in der Nähe eines Hofes, der noch jetzt, wie vor tausend Jahren, Bockhold heißt. So unscheinbar und klein dies Kirchlein da liegt, so verlassen und öde es jetzt steht, eine solch' hohe Bedeutung mag es früher gehabt haben und vielleicht ist es eines der ältesten christlichen Gotteshäuser, die in deutschen Gauen errichtet sind.

---

*) Der erste Generalsuperintendent zu Clausthal war Franz Daniel Bergius, des obengenannten Sohn; der folgende Generalsuperintendent Liesegang war jedoch wieder in Osterode. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war der als Geschichtsschreiber bekannte Caspar Calvör Generalsuperintendent und Consistorialrath zu Clausthal, dessen Werk über „Niedersachsen“ noch immer hohen Werth hat.

Die Kriege der Franken gegen die Sachsen hatten schon einige Zeit gewährt, schon hatte Carl der Große die Veste Eresburg an der Diemel erobert und Sigisburg war in seiner Gewalt, die weitverehrte Irmensäule war zerstört und siegreich standen seine Heere an der Weser. J. J. 777 hielt der Sieger in dem eben entstandenen Paderborn den ersten Reichstag, wohin er seine vornehmsten Franken, Grafen und Bischöfe berief und den Sachsen-Häuptlingen den neuen Glauben der Christen aufdrang. Mit dieser neuen Religion belegte er Sachsen mit dem Zehnten, einer Abgabe, die den freiheitliebenden Männern eben so drückend erschien, wie es ihnen hart ankam, ihre alten Hünenringe und heiligen Haine zu verlassen, um in engem Raume, einer ummauerten Gottesstelle, hinfüro zu beten, wogegen sie sonst im dunklen Eichenforste, oder auf offener Haide unter Kriegesgesängen ihren Göttern geopfert hatten. Des Siegers Hand lag schwer auf dem Sachsenlande und wenn auch der Stämme viele sich hatten unterwerfen müssen, so stand doch noch immer der Edelste des Volkes, Wittekind, der Heerführer der Sachsen, unbesiegt da und hoffte nur auf irgend eine Gelegenheit, um den Kampf zu erneuen, die Franken wieder zu verjagen und Freiheit aufs Neue durch die vaterländischen Gaue zu tragen. Diese Veranlassung kam bald.

Am Reichstage zu Paderborn erschienen die arabischen Emirs Ibn al Arabi und dessen Sohn Jussuf, Hülfe begehrend von dem mächtigen Frankenkönige Carl, gegen Abdor-Rhaman, den Ommaijadischen Kalifen zu Cordova. Die Sarazenen zu bekriegen reizte den Enkel Karl Martells, er zog von Paderborn fort, fort aus dem Lande der Sachsen, durch das weite Franken-Reich, überstieg die Pyrenäen, eroberte Pampelona, Saragossa und alles Land bis zum Ebro und litt dann in den Engpässen von Ronceval den Ueberfall von den Basken, wo unter vielen tapfern Franken auch Roland, der gefeierte Kriegesheld, fiel.

Diese Zeit nutzte Wittekind. Schnell waren seine Gefolge geordnet, der Ruf der Befreiung drang durch die Thäler und Ebenen Sachsenlands und gerüstet mit Streitart und Lanze, geschützt vom großen Schilde, umgürtet von der Haut des Ur, oder Wolfes, oder von der eines Hirsches, zogen ihm die Mannen des Heerbannes aus den entlegensten Gehöften und Gauen zu. Bald sah der nie verzagte Heeres-Zugführer (Herzog) sich wieder durch freie Wahl an ihre Spitze gestellt und aus dem Lande der West- und Ostfalen, aus Angergauen und den bereits eroberten Sachsen-Burgen wurden die Franken vertrieben. Die Christen-Kirchen wurden niedergebrannt; die Mönche erschlagen, die Sendgrafen und ihre Franken-Krieger verjagt und siegreich bis zu den Ufern des Rheins und Mains drangen die deutschen Völker des Nordens. Manche neue Stiftung ging in Rauch auf, manche Burg ward zerstört, bis weithin durch die Wetterau loderte die Verheerung der Sachsen; da suchten sie am Main die Franken-Furth, wodurch diese Heere ihren Zug über den Strom hatten, zerstörten die dortigen Burgfesten, die den Stromübergang den verhaßten Feinden deckten (Frankfurt) und zogen, wildjauchzend im Siege durch die Strömung des Mains an das

linke Ufer des Flusses, der Frankenfurth gegenüber, und zeigten dort, wie die „Sachsen hausen" und zerstören und wüthen, wenn der Sieg sich um ihre Feldzeichen bindet, und nannten zum Andenken an ihren Mainübergang und an das „Hausen" und Verwüsten, welches sie am jenseitigen Stromufer getrieben hatten, die Stelle, welche der Franken-Furth gegenüber liegt: Sachsen-hausen.

Carl der Große hatte zwar im Passe von Ronceval eine Niederlage erlitten, doch erholte er sich bald wieder von derselben. Schnell bekamen seine Heere in Oberdeutschland den Befehl, gegen die Sachsen zu kämpfen und bald darauf drang er mit starker Macht über den Nieder-Rhein bis an die Lippe und mitten in Sachsen. Hier erwartete ihn nun Wittekind; hier standen seine Haupt-Burgen am Ufer der Haase und Weser, auf dem Süntall-Gebirge, hier hatte er seine getreusten Mannen ringsum den Osningg-Wald wohnen, hier waren die heiligsten Hünensteine und weitberühmten Opferaltare; hier, hart unter der Wittekindsburg (bei dem nachherigen Kloster Rulle, zwei Stunden von Osnabrück) dehnte sich über den Sachsenhof beim Bockholte (Buchholz) ein weites Blachfeld hinter dem Gebirge der Haase zu, auf welchem das Heer der Sachsen lagerte. Hier kam es im Jahre 779 zu einer mörderischen Schlacht, in welcher Carl siegte und Wittekind geschlagen ward. Dieser Sieg sicherte dem mächtigen Frankenkönige das Land, er erbaute Burgen an der Weser und Elbe, dachte an die Stiftungen der Bißthümer, die auch in den folgenden Jahren zu Osnabrück, Minden, Paderborn, Halberstadt, Verden, Bremen, Münster und Elze entstanden und breitete die Religion des Welterlösers über das deutsche Vaterland aus.

Dieser Sieg war von den größten Folgen und dies Kirchlein mitten auf der Heide beim Bockholte, klein und eng, mit gothischen Fenstern und spitzem Dache, mit tüchtigen Strebepfeilern und einem Thürmchen, aus dessen ganzer Bauart die fernste Zeit der ältesten Jahrhunderte hervorleuchtet, was ist es anders, als die Schlacht-Kapelle zum Andenken der Sachsenbesiegung im J. 779 bei Bockholte und vermuthlich das älteste christliche Gotteshaus im weiten Westfalenlande.

Wer seinen Weg einschlägt von Osnabrück ab gen Norden, die Waldschlucht am Hohn hinter sich hat und gegen Wallenhorst kommt, wo rechtsab die Höhe der alten Wittekindsburg bei Rulle liegt und seinen Weg auf Bramsche, Fürstenau und Lingen nehmen will, der findet zwei Stunden hinter Osnabrück, kaum hundert Schritte von der Straße, hart am Bockholte diese uralte Schlacht-Kapelle, die, da sie noch immer erhalten wird und von dem festesten Mauerwerke ist, noch manchem Jahrhundert trotzen kann, wie solche jetzt schon über tausend Jahre vielleicht gestanden hat. Manch treues Sachsenherz mag hier, für Freiheit, Götter und Vaterland streitend, verblutet sein!

Fritz v. Walde.

Burg Grubenhagen.

Zwischen Nordheim und Einbeck blickt von waldiger Höhe des hier auslaufenden Sollings ein uralter fester Thurm in's weite fruchtbare Thal herab, der grubenhagener Thurm genannt. Dort, in der uralten Grafschaft Dassel, lag die mächtige Burg Grubenhagen, von welcher das sogenannte Fürstenthum den Namen führt. Die Ruinen dieser Burg sind zwar wohl weniger bedeutend, als die der Plesse und der benachbarten Heldenburg, weil sie nur aus dem erwähnten Thurme, einem verschütteten Brunnen und den vormaligen Wällen und Schloßgräben bestehen; aber dessen ungeachtet verweilt man gern bei ihnen, da man von hier aus eine der lieblichsten und schönsten Aussichten genießt. Das herrliche Thal, welches sich von Dassel aus öffnet, und erst östlich und dann südlich nach Göttingen fortzieht, mit seinen Städten Einbeck und Nordheim, mit seinen Flecken, Dörfern und reizenden Fluren, liegt nicht nur, wie ein prächtiges Gemälde, ausgebreitet da, sondern auch über dasselbe hinaus, nach Norden, Osten und Süden hin schauet das Auge in Gegenden, wo ein malerischer Gegenstand nach dem andern überrascht und entzückt. Nur nach Westen hin ist die Aussicht beschränkt, weil die Gebirgskette, in welcher die Ruinen liegen, höher emporsteigt.

Die Burg war an den Bergseiten nach Norden, Osten und Süden hin mit Mauern, Gräben, Wällen und andern Festungswerken der alten Art umgeben. Nach Westen hin war dieß nicht der Fall, weil hier der Berg ziemlich steil ist, und diese Seite auch von den Festungswerken, welche an dem Westende der nördlichen und südlichen Bergseite angebracht waren, hinreichend vertheidigt wurde.

An der nördlichen und südlichen Seite des Burgberges waren, wie man noch deutlich wahrnehmen kann, doppelte Gräben, weshalb auch der Weg zur Burg an der nördlichen Seite über zwei Brücken (wahrscheinlich Zugbrücken) führte.

Der Eingang zur Burg selbst war links bei dem noch vorhandenen Thurme. Nach der Oberfläche des Burgberges zu urtheilen, kann die Burg nur von einer mäßigen Größe gewesen sein. Die Hauptzimmer, nämlich Hofstube und Rittersaal, können also keinen beträchtlichen Umfang gehabt haben.

Von außerordentlich dickem und starkem Gemäuer ist der noch vorhandene Thurm; darum hat er denn auch, wiewohl er schon mehrere Jahrhunderte ohne Dachung ist, dem Ungestüme des Wetters getrotzt, und wird wahrscheinlich ihm noch lange trotzen. Dieser Thurm hatte mehrere Böden übereinander, und diente ursprünglich dazu, das Archiv und andere Sachen von Werth, wenn Gefahr drohte, aufzunehmen, und vor dem Verbrennen zu bewahren. Aus dem untersten Gewölbe dieses Thurms soll ein unterirdischer Gang zu dem Brunnen

geführt haben, um noch immer das in der Burg nöthige Wasser bekommen zu können, wenn etwa die äußern Befestigungen der Burg vom Feinde bereits überwältigt wären.

Nahe bei dem Schlosse, besonders an der nordöstlichen Bergseite, befanden sich verschiedene Gebäude und Wohnungen zum Bedarf des Haushaltes und für die Dienerschaft und Besatzung der Burg. Der Boden des Burgberges wurde allenthalben, wo es nur irgend möglich war, von der Hand des Gärtners benutzt. Die liebliche Akazie, welche man noch hie und da unter wildem Gesträuche antrifft, und die Benennung „Weinberg", mit welcher noch jetzt die südliche Seite des Burgberges belegt wird, wo mithin selbst die edle Rebe gezogen wurde, erinnern an eine schönere Vorzeit des Grubenhagens.

Gleich andern Bergschlössern hatte auch Grubenhagen seine Vorwerke, unter welchen Rotenkirchen, in der Nähe der Burg, das vorzüglichste war. Freilich war dieß in frühern Zeiten nicht so eingerichtet, wie jetzt. Man traf hier z. B. keine Bierbrauerei an, denn Bierbrauereien waren bloß in den Städten. Auch wurde der Ackerbau nicht, wie jetzt, im Großen betrieben. Das Vorwerk bestand vielmehr bis zum 16. Jahrhunderte aus mehrern einzelnen Höfen, und scheint seinen Namen Rodenkerken (wie es ursprünglich hieß) dadurch bekommen zu haben, daß der Boden früher mit Waldung bedeckt, und später, vielleicht bald nach Einführung des Christenthums, dieser Wald ausgerodet und eine Kirche daselbst erbauet wurde, um welche die Höfe entstanden. Wohl kömmt der Ort erst in Urkunden vom Jahre 1203 vor; allein er muß schon lange vorher da gewesen sein, da das Vorhandensein eines Priesters (um 1251) bereits auf eine beträchtliche Anzahl Einwohner schließen läßt. Letzner's Angabe, daß Rotenkirchen erst unter Herzog Philipp dem Aeltern im 16. Jahrhunderte entstanden sei, ist längst als irrig erwiesen.

Wer waren die Erbauer der Burg Grubenhagen? Das ist die Frage, die sich uns nun aufdrängt. Als solche sind sicher die Edlen von Grube zu betrachten. Schon der Name deutet dieß an; denn Hagen bezeichnet eine Waldung oder einen verwahrten, befestigten Platz, mithin ist Grubenhagen die Waldung oder die Burg der Edlen von Grube. Von ihnen erhielt die Burg den Namen. Sie waren nicht Burgmänner oder Burgvoigte, wie Letzner will, sondern Eigenthümer der Burg. Sie schrieben sich daher auch „von dem Grubenhagen;" z. B. Heinrich Grube von dem Grubenhagen, Johann Grube von dem Grubenhagen. Sie bewohnten das Schloß noch im Jahre 1306, und schalteten und walteten über die Zubehörungen der Burg, wie nur Eigenthümer es können. So vermachte z. B. Johann von Grube*) im Jahre 1315 dem Marien-Stifte vor Einbeck von einem in Rotenkirchen belegenen Hofe, welcher jedenfalls einen zum Ganzen gehörigen Theil ausmachte, eine gewisse Summe Geldes, welche alljährlich am Tage der 10,000 Märtyrer

*) Cf. Bilderbeck Sammlung ungedruckter Urkunden. Band I. 6tes Stück. Seite 88. Nro. 36.

unter die Canonici des genannten Stifts vertheilt werden sollte. Auch finden sich in dem Siegel des Amtes Rotenkirchen heutiges Tages noch die beiden Figuren, welche die Eigenthümer des Grubenhagen's, die Edlen von Grube, in ihrem Wappen führten *).

Aber wann ward die Burg Grubenhagen erbaut? Das ist eine weitere Frage, die sich uns aufdrängt, für deren Beantwortung jedoch die Geschichte keine Nachrichten an die Hand giebt; denn wer mag Letzner's unverbürgten Angaben folgen, der die Burg zur Zeit Carl's des Großen oder vielleicht schon Pipin's des Kleinen erbaut werden läßt? Gewiß, viel später bauten die Edlen von Grube sich zuerst in Rotenkirchen und dann der größern Sicherheit wegen auf dem Berge an. Am Wahrscheinlichsten geschah die Erbauung des Grubenhagen's in den unruhigen Zeiten Heinrich's IV. oder Heinrich's des Löwen. Gewisses läßt sich nicht angeben.

Die weitere Frage nach der Herkunft und dem Ansehen der Familie von Grube liegt wiederum nahe. Sie gehören ohne Zweifel zu den angesehensten und vermögendsten Geschlechtern des Sachsenlandes. Sie erscheinen als Ritter und als bedeutende Grundeigenthümer, von denen der Vasallen und Hörigen viele abhingen. Zum ersten Male erscheint ein Heinrich von Grube 1208 mit zu Duderstadt in dem Gefolge des Pfalzgrafen Heinrich, eines Sohnes Heinrich's des Löwen. Ein Sohn dieses Heinrich von Grube, gleichfalls Namens Heinrich, war Marschalk beim Herzoge Otto dem Kinde, von welchem er zugleich zum Schirmvoigte über das St. Blasii-Stift in Nordheim 1241 bestellt wurde. Wieder ein Sohn von diesem, gleichfalls mit dem Vornamen Heinrich, war Marschalk beim Herzoge Albrecht dem Großen. Nicht minder sehen wir Edle von Grube im Gefolge des Herzogs Heinrich des Wunderlichen und seines Sohnes, Heinrich von Griechenland. Ja, noch 1381 begegnet uns ein Knappe Johann von Grube in einer Urkunde. Seit diesem Jahre verschwinden sie aus der Geschichte.

Das Eigenthum der Burg Grubenhagen verloren die Edlen von Grube bald nach dem Jahre 1315, in welchem sie, wie wir gesehen haben, noch Eigenthumsrechte ausübten **). Herzog Heinrich der Wunderliche ward Besitzer der Burg. Die Art aber, wie dieser Besitz auf ihn überging, ist in der Geschichte gänzlich unbekannt. Ihm mußte auch in der That an dem Besitze dieser Burg viel gelegen sein, da sie in dem Landstriche lag, welcher ihm in der mit seinen Brüdern vorgenommenen Theilung zugefallen war. Er selbst kann freilich nicht lange den Genuß seiner neuen Besitzung gehabt haben, da er

*) Sie hatten in ihrem Wappen in goldenem Felde zwei aufgerichtete, rothe Balken, und drei rothe Rosen; zum Helmzeichen zwei schwarze Federn und dazwischen eine rothe Rose.

**) Letzner's Angabe, Albrecht der Große habe die Burg schon 1289 zu seiner Hofhaltung erwählt, erscheint hiernach als falsch. Auch nennt keine Urkunde einen Cuno von Grube, der nach Letzner eine Felonie begangen haben soll.

schon 1322 mit Tode abging; seine Söhne aber werden von allen vaterländischen Geschichtsschreibern als Besitzer und Eigenthümer der Burg angegeben.

Da die Burg über einem so herrlichen und fruchtbaren Thale und zugleich so bequem lag, daß die Lust zur Jagd sogleich außerhalb der Ringmauern derselben befriedigt werden konnte, so ward sie ein Lieblingsaufenthalt und eine Hauptresidenz der Nachkommen des Herzogs Heinrich des Wunderlichen, ja, nach ihr ward jener Landesstrich, welcher von dem Herzogthum Braunschweig-Lüneburg dem letztgenannten Fürsten zugefallen war, mit dem Namen Grubenhagen belegt. Die Benennung Herrschaft, Landschaft oder Fürstenthum Grubenhagen kam jedoch, so viel man weiß, erst im 15ten Jahrhunderte, und zwar erst nach dem Jahre 1422 in Gebrauch, weil erst nach diesem Jahre dieser Landesstrich von den übrigen Theilen des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg mehr abgesondert wurde, und für sich ein Ganzes zu bilden anfing. Die Nachkommen des Herzogs Heinrich des Wunderlichen schrieben und nannten sich aber nie Herzöge oder Fürsten von Grubenhagen, sondern blieben bei ihrem Titel: „Herzöge zu Braunschweig." Bloß gegen Ende des 14ten Jahrhunderts fügten sie wohl ihrem Titel den Ort hinzu, wo sie wohnten, oder welcher ihnen durch die Theilung zugefallen war, z. B. Wi von der Genade Gottes Albrecht ichteswan Herzogen Ernstes Sohne, Hartoge to Brunschwick unde Herr to dem Gruvenhagen unde to Eimbeck. Am Ende des 15ten Jahrhunderts ließen sie aber diesen Zusatz wieder weg, wogegen sie im 16ten Jahrhunderte dem Titel „Herzöge zu Braunschweig" — noch den Zusatz „und zu Lüneburg" — anhängten.

Eben als fürstliche Residenz kam die Burg Grubenhagen im Jahre 1448 in große Gefahr, erobert und zerstört zu werden. Heinrich III., einer der Nachkommen Heinrich's des Wunderlichen, residirte gewöhnlich auf dem Grubenhagen, und gerieth im Jahre 1447 mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen in Streitigkeiten, welche so ernstlich wurden, daß selbst die Unterthanen des letztern daran Theil nahmen, und auf den Herzog Heinrich bei jeglicher Gelegenheit schimpften und schmähten. Besonders that dieß der Voigt Hans Weiluth zu Hofgeismar, welchem die übrigen Einwohner nur zu bald nachahmten. Den Herzog verdroß dieß. Er rückte deßhalb mit seiner Schaar gegen Hofgeismar, um die dasigen Einwohner und besonders, wo möglich, den Voigt Weiluth zu züchtigen. In der Absicht, die Einwohner herauszulocken, und dann an einer geeigneten Stelle über sie herzufallen, ließ er das Vieh von den dortigen Weiden treiben, und zog sich damit zurück. Die Hofgeismarer ahnten des Herzogs Absicht nicht, hielten ihn für furchtsam, und folgten ihm blindlings nach, bloß mit dem Gedanken beschäftigt, ihm das Vieh wieder abzunehmen, und sonst noch Schaden zuzufügen. Aber kaum hatte sie der Herzog da, wo er sie haben wollte, so machte er plötzlich halt, griff sie an, und schlug sie so sehr, daß eine große Anzahl theils getödtet, theils gefangen wurde. Unter den Gefangenen war auch der Voigt Hans Weiluth. Kaum aber hatte der Landgraf Wilhelm hiervon Kunde erhalten, so glühte er vor Zorn,

und bot Alles auf, ein recht ansehnliches Heer zusammenzubringen, um seinen Racheburst zu stillen. Aus Heiligenstedt, Fritzlar, Braunschweig, Hannover, Göttingen, Nordheim, Münden, Uslar, Dransfeld, Hardegsen und Moringen stießen Mannschaften zu seinem Heere. Mehrere Tausend Mann stark und mit zahlreichen Büchsen oder Geschützstücken versehen, zog er am St. Jacobi-Abend 1448 vor den Grubenhagen, voll kühnen Vertrauens auf einen siegreichen Erfolg seines Unternehmens. Dem Grubenhagen drohte ein naher Untergang. Die Göttinger hatten ihre beiden großen Geschütze die, „Make Frede“ und die „scharfe Greite“ mit vielen Unkosten ins Lager geschafft. Sofort wurden die nöthigen Anstalten zur Belagerung getroffen. Die Feldstücke öffneten sich. Aber der Herzog Heinrich war selbst mit auf dem Grubenhagen, und versäumte nichts, um die Anstalten der Belagerer zu vereiteln. Schon hatten die Feinde vierzehn Tage vor dem Grubenhagen gelegen und nichts ausgerichtet; da traten für Herzog Heinrich günstigere Umstände ein. Im Lager entstand Zwiespalt; die „Make Frede“ zersprang, und machte so in der That, wenn auch in einem andern Sinne, als man gemeint hatte, Frieden; denn die Belagerung ward aufgehoben; die Feinde zogen zwei Tage nach Mariä Himmelfahrt ab. Den Abziehenden sangen die Belagerten ein Spottlied nach, von welchem einige Strophen, aber nicht in der ursprünglichen Mundart, auf uns gekommen sind, die sich bei Letzner *) finden:

Der Grubenhagen bin ich genannt,
Allhier herumb gar wohl bekandt,
Und hab dieß Orts gestanden aus
Gar manchen sauern harten Strauß.

Gar mancher Schalk mich angesehn,
Doch mich allhier mußt' lassen stehn'.
Ihr viel von mir han Nutz bekom'n,
Und gleichen Theil zur Beut genom'n.

Nun wollen sie erst Ritter werd'n
An mir, doch nicht mit Gott und ehr'n;
Den Ring sie müssen doch hie lass'n,
Und wandern heim weg ihre Straß'n.

Das schrecklichste Loos in dieser Fehde fiel dem Voigte Hans Weiluth in seiner Gefangenschaft. An ihm nahm Herzog Heinrich eine furchtbare Rache; er ließ ihn aufhängen, und mochte hierzu wohl besonders dadurch mit bewogen werden, daß die Belagerer die ganze umliegende Gegend verheert, und so viele Oerter, z. B. Altendorf, Reinsen, Bensen und besonders Rotenkirchen — in Flammen hatten aufgehen lassen. Die übrigen Gefangenen wurden frei gelassen.

Die Stürme einer andern Fehde umbraus'ten den Grubenhagen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. Albrecht III., Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Grubenhagenschen Theils, gerieth mit dem zu Hardegsen residirenden Her-

*) Cf. Letzner's Dasselsche und Einbecksche Chronik. III. Buch, 28. Cap. Blatt 90.

zoge Wilhelm dem Jüngern in einen Krieg, welcher von den schrecklichsten Verheerungen begleitet war, und in welchem 1478 an 900 Bürger von Einbeck ihr Leben verloren.

Vom Jahre 1496 an bewohnte der durch Einführung der Reformation im Fürstenthum Grubenhagen bekannte Herzog Philipp der Aeltere die väterliche Burg. Nach einigen Jahren wählte er jedoch Herzberg zu seiner Residenz, und brachte daselbst die meiste Zeit seiner langjährigen Regierung zu. Ihm that es, wie Letzner schreibt, wehe, daß die Unterthanen die Früchte von den Aeckern und andere Bedürfnisse mit so saurer Mühe auf den Grubenhagen fahren oder tragen mußten. Deßhalb fing er um das Jahr 1521 an, Rotenkirchen, welches seit dem Jahre 1448 wüste gelegen hatte, wieder herzustellen. Aber er ließ nicht die einzelnen Höfe erneuern, aus denen früher der Ort bestand, sondern richtete einen einzigen großen Haushalt ein. Auch setzte er daselbst statt des Voigtes, welcher bisher mit auf dem Grubenhagen gewohnt hatte, einen Amtmann ein, so daß Alles sich der Verfassung näherte, welche wir dort noch jetzt finden. Herzogs Philipp des Aeltern Söhne Ernst, Wolfgang und Philipp II. setzten fort, was der Vater bei seinem Leben hier und da in Rotenkirchen noch nicht vollendet hatte. Sie suchten dabei den Ort auf alle Weise zu verschönern; besonders that dieß Philipp II. nach Herzogs Ernst's Tode, wo ihm von seinem Bruder Wolfgang die Oerter Catlenburg und Rotenkirchen als Apanage überlassen wurden. Er ließ nicht nur das noch jetzt vorhandene sogenannte Ablagenhaus bauen, und eine Kirche darin einrichten, sondern auch einen Lustgarten anlegen, welcher damals nicht unberühmt war, und Rotenkirchen zu einem Lieblingsaufenthalte dieses Fürsten machte. Wie schon Philipp I. in Rotenkirchen oft seine Jagdlust befriedigte, und namentlich 1539 eine Wolfsjagd veranstaltete, an welcher zahlreiche Herren von Adel und Bürger von Einbeck Theil nahmen, und bei welcher zwei Wölfe gefangen wurden: so ist's auch jetzt noch Rotenkirchen, wo unser erhabener König und Landesvater die Sorgen der Regierung durch die Freuden der Jagd im nahen Sollinge sich erleichtert, gleich seinem edlen Bruder, dem Herzoge von Cambridge, der so gern in der Nähe des alten Grubenhagen's weilte.

Durch die neue Einrichtung und Bevorzugung Rotenkirchen's mußte allerdings die Burg Grubenhagen verlieren. Doch ist es unrichtig, wenn Letzner sagt, daß der Grubenhagen unter Herzog Philipp dem Aeltern schon öde und wüste geworden sei. Vielmehr residirte Herzog Ernst noch mehrere Jahre auf dem Grubenhagen, besonders in den Jahren 1564 und 1565, und hatte seine ganze Regierungscanzlei bei sich. Auch die Herzöge Wolfgang und Philipp II. hielten sich nach Ernst's Tode noch von Zeit zu Zeit in dieser Burg auf, wo sie namentlich noch 1582 Urkunden ausstellten. Erst nach dieser Zeit, besonders als das Ablagenhaus in Rotenkirchen vollendet war, wurde der Grubenhagen verlassen, und von fürstlichen Personen nicht weiter bewohnt. Indessen ließ doch Herzog Philipp II. die Burg verschließen, sie wegen der dortigen Böden und Keller in Dach und Fach erhalten und noch immer eine Auf-

sicht darüber führen. Doch die Tage der Herrlichkeit des Grubenhagen's waren nun für immer dahin, und selbst die Benennung „Amt Grubenhagen" mußte allmählig dem neuen Namen „Amt Rotenkirchen" weichen.

Nachdem mit dem Tode Philipp's II. 1596 die Linie Herzogs Heinrich des Wunderlichen erloschen war, welche über 300 Jahre das Fürstenthum Grubenhagen besessen und beherrscht hatten, ergriff Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel sogleich Besitz von dem ganzen Fürstenthume, worüber ein Streit mit dem mittlern Hause Lüneburg entstand, welcher sich damit endete, daß Friedrich Ulrich, Herzogs Heinrich Julius Sohn, im Jahre 1617 dasselbe gütlich abtrat, so daß es nun bis zum Jahre 1665 unter der Regierung der Herzöge zu Celle blieb, dann mit den Fürstenthümern Calenberg und Göttingen dem Herzoge Johann Friedrich zu Theil wurde, und als dieser im Jahre 1679 ohne männliche Erben starb, auf den Herzog und nachmaligen Churfürsten Ernst August, den Urgroßvater unsers jetzigen erhabenen Königs, Ernst August, überging.

Während dieser Zeit, vom Aussterben der Grubenhagenschen Linie an, war die Burg Grubenhagen sich selbst überlassen, und zerfiel nach und nach. Schon zu Anfange des dreißigjährigen Krieges lag sie meistens in Ruinen, und wurde im Laufe dieses verheerenden Krieges noch mehr verwüstet, da die in dortiger Gegend herumschwärmenden Horden noch viele Schätze in der Burg wähnten und suchten. Im Jahre 1625 kamen Tilly'sche Reiter dahin, und fanden in einem Keller zwar kein vergrabenes Geld, wie sie hofften, wohl aber — was ihnen nicht minder willkommen war, mehrere mit eisernen Stäben umzogene Fässer des köstlichsten alten Einbecker Biers, welches einem Weine gleich und sehr stark gewesen sein soll.

Noch eine geraume Zeit nachher lag die Burg in ihren Ruinen. Da gerieth man auf den Gedanken, sie abzutragen, und zur Einrichtung neuer Wirthschaftsgebäude in Rotenkirchen zu benutzen. Der Gedanke ward leider auch ausgeführt. Zum Glücke blieb indessen der oben beschriebene Thurm, der gegenwärtig seine Böden wieder erhalten hat und bis oben bestiegen werden kann, als ein Denkmal der Herrlichkeit stehen, welche einst auf diesem Berge herrschte. Wie die Burg Grubenhagen im bewohnbaren Zustande aussah, zeigt uns die kleine getreue Abbildung auf dem Umschlage unseres Buches; eine Ansicht der im Jahre 1650 noch bedeutenden Ruinen der Burg bietet uns das hier beigefügte Bild von Rotenkirchen.

Rotenkirchen hatte ein besseres Loos. Zwar hielt sich nach Herzogs Philipp II. Tode keiner der neuen Landesherren daselbst auf, bis die jüngste Zeit ihm dieß Glück brachte, ja, die Anlagen in dem dortigen einst so berühmten fürstlichen Lustgarten verfielen allmählig; aber dagegen erhob sich der Ort als Domaine zu den angesehensten und wichtigsten des Landes empor. In den Tagen der französisch-westphälischen Fremdherrschaft schenkte Napoleon diese Domaine seinem damaligen Lieblinge, dem französischen Grafen und Minister Staatssecretair Daru. Die Schlacht bei Leipzig entriß dem letztern das un-

rechtmäßige Geschenk wieder. Seit jener Zeit hat sich in Rotenkirchen Alles verschönert, und es ist wieder, was es über zweihundert Jahr nicht mehr war, ein fürstlicher Belustigungsort.

Eine Hinrichtung zu Zellerfeld, im Jahre 1607.

Zwei Bergleute, Martin Weiß und Pelty, hatten einen Meuchelmord begangen und sollten enthauptet werden. Am 21. Januar des oben genannten Jahres war auf dem Markte zu Zellerfeld vieles Volk versammelt, um die Execution mit anzusehen. Der Scharfrichter Siemon von Dreckenshausen hieb zuerst dem Weiß glücklich das Haupt ab, aber den Pelty hieb er in die Schulter. Die Zuschauer murrten und der Scharfrichter wurde dadurch so ängstlich, daß er noch fünf Hiebe thun mußte, ehe es ihm gelang, den Kopf herunter zu bringen. Hierüber waren die Berg- und Hüttenleute so erzürnt, daß sie mit dem Geschrei: Schlagt ihn tod! schlagt ihn tod! auf den Scharfrichter eindrangen und sich seiner zu bemächtigen suchten. Meister Siemon machte sich aus dem Staube, aber ein Theil des Volkes zerriß den Mantel, den er zurückgelassen hatte, und brach das Richtschwert in Stücken; Andre verfolgten den Flüchtling durch das Rathhaus bis auf die Frohnveste, wo er sich in die Wächterstube einschloß. Der wüthende Haufe nahm, um dem Verhaßten beizukommen, eine Diele in derselben auf, zog ihn unter einem Bette hervor, unter welches er sich verborgen hatte, und schlug ihn, obgleich er vieles Geld bot, wenn man ihn leben lassen wollte, auf der Stelle tod. Seinen Leichnam warfen die Rasenden durch das Fenster der Frohnveste auf die Straße, wo er in wahrer Tigerwuth mit Aexten, Hacken und dergleichen in tausend Stücke gehackt würde. Der Tumult wurde mit jedem Augenblicke größer und man besorgte mit Grund, daß das wüthende Volk die Häuser der wohlhabenden Bürger stürmen und plündern und daß so eine förmliche Revolution entstehen würde. Der Berghauptmann Löhneisen glaubte, die Gemüther würden sich schon von selbst wieder besänftigen; da aber eine bedenkliche Botschaft über die andere kam und das Schreien und Toben der Menge in sein Ohr drang, so gerieth er doch in Verlegenheit und sann vergeblich auf ein Mittel, den Zorn der Leute zu beschwichtigen. Zufällig befand sich der Prediger Luppius bei dem Berghauptmann und dieser gab den Rath, man möge die Leichname der armen Sünder feierlich, in Begleitung der Schüler, begraben lassen.

Löhneisen glaubte nicht, daß dieser geringe Umstand etwas zur Beruhigung des Volkes beitragen werde; da er aber auch kein besseres Mittel wußte und die Gefahr immer drohender wurde, so ließ er es geschehen. Und das Mittel war von der besten Wirkung. Denn als der genannte Prediger

sammt seinem Amtsgehülfen Andreä und den sämmtlichen Schülern auf dem Markte erschien, die Leichen aufgehoben und unter Gesang fortgetragen wurden: so trat Stille ein und die Bergburschen nebst allem Volke folgten dem Zuge auf den Kirchhof nach, wo auch der zerfleischte Scharfrichter begraben ward.

Löhneisen war froh, daß die Sache so gut ablief, berichtete aber augenblicklich Alles an den Herzog Heinrich Julius, welcher sogleich Befehl gab, die Sache streng zu untersuchen und die Rädelsführer gefangen nach Seesen zu bringen. Als Hauptschuldige erwiesen sich ein Zimmergeselle und zwei Bergburschen. Der erstere wurde gerädert und auf's Rad geflochten, die beiden andern wurden enthauptet und Viele von den Minderschuldigen auf ewige Zeiten des Landes verwiesen.

Heimburg.

Blankenburg, dessen Beschreibung der Schilderung seiner Umgebungen folgen wird, ist wie ein Edelfalke unter fünf Küchlein von Ruinenstätten. Die vornehmste, den Reinstein, kennen wir bereits; hier reden wir von der Heimburg und erwähnen zugleich die Kuksburg, die kleine Lauenburg und den Struvenberg.

Die Kuksburg lag südöstlich von Blankenburg auf einem Stücke der Teufelsmauer in der Nähe des Vorwerks Helsungen. Nur noch wenige Ueberreste zeugen davon, daß sie keinen unbedeutenden Umfang gehabt hat. Man bemerkt in den Felsen gehauene Keller und Wölbungen, den Schloßbrunnen, Stellen von Häusern. Bei der vordersten ist eine Felsschlucht, an deren Ende ein jäher Felsen mit zwei Zacken hervorragt. Auf demselben und in den in die Klippe gehauenen Höhlen hatten die Schildwachen ihren Platz. Die Stelle des höhern Felsens heißt der Teufelskessel. Von der Kuksburg führt ein Weg in den Kuksgrund und von da nach Timmenrode, auch nach der Käseklippe, wo man Spuren von Wohnstätten und einem in den Felsen gehauenen Kessel antrifft. — Die kleine Lauenburg, zur Unterscheidung von der großen bei Reinstedt so genannt, war auf dem Staufenberge nahe bei dem Kloster Michaelstein. Sie lag im Walde verborgen und hat keine Ueberreste von Gebäuden hinterlassen; sondern nur, außer dem ihrigen, die Namen Lauenthal und Lauenthalswiese in der Nähe des Staufenberges und die Nachricht, daß Graf Heinrich III. von Blankenburg 1321 jenem Kloster den Stoffenberg bei der lütgen Lauenburg geschenkt habe. — Der Struvenberg, anderthalb Stunden nordwestlich von Blankenburg, bei dem Dorfe Benzingerode, soll von der Struvenburg seinen Namen empfangen haben. Man findet von ihr Ueberbleibsel von Mauern und Gräben

unterwärts und oben Spuren von Gebäuden und Befestigungswerken. Aber von den ehemaligen Bewohnern der Burg hat man durchaus keine Nachricht.

Viel wichtiger, als diese drei Bergschlösser, ist die Heimburg gewesen, ein Stündchen aufwärts von Blankenburg nordwestlich gelegen. Der Flecken gleiches Namens ist ziemlich weitläufig, wohlgebaut und lebhaft. 1293 kaufte der Kirche daselbst das, eine Stunde von hier gelegene, Kloster Michaelstein eine Mühle ab. Aus dem Gestein der vormaligen Burg ist an deren Stelle ein Haus gebaut worden, aus dessen Fenstern man das weiße Blankenburger Schloß, den steilen Regenstein, die zackige Teufelsmauer bis zu ihrem Ende, den beiden Gegensteinen bei Ballenstedt, eine Menge Dörfer und Weiler, Halberstadt und Quedlinburg, den Huy und den Hackelwald, nach Süden und Westen Wald und Gebirge des Harzes überschaut. Bis vor 40 Jahren waren auf dem ziemlich großen, rings mit einer Mauer umgeben gewesenen Platze der Heimburg, auf welchem viele Gebäude gestanden haben, Mauertrümmer des Schlosses und Thurmes, Keller und Grabgewölbe, auch Merkmale des alten Fahrweges zur Burg hinauf vorhanden. Der Name derselben ist entweder abzuleiten von Hagen, Hain, wie noch jetzt die ganze Stätte heißt, weil vormals die Ostera hier einen Opferplatz gehabt hat, oder vom Kaiser Heinrich II., welcher das Schloß im 11. Jahrhundert, dem Bischof von Halberstadt zum Trotz, erbauen ließ. Der aus dem Kinderliede bekannte Buko von Halberstadt, der streitbare Burkhard II., schloß sich, weil die kaiserliche Besatzung durch öftere Ausfälle das Stift beunruhigt hatte und der genannte Bischof ohnehin schon erbittert genug auf den Kaiser Heinrich IV. war, den sich wider denselben empörenden Sachsen an. Namentlich verband er sich mit dem Herzog Hermann und dem Pfalzgraf Friedrich von Sachsen, dem Erzbischofe zu Magdeburg und andern Bischöfen, welche dem Kaiser mehre ihm widerwärtige Vergleichsvorschläge machten. Als er sich weigerte, sie einzugehen, zogen jene mit einem Heere vor Goslar und die Harzburg. Burkhard aber gedachte mit 3000 Mann sächsischer und halberstädtscher Truppen die Feste Heimburg in der Nacht zu überrumpeln. Sie wurden aber mit blutigen Köpfen abgewiesen. Hierauf schloß der Pfalzgraf mit doppelt so vieler Mannschaft dieselbe ein, um sie auszuhungern. Allein vergeblich. Endlich versuchte man das Mittel der Bestechung, und dieß gelang. Die Besatzung öffnete die Thore und die Burg wurde niedergebrannt 1073. Jedoch schon in demselben Jahre ließ Heinrich IV. sie wieder aufbauen und schenkte sie, nebst mehren Dörfern und Gärten, einem tapfern und treuen Ritter, Anno aus Ostfriesland, welcher ihm Hülfstruppen zugeführt hatte. Dieser ist der Stammvater der adligen, oder freiherrlichen und gar gräflichen Familie von Heimburg. Dem braunschweig-lüneburgischen wirklichen geheimen Staatsrath und Präsident Friedrich von Heimburg, Herrn auf Gottern und Witzendorf, widmete der gelehrte Heinrich Meybom 1683 eine Schrift von dem Ursprunge und der Fortpflanzung der berühmten Familie jenes Namens. Anno's Sohn erhielt vom Kaiser Heinrich V. wegen der im sächsischen Kriege geleisteten Dienste die Reichslehn um Schöningen. Der Pfalzgraf

Friedrich forderte den Ritter deßwegen zum Zweikampfe. Ein Heinrich von Heimburg war Zeuge, als Herzog Otto von Braunschweig 1215 sein Eigenthum zu Sandersleben dem Tempel zu Jerusalem vermachte, wurde 1245 Schwertträger und dann Ordensmeister des deutschen Ordens in Liefland. Sein Bruder Anno war Truchseß des genannten Herzogs und Schutzvogt über die Salzwerke zu Schöningen. Sein Sohn Anno kommt als Zeuge vor bei einer Verhandlung 1285, wo der Ritter Ludolph von Esbeck einige Hufen Landes zu Morsleben, welche er nebst seinem Bruder vom Grafen Ulrich zu Reinstein in Lehn hatte, diesem abtritt, welcher sie dem Kloster Marienborn übergiebt. Im 13. Jahrhundert besaßen die Freiherren von Heimburg die Erichsburg bei Güntersberge. Jener Anno, der Sohn, soll seinen Lehnsherrn, den Grafen von Reinstein, erstochen haben. Er entfloh deßwegen. Der Erichsburg bemächtigten sich nun die benachbarten Grafen zu Stolberg. 1347 wurde sie zerstört und die Besitzung im 16. Jahrhundert von Stolberg an Anhalt verkauft. Auch Heimburg und Derenburg sollen, da Anno flüchtig geworden war, damals von den stolbergschen Grafen erobert worden sein. Jener begab sich zum Herzoge von Lüneburg, welcher zu Zelle wohnte, vermählte sich mit der Tochter Heinrichs von Hosingen und ließ sich in letztgenannter Stadt häuslich nieder.

Die Herrschaft Heimburg war ein Lehnsgut Heinrich des Löwen gewesen. Als dieser in die Acht erklärt worden war, hatten die kaiserlichen Truppen die Burg erobert. Mit ihr wurde der Schwager jenes Anno, der Gemahl einer Bia von Heimburg, Heinrich von Reinstein, beliehen und wohnte auf derselben, bis er zur Regierung der Grafschaft Reinstein gelangte. Nach ihm hat sein Bruder, Graf Ulrich der Aeltere, auf Heimburg Hof gehalten. 1288 am Pfingstabend schlug der Blitz ein und sie brannte ab. Vor Schreck soll der Graf den Geist aufgegeben haben. Sein Sohn Ulrich baute sie wieder auf und residirte daselbst. Auf der Vorburg wohnten die Burgmänner und Edlen, welche sich ihm anschlossen. Wegen der Raubzüge, die von ihnen geschahen, eroberte und zerstörte 1318 der Bischof Heinrich von Hildesheim die Heimburg. Als sie wieder in Stand gesetzt war und abermals zu Räubereien benutzt wurde, erlitt sie eine nochmalige Zerstörung durch Veranstaltung des Bischofs Albrecht II. Dennoch baute man sie von neuem. — 1344 wurden die ältesten Söhne Ulrichs des Jüngern, Albrecht und Bernhard, mit Heimburg, Reinstein und Blankenburg beliehen und bald darauf erhielt Albrechts Sohn, Ulrich, die ganze Herrschaft allein. Er nannte sich Graf zu Reinstein und Blankenburg und residirte auf dem erstgenannten Schlosse. Die Heimburg stand nun fast zweihundert Jahr ungefährdet in dem Schmucke ihrer Zinnen, auf dem Grunde ihrer Felsen da. 1525 aber fiel sie unter den Aerten der schwarzen Bauern im Bauernkriege, gleich andern Rittersitzen. Mit dem Erlöschen der blankenburg-reinsteinschen Grafen ging auch Heimburg an das Haus Braunschweig über.

Woldenberg und Steuerwald.

Noch ist der Woldenberg, unweit Bockenem *), eine schöne Burgruine, und ein besonderes Amt des Fürstenthums Hildesheim führt nach ihm den Namen, wie einst eine ganze Grafschaft nach demselben benannt wurde, welche nördlich an die Aemter Steuerwald und Steinbrück, so wie an die Grafschaft Peine, östlich an die Liebenburg und Lutter, südlich an das Amt Westerhof und westlich an die Grafschaft Winzenburg und an das Amt Marienburg grenzte. Weithin beherrscht der Woldenberg die fruchtbare Ammergau.

Vergebens fragt man nach dem ersten Erbauer der Burg Woldenberg. Die Geschichte schweigt. Nach Einigen zwar sollen die Edlen von Woldenberg oder Wolenberg schon zur Zeit Carl's des Großen zu den hervorragenden Familien der tapfern Sachsen gehört haben, deren Unterjochung dem gewaltigen Frankenbeherrscher so viele Anstrengung kostete; allein wer bürgt uns dafür, ob die Unterwerfungsurkunde echt sei, nach welcher ein Otto von Wolenberg, Führer von 1000 Mann Sachsen, dem Crodo-Götzendienste entsagt und bei Carl dem Großen um Leben und Freiheit gebeten haben soll? Nach einer vielleicht etwas gewissern Nachricht soll das uralte Geschlecht von Cramm im Jahre 814 mit einem Grafen von Woldenberg in das Braunschweigsche gekommen sein. Ludwig der Fromme habe nämlich einem Grafen von Woldenberg und dem edlen Aschwin von Cramm Plätze angewiesen, um sich an der Innerste anzubauen. Wer mag es bestimmen, ob um diese Zeit die Burg Woldenberg erbaut sei, oder ob man die erste Erbauung derselben in eine noch frühere oder in eine spätere Zeit setzen müsse? So viel ist gewiß, daß die nach ihr benannten Grafen schon im 10. Jahrhundert sich auszeichneten. Ein Ernst von Woldenberg war unter den Tapfern, welche zur Zeit Heinrich's des Finklers die Alles verheerenden Ungarn auf's Haupt schlugen. Ein Sigismund von Woldenberg that sich bei dem glanzvollen Turniere hervor, welches Herzog Ludolph von Sachsen im Jahre 996 zu Braunschweig hielt.

Wie nun über die ursprünglichen Erbauer der Burg Woldenberg sich nichts Gewisses angeben läßt; so sind auch die Nachrichten über die Schicksale dieser Burg in den frühern Jahrhunderten nur dürftig. Nirgends haben wir angedeutet gefunden, welche Stürme dieselbe zu jener Zeit umbrausten, als Kaiser Heinrich IV. mit den Sachsenfürsten in langem Streite lebte. Erst zur Zeit des kräftigen Kaisers Friedrich I., Rothbart genannt, geschieht ihrer wieder Erwähnung. Ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber, Arnold von Lübeck, berichtet nämlich, die von Woldenberg hätten sich wider Heinrich den Löwen, ihren

*) Ein anderes Woldenberg liegt in der Neumark Brandenburg, zwischen Jägersburg und Driesen. Es ist ein Städtchen.

Herzog, empört, ohne sich jedoch behaupten zu können. Die Burg sei vielmehr zerstört worden, und die Grafen hätten sich darauf zum Kaiser begeben. Dieß geschah im Jahre 1180 oder 1181.

Wie bald die Burg wieder hergestellt worden sei, finden wir nirgends erwähnt. Doch dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß dieß bald geschehen sei, da bekanntlich Kaiser Friedrich I. im Streite mit Heinrich dem Löwen obsiegte. Mit Kaiser Otto IV. Heinrich's des Löwen wackerm Sohne, waren die Grafen von Woldenberg zuletzt befreundet, und dieser sicherte ihnen das von Friedrich I. und Philipp von Schwaben ertheilte Besitzthum auf der Harzburg noch in seinem Testamente (1218).

Im dreizehnten Jahrhunderte kaufte der Bischof Otto von Hildesheim, aus dem braunschweigschen Fürstenhause, die Burg Woldenberg für 500 Mark, weshalb auch auf dem Grabsteine dieser Bischof abgebildet wird, wie er diese Burg in den Händen trägt *). Mit dem Aussterben der Grafen von Woldenberg, deren letzter Sproß Gerhard 1383 das Zeitliche segnete, kam die ganze Grafschaft an das Hochstift Hildesheim.

Wie so viele andere Burgen und Schlösser im Hildesheimschen von den Bischöfen verpfändet wurden, so hatte ein gleiches Schicksal auch unser Woldenberg. Schon im 15. Jahrhundert war das durch Reichthum und Tapferkeit im Hildesheimschen und Braunschweigschen sich auszeichnende Geschlecht der Edlen von Bortfeld im Pfandbesitze des Hauses Woldenberg und des Gerichts Bockenem. So ertheilten im Jahre 1444 die edlen Gebrüder Heinrich und Aschwin von Bortfeld, als Pfandinhaber des Gerichts der Burg Woldenberg, dem Rathe und der Bürgerschaft zu Bockenem die Erlaubniß, die von der Nette an der Besser hinauf bis an den Thurm von Hochstedt, ferner bis an den Königsthurm, und von da über den Dahlumerweg bis wieder an die Nette gegrabene Landwehr, so oft es Noth thue zu befestigen.

Ob die Edlen von Bortfeld zur oder kurz vor der Zeit der Stiftsfehde noch im Pfandbesitze des Hauses Woldenberg gewesen seien, ist uns zwar nicht bekannt; allein vermuthen läßt es sich, da sie an dem Bunde Theil nahmen, welchen 1516 die Herzöge Heinrich und Wilhelm von Braunschweig und so viele Adelige wider den Bischof Johann schlossen, der den letztern gerade darum verhaßt war, weil er durch seine Einlösungen sie um ihre schönen Pfandschaften brachte.

Mit dem Ende der von 1519 bis 1523 dauernden Stiftsfehde, deren Stürme auch den Woldenberg umbraus'ten **), fiel die Burg in das Loos des Herzogs Heinrich des Jüngern. Dem unter seiner Begünstigung am 31. März 1557 zum Bischofe erwählten Burchard von Oberg, der mit dem Domcapitel in Zwiespalt lebte, wies Herzog Heinrich der Jüngere den Woldenberg zum

*) Diese Nachricht (nach Leibnitz 4. p. 18) findet sich in Delius' Geschichte der hildesh. Stiftsfehde S. 39.

**) Schon 1519 nahm Heinrich der Jüngere den Woldenberg ein.

vorläufigen Wohnsitze an. Um 1559 war Johann Lichtenberg herzoglicher Beamter auf dem Woldenberge.

Durch den Hauptrestitutions-Rezeß, welcher zwischen den Herzögen August und Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg und dem Churfürsten Ferdinand von Cöln, als Bischof von Hildesheim, am 27. April 1643 abgeschlossen ward, kam unser Woldenberg wieder unter die Herrschaft des Bischofs von Hildesheim. Der jeweilige fürstbischöfliche Amtmann oder Drost hatte auf dem Woldenberge seinen Sitz. Um 1669 war Adam Arnold von Buchholtz Drost auf dem Woldenberge.

Nachdem Woldenberg von 1802 unter preußischer und von 1807 unter Königl. westphälischer Hoheit gestanden hatte, kam es 1813 in hannoverschen Besitz, und ist gegenwärtig der Sitz eines Königl. hannoverschen Amtes.

Der Berg, auf welchem die Burg Woldenberg erbauet ist, bildet mit seiner Fortsetzung, welche freilich nicht mehr bergig genannt werden kann, die östliche Begrenzung des lieblichen Nettethals und ist nur durch ein kleines Thal gegen Süden vom Langenberge, einem Theile des Hainberges, getrennt. Der Woldenberg selbst bildet gegen Westen und Süden eine steile Höhe, welche sich gegen Osten allmählig abdacht. Von nicht sehr bedeutendem Umfange erhebt sich am westlichen Ende des Berges, am Rande einer jähen Abdachung, die noch vorhandene Befriedigungsmauer der Burg. Diese Mauer, obgleich sie an manchen Stellen schon niedergerissen ist, zeigt deutlich, daß die Burg keine regelmäßige Gestalt gehabt habe. Der um die Burg gezogene tiefe Wassergraben ist nur noch gegen Osten in einem Halbkreise zu sehen. Die westliche Hälfte ist geebnet, und in einen Tannenwald umgeschaffen. An der nordöstlichen Seite befindet sich das Einfahrtsthor auf den Burghof, welches noch unbeschädigt erhalten und mit einer Wohnung für den zeitigen katholischen Pfarrer überbaut ist. Links am Eingange des Thors steht ein 40 bis 60 Fuß hoher viereckter Thurm, welcher gegenwärtig als Kirchthurm und als Gefängniß benutzt wird. An die Ecke dieses Thurmes ist in spätern Zeiten die noch vorhandene katholische Kirche gebaut, deren nordöstliche Giebelecke gegen die Ecke des Thurmes steht. Rechts am Eingange des Thores steht ein runder Thurm, in welchem oben die Wohnstube des zeitigen Pfarrers eingerichtet worden ist. Von diesem Zimmer ab hat man unstreitig die schönste Aussicht vom Woldenberge. Man übersieht von hier aus eine weite Strecke des Nettethales mit seinen freundlichen Dörfern und großen Wiesen, ferner das Innerstethal und die jenseits liegenden Dörfer, so wie einen Theil des Braunschweigschen, ja, bei hellem Wetter sogar die Stadt Braunschweig selbst. An diesen Thurm mit einem Giebel stoßend und mit dem andern Giebel gegen Westen stehend, befindet sich hier noch ein anderes in späterer Zeit errichtetes Gebäude, welches gegenwärtig noch zur Pfarrwohnung und zur Schule dient.

Von den Gebäuden, welche früher auf dem Burghofe gestanden haben sollen, ist keine Spur mehr vorhanden. Von dem eigentlichen Burgschlosse mit der Capelle und den Nebengebäuden, welche ziemlich in der Mitte des Burg-

platzes gestanden, sind nur noch einige Reste, in Bruchstücken von Seitenwänden, ungefähr drei Fuß dickem Mauerwerke, und dem 80 bis 90 Fuß dicken Wartthurme bestehend, vorhanden. Dieser Thurm hat die nordöstliche Giebelecke der Schloßkirche gebildet, und steht fast zur Hälfte mit auf der Befriedigungsmauer des Burgplatzes. An der westlichen Seite dieser Befriedigungsmauer befindet sich die sogenannte Batterie, eine fast noch vollständige Anlage zur Beschießung der Nürnberger Straße, welche dicht unter dem Woldenberge vorbeiführte. Gegenwärtig dient der größte Theil des Burgplatzes zur Weide; einige Stellen sind in hübsche Gärten verwandelt, wie z. B. der Platz vor der sogenannten Batterie, welcher etwa 12 Quadrat-Ruthen enthält.

An diese historische Beschreibung des Woldenberges knüpfen wir die Erwähnung der vorzüglichsten Sprossen jenes Geschlechts, welches aus dieser Burg hervorging *).

Ein Graf Benno von Woldenberg zeichnete sich im 11. Jahrhunderte aus. Seine Bildung zum Christlichen erhielt er von dem berühmten hildesheimschen Bischofe Bernward unter der besondern Leitung eines gewissen, als Lehrer bewährten Wigerus. Sehr bald that sich der talentvolle Benno unter seinen Mitschülern hervor, und machte besonders Fortschritte in der Kalligraphie und in der Dichtkunst. Von Hildesheim ward Benno nach Goslar berufen, um hier in der damals hochberühmten Domschule die Erklärung der heiligen Schrift und schöne Wissenschaften zu lehren, und zugleich die Stelle eines kaiserlichen Capellans zu bekleiden. Siebzehn Jahre hindurch wirkte er hier treu als Lehrer, und erlangte zugleich den vorzüglichsten Ruf der Frömmigkeit nach den Begriffen der damaligen Zeit; denn an Beten, Wachen und Fasten ließ er es nicht fehlen. Benno stand in sehr vertrauten Verhältnissen mit dem damaligen Domprobste Hanno zu Goslar, dem nachmaligen Erzbischofe von Cöln und bekannten Erzieher Heinrich's IV., dessen vorzügliche Zuneigung er sich erworben hatte. Hanno's Fürsprache war es auch ohne Zweifel, welcher er die im Jahre 1067 erfolgte Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Meißen verdankte. Als Nachfolger des Bischofs Meinardus bekleidete er diese Würde eine lange Reihe von Jahren, und kam sogar in den Ruf eines Wunderthäters. Bei seiner superstitiösen Gemüthsrichtung, nach welcher er dem hierarchischen Principe von ganzem Herzen huldigte, war es nicht zu verwundern, daß er im langen Streite seines Wohlthäters, des Kaisers Heinrich IV., mit dem allbekannten, herrschsüchtigen Pabste Gregor VII., den erstern verließ, und auf die Seite des letztern trat. Dafür soll er aber auch nach Einigen vom Kaiser seines Amtes entsetzt, und erst im Jahre 1088 vom Pabste Clemens III. in seine Würden wieder eingesetzt worden sein. Das Andenken an Benno's Verdienste um den römischen Stuhl mag wohl

*) Eine vollständige Geschichte der Grafen von Woldenberg besitzen wir noch nicht. Dem Vernehmen nach haben wir eine solche von dem Fleiße des Herrn Archivars Vogler in Goslar zu erwarten

den Pabst Clemens VII. noch im Jahre 1523 bewogen haben, ihn zu canonisiren, um so mehr, da schon im Jahre 1280 der Bischof Withego von Meißen ihm vorgearbeitet und Allen, welche Benno's Gruft besuchen würden, auf 40 Tage einen Sündenablaß verheißen hatte. Diese Heiligsprechung unsers Benno fiel indessen in eine ziemlich ungünstige Zeit; denn schon leuchtete Luther's Wahrheitsfackel im deutschen Vaterlande, und scheuchte die Finsterniß des alten Wahns. Er konnte solchem Verfahren des Pabstes unmöglich still zusehen. In einer besondern Schrift unter dem Titel: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhaben werden" — ließ er seinen Unwillen in seiner bekannten, derben Weise laut werden, ohne jedoch des Pabstes Absicht vereiteln zu können. Bei der deshalb zu Meißen Statt findenden hohen Feier waren viele Fürsten und hohe Geistliche versammelt. Nach der erfolgten Einführung der Reformation wanderte der heilige Benno von Meißen in's Baierland, wo er besseres Glück machte, als im Lutherlande. Benno starb übrigens im Jahre 1107 im 47sten Jahre seiner Amtsführung und in einem Alter von 96 Jahren.

Ein anderer Graf von Woldenberg des elften Jahrhunderts war der goslarsche Domprobst Werner. Als der früher zugleich als Canzler des Kaisers Heinrich III. fungirende Domprobst Günther im Jahre 1060 von Goslar nach Bamberg versetzt wurde, wo er den bischöflichen Stuhl bestieg, rückte unser Werner als goslarscher Domprobst in seine Stelle ein, und bekleidete dieselbe bis zum Jahre 1063, wo er zum Bischof von Merseburg ernannt wurde. Gleich seinem Stammverwandten, dem Bischofe Benno von Meißen, nahm auch er an dem Bunde der Sachsenfürsten wider Kaiser Heinrich IV. Theil. Werner starb am 12. Januar 1092. Seiner Schwester Uta Tochter, Namens Paulina, ist als die Stifterinn des Klosters Paulincelle in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt bekannt.

Daß auch in der alten Reichsstadt Goslar Sprößlinge unsers Geschlechts vom Woldenberge ihren Sitz gehabt haben, darf wohl keinem Zweifel unterliegen, da es noch heute in dieser Stadt eine Woldenberger oder Wolenberger Straße giebt. So werden die angesehenen Bürger Goslar's, Sibdag und Uffo oder Odo, welche im 11. Jahrhunderte die St. Cäcilien-Capelle stifteten, von mehrern Geschichtsschreibern ausdrücklich Grafen von Woldenberg genannt.

Doch die merkwürdigsten Sprößlinge jenes Geschlechts, dessen Stammburg der Woldenberg war, finden wir in den Gebrüdern Hermann und Heinrich, welche sich gegen Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hervorthaten. Ihre Zeit war eine kämpfereiche; denn Philipp von Schwaben und Otto IV. stritten um die Kaiserkrone. Hermann und Heinrich von Woldenberg hielten es gleich ihren nächsten Vorfahren, welche zu Grafen von Harzburg erhoben worden waren, mit Philipp von Schwaben, welcher ihnen im Jahre 1203 einen Antheil von 155 Mark an den Reichsvoigtei-Einkünften zu Goslar schenkte. Hermann ward von Philipp zum Com-

mandanten Goslar's ernannt, und that mit seinen Schaaren 1205 verschiedene Ausfälle auf Otto's IV. Heer, welches den tapfersten Widerstand leistete, und durch Verheerung der Umgegend sich furchtbar rächte. Otto's IV. Oberfeldherr, Graf Gunzelin von Peine, machte vor Allem Anstalt, das von Hermann eroberte und mit einer Besatzung versehene Schloß Lichtenberg wiederzuerobern; allein die Lage der Burg ließ es vorhersehen, daß die Erstürmung dieses festen Platzes Ströme Blutes kosten würde. Der gehaltene Kriegsrath stimmte daher zuletzt für Aufhebung der Belagerung. Da brach Gunzelin gen Goslar auf, dessen Einnahme er für so viel leichter hielt, da Hermann's Mannschaft nicht sehr bedeutend war. Der erste Sturm ward ausgehalten. Doch am andern Tage wagte Gunzelin einen zweiten Sturm, welcher bei dem Kloster Neuwerk begann, wo die Stadt am leichtesten befestigt war. Hier gelang es den Belagerern, durch den Stadtgraben bis an die Mauer vorzudringen, und durch eine dort befindliche heimliche Pforte in die Stadt zu kommen, wozu ihnen die Verrätherei der Domina des genannten Klosters behülflich gewesen sein soll. Es war umsonst, daß Hermann wie ein Löwe kämpfte. Der überlegene Feind brachte ihn zum Weichen. Kaum rettete er sich mit seinen Treuen durch die Flucht.

In den nächsten Jahren hielten sich unsere Gebrüder Hermann und Heinrich höchst wahrscheinlich auf der Harzburg auf. Bald aber nach der Ermordung Philipp's von Schwaben durch Otto von Wittelsbach schlossen die Grafen von Woldenberg im Jahre 1208 ihren Vertrag mit dem nun allein herrschenden Kaiser Otto IV. ab, und erschienen an seinem Hoflager. Ja, er gedachte ihrer noch freundlich, als er 1218 auf der Harzburg sein Testament machte; denn er bestätigte ihnen ausdrücklich ihren harzburg'schen Besitz. Als Otto IV. die Augen geschlossen hatte, war es der Klugheit angemessen, daß unsere Grafen von Woldenberg sich sobald als möglich Otto's IV. Nachfolger, dem Kaiser Friedrich II. unterwarfen, an dessen Hoflager zu Ulm wir sie denn auch schon 1218 erblicken. Wie sehr unsere Gebrüder Hermann und Heinrich bei dem ebengedachten Kaiser in Gunst gestanden haben müssen, gehet besonders aus den wichtigen Aufträgen hervor, welche er ihnen im J. 1223 ertheilte. Sie waren es, die an den Verhandlungen Theil nahmen, welche die Gefangenschaft Waldemar's II. *) und dessen Sohnes im Reiche veranlaßten; sie waren es, deren Obhut der jüngere Waldemar auf der Harzburg anvertraut werden sollte.

Mit dem Bischofe Conrad II. standen unsere Gebrüder Hermann und Heinrich anfangs nicht in freundlichen Verhältnissen. Nebst andern Lehns- und Dienstleuten der hildesheimschen Kirche hatten nämlich auch sie sich der Wahl Conrad's II. zum Bischofe von Hildesheim widersetzt, ohne jedoch durchdringen zu können. Der Bischof griff zum Bannfluche, um die Widerstrebenden zu zerschmettern. Doch unsere Gebrüder von Woldenberg ließen sich nicht

*) Wir verweisen auf den Artikel „Schloß Dannenberg“ im ersten Bande dieses Werks.

schrecken, und der Bischof mochte es wohl gerathen finden, sich bald mit diesen mächtigen Grafen auszusöhnen. Schon im Jahre 1227 belehnte er sie mit dem durch den Tod des Grafen Lüdeger von der Insel (Werder) erledigten Lehen *).

Wie groß nun auch nach dem Bishergesagten das Ansehen war, in welchem unsere Gebrüder Hermann und Heinrich von Woldenberg standen; so kommen doch schon um diese Zeit viele Beispiele von Güterveräußerungen vor, zu welchen sie zu schreiten sich genöthigt sehen mochten. Vielleicht machte eben ihre hohe Stellung und ihr öfterer Aufenthalt am kaiserlichen Hoflager einen größern Aufwand nöthig, und vielfache Verluste an ihren Gütern hatten sie ohne Zweifel während des Krieges zwischen Otto VI. und Philipp von Schwaben gehabt.

Nicht unerwähnt dürfen wir es lassen, daß Ludolph und Hermann von Woldenberg schon am 1. Mai 1269 als Abkömmlinge der eben erwähnten Gebrüder von Woldenberg, die Feste Harzburg und den Berg Horbecke an die benachbarten Grafen von Wernigerode verpfändeten. Sie erhielten dafür 400 Mark Silbers, nach unserm Gelde 5600 Thaler. Wahrscheinlich dauerte es nicht lange, bis aus der Verpfändung ein wirklicher Verkauf ward.

Ausgezeichnet war gegen Ende des dreizehnten und zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Graf Heinrich von Woldenberg, ein Abkömmling des Grafen Heinrich von der Harzburg; denn er gelangte auf den bischöflichen Stuhl von Hildesheim. Schon früh hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet, und findet bereits um 1298 als Domherr, später als Domdechant, eine Erwähnung. Nachdem Siegfried II. im Jahre 1310 mit Tode abgegangen war, welcher die Würde eines Bischofs von Hildesheim bekleidet hatte, gelangte Heinrich zu solcher Würde, und verlieh somit seinem Hause einen neuen Glanz. Leider widerstrebten ihm Hildesheim's Bürger, um ihre Priviligien besorgt, sehr hartnäckig. Wiewohl sonst von dem sanftesten Character, mußte er doch zur Strenge seine Zuflucht nehmen, um seine bischöflichen Rechte zu wahren. Vom Kaiser Heinrich von Luxemburg ward er mit allen von Siegfried II. zusammen gekauften Gütern feierlichst belehnt, namentlich mit den Dassel'schen Gütern.

Was zunächst die Mißhelligkeit mit der hildesheimschen Bürgerschaft betrifft, welche dem neuen Bischofe die Huldigung verweigerte; so sah sich Heinrich II. — so heißt er in der Reihe der hildesheimschen Bischöfe — genöthigt, einen festen bischöflichen Sitz außerhalb der Stadt anzulegen, wo er und seine Nachfolger sich aufhalten könnten, wenn die Verhältnisse mit der Stadt Hildesheim dieß nöthig erachten ließen. Diese Burg nannte er nach ihrem Zwecke, den Gewaltthätigkeiten der hildesheimschen Bürgerschaft zu steuern, Steuerwald, d. i. Steuergewalt. Doch war Heinrich's Anlage noch nicht sehr umfassend. Sobald Heinrich II. einen festen Platz gewonnen hatte, brachte er ein bedeu-

*) Die Geschlechter der Grafen von Werder und von Woldenstein waren Zweige des Woldenbergschen Hauptstammes.

tendes Heer zusammen, schloß die ungehorsame Stadt eng ein, verhinderte sie, ihre Mühlen zu gebrauchen und ihre Viehweiden vor der Stadt zu benutzen, und zwang sie so nach wenigen Tagen zur Unterwerfung. Höchst vortheilhaft für den Bischof Heinrich II. und seine Geistlichkeit waren die Bedingungen, unter welchen die Stadt sich ergab. Es wurde nicht allein die sofortige Huldigung festgesetzt, sondern auch bestimmt, daß alle beeinträchtigte Freiheiten der Geistlichkeit unverletzt erhalten werden sollten. Ja, die Stadt mußte sich sogar verpflichten, alljährlich diese Zusage durch ihre neuen Bürgermeister eidlich zu erneuern.

Nach diesem für Heinrich II. so vortheilhaften Frieden mit der Stadt Hildesheim blieb die innere Ruhe des Landes ungetrübt, und unser Bischof Heinrich konten an der Erweiterung seines Schlosses Steuerwald arbeiten. Die äußern Feinde wußte Heinrich zu bändigen. Schnell zerstreute er mit Hülfe des Herrn von Homburg die drohenden Wolken des Verderbens, welche von der Burg Hoymbock her sich über das Hildesheimsche lagerten. Er eroberte die Burg, zerstörte sie, und machte sie dem Boden gleich. Ueberall wachte er über die Rechte des Hochstifts und des bischöflichen Stuhls; den Klöstern war er ein segnender Wohlthäter. Eine wichtige Erwerbung machte unser Heinrich II. im Jahre 1314. Von seiner Schwester Mathilde, der damaligen Aebtissinn von Gandersheim, erhielt er nämlich die Stadt Bockenem, wogegen er an die Abtei Gandersheim 33 Hufen Landes abtrat.

Trotz seiner Unbescholtenheit, rastlosen Thätigkeit und Ordnungsliebe ward Heinrich II. doch von vielen Neidern bedrängt, und von ihnen sogar beim Pabste Johann XXII. angeschwärzt. Er fuhr jedoch fort, seinem Berufe treu zu leben, und durch stille pflichtgemäße Wirksamkeit die Anfeindungen seiner Widersacher zu Schanden zu machen. Doch unternahm er im Jahre 1318 eine Reise nach Avignon, der damaligen päbstlichen Residenz, um sich hier bei dem heiligen Vater von den Anschuldigungen seiner Feinde zu reinigen. Kaum aber war er dort angelangt, so überfiel ihn eine Krankheit, an welcher er am 13. Julius 1318 starb. Seine Gebeine erhielten ihre Ruhestätte im dasigen Kloster der heiligen Clara. Er hinterließ den Ruhm eines gewissenhaften, treuthätigen und für das Wohl der Kirche hochverdienten Oberhirten.

Seine Schwester Mathilde, deren wir schon gedacht haben, verdient nicht minder eine ehrenvolle Erwähnung unter den Sprößlingen jenes Grafengeschlechts, das aus dem Woldenberge hervorging. In der Reihe der Aebtissinnen des hochberühmten Stifts Gandersheim war sie die zweite dieses Namens. Sehr jung mußte sie wohl noch sein, als sie zu dieser hohen Würde gelangte, nach welcher königliche und kaiserliche Prinzessinnen trachteten. Selbst Nonne im Stifte Gandersheim, gelangte sie nach dem 1304 erfolgten Tode der Aebtissinn Margaretha I. zu dieser Würde, entweder noch in demselben Jahre 1304 oder wenigstens 1305. Ihre Vermögensumstände scheinen nicht vorzüglich gewesen zu sein; denn sie sah sich schon 1305 genöthigt, 2 Hufen Landes in Boielshausen an ihre Stiftsfräulein und Chorherren für 20 Mark Silbers

zu verkaufen, um die Kosten ihrer Confirmation zu bestreiten. Uebrigens scheint sie nicht alt geworden zu sein; denn noch vor ihrem Bruder, dem Bischofe Heinrich II. ging sie 1316 zur himmlischen Ruhe ein.

Ein Bruder dieser Aebtissinn Mathilde II. und des Bischofs Heinrich II. hieß Hermann, und war der Vater Otto's, Grafen von Woldenberg, welcher gleichfalls Bischof von Hildesheim wurde. Schon um 1294 Domherr zu Hildesheim, dann Probst zum St. Moritzberge, später zugleich Domprobst daselbst, hatte er sich so vortheilhaft ausgezeichnet, daß er weit über seine Vorgänger hervorragte. Vorzüglich zeigte er sich gegen Arme und Dürftige höchst mildthätig. Jedes Jahr im Monate October speiste er die Armen Hildesheim's auf eine splendide Weise. Diesen durch Einsicht, wie durch Tugend ausgezeichneten Geistlichen wählte man im Jahre 1319 zum Bischofe von Hildesheim. Sogleich bei seinem Regierungsantritte fand er jedoch Schwierigkeiten zu überwinden. Die Herren von Münchhausen und von Engelbostel verwüsteten nämlich, wie es in jener Zeit des Raubritterthums nichts Seltenes war, das Gebiet des Hochstifts auf eine allgemein empörende Weise. Unser Bischof Otto war nicht der Mann, welcher diesem Unfuge müssig hätte zuschauen können. Ungesäumt warb er ein geeignetes Heer, rückte selbst ins Feld, und fand bald Gelegenheit, den Ruhm seiner Vorfahren in einer entscheidenden Schlacht zu bewähren. Bei dem heutigen Dorfe Oesselse (im Amte Ruthe) ward sie geschlagen. Otto besiegte den Feind. Die vornehmsten Führer des feindlichen Heerhaufens wurden gefangen, und mußten ihre Freiheit durch bedeutende Geldsummen wiedererkaufen. Weit entfernt, sich selbst dies Geld zu Nutze zu machen, verwandte es Otto zum Besten des Stifts, und löf'te damit verschiedene verpfändete Stiftsgüter, unter andern das Schloß Lutter, wieder ein. Auch kaufte er von den Herren von Plesse die Burg Lindau, welche er stark befestigte

Den Bau des von seinem Oheim begonnenen Schlosses Steuerwald setzte Otto II. eifrigst fort. Der noch jetzt vorhandene hohe Thurm und der kleinere Thurm an der Südostseite, welcher seit einigen Jahren hinweg genommen ist, rühren, gleich den noch hie und da vorhandenen Ringmauern, aus seiner Zeit her. Er nahm zugleich auf die Einrichtung eines Haushalts in Steuerwald ernstlich Bedacht. Das Domcapitel, mit welchem er in schöner Eintracht lebte, hatte sieben Hufen Landes auf dem Essemer Felde, welche von einem Mitgliede des Capitels als Obedienz benutzt wurden. Diese sieben Hufen wurden durch seine Vermittelung an Steuerwald abgetreten, und Otto überwies dafür dem Capitel das Grundeigenthum des Bischofs in Achtum, welches als Obedienz benutzt werden sollte.

Otto II. hielt sich gern in seinem Schlosse Steuerwald auf, was mehrere von ihm daselbst ausgestellte Urkunden (z. B. von 1320, 1321, 1327) beweisen. Selbst sein Testament errichtete der fromme Bischof auf diesem von ihm mit besonderer Liebe erweiterten und vervollkommneten Schlosse. Es ist am 21. Juni 1331 niedergeschrieben.

Außer dieser seiner Thätigkeit für Steuerwald erstreckte sich Otto II. Wirksamkeit auch auf andere wichtige Gegenstände, welche die Rechte und das Wohl des Bisthums oder der Stifter und Klöster betrafen. Als der Graf Simon von Dassel, der letzte des berühmten Grafengeschlechts, mit Tode abgegangen war, vereinigte er im Jahre 1329 diese wichtige Grafschaft größtentheils völlig mit dem Hochstifte Hildesheim, nachdem er die Verhältnisse mit den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg durch einen besondern Vertrag geregelt hatte. So kamen Hunnesrück, Dassel und Markoldendorf mit allen dazu gehörigen Dörfern definitiv an Hildesheim. Das Haus Hunnesrück besetzte er selbst; den Burghöfen zu Dassel und Markoldendorf ließ er ihre alten Gerechtsame.

Auch Otto II. war ein Freund der Klöster. Er stiftete 1328 das Kloster Wittenburg, unweit Elze, welches später dadurch so berühmt wurde, daß von ihm die sogenannte katholische Klosterreformation um 1435, besonders im Calenberg'schen und Hildesheim'schen, ausging.

Auch auf die Winzenburg, jene durch Aussterben der Grafen von Winzenburg bereits im 12. Jahrhunderte an das Hochstift gefallene wichtige Besitzung, erstreckte sich unsers Woldenberger's besondere Aufmerksamkeit. Der Pfandschilling, welchen Diedrich von Wallmoden und Hugo von Ilsede an Winzenburg hatten, löste mit seiner Einwilligung das Domcapitel ab, und Otto versprach, das Capitel zwölf Jahre lang im Besitze dieser Pfandschaft zu lassen. Die deßfallsige Verhandlung geschah im Jahre 1331. Noch in demselben Jahre 1331 am 22. August, verließ Otto den Schauplatz seiner irdischen Thätigkeit. Sein Familienerbtheil vermachte er dem Hochstifte. Von den Herzögen Ernst, Wilhelm und Johann von Braunschweig hatte er wiederkäuflich auch noch das Haus Lutter an das Stift gebracht *). Auch Poppenburg war zu seiner Zeit mit dem Aussterben des Grafen Albrecht von Poppenburg 1319 an Hildesheim gekommen.

Die Grafen Ludolph, Johann, Burchard und Heinrich von Woldenberg, wahrscheinlich beiden Linien angehörig, sind dadurch merkwürdig, daß sie im Jahre 1332 die bei der Harzburg gelegenen reichslehnbaren Güter Kopperbrock und Kopperberg bei dem Kaiser Ludwig von Baiern an die Grafen Friedrich und Conrad von Wernigerode abtraten, wofür sie von diesen drei Mark Silbers aus der goslarschen Voigtei erhielten. So mochten die Woldenberger von ihrem harzburgschen Besitze nicht viel mehr haben; denn nur noch eines Zehntens zu Siedburg, einem bei Goslar belegen gewesenen Dorfe, wird gedacht, welchen Herzog Otto der Quade nach dem Tode Gerhard's von Woldenberg an Hans von Schwicheldt verlieh.

Ein Graf Burchard von Woldenberg, wahrscheinlich der oben erwähnte, muß darum angeführt werden, weil er mit der Stadt Goslar wegen der Reichsvoigtei-Einkünfte Streitigkeiten erhob, welche sich damit endigten, daß die Wol-

*) Es gab in Lutter mehrere Burgen, deren eine das Eigenthum der Herzöge von Braunschweig war.

denberger ihren bedeutenden Antheil an diesen Einkünften der Stadt Goslar für eine Summe Geldes überlassen mußten. Dieß geschah im Jahre 1348.

Der Woldenstein, gleichfalls eine Besitzung der Woldenberger, mochte schon früher an die Homburger veräußert sein; denn von dem Edlen Siegfried von Homburg kaufte diese Burg der hildesheimsche Bischof Heinrich III. Otto's II. Nachfolger.

Doch wir übergehen noch so manche andere Güterveräußerung, welche unsere Grafen von Woldenberg gegen das Ende des 14. Jahrhunderts vornahmen, um unsere Leser nicht zu ermüden, und wenden uns nun zu dem letzten Sprosse unseres Grafengeschlechts. Es war dieß nicht eines Heinrich Sohn, Namens Otto, auch nicht Otto II., Bischof von Hildesheim *), wie einige gemeint haben, sondern es war Gerhard, Johann's Sohn, ein Urenkel Hermann's, jenes zugleich als Graf von Harzburg berühmten Woldenbergers. Der zu Hildesheim verstorbene Justiz-Rath Koken, ein Mann von den umfassendsten Geschichtskenntnissen, zerstreute im Jahre 1829 das Dunkel, welches in dieser Beziehung auf der Geschichte der Grafen von Woldenberg ruhte, indem er im hannoverschen Magazine (Stück 79 und 80) die Frage gründlich beantwortete: „Wer beschloß den Stamm der Grafen von Woldenberg?"

Nach Einigen ward dieser letzte Sproß unsers Grafengeschlechts, Gerhard, wegen eines begangenen Ehebruchs, ermordet. Ob diese in der Chronik des Klosters zum Frankenberge in Goslar und in Lucae's Grafensaale befindliche Nachricht zuverlässig sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Die vielen Güterveräußerungen, welche Gerhard noch selbst vornahm, lassen allerdings nicht auf ein sehr geregeltes Leben dieses Grafen von Woldenberg schließen, an welchen doch schon so viele andere Güter der ausgestorbenen Linie gefallen sein mußten. Wie dem aber auch sei, so viel ist gewiß, daß Gerhard im Jahre 1383 seinen Stamm beschloß. So kam die Grafschaft Woldenberg an das Hochstift Hildesheim, indem der Kaiser Wenzeslaus den Bischof Gerhard II., einen gebornen Baron vom Berge, damit feierlichst belehnte.

Charlotte Christine Sophia, Gemahlinn Alexei's Petrowitsch.

Rauh wie der Norden, der ihn geboren, aber nicht geschmückt mit den Vorzügen, welche gerade roheren Naturen eigenthümlich sind und sie für die anhaftenden Mängel einigermaßen entschädigen, war Alexei, der Sohn Peters des Großen von Rußland. Seine liebenswürdige Mutter Eudoxia mußte,

*) Lucae (Grafensaal) und Delius (Stiftsfehde) halten diesen für den letzten Woldenberger.

ein Opfer der Laune ihres tyrannischen Gatten, zwischen den Mauern eines Klosters verblühen, und der Sohn der Ungeliebten wuchs unbeachtet und vernachlässigt heran. Was Wunder, daß in der Brust des Knaben sich eine immer wachsende Abneigung gegen den gleichgültigen und harten Vater entwickelte, zumal, da starrsinnige Popen und zurückgesetzte Bojaren absichtlich den Groll gegen den Czaren in ihm nährten! Alexei's Charakter hatte sich, zu seinem Nachtheile, schnell entwickelt; Bosheit, Trägheit und Leichtsinn hatten bei dem zehnjährigen Knaben bereits Wurzel gefaßt. Als demnach ernstlich daran gedacht wurde, ihn zu erziehen und zu unterrichten, war er bereits so verbildet, daß die angewandten Bildungsmittel zu Nichts mehr halfen. Der Jüngling war durchaus unwissend und hatte mit dem Hasse gegen den Vater zugleich den Haß gegen dessen Neuerungen eingesogen. Mißvergnügte Anhänger der alten Zeiten schlossen sich ihm in großer Anzahl an und befestigten ihn in seinem Widerwillen gegen die bestehende neue Ordnung; er selbst ließ mit Grund befürchten, daß er dermaleinst, im Besitze der Macht, die Schöpfungen des Vaters gewaltsam vernichten würde. Sein ganzes Betragen entbehrte aller Würde; ja seine Sitten waren so zügellos und gemein, daß selbst die rohesten Russen an denselben Anstoß nahmen. Kaum hatten Diejenigen, denen daran gelegen war, dem Prinzen die Hoffnung der Thronfolge zu entreißen, nöthig, zu übertreiben, wenn sie über ihn bei'm Czaren redeten; sie brauchten nur die Wahrheit zu berichten, um Peter den Großen gegen den Sohn aufzubringen. In der That war der Haß des Czaren gegen Alexei so fürchterlich, daß er ihn sogar zu enthaupten befahl, als er Nichts, als eine Fürbitte für einige zur Verbannung verurtheilte polnische Priester, gewagt hatte. Wirklich stand schon das Blutgerüst vor den Augen des erbitterten Czaren; der Kopf des Schlachtopfers fiel, und jener erbebte nicht. Am andern Morgen aber ergriff ihn die Reue, und er war froh, als Menzikoff, sein erster Minister, bekannte, ihn durch Unterschiebung eines Dragoners, der zum Opfertode bereit gewesen, getäuscht zu haben. Doch wurde das gegenseitige Vernehmen dadurch um Nichts erfreulicher.

Zwei und zwanzig Jahr war der Prinz alt, als der Czar seine letzte Kur an ihm zu versuchen beschloß. Peter war nach dem Treffen am Pruth im Jahre 1711 in's Carlsbad gereis't und ließ von hier aus in Wolfenbüttel eine Vermählung seines Sohnes mit Charlotte Christine Sophie, der mittleren, damals einundzwanzigjährigen, Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig-Blankenburg, unterhandeln. Nach erfolgtem günstigen Bescheide wurde am 25. October auf dem Schlosse zu Torgau die Trauung von einem russischen Geistlichen in griechischer Sprache vollzogen. Während derselben setzte der Czar dem Prinzen und der Prinzessinn eigenhändig eine Krone auf, welche ihnen der Priester nachher wieder abnahm.

Schwerlich ist jemals eine unglücklichere Verbindung geschlossen, als diese. Alexei haßte seine Gemahlinn schon deßhalb, weil er sie aus der Hand des Vaters hatte nehmen müssen, und weil er wußte, daß er unter ihren Einflüssen gebessert werden sollte. Nicht ihre hohe Schönheit, nicht ihre englische Sanft-

muth und Geduld vermochte ihn zu rühren; ja, nicht einmal, als sie ihm ihr neugebornes Töchterlein, Natalie, liebreich entgegenstreckte, konnte sie dem Grollenden einen freundlichen Blick abgewinnen. So ging der Prinz im Verfahren gegen seine Gemahlinn noch weit über die altrussische Behandlung des Weibes hinaus, und doch war diese schon furchtbar genug. Es ist bekannt, daß bis auf Peter den Großen die Braut nie eine Stimme bei der Wahl ihres Gatten hatte. Sobald sie das erzwungene Ja gesprochen, nahm der Vater eine noch ungebrauchte Peitsche, versetzte mit derselben der Tochter einige Hiebe und sagte: „Diese letzten Streiche erinnern dich, meine Tochter, an die väterliche Gewalt, unter der du bisher standest, und die jetzt aus den Händen des Vaters in die Hände deines Bräutigams übergeht. Gehorchst du deinem Manne nicht, so wird er dich statt meiner mit dieser Peitsche züchtigen.“ Der Bräutigam, sobald er die Peitsche überkommen, pflegte dann zu erwidern; „Ich hoffe zwar, daß ich diese Peitsche nicht gebrauchen werde; doch will ich sie als schätzenswerthes Geschenk annehmen und aufbewahren.“ Oft schon in den Flitterwochen wurde bei der geringfügigsten Veranlassung die Peitsche geschwungen, entweder vom Ehemann selbst oder, was noch schimpflicher war, auf seinen Befehl durch den Knecht. Peter that Vieles, um das eheliche Verhältniß zu vermenschlichen, und er erreichte seinen Zweck hauptsächlich durch die strenge Forderung, daß keine Verbindung ohne mindestens sechswöchentliche gegenseitige Bekanntschaft des Paares und ohne freiwillige Zustimmung der Braut geschlossen werden sollte. Wirklich kehrte ein besserer, milderer Geist in die neuen und allmälig auch in die alten Ehen ein. Aber das Verhältniß Alexei's zu seiner edlen Gattinn war und blieb fürchterlich. Dreimal machte der Unmensch den Versuch, sie durch Gift aus dem Wege zu räumen; aber ihre Natur und die ärztliche Kunst blieben jedesmal siegreich. Dabei bewahrte Christine immerfort die reinsten Gefühle und die unverbrüchlichste Treue ihrem Gemahle im schönen Herzen. Selbst vor dem Czaren, der sie verehrte, verbarg sie den nagenden Harm; ja sie entschuldigte und vertheidigte bei ihm den Wilden, so oft er einer neuen Unthat beschuldigt wurde. Wohl glich sie — sagt Heinrich Zschokke — der Balsamstaude, welche die mörderische Hand noch mit ihren Wohlgerüchen bethauet, von der sie geknickt wird.

Eines Tages ließ sich Alexei von seiner ungegründeten Wuth so weit hinreißen, daß er seine Gemahlinn, welche sich im Zustande der Schwangerschaft befand, gewaltsam erfaßte und zu Boden warf. Die ganze Größe dieser Erniedrigung mochte der Hartherzige nicht fühlen; aber hätte er sie gefühlt, er würde sich seiner That nur noch mehr gefreuet haben. Ohnmächtig blieb die Prinzessinn am Boden liegen, während der Prinz, unbekümmert um ihren Zustand, das Zimmer und bald darauf, zu einer Lustreise, die Stadt verließ.

Die Folge der empörenden Mißhandlung war eine zu frühe Geburt, am 22. October 1715. Das Kind, welches nach seinem Großvater den Namen Peter bekam, verbreitete durch sein Dasein in ganz Petersburg Entzücken und Jubel. Desto tiefer war der allgemeine Schmerz, als sich am ersten November

die Nachricht von dem Tode der unglücklichen Prinzessinn verbreitete. Mit den Worten: „Laßt mich in Ruhe sterben; ich habe keinen Grund mehr zu leben!“ hatte sie unter Abweisung der Arznei ihren Geist aufgegeben. Sie hatte verlangt und ihr abwesender Gemahl hatte befohlen, sie in der Stille ungeöffnet und uneinbalsamirt beizusetzen. Am 7. November wurde indessen eine prachtvolle Todtenfeier unter Vergießung vieler Thränen gehalten. Bereits am folgenden Tage gingen die Nachwehen der Trauer wieder unter in dem Jubel über die Niederkunft der Czarinn mit einem Prinzen, welcher gleichfalls den Namen Peter bekam.

Daß das rohe und lieblose Betragen Alexei's die Veranlassung des frühen Todes seiner edeln Gattinn gewesen, war in ganz Petersburg und für den Czar selbst kein Geheimniß. In dem Manifeste, welches derselbe veröffentlichte, um die Ausschließung des Prinzen von der Thronfolge zu begründen, geschieht ausdrücklich und ausführlich des rücksichtslosen Verhältnisses gegen Christine Erwähnung. Es heißt in demselben: „Der Czar habe mit allem Fleiße und mit aller Sorge sich die Erziehung seines erstgebornen Sohnes, Alexii Petrowitz, angelegen sein lassen; ihm nicht allein in der russischen, sondern auch in ausländischen Sprachen Lehrer gegeben, ihn in der griechischen Religion sowohl, als im Kriegs- und Staatswesen zu unterrichten befohlen, damit er ein würdiger Erbe des russischen Thrones sein könnte; es habe aber der Czar alle solche, auf seinen Sohn verwandte, Mühe als vergeblich erkannt, indem sich dieser zu jeder Zeit ungehorsam gezeigt und zu Nichts, was einem rechtschaffenen Thronfolger gebühre, sich geeignet, den vorgesetzten Lehrern kein Gehör gegeben, sondern Umgang mit solchen unanständigen Leuten gehabt, von welchen er alles Ueble und nichts Nützliches habe lernen können; der Czar habe ihn so wohl mit Güte, als mit Schärfe, zuweilen auch mit väterlicher Züchtigung zum Rechten angehalten, ihn in verschiedene Feldzüge mitgenommen, die Kriegskunst zu begreifen, auch bisweilen ihn in Moskau gelassen und einige Direction in Kriegssachen ihm anvertrauet; er habe ihn ferner in fremde Länder gesendet, um an der Beobachtung geordneter Reiche sich zu bilden; jedoch der Saame aller dieser Anweisung sei auf einen Stein gefallen. Um ihn nun von seiner Rohheit zurückzubringen, habe der Czar durch seine Vermahnung ihn dahin gebracht, daß er zur Vermählung sich entschlossen und eine Braunschweig-Wolfenbüttelsche Prinzessinn, der regierenden Kaiserinn Schwester und des Königs von Großbritannien Nichte sich selbst erwählt; aus dieser Vermählung habe der Czar eine gute Folge und die Aenderung der zügellosen Sitten des Czarwitz verhofft, zumal da dessen Gemahlinn von gutem Verstande und „honnetem Umgange“ gewesen; allein es sei alles Widrige erfolgt; der Czarwitz habe mit derselben in größter Uneinigkeit gelebt und seinen Umgang mit unnützen Leuten zu des Czarischen Hauses, besonders aber zu seiner Gemahlinn und ihrer hohen Verwandten, so wie anderer auswärtigen hohen Potentaten Schande, fortgesetzt, worüber bei Sr. Czarischen Majestät große Klagen geführt und wogegen abermals die väterlichen Zuredungen Nichts gefruchtet, indem der Prinz kürzlich, noch zu Leb-

zeiten seiner Gemahlinn eine nichtswürdige Dienstmagd, Euphrosina, genommen und mit solcher öffentlich im Ehebruch gelebt; seine rechtmäßige Gemahlinn habe er dabei verlassen, und diese sei kurz darauf an einer Krankheit gestorben, zu welcher der Verdruß über das unordentliche Leben des Prinzen Vieles beigetragen" u. s. w.

Wir haben in dem Bisherigen die Geschichte der unglücklichen Christine nach solchen Quellen mitgetheilt, die den Begebenheiten ziemlich gleichzeitig sind. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts spinnen verschiedene Gerüchte den Lebensfaden der Prinzessinn wieder an und führen ihn auf eine eben so wunderbare als interessante Weise aus der alten Welt über das Meer fort in die neue. In der Ueberzeugung, daß nur ein glücklicher Fund, vielleicht ein Spiel des so genannten Zufalls, den Grund oder Ungrund jener Gerüchte wird darthun können, enthalten wir uns hier aller unfruchtbaren Reflexionen über den wirklichen Thatbestand und theilen die betreffenden Begebenheiten treu und schmucklos mit, wie sie die einfache Ueberlieferung giebt. Zschokke hat mit unvergleichlichen Pinselstrichen in seiner Prinzessinn von Wolfenbüttel ein reizendes, phantasiereiches Gemälde entworfen. Ein solches erwarte man in diesen Blättern nicht, in welchen neben der Geschichte nur reine Sage, welche von subjectiver Dichtung unendlich verschieden ist, eine Stelle finden darf.

Nicht Christine's Leichnam — so wird berichtet,*) — sondern ein Holzblock füllte den prachtvollen Sarg. Jene war, unter Beihilfe der schönen Gräfinn Aurora von Königsmark, mit einem alten, ergebenen Diener, der ihr aus dem heimischen Blankenburg in den rauhen Norden gefolgt war, und mit einer getreuen Hofdame bereits ihrem goldenen Zwinger entflohen. Nach mehrfachen Mühseligkeiten einer langen Reise durch Rußland's Schneegefilde gelangte sie glücklich nach Paris, von wo sie sich mit ihren Begleitern, aus Furcht vor Entdeckung, nach Louisiana überschiffen ließ, um sich in den Pflanzungen am Missisippi zur endlichen Ruhe niederzulassen. Der treue Diener, welcher nicht bloß vor der Welt, sondern auch ihrem Herzen als ihr Vater galt, traf die nöthigen Veranstaltungen zu einer friedlichen Ansiedelung, und bis auf Einen erkannte das engverbundene Kleeblatt Niemand. Jener Eine war der wackere Hauptmann d'Auban, der die Prinzessinn bereits in Petersburg gekannt und bedauert hatte. Er war in gleicher Absicht, wie sie, in jene Gegenden gekommen und traute seinen Augen nicht, als er die Todtgeglaubte vor sich sah. Sein Gemüth hatte indessen die Züge der reizenden Unglücklichen in andauernder Theilnahme und Vergegenwärtigung ihrer Lage so tief sich eingeprägt, daß er sie unmöglich auf die Dauer verkennen konnte; sie war es, die von ihm angebetete Gemahlinn des unmenschlichen Czarwitzen, und der ursprüngliche Schrecken

*) Außer den bei Zschokke angegebenen Quellen s. besonders: Vaterländisches Archiv für Hannoversch-Braunschweigische Geschichte von Spilker und Brönnenberg. Jahrg. 1833. S. 261.

bei'm Anblicke der Auferstandenen wandelte sich allmälig in die wohlthuenden Empfindungen freudigen Wiedersehens.

D'Auban war jedoch vorsichtig genug, seine Entdeckung nicht sofort merken zu lassen. Er suchte vielmehr erst die Bekanntschaft des alten Dieners anzuknüpfen, und dieses gelang ihm bald in dem Grade, daß jener ihn sogar aufforderte, in Angelegenheit der beabsichtigten Ansiedelung gemeinschaftliche Sache zu machen, was der Chevalier mit großer Freude annahm. Von nun an sah d'Auban die Prinzessinn häufig, und diese hatte ihm bald so Viel zu danken, daß er sich ihrer Freundschaft versichert wußte. Mit dieser hielt sie in der That so wenig zurück, daß er eines Tages, als er ohne Zeugen mit ihr eine ungezwungene und zutrauliche Unterredung hatte, den Muth faßte, ihr zu gestehen, daß er sie kannte. Sie erschrak nicht wenig, als sie ihr Geheimniß verrathen sah; doch wußte sie bereits, daß d'Auban es nicht mißbrauchen würde und beruhigte sich damit, ein Gelöbniß unverbrüchlichen Schweigens über dasselbe von ihm zu empfangen.

Während die Prinzessinn unter ihren Freunden in ruhiger Abgeschiedenheit so glücklich lebte, als es mit wundem Herzen möglich war, erfaßte ihren Dränger die Hand der Vergeltung. Alexei's Buhlerinn war an ihm zur Verrätherinn geworden, und eine Verschwörung, welche er gegen den Czar angesponnen, war an das Tageslicht gekommen. Unparteiischer Richter Aussprüche fällten das Todesurtheil; heimlich wollte es Peter vollziehen. Er schickte seinen General Weide zum Hofapotheker, einen Gifttrank bereiten zu lassen. Der Apotheker mischt den tödtlichen Kelch, will ihn aber nur in die Hände des Czaren niedersetzen. Solches geschieht; der Trank wird dem Prinzen gereicht, aber er ist nicht zu bewegen, ihn mit den Lippen zu berühren. Dennoch war der Czarwitz todt, als Peter mit seinem General das Zimmer des Verhafteten verließ; die Todesangst, hieß es, habe ihn getödtet. Glaubwürdige Nachrichten melden seinen Tod auf folgende Weise: Als der Prinz den ihm vom Czaren und vom General Weide überreichten Trank nicht annehmen wollte, hieb man ihm mit einem Beile den Kopf ab und ließ das Blut in den unter einer aufgehobenen Diele des Fußbodens befindlichen Schutt laufen. Eine Kammerfrau der Czarinn nähete darauf den Kopf auf dem Rumpfe fest und kleidete den Leichnam an. Des Prinzen Todestag war der 26. Juni 1718; am 8. Juli wurde die Leiche in der Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgestellt, und am 10. erfolgte das feierliche Begräbniß.

Die Prinzessinn wurde durch Alexei's Tod nicht veranlaßt, aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten; es war ihr, nach ihrem Character, nicht wünschenswerth, der Gegenstand eines allgemeinen Aufsehens zu werden. Vielleicht würde der für sie so schmerzliche Tod des treuen, alten Dieners sie zur Heimreise bestimmt haben, hätte nicht d'Auban's Freundschaft ihr reichlichen Ersatz gegeben. Dieser leitete alle ihre äußerlichen und je länger, desto mehr auch ihre Herzensangelegenheiten. Seine Thätigkeit war für sie so aufopferungsvoll, seine Vertraulichkeit zugleich so respectvoll, seine Huldigung so zart, fein und wahr,

daß er ihr bald ungemein interessant, endlich aber theuer und unentbehrlich war. Kurz, Christine und d'Auban wurden ein Ehepaar und lebten glücklich in den Colonien von Louisiana. Da wurde das wunde Herz ganz gesund; wonnereich kehrte ein langersehnter Friede bei ihnen ein, und als eine liebliche Tochter zwischen ihnen ihr kindisches Spiel trieb, vergaßen sie vollends Europa und die Welt.

Unter so glücklichen Umständen verfloß dem trauten Paare manches Jahr, und kaum redete man noch in Europa von der Prinzessinn. Da begann d'Auban's Gesundheit zu wanken, und weil die ärztliche Hilfe in Amerika nur mangelhaft war, so entschlossen sich Beide, ihre Besitzungen zu verkaufen und nach Paris zu ziehen. Hier kamen sie auch glücklich an, und unter der zärtlichen Pflege seiner Gattinn genas d'Auban langsam und allmälig. Madame d'Auban, sich und ihren Stand für vergessen und verborgen haltend, scheuete sich nicht, mit ihrer zur Jungfrau herangereiften Tochter häufig in den Tuillerien zu lustwandeln. Auf einem dieser Spaziergänge zogen Beide durch ihre Unterhaltung in der deutschen Sprache die Aufmerksamkeit des Grafen Moritz, Marschalles von Sachsen, eines Sohnes der Gräfinn Aurora von Königsmark, auf sich. Moritz faßte die Dame näher in's Auge und erkannte in der ältern die russische Prinzessinn. Sie erstaunte nicht wenig, als sie sich von einem alten Bekannten angeredet sah; doch empfing sie von ihm, nachdem er den Antheil seiner Mutter an ihrer Flucht vernommen, das freudige Versprechen, seine Entdeckung geheim zu halten und selbst den König Ludwig XV., dem er die Mittheilung schuldig war, erst nach Ablauf dreier Monate zum Mitwisser des Geheimnisses zu machen.

D'Auban wurde bald darauf zu einem Major auf der Insel Bourbon ernannt, und Moritz versäumte nicht, die Prinzessinn während der noch übrigen Zeit der Anwesenheit d'Auban's in Frankreich dann und wann zu besuchen. Als er aber endlich kam, um ihr anzuzeigen, daß die drei Monate seines pflichtmäßigen Schweigens gegen den König verflossen seien und daß er nunmehr demselben das Geheimniß offenbaren werde, mußte er hören, daß die Familie d'Auban bereits nach Bourbon abgereis't sei. Sofort eilte er zum Könige und theilte ihm Christine's wunderbare Geschichte mit. Ludwig XV. schrieb auf der Stelle an den Gouverneur von Bourbon und trug demselben auf, Madame d'Auban mit fürstlicher Auszeichnung zu empfangen. Auch machte er die Kaiserinn Maria Theresia unverzüglich in einem ausführlichen Briefe mit den Verhältnissen ihrer todtgeglaubten Tante bekannt. Jene lud sie unlange darauf ein, in ihren Staaten den Rest ihrer Tage standesgemäß zu verleben, ihren Gemahl aber und ihre Tochter der Gnade Ludwig's XV., der für Beide zu sorgen versprochen habe, zu überlassen. Christine war zu groß und zu weise, um äußerlichen Pomp mit dem glanzlosen, aber beglückenden Frieden wahrer Liebe zu vertauschen; ohne sich zu bedenken, schlug sie das Anerbieten der Kaiserinn aus und blieb in Bourbon, wo sie indessen den Schmerz erlebte, Gatten und Tochter durch den Tod zu verlieren. Von nun an hatte der Glanz der Höhe für sie noch weniger Reiz; sie mochte nur noch

leben der Wehmuth der Erinnerung und der Lust des Wohlthuns. Um 1754 begab sie sich nach Paris und i. J. 1757 nach Brüssel, wo sie Niemand so bekannt war, als den Armen, die sie mit mütterlicher Liebe umfaßte. Einige Nachrichten melden, daß sie vom Hause Braunschweig eine Pension von 600 Gulden bezog; nach andern empfing sie von Maria Theresia jährlich 20,000 Gulden. Sie starb i. J. 1770 still und sehnsüchtig nach ihrem zweiten Gatten.

Blankenburg.

Blankenburg am Harz, zu unterscheiden von dem in der Oberherrschaft Schwarzburg-Rudolstadt, ist die Hauptstadt des sechsten Distriktes in den herzoglich braunschweig-wolfenbüttelschen Landen, und der uralten, 1708 zum Reichsfürstenthume erhobenen Grafschaft gleiches Namens. Die Stadt liegt 732 Fuß über der Nordsee, das Schloß, auf dem blanken Kalkfelsen Blankenstein, 1038 Fuß. Man sieht es mit unbewaffnetem Auge vier Meilen weit, ja schon von Kloster Leitzkau jenseits der Elbe aus, also in einer Entfernung von 11 Meilen. In den ältesten Zeiten hieß der Landstrich von der Bode an bis zu ihrem Einflusse in die Saale bei Nienburg der Hartingow, Harzgau, und die Vorsteher dieser Pflege sollen schon, als Karl der Große lebte (800), ihren Gerichtssitz auf der Stelle des Schlosses Blankenburg gehabt haben. Zugleich hatten sie einen Rittersitz inne auf dem 1034 zerstörten Schlosse Hartingow bei Lütcken-Blankenburg vor Halberstadt. Die Bekehrung zum Christenthum auch in den hiesigen braunschweigschen Landen wird schon dem Egistus, einem der 72 Jünger Christi, und dem Maternus beigelegt; dann dem Bischof Felix im sechsten Jhrhundert; endlich Karl dem Großen, welcher u. a. 780 einen großen Haufen Ostfalen bei dem Dorfe Ornheim, Ornoim, Ohrum, zwischen Wolfenbüttel und Hornburg, an der Oker taufen ließ. Weil dort eine Brücke deswegen aufgeschlagen wurde, so erhielt das nahe liegende Dorf den Namen Kristenbrügge oder Kissenbrück; das Lager der Franken und Ostfalen wurde Gotteslager aus 1. B. Mos. 32, 2. benannt.

Folgende der Grafen und Edelleute von Blankenburg, deren jene als Wappen ein krummgebogenes, schwarzes Hirschgeweihe von vier Enden in einem silbernen Felde, diese einen aufsteigenden Bock und auf dem Helme einen sich in die Brust beißenden Pelikan führten, mögen hier, außer den schon bei Reinstein genannten, noch namhaft gemacht, oder die sie betreffenden Ereignisse angeführt werden, welche dort noch nicht erwähnt sind. Die Ritter Jordan und Kodomannus waren 1173 Zeugen bei der Urkunde über ein Privilegium des Kaisers Friedrich I. an Kloster Michaelstein; Enno 1197 lebte am Hofe des Herzogs Heinrich des Jüngern; in demselben Jahre kommt eine Margarthe

als Pröbstinn zu Gernrode vor; 1492 war Klaus bei dem Herzoge Heinrich IV. während der Belagerung Braunschweigs; Georg ist 1553 Stiftshauptmann zu Havelberg gewesen. Ein Graf Hans von Blankenburg war mit dem Kaiser Heinrich I. auf dem Turniere zu Magdeburg; der Vater der Mystiker, der berühmte Abt Hugo von Sankt Viktor, einem Augustinerkloster in Paris, welcher 1140 starb und im Kloster Hamersleben erzogen war, ist auch aus dem gräflichen Hause Blankenburg; als er bei den Unruhen unter Kaiser Heinrich VI. flüchten mußte, schickte ihn der Bischof Reinhard, welcher 1107 — 22 Kloster Hamersleben gestiftet hatte und in der Abtei St. Viktor unterrichtet worden war, dorthin nach Paris. Der Graf Siegfried, welcher Heinrich den Löwen ins gelobte Land begleitet hatte, erhielt 1197 das Voigteirecht über die Abtei Huiseburg und trat es 1220 an Halberstadt ab; 1237 übergab ein Siegfried der Abtei Quedlinburg die Voigtei über etliche Güter; ein Poppo nebst seinen Söhnen war Zeuge gewesen bei der Beleihung Heinrichs des Löwen durch Kaiser Friedrich I. mit den Reichslehnen Scharzfels, Herzberg und Pöhlde 1157; ein andrer war 1258 auf der Synode zu Halberstadt; Hermann, seit 1265 Bischof dieses Stiftes, hat den Ruhm eines friedliebenden Fürsten hinterlassen; er regierte 11 Jahr und liegt in der halberstädter Domkirche begraben; Graf Heinrich, Domherr zu Halberstadt, hatte 1290 auf Befehl Kaiser Rudolphs einen Streit zwischen Werner und Gardungen von Hadmersleben einer Seits und dem Dekan und Kapitel von Simon Judä in Goslar andrer Seits zu schlichten; 1296 machte er eine Schenkung an Kloster Pöhlde. Burkard regierte als Erzbischof von Magdeburg seit 1294 neun Jahr und ist im Dome allda begraben. Als die gräfliche Linie in der Mitte des 12. Jahrhunderts mit Burkard ausstarb, wurde Reinstein mit Blankenburg beliehen und als 1370 Reinstein erlosch, ging es mit Blankenburg an Heimburg über.

Durch die Verunglimpfungen und Schmähreden gegen Luthers Lehre und Anhänger war der Graf Ulrich IV. (st. 1530) sehr wider beide eingenommen worden. Als man ihm daher 1523 berichtete, der Pastor Radeke zu Westerhausen habe zwei luthersche aufrührerische Lieder voll Irrthümer und Ketzereien, der christlichen Kirche zum Spott und Hohne, öffentlich beim Gottesdienst singen lassen: so befahl er seinem Geheimenrathe, Hauptmann Hans von Lunderstedt, ernstlich, genannten Geistlichen durch ein Kommando aufheben und nach Halberstadt transportiren zu lassen, damit er dort wegen seiner Ketzereien examinirt und zur verdienten Strafe gezogen werde. — Daselbst waren bereits zu Anfange des genannten Jahres die ersten Prediger der Reformation, Johannes Wissel von Braunschweig und Heinrich Gefferdes von Helmstedt, auf Befehl des Domkapitels aus der Stadt gejagt worden. Ersterer folgte einem Rufe nach Goslar, der Andre erhielt von dem halberstädter Rathe die Pfarre zu Groß-Quenstedt, wurde aber von dem Stiftshauptmann Hans von Werthern verhaftet und in den Thurm zu Gröningen gefangen gesetzt. Nach einem Monate freigelassen, erhielt auch er endlich 1528 einen Ruf nach Goslar. —

Lunderstedt, welcher selbst schon heimlich ein Freund des geläuterten Christenthums war, äußerte gegen den Graf Ulrich Bedenklichkeit, weil er die Beschaffenheit des Pastors Radeke kannte; gewann durch richtige Auskunft, welche er jenem über die Reformation gab, denselben für sie und bewirkte hauptsächlich durch Zergliederung der beiden Lieder günstige Verfügungen von ihm, namentlich für genannten Geistlichen nicht bloß Sicherheit; sondern auch Beförderung. Die Lieder waren: Ein' feste Burg ist unser Gott, und: Es wolle Gott uns gnädig sein. Lunderstedt fragte den Grafen, ob er denn nicht wolle Gott den Herrn seine feste Burg sein lassen? ob er nicht wolle, daß Gott ihm gnädig sein möge? Er fügte hinzu: für's Teufels Gnade behüt' uns Gott! und sagte Ulrichen, die gedachten Lieder seien zwei Psalmen, der 46ste und 67ste, welche Luther in Reimen zum Singen abgefaßt habe. Da sich wegen des größeren Zulaufes, welchen Radeke fand, und wegen des die Gemüther erbitternden Bauernkrieges, die Gefahr für ihn vergrößerte, so berief ihn Ulrich 1526 zum ersten lutherischen Stadtprediger nach Blankenburg. Ulrichs IV. Nachfolger, des Namens der Fünfte, nahm die augsburgsche Konfession (1530) auf und an und wurde durch den Schloßbrand 1546 in seinem Glauben schwer geprüft.

Banges Dunkel der Novembernacht deckte schauerlich die herrliche Landschaft vor dem hohen blankenburger Schlosse. Da leuchtet plötzlich weithin der auflodernde Brand desselben und herzzerreißend wimmert im erstickenden Qualme der ohne Rettung, wüthend um sich greifenden, prasselnden Lohe — eine Mutter, das zehnte Kind unter dem Herzen, eine fürstliche Frau, die fünf und dreißigjährige Gemahlinn Graf Ulrich des Fünften, Magdalene, Tochter Botho des Achten, des Glückseligen, Grafen zu Stolberg. In den Armen ihrer treuen, mitverbrannten Hofmeisterinn Margarethe ist sie am folgenden Tage todt gefunden. Ihren Gemahl, welcher nicht von ihr scheiden wollte, hatten die Flammen schon ergriffen; doch, hängend unter kaum erträglichen Schmerzen in dem Ausgange eines geheimen Gemaches, wohin jene ihn trieben, ward er von einem Zimmermann, mittels Durchbruchs der Mauer und mit Hülfe einer Leiter, kaum gerettet. Der Saal, aus welchem er geflüchtet, war bereits eingestürzt. Nur mit Mühe wurden die sechs Kinder des gräflichen Hauses, in dem Alter von vier bis zwölf Jahren, dem Brande entrissen, indem man sie in Betttüchern, mit Handtüchern zusammengebunden, aus den hohen Fenstern hinabließ. Der Hofmeister, Martin Otto, Mann jener Margarethe, starb acht Tage nachher an den erhaltenen Brandwunden. Graf Ulrich, schrecklich verwundet, so daß er, in seines Rentmeisters Haus in die Stadt gebracht, den ihn Besuchenden sagte: „Hier findet ihr einen Hiob, den der Schmerz ganz umfaßt hat; ich armer Mann kann nicht sehen, nicht greifen, nicht stehen, nicht gehen; Gott erbarme sich meiner!“ überlebte das gräßliche Ereigniß nur fünftehalb Jahr. Die jüngste Tochter, Elisabeth, späterhin zweite evangelische Aebtissinn zu Quedlinburg, wo sie von ihrer Mutterschwester Anna I. zur Koadjutricinn erwählt worden war, beweinte am längsten von ihren Geschwistern die bejam-

mernswerthe Mutter, den schwergebeugten Vater und den traurigen Untergang des schönen Familienbesitzes. In lateinischen Klagliedern und Grabschriften, welche der Superintendent Christoph Syngel zu Sangerhausen im Jahre nach dem Brande dem Grafen weihete, betrauert der Dichter dessen harte Trübsal. Von diesem Singelius rührt auch die lateinische Inschrift in der blankenburger Schloßkirche neben der deutschen, welche letztere Ulrich in Reimen hat machen lassen. Der damalige treue Pfarrherr und erste Superintendent zu Blankenburg, Leonhard Schweiger, ein zu seiner Zeit berühmter Prediger, hielt sechs Buß- und Klagpredigten über den Brand. 1540 hatte der Graf den schönsten Theil des Schlosses nach Morgen umgebaut, auswendig mit zierlichen welschen Giebeln, inwendig den herrlichen großen Saal und darunter neben den beiden alten Kellern die zwei tiefen und langen, in harte Felsen gehauenen Kellergewölbe, einzig in ihrer Art. Jedoch er bewohnte diesen neuen Stock noch nicht, als 1546 den 19. November, etliche Stunden vor Tagesanbruch das Feuer auskam. Der von Schändlichen dazu gewonnene Ofenheizer hatte es unter der Treppe mit Reißigholz angelegt, und es griff so schnell um sich, daß Niemand aus oder ein wußte. Archiv und Kanzlei, Urkunden und Briefschaften, Kleider, Silbergeschirr, Hausgeräth, — Alles ging binnen drei Stunden in Flammen auf.

Ulrich ein Mann hohen Sinnes, trug als Christ sein Kreuz und blieb bis ans Ende seinem Glauben getreu. Er sagte oft zu dem genannten Schweiger, welcher auch Hofprediger war: „ich will lieber Grafschaft und Leben lassen, ehe ich wieder Papist werde.“ Von Eimbeck berief er als Hofprediger den Jodokus Otto, welchen sich bald darauf der Rath und die Bürgerschaft zu Halberstadt auf einige Zeit ausbaten, 1540. Nachher überließ er ihnen denselben auf ihr Ansuchen ganz, Otto wurde Pastor zu St. Martini und Schweiger sein Nachfolger in Blankenburg. Beim Ausbruche des schmalkaldischen Krieges, also nicht lange vor dem Schloßbrande, sagte Ulrich über Tafel: „ich kann mein Leben nicht besser anlegen, als wenn ich's zur Ehre desjenigen verliere, welcher es mir gegeben hat.“

Früher ist er Schloßhauptmann zu Quedlinburg und in erster Ehe vermählt gewesen mit Barbara, der Tochter des Grafen Ernst zu Mansfeld. Seine zweite Gemahlinn, seit 1528, war geboren 1511. Die sechs Kinder, welche aus dieser Ehe hinterblieben, hießen: Ernst, erst Domprobst zu Naumburg und Abt zu Michaelstein, dann seit 1566 Nachfolger seines Vaters in der Regierung und Gemahl von Barbara von Hohnstein. Dieser Graf Ernst der Aeltere sandte den Superintendent Schweiger 1561 nach Braunschweig, um dort den bremischen Religionsstreit schlichten zu helfen. Ernstens drei Söhne Ulrich, Ernst der Jüngere und Martin folgten nach einander ihrem Oheim Kaspar Ulrich zu Michaelstein; mit Martin's Sohne, Johann Ernst, starb 1599 Blankenburg-Reinstein aus. Ulrich V. zweiter Sohn hieß Botho; der dritte, jener Kaspar Ulrich, war 1555 Rector magnificentissimus zu Wittenberg geworden, die Töchter waren: Marie, Gemahlinn

des Deutschmeisters, Grafen Martin zu Hohnstein; Magdalene, vermählt an den hohnsteinschen Grafen Volkmar Wolfgang; Elisabeth, die vorhin genannte, welche ihre Geschwister überlebte. Drei Kindlein, welche den Schloßbrand nicht erlebten, führten die durch den Flammentod verklärte Mutter in den Himmel ein.

Von den braunschweigschen Herzögen, an welche 1599 das Lehn Blankenburg fiel, hat Rudolph August zu Ende des 17. Jahrhunderts oft daselbst residirt; desgleichen Anton Ulrich. Dessen zweiter Sohn Ludwig Rudolp hatte die Grafschaft seit 1690 zur Apanage und hielt von da an auf dem Schlosse Hof. 1714 trat er die Regierung an. Seine Tochter, Christine Elisabeth, welche sich an den Kaiser Karl VI. vermählte und die Mutter von Maria Theresia ist, wurde daselbst geboren. Als 1731 der Herzog nach dem Tode seines Bruders August Wilhelm die braunschweig-wolfenbüttelschen Lande erbte, verließ er im April Blankenburg. Nach seinem Tode 1735 kehrte seine Wittwe, Christine Luise, dorthin zurück und starb 1747.

Die glanzvollste Zeit im Jahre am Hofe des Herzogs Ludwig Rudolph war das Karneval. Zu demselben hielten sich immer in Blankenburg viele Fremde auf, besonders Offiziere aus Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg und dem Anhaltschen. Die Vergnügungen bestanden in Vogel- und Scheibenschießen, Assembleen und Komödien, Jagden mit Fuchs- und Hasenprellen, Wasserjagden und Feuerwerken, letztere auf dem Thie- und Schnappelnberge. Den Beschluß machte mehrentheils eine sogenannte adlige Bauernhochzeit.

Ein Kavalier oder Offizier und ein Fräulein stellten das Brautpaar vor. Der Herzog und seine Gemahlinn waren Hochzeits-Vater und Mutter; sämmtliche Hochzeitsgäste hatten Bauernkleidung an und Alles war nach Bauernmanier eingerichtet. Man fuhr mit Musik auf Bauernwagen in der Stadt umher und dabei wurde auch geschossen. Man aß von hölzernen Schüsseln und Tellern, welche freilich sehr sauber waren. Bei Tische wurde gescherzt, gesungen, gelärmt, Alles plattdeutsch gesprochen, aus großen Paßgläsern getrunken, in welche aus verpichten hölzernen Kannen der Wein eingeschenkt ward. Dann wurde getanzt und somit der Tag unter herzlichster Freude beschlossen.

Außer dieser fingirten Hochzeit wurden aber an dem nemlichen Tage einige Trauungen von Bauer-Brautpaaren wirklich vollzogen. Sechs bis sieben derselben aus den benachbarten Dörfern kamen dazu nach einander auf ihren Erntewagen mit voller Musik auf den Schloßplatz gefahren. Jedes Paar wurde von seinen eigenen Dorfmusikanten mit Blaseinstrumenten nach der Schloßkirche begleitet. Daselbst wurde wirklicher Gottesdienst gehalten, die fürstliche Kapelle erhöhete die Feier und nach gehaltener Traurede geschah die Kopulation sämmtlicher Brautpaare durch den Hofprediger. Diese fuhren dann mit allen ihren Gästen nach dem sogenannten Judenhofe, der neuen Faktorei, wo Redoute gehalten ward, und der Herzog ließ sie daselbst auf das herrlichste bewirthen und beschenken.

Die Schilderung dieser Hochzeiten gelangte auch nach Ströbeck, dem durch sein Schachspiel berühmten Flecken unsern Halberstadt. Hier ist nun damals die alte Sitte gewesen, daß, wenn eine Hochzeit stattfindet, sich sämmtliche Hochzeitsgäste auf die Rathsstube begeben, wo ein Schachspiel nebst den Gerechtsamen und Urkunden der Ströbeckschen Männer (vergleiche den Artikel Stiege) sich befindet, und daß der Bräutigam dem Herkommen gemäß um die Braut eine Partie spielt. Die Gäste suchen den geschicktesten Spieler unter sich aus und machen Alle Partie gegen jenen. Sie dürfen indessen zu dem Spiele nichts sagen, außer wenn sie vermuthen, daß auf ihrer Seite ein mißlicher Zug geschehen könnte. Dann warnen sie nur ganz unbestimmt ihren Spieler: Vadder mit Rahd! (Gevatter mit Bedacht!) Gewinnt der Bräutigam, so ist die Braut ohne Umstände sein; wo nicht, so muß er sie von den Hochzeitsgästen durch ein gewisses Äquivalent lösen.

Da nun die Ströbeckschen Bauern hören, daß in Blankenburg ähnliche Hochzeiten nachgeahmt würden, so halten sie es für keinen unzeitigen Einfall, wenn sie eine Deputation abschickten, um dem Hofe vorzustellen, daß das Ströbecksche Hochzeitsrecht wegen des Schachspiels nicht aus der Acht gelassen werden möchte. Zwei Männer, der eine Söllig mit Namen, damals für den besten Schachspieler und den beredtesten unter ihnen gehalten, machen sich also auf den Weg, nehmen von der Herrenstube auf ihrem Rathhause das große schön gearbeitete Schachspiel nebst den dabei befindlichen Dokumenten, oder vielmehr des Herzogs August unter dem Namen Gustavi Seleni herausgegebene Anweisung zum Schachspiel mit sich und lassen ihre Ankunft dem Herzoge unter folgendem Vortrage melden. Sie hätten gehört, wie der Herzog in Blankenburg adlige Bauernhochzeiten anstelle; man möge also auch die bei ihnen übliche Bauernmode mitmachen. Bei ihnen sei es Brauch, daß der Bräutigam die Braut sich erst im Schach erspielen müsse, sonst dürfe er nicht ein Lager mit ihr theilen. Der Antrag wird sehr gnädig aufgenommen. Der Herzog und seine Gemahlinn lassen die Beiden vor sich kommen, reden mit ihnen höchst herablassend, erkundigen sich nach ihren häuslichen Umständen, es wird ihnen alles Sehenswerthe gezeigt, sie müssen bei allen Feierlichkeiten zugegen sein und lassen es sich so sehr bei Hofe gefallen, daß ihre Anwesenheit wohl vierzehn Tage gedauert hat. Der Herzog fragt den Söllig, ob er Söhne habe? — Ja! — Ob sie auch Schach spielten? — Ja! — Ob er ihm wohl einen davon überlassen wollte? — Er erwidert, wenn derselbe dem Herzog nicht mißfiele, so wäre er dazu bereit.

Söllig nimmt also nach einigen Tagen seinen muntern achtjährigen Knaben, Johann Valentin, den dritten von vier Söhnen, mit sich auf das Pferd und reitet nach Blankenburg. Weil aber der Herzog von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen war, so kann jener nicht zur Audienz gelangen und reitet also unverrichteter Sache wieder zurück. Einige Tage darnach, als der Herzog genesen, bekömmt der Mann einen expressen Boten mit der Nachricht, er solle sogleich seinen Sohn überbringen. Söllig macht sich daher ungesäumt wieder

auf den Weg und überbringt ihn. Die unbefangene Munterkeit des Knaben gefällt beiden fürstlichen Personen so sehr, daß sie dem Vater das Anerbieten thun, wenn er ihnen seinen Sohn überlassen wolle, so werde der Herzog für sein Glück sorgen und ihn entweder studiren, oder Alles, wozu er Lust bezeugen würde, erlernen lassen. Söllig bedenkt sich ein wenig, ob es wohl nicht gegen die väterliche Liebe sei, ein Kind von sich wegzugeben, entschließt sich doch aber endlich dazu und sagt: der Herzog möchte den Sohn nur hinnehmen; wenn er ihm nicht mehr gefiele, so möge er ihn wieder heim schicken, er habe selbst Brot für ihn.

Der Glanz des Hofes und die Liebkosungen der Herrschaft, so wie aller Hofbedienten, welche den Johann Valentin nur den kleinen Schachspieler nennen, machen den Knaben so freudetrunken, daß er an nichts weniger denkt, als je wieder nach Ströbeck zurückzukehren. Er wird übrigens sogleich städtisch gekleidet und frisirt; Jedermann reißt sich um ihn wegen des Schachspiels; es wird ihm ein Informator gehalten und der damalige Bibliothekar, nachheriger Reichshofrath Knörr bekommt die Oberaufsicht über ihn, welcher bei Gelegenheit ihn auch selbst unterrichtet hat. Jeden Abend um 6 Uhr muß der Knabe in der Assemblee sein, wenn etwa dem Herzoge oder dessen Gemahlinn Schach zu spielen beliebte. Hat nun Einer von ihnen mit dem Kleinen gespielt, so wird dieser gewöhnlich nach beendigtem Spiele mit einigen Thalern beschenkt. Auf Befragen des Herzogs, was er werden wolle, erwidert er: ein Prediger. Der Herzog versichert, daß er gern die Kosten dazu hergeben wolle, er solle nur fleißig lernen, so könne er dereinst Superintendent werden. Da er nun den Wünschen des Herzogs entsprach und sich dessen Liebe bewahrte, so begleitete er ihn auch auf seinen Reisen nach Braunschweig. Seine Schuljahre legte er in Blankenburg zurück und studirte nachher in Helmstedt vier Jahre Theologie unter dem Abt Mosheim, welchem er besonders anempfohlen wurde und welcher die genauere Aufsicht über ihn hatte. Als er im Begriff stand, die Universität zu verlassen, starb Ludwig Rudolph; aber die verwittwete Herzoginn nahm ihn darauf wieder nach Blankenburg als ihren Pagenhofmeister und im Jahre 1739 als Hofdiakonus. Nach ihrem Tode wurde er 1749 Prediger in Hasselfelde.

Um nicht zu ausführlich zu werden, beschränken wir uns darauf, nur noch zu erwähnen, daß er als Pagenhofmeister durch seine, damals seltene, Fertigkeit im Griechischen zwei angesehene griechische Geistliche aus Kios, welche, auf Empfehlung des kaiserlichen Hofes zu Wien, zur Einsammlung von Geld Behufs eines Klosterbaues auch nach Blankenburg kamen, sehr für sich einnahm. Sie gestanden, außer dem Erzbischof von Canterbury auf ihren Reisen durch mehre Länder Niemanden gefunden zu haben, mit welchem sie in ihrer Muttersprache hätten reden können und wollten ihn auf sieben Jahr als Dolmetscher mitnehmen. Allein, da auch die Herzoginn nicht dazu rieth, so schlug er es aus. Als Hofdiakonus hat er auch das seltene und merkwürdige Geschäft gehabt, eine gefangene Türkinn, Abbas Kachianen Kaefe Rhebisch, welche die Her-

zoginn als Kammerfrau zu sich genommen hatte, im Christenthum zu unterrichten, zu konfirmiren und zum heiligen Abendmahl der lutherischen Kirche hinzuzulassen. Sie wurde später die Gattinn des Pastors L. M. Grimm zu Heimburg.

Ehe wir nun Stadt und Schloß Blankenburg selbst genauer beschreiben, verweilen wir etwas in den nächsten Umgebungen und bei den vorzüglichsten Aussichtspunkten. Steigt man von Hüttenrode her das Harzgebirge herab, so überrascht der Anblick des tiefer liegenden Schlosses. Ein geringer Umweg führt auf den kahlen Gipfel des Ziegenkopfes, von welchem man nach Abend, Mittag und Morgen die herrlichste Landschaft übersieht. Die Richtung nach der Grotte des Heidelberges und an der Klus vorüber ist einer der schönsten Spaziergänge. Letztere soll die Klause eines Einsiedlers gewesen sein, welche er zu Unser Lieben Frauen nannte. Ein steinernes Kreuz in der Mauer ist ein Ueberrest davon. Der höchste Punkt der mit dem Heidelberge an den Harz sich anschließenden Teufelsmauer bei Blankenburg heißt der Großvater. Der Felsen kann bestiegen werden und ist mit einem eisernen Geländer umgeben. Die Bewohner der Stadt und Umgegend feiern hier seit Jahrhunderten jährlich ein Volksfest am ersten Pfingsttage. An der Teufelsmauer unweit Timmenrode wird der Ludwigsfelsen gezeigt, welcher seinen Namen von der Aehnlichkeit mit dem Profile des Königs von Frankreich, Ludwig des XVI., oder des XVIII. haben soll. Man sagt, der berühmte Zeichner Roßmäsler habe sie zuerst entdeckt; jedoch ist man wohl zunächst dadurch auf sie gekommen, daß Ludwig XVIII. unter dem Namen eines Grafen von Cille vom 24. August 1796 bis 10. Februar 1798 zwei Bürgerhäuser zu Blankenburg unter dem Schutze des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand bewohnt hat. Vom Schlosse aus hat man einen vorzüglich köstlichen Prospekt bei dem Rundel. Jetzt ist daselbst ein kleiner Garten; bis 1739 stand hier ein Wachthaus für die Feuerwache. Höher als der Blankenstein selbst sind der Luther- und Catrinusberg im Thiergarten. Die Herzoginn Christine Luise ließ 1728 ein achteckiges Lusthaus auf dem einen erbauen und nannte es Luisenhaus, wo man mit Wonne sich umschaut. Unter den Lustwandlungen dürfen wir nicht vergessen den Thie bei der Stadt. Ursprünglich war dieser Platz zur Verehrung heidnischer Götzen bestimmt; dann zur Veröffentlichung von Befehlen. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde daselbst unter drei Linden öffentliches Gericht gehalten. Nicht weit davon stehen zwei große Linden, welche ein Haus zierten, dessen Stelle noch zu erkennen ist.

In der sehr alten Stadt Blankenburg, deren Straßen den Schloßberg entlang bis zur halben Höhe desselben terrassenförmig gebaut sind, waren die, ehedem mit Schloßdiensten verknüpften Häuser auf der Südseite der Bergstraße die ältesten. Die Superintendentur wurde noch lange das freie Burghaus genannt. Das Alter der Stadt ist aus den vielen aufgefundenen Todtenurnen, Opfergeräthen und steinernen Streitärten ersichtlich. 1728 fand man im Stadtgraben ein, seitdem im braunschweigschen Museum aufbewahrtes, Schwert mit sil-

dernem Griffe, auf welchem Buchstaben stehen, deren Bedeutung ist: Karl 800. Nach Merian hatte Blankenburg bereits im 10. Jahrhundert Ringmauern, 42 Thürme und Warten. 1182 mußte die Stadt sehr leiden durch die Belagerung Kaiser Friedrichs I., welcher auf dem, seitdem so benannten Kaiserplane lagerte. Nach tapferer Gegenwehr wurde sie durch Verrath eingenommen und fast ganz zerstört. Im 13. und 14. Jahrhundert wurde sie durch Raub und Brand heimgesucht; im 30jährigen Kriege oftmals geplündert. Wallenstein selbst ließ sie 1625 beschießen und zum Denkzeichen daran sind noch 5 auf der Nordseite des Rathhauses eingemauerte steinerne Kugeln zu sehen. 1628 schenkte der Kaiser Ferdinand II. dem Grafen Max von Wallenstein Stadt und Grafschaft und dieser trat sie dem Grafen von Merode ab, welcher erstere, als er nach der Schlacht bei Leipzig 1631 flüchten mußte, anzünden ließ. Späterhin während des Krieges erschlug ein Bürgervorsteher einen kaiserlichen Quartiermeister und der Stadt wurde deswegen der gänzliche Untergang angedroht. Der Superintendent Herweg, der Hofrath Fink und die Schule zogen, unter Absingung des Liedes: „Eine feste Burg ꝛc." dem feindlichen General von Bode entgegen. Herweg that einen Fußfall und bat um Gnade. Jener sprach gerührt: Alter Greis, falle nicht vor mir nieder! Stehe auf! Wie heißt du? — „Herweg" — war die Antwort, und siehe, der General erkennt in ihm seinen Jugendlehrer. Die Stadt wurde begnadigt; aber fünf und mehr Dörfer um sie her wurden niedergebrannt und sind nicht wieder aufgebaut. Eine Straße in Blankenburg heißt noch die bäurische, weil ihre Bewohner ursprünglich flüchtige Landleute gewesen sind, welche sich schon in früheren Kriegsnöthen in die Stadt retteten.

Bei dem Brande 1836 gingen 60 Häuser zu Grunde. Durch die neu aufgeführten hat jedoch die Stadt sehr an Schönheit gewonnen und ihre Reinlichkeit ist durch Verbesserung des Straßenpflasters und durch Ueberdeckung des die Straßen durchfließenden Baches (Beck) erhöht worden. Ihr sämmtliches Wasser erhalten Stadt und Schloß aus dem braunen Sumpfe. Besonders ein Stollen, durch welchen das Wasser in den Mühlenteich fällt, ist für Blankenburg eine wahre Wohlthat. Ueber die Entstehung jenes Stollens geht die Sage, ein jüngerer Bruder, Besitzer einer Untermühle, habe seinen älteren, welcher die Obermühle inne hatte und jenem aus Brodneid das Wasser abdämmte, erschlagen; im Gefängnisse sei er mit einem Bergmanne zusammengetroffen, welcher auch das Leben verwirkt gehabt habe. Beide hätten nun versprochen, die Stadt vom Wassermangel, welchen sie bei dem im Thiergarten angelegten schlechten Stollen litt, zu befreien, wenn man ihnen die Todesstrafe erlassen wolle, und da sie einen Stollen im Thiergarten am rechten Orte getrieben hätten, wodurch dem Wassermangel abgeholfen worden sei, so habe man ihnen das Leben geschenkt.

Merkwürdige Mühlen in Blankenburg sind: die Malzmühle am Markte, wo ehemals die Folterkammer gewesen ist; die Münzmühle, wo sonst die Münze war; die Mühle in der Nähe des Küchengartens auf dem Schloßberge, viel-

leicht die höchste Wassermühle in der Welt und daher für reisende Mühlknappen das Wahrzeichen der Stadt.

In jener Münze wurde schon im 14. Jahrhundert unter Heinrich III. Geld geprägt. Das Gepräge ist theils ein einfaches Hirschgeweih, theils eine bloße Spitze, theils ein Balken, worüber zwei Fahnen sind; theils besteht es aus zwei einfachen Balken. Es giebt auch blankenburger Blech- und Hohlmünzen, so wie Thaler und Groschen von den letzten Grafen.

Das Rathhaus wurde 1233 neu erbaut. Mit ihm ist der Burgfriede verbunden. 1584 erhöhte man das Gebäude und 1738 erhielt es einen neuen Thurm mit Schlaguhr. Ehedem stand vor dem Rathhause auf dem Markte ein hölzernes Pferd und ein Strafpfahl. Das Rathssiegel ist ein Thurm, daneben rechts ein Schild mit einem Hirschhorne, links ein Helm mit 2 Hirschhörnern. Nach dem Schloßbrande 1546 bewohnte Graf Ulrich V. mit seinen Kindern und dem Hofe drei Häuser am Markte, welche er mit Schiefer decken ließ. Er und Bernhard haben 1537 die große Stadtschule gestiftet, das Rudolph-Augusteum genannt. Die blankenburger höhere Töchterschule hatte unter ihrem vormaligen Dirigenten, dem Abt und Superintendent Ziegenbein, einen sehr guten Ruf.

Unter den Kirchen war die Katharinenkirche die älteste. Der den ganzen Harzgau verwaltende Archidiakonus wohnte noch 1305 bei derselben. Herzog Ludwig Rudolph, welcher in seinem Fürstenthume 7 Kirchen baute, machte sie zur Garnisonkirche für seine Leibgarde und ließ sie 1728 neu aus lauter Quadern errichten. Erst 1735 wurde sie eingeweiht; seit 1785 hatten die Reformirten 4 Mal jährlich Gottesdienst darin; 1836 ist sie durch den Brand zur Ruine geworden. Die Bartholomäikirche gehörte zu dem Mönch- und Nonnenkloster Cisterzienserordens, welches die Grafen Heinrich I. und Siegfried gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts fast auf der halben Höhe des Schloßberges gründeten. Die Aufsicht führte der Archidiakonus der Katharinenkirche. 1305 entsagten die Mönche allen Klostergütern, welche nun Graf Heinrich II. zum Nonnenkloster legte. Bei dieser neuen Einrichtung soll seine Tochter Mathilde, welche 1276 den Schleier genommen und mit 12 Nonnen das von ihrer Schwester Jutta 1259 bei Egeln gestiftete Cisterzienserkloster Marienstuhl bezogen hatte, die erste Aebtissinn gewesen sein. Die Verwaltung des Gottesdienstes in der Klosterkirche hatte ein Probst mit sieben Priestern. 1305 ward auch die Schloßkapelle vom Kloster getrennt. In der Reformation gab die Aebtissinn den Grafen Ulrich V. und Bernhard die Klostergüter zurück. 1548 waren die Klostergebäude verfallen und späterhin sah man nur noch weniges Mauerwerk davon. Die Klosterkirche wurde zugleich Parochialkirche, weil die Bürgerschaft sehr zur Erbauung mitgewirkt hatte. Sie führt jetzt den Namen Oberkirche wegen ihrer hohen Lage. Zu einer Reparatur 1582 trug die Schneidergilde viel bei und ließ daher auf der Nordseite der Kirche eine Scheere mit der Jahrszahl in einen Stein eingraben. Unter der Herrenkapelle der Kirche befindet sich das Todtengewölbe mit sieben Leichnamen gräflicher Personen,

unter andern dem des Grafen Ulrich V. An der 1594 neu gegossenen großen Glocke steht der Name: Leonhard Schweiger. Außer der Schloßkapelle und der Herrenkapelle in der Klosterkirche sind noch drei Kapellen in Blankenburg gewesen. Das Hospital zu St. Georg hat 1318 Graf Heinrich III. gegründet und Herzog Rudolph erneuerte es 1717, beschenkte es auch mit der Kirche zum heiligen Geist. Die alte Faktorei war vormals ein Kloster des heil. Vincentius. Die neue ist sonst ein gräflicher Jagdhof gewesen, dann ein adliges Gut, mit welchem ein Herr von Hennig beliehen wurde; jetzt ist der Hof wieder herrschaftliches Eigenthum.

Der kürzeste, aber bloß für Fußgänger bestimmte Weg vom Schlosse in die Stadt führt vom Schloßthore im Zickzack den Schloßberg hinab und auf einer langen Treppe, an der Bartholomäikirche vorüber, auf den Marktplatz. Früher begann die Treppe schon am Schloßhofe, zählte 248 Stufen, war mit einzelnen Ruheplätzen versehen und an ihrem untern Ende zu beiden Seiten mit Gottesäckern für verstorbene Hofleute umgeben. Ein Fahrweg führte im Zickzack von der neuen Mühle hinauf. Herzog Ludwig Rudolph ließ jedoch jenen bequemern Fußweg und einen bequemern Fahrweg durch den Thiergarten anlegen. Oben führt ein schmaler gepflasterter Weg dicht am Schlosse entlang durch zwei Thore ins Innere desselben. Da ebenfalls diese Auffahrt zu schmal war, so wurde noch eine viel bequemere nach äußern Ausgängen auf der mittäglichen Seite des Schlosses 1831 angebracht.

Die älteste Burg hat da gestanden, wo jetzt der Schloßhof ist. Von ihr sind noch Hintergebäude übrig. Die zweite wurde vielleicht 1471 erbaut. Am Schlosse nach dem Thiergarten zu unter dem Wappen befindet sich die Jahrszahl 071, in welcher die Null eine halbe 8 ausdrückt. 1182 wurde, da Siegfried II. und Poppo Heinrich den Löwen nicht verlassen wollten, das alte Schloß sammt der Stadt verwüstet durch das Heer des Kaisers Friedrich I. und des Bisthums Halberstadt. Die Grafen geriethen in Gefangenschaft. Siegfried III. empfing wieder die kaiserliche Belehnung und setzte das Schloß von neuem in Stand. Unter Busso wurde es 1386 in dessen Abwesenheit von einem Wernigeroder Grafen abermals verwüstet und von jenem dann wieder hergestellt. Da sich der in die Gefangenschaft des Bischofs von Merseburg gerathene Graf Bernhard nicht anders auslösen konnte, so verpfändete er das Schloß 1417—20 an den Grafen zu Stolberg, Bodo VI., darauf ward es verbessert im 15. Jahrhundert, worauf eben sich jene Jahrszahl beziehen mag. Bei einer fortgesetzten Reparatur 1490 und 91 soll Graf Ulrich IV. (st. 1530) einen Schatz gefunden haben. Den Hauptbau nahm Ulrich V. vor; der Wiederaufbau nach dem Brande dauerte bis 1595. 1625 ließ Wallenstein die beiden an der Mittagsseite des Schlosses eingemauerten Kanonenkugeln auf dasselbe abschießen. 1705—14 ließ Anton Ulrich das Schloß verschönern. Herzog Ludwig Rudolph erbaute die neue Kirche desselben. Anfangs war sie eine Kapelle gewesen, deren Dienst nachher das Bartholomäi-Kloster besorgte. Die Einweihung des Neubaues geschah 1715. Da die Kirche über den alten

Pferdeställen aufgeführt ist, so erhielt sie den Namen „zum Krippelein Christi.“ Aus der alten Kirche kamen hinein die Tafel mit der Brandgeschichte und der alabasterne Taufstein. Ihr Erbauer stellte, neben dem Hofprediger an der Bartholomäikirche, einen Hofdiakonus an. Der letzte war Valentin Söllig. Ludwig Rudolph ließ auch ein Schauspielhaus bauen, an dessen Stelle 1740 der kleine Schloßgarten angelegt wurde. Nach dem Tode der verwittweten Herzoginn Christine Louise kam die Bibliothek größtentheils nach Wolfenbüttel. Im siebenjährigen Kriege wurden die Kunstschätze des Blankenburger Schlosses, die Gewehre nach Braunschweig und die Gemälde nach Salzdahlum gebracht. Zurück blieben unter andern das Kruzifix von Michel Angelo und die goldnen und silbernen Schachfiguren. In jenem Kriege war das Schloß der Zufluchtsort für mehre Glieder der fürstlichen Familie. Die Franzosen hatten nämlich das Wolfenbüttelsche Land besetzt und Blankenburg war für neutral erklärt worden. 1831 entriß der Herzog Wilhelm das Schloß seinem Verfalle. Die Zahl der vielen Gemächer, um größere Räume zu gewinnen, wurde aber auf 150 vermindert und nur drei von den alten Sälen behielt man bei. Nach 1831 wurden, bis auf wenige, sämmtliche Kunstschätze nach Braunschweig geschafft, so auch jenes Kreuzesbild. Unter den wenigen zurück gebliebenen Gemälden aus der frühern Zeit befindet sich die weiße Frau, vielleicht die Unglück andeutende Gräfinn von Orlamünde, oder die Glück verheißende Gräfinn Perchta von Rosenberg, des böhmischen Burggrafen Ulrich von Rosenberg Tochter, welche gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts gelebt hat. Zwei Gemälde soll König Friedrich Wilhelm I. mit dem Finger gemalt haben. Der 34 Lachter tiefe Schloßbrunnen, welcher 23,000 Speciesthaler gekostet hat, liegt hinter dem ehemaligen Redoutensaal. Statt seiner ist eine Wasserleitung angelegt, durch welche das Wasser in zwei eiserne Tröge kommt. Nicht weit von dieser steht am Schloßthore eine 80 Fuß hohe Ulme, mit einer wie ein Knie gestaltetem Wurzel in einem Felsenspalt.

Die Hauptgebäude in einem schlichten, doch edlen Style aufgeführt, befanden sich schon seit dem letzten Aufbau auf der Morgen- und Mittagsseite des Schlosses. Die alten gräflichen Zimmer im mittäglichen Flügel, dem ältesten, hatte man schon längst in Küche, Wasch- und Scheuerhaus und Boden verwandelt, worüber der Thurm mit einer Schlaguhr aufgeführt ist. Der darunter befindliche große gewölbte Keller war aber in Gebrauch genommen. In dem östlichen Flügel war der Kaisersaal und darunter befanden sich außer den beiden sehr alten Kellern noch die beiden neueren, übereinander in Felsen gehauen, von Ulrich V. angelegt. Unter dem nördlichen Flügel war ehedem der Eingang auf den Schloßhof, neben welchem man vermittelst einer Oeffnung in der Mauer sehr alte gewölbte Pferdeställe antrifft, gerade unter der Kirche; über dieser war die Bibliothek. Auch befindet sich hier unter der Wachtstube ein später erst wieder aufgefundenes altes Gefängniß. Der neue Flügel auf der Abendseite hat zwei Speisesäle über einander und dahinter einen Redoutensaal und einen Altan, unter welchem auch ein Gefängniß ist. Dann folgt noch das Trai-

teurhaus und nach Mitternacht hin das Althaus, worin der Schloßverwalter und die Altfrau wohnten. Der Kaiser-, der Audienz- und der Redoutensaal sind geblieben und mit Reichthum und Geschmack, wie fast alle Zimmer, erneuert. Die schönsten und lieblichsten sind jetzt diejenigen, welche der Herzog und seine Kavaliere bei ihrer Anwesenheit in Gebrauch haben, vorzüglich das Audienzzimmer, das Billardzimmer, an einem besonders reizend liegenden Eckthurme der Speisesaal und das Wohn- und Schlafzimmer des Herzogs. Sie befinden sich im südöstlichen Flügel und gewähren den Fernblick über Quedlinburg, Aschersleben, Halberstadt, Gernrode, Ballenstedt bis zu Magdeburgs Domthürmen hin. Im Flügel gegenüber liegt eine Suite schöner geschmackvoll ausmeublirter Zimmer für Gesellschaften und höheren Besuch. Hinter diesem Theile des Schlosses ist der ehemalige Redoutensaal, seit 1831 Schauspielsaal. Als 1839 im Oktober der König von Hannover zu Blankenburg war, ließ der Herzog durch Braunschweiger Schauspieler zum erstenmal kleine Lustspiele in jenem Saale aufführen. In demselben Jahre hielt auch die naturforschende Gesellschaft ihre Versammlung zu Blankenburg und ein großes Musikfest fand Statt.

Der Herzog Wilhelm hat sich wieder das fürstliche Gartenhaus reservirt, welches neuerdings reparirt worden ist, aber seine früheren Gartenanlagen fast ganz verloren hat. Es liegt unfern des Lützner, oder richtiger Linzker Stadt-Thores, welches von dem ehemaligen nahe dabei gelegenen Dorfe Linzke so heißt, und ist ein sehr großes Gebäude. 1725 wurde es auf der Nordostseite des Schloßberges an dessen Fuße zu einem Sommeraufenthalte erbaut und daneben ein fürstlicher Lustgarten mit Statüen und einem Springbrunnen angelegt. Von diesem wurde durch 2 Röhren im fürstlichen Saale noch eine Fontaine der Art getrieben, daß sie, wenn die Herrschaften bei Tafel saßen, in der Mitte derselben einige Ellen hoch springen konnte. Es war zu diesem Zweck mitten im Saale ein Bassin angebracht, welches mit Dielen überdeckt wurde. Im Garten befanden sich mehre Terrassen auch mit Bassins und außerdem Treib- und Gewächshäuser. Da dies Schloß anfangs von Holz erbaut war, so wurden 1777 die Seitenwände mit Quadern aufgeführt.

Der Thiergarten, welcher sich bis zur Sägemühle des Schieferberges ausdehnt, ist seit 1831 wieder mit vielem schönen Wildpret besetzt.

Diepholz.

Die Grafschaft Diepholz grenzte in ihrem letzten Bestande an das hoyaische Amt Ehrenburg und an das hessische Amt Wagenfeld, gegen Süden an das Fürstenthum Minden; gegen Westen an die Bischofthümer Osnabrück und Münster; gegen Norden gleichfalls an das Münstersche Territorium. Ihre größte Länge von Süden nach Norden, der Hunte entlang, beträgt von Steinshorn,

im Amte Lemförde, bis Sprada, im Kirchspiele Colnrade, etwa 9 Stunden, ihre größte Breite etwa 5 Stunden. Auf einem Flächenraume von beinahe 7 Quadratmeilen, enthielt sie 1823, 3181 Feuerstellen und 18,361 Einwohner, wozu aber die ostseits der Hunte im Kirchspiele Goldenstedt Wohnenden nicht mitgerechnet sind. Sie war vor alten Zeiten eingetheilt in die Aemter Diepholz, Lemförde und Wagenfeld.

Schon vor 800 Jahren hatte sie ihre eigenen Grafen, die aber 1585 ausstarben. So fiel die Grafschaft, außer dem Witwenthum *), an die braunschw. lüneb. zellische Linie und zwar an den damals regierenden Herzog Wilhelm jun. als Lehnsherrn. Die Grafschaft ist auch beständig dabei geblieben bis 1666, denn als nach Herzog Christian Ludwigs Ableben Herzog Johann Friedrich das Zellische in Besitz nahm und 1665 solches an den Herzog Georg Wilhelm, bei dessen Resignation der andern lüneburgischen Lande wieder übergeben, ist diese Grafschaft den 28. Sept. 1665 durch den Drosten von Gerstenberg zu Syke als Kommissarius zu Diepholz, wirklich in Besitz genommen und also dem Herzog zu Zelle Georg Ludwig cedirt worden. Dieser aber hat solche 1666 an seinen Bruder Herzog Ernst August, als Bischof zu Osnabrück, erst auf Lebenszeit, nachher ganz erblich überlassen. So wurde die Grafschaft Diepholz hannoversch und vermöge einer Resolution d. d. Osnabrück den 28. December 1684 völlig mit Anfange des 1685. Jahres zur hannöverschen Regierung gebracht. Nach Absterben des Herzogs und Bischofs Ernst August ist von dem Kurfürsten zu Hannover und nachmaligem Könige Georg Ludwig die Grafschaft beerbt und in Pflicht genommen. Bei des Grafen Friedrich I. Regierung 1528 wurde die Reformation durch Römeling, einen gewesenen Franziskaner aus Soest, auf des Grafen und besonders dessen Gemahlinn Even, einer Gräfinn von Regenstein, Begehren in dieser Grafschaft angefangen und obschon die Drebber'schen Kanonici dawider strebten, doch glücklich vollführt. Graf Friedrich der Letztere hob durch ein Edikt vom 18. December 1581 den Unterschied des Herrengeweddes und der Frauengerade wegen der freien Verlassenschaft auf. Herzog Christian Ludwig zu Zelle gab 1661 den adligen Landsassen der Grafschaft Diepholz das Privilegium, daß sie schrift- oder kanzleisässig und von der Schuldigkeit, der Wolfsjagd beizuwohnen, befreiet sein sollten. 1720 ist der Viehschatz aufgehoben, und jedes Amt speciell besehen und von jedem Orte eine kurze Topographie angefertigt.

Nach dem Reichsmatrikular-Anschlage von 1521 mußte die Grafschaft einen zu Roß und 4 zu Fuß stellen zu 28 Gulden. Auf dem westphälischen Kreistage hatte sie ihren Platz auf der Grafenbank zwischen Bienenburg und Spiegelberg und war ihr Kreisanschlag nach der Bestimmung von 1653, 3 zu Roß und 12 zu Fuß, wovon für das Amt Auburg 3 übernommen wurden.

*) Das Amt Wagenfeld ist bei Absterben der Diepholzer Grafen der hinterbliebenen Gräfinn v. Waldeck zum gräflichen Witwenthum vermacht gewesen und dadurch an das hessische Haus gekommen.

Die Kontribution, welche erst nach der Grafenzeit eingeführt wurde, war für Diepholz und Hoya gemeinschaftlich bestimmt und zu 100,000 Thaler Bedürfnissen des ganzen Landes trug bei die Grafschaft Hoya 3148¼ Thaler, Diepholz 1500 Thaler, dagegen hatten beide Grafschaften das Recht, gemeinschaftlich einen Rath beim Oberappellations-Gerichte zu präsentiren.

Der Flecken Diepholz, früher Residenz der gräflichen Familie, ist der Hauptort. Die moorige Umgebung der Burg und des Fleckens heißt an der Ostseite noch das Diepholzer Bruch und Fladder; früher hieß es Divbrock und hatte 1085 der Hof zu Drebber in demselben, so wie im Drebber'schen Fladder oder Bruch (damals Thriburibrock) und in Ströhen (damals Straden), welche zu der Zeit noch Holzungen waren, die Jagd- und Holzgerechtigkeit. Südöstlich von Damme nahe an dem Dümmersee führt eine große Moorfläche noch bis auf den heutigen Tag den Namen Deven und nach der abweichenden Mundart Dieven. Es wird daher wahrscheinlich, daß die ganze Moorstrecke von Diepholz bis hierhin diesen Namen führte, da aber, wo sie mit Schlag- oder Erlenholz bedeckt war, den Namen „Dievenbruch.“ Das Wort „Deven“ oder Dieven“ fände denn seine Ableitung in dem altsächsischen Devern, nach der Damm'schen und Osnabrück'schen Mundart „Diävern“, welches zittern, beben, d. i. die schwankende Bewegung des mit Holz besetzten Moorbodens bezeichnet. Noch jetzt bebt oder zittert dieser Moorboden, wenn man auf demselben geht oder fährt. Deesholt wird noch gegenwärtig in der Umgegend der Ort genannt. Die umgemodelte Benennung Diepholz kam erst mit der Reformation auf. Nach einer im Munde des Volks lebenden Sage wohnte die edle Familie vor Erbauung der Burg Diepholz zu Cornau. Dies verdient wohl Glauben, weil dieser Ort nur eine Bauerschaft und nach Drebber eingepfarrt, dessen ungeachtet die Rechte eines Fleckens und ein eigenes Siegel hat. Das in diesem Orte befindliche Gut war in frühern Zeiten das Familiengut der Edlen von Diepholz. Dasselbe hatte noch 1378 — 1395 einen eigenen herrschaftl. Voigt, Namens Johann de Kock, 1396 hielt der Edle Johann von Diepholz daselbst noch Gericht und Graf Rudolph schenkte dasselbe 1538 seinem vormaligen Hofmeister Jürgen Scherz. Auf diesem Gute finden sich noch die Fundamente oder Reste einer alten Burg.

In dem Zwischenraume von 1120 — 1160 ist von der Familie von Diepholz, nämlich von Cono und Wilhelm, die Burg Deesholt in dem unzugänglichen Devholte oder diepholzischen Bruche zuerst erbauet und nach diesem Gehölze selbst benannt. Eben so wird die Familie als Bewohner der sobenannten Burg von dieser den Namen von Deesholte erhalten haben. Die Burg hatte 200 Jahr gestanden. Durch allmählige Ansiedelung unter dem Schutze derselben hatte sich ein ansehnlicher Ort gebildet, dessen Einwohner aber nach Drebber eingepfarrt waren. Graf Rudolph hatte eine Kapelle zur Ehre der Heiligen Nicolaus, Katharine und Elisabeth erbauet und fundirte 1350 einen eigenen Kaplan an derselben. So ward eine eigene Pfarre gegründet und das trug sehr zur Vermehrung des Ortes bei. Der Weihbischof Arnold

zu Osnabrück weihete die neue Kirche ein. Um diese Zeit stifteten auch der Probst, die Priorinn und der ganze Convent des Nonnenklosters Burlage einen ewigen Gottesdienst für ihre Kirche wegen der Pest. Im Jahre 1521 ward die Kirche neu gebaut und 1538 eine Stadtschule gestiftet. Ein Gebäude, nachheriges Gut, führt den Namen Münte. Daß aber wirklich Geldmünzen in Diepholz geprägt worden sind, davon finden sich keine Nachrichten, nur in einer Urkunde von 1483 wird erwähnt, daß eine Diepholzer Mark zu 8 gute osnabrücksche Schillinge gerechnet werde. Im 30jährigen Kriege hatte der Ort Manches zu leiden. Im März 1626 wurde das Residenzschloß der Grafen von den Dänen niedergebrannt, 1651 wieder hergestellt und seitdem als Amthaus benutzt. — Im Anfange des Jahrs 1637, als die Schweden unter dem Befehle des Grafen von Königsmark das Bisthum Osnabrück besetzt hielten und eine Kompagnie Dragoner auf der Burg und im Flecken Lemförde lag, stand der kaiserliche General von Luttersum mit seinen Truppen zu Vechta. Am 2. Januar griff Letzterer Lemförde an und nahm es mit Sturm; Königsmark, dem dadurch ein Hauptverbindungsposten abgeschnitten wurde, wollte, um diesen wieder zu gewinnen, dagegen am 15. bis 25. Jan. Diepholz wieder nehmen, welches von dem Luttersum'schen Regimente zu Pferde, sechs Trupps Reitern und vier Kompagnien Dragoner besetzt gehalten wurde. Luttersum, von dieser Absicht in Kenntniß gesetzt, zog noch in der Nacht mit 300 Mann zu Fuß von der Garnison von Vechta nach Diepholz und erwartete so vorbereitet den Angriff Königsmarks. Dieser kam dann auch des Morgens zwischen 2 und 3 Uhr vor Diepholz an, Luttersum ließ ihn ruhig über die erste Brücke ziehen, an der zweiten aber wurden die Schweden von allen Seiten so heftig angegriffen, daß sie eilends die Flucht nahmen. Königsmark sammelte seine fliehenden Truppen und wagte einen zweiten Angriff von der andern Seite, doch mit ebenso wenigem Glücke und er mußte des Morgens um 5 Uhr nach einem Verluste von 30 Todten und vielen Verwundeten sich nach Osnabrück zurückziehen. Auch Luttersum hatte 2 Todte und 10 Verwundete, er selbst war ebenfalls verwundet. Im Mai räumten die Kaiserlichen Diepholz und die Umgegend. Die Kirche zu Diepholz, so wie die zu Barnstorf, Burlage, zu beiden Drebber, welche in diesem Kriege sehr gelitten hatten, wurden 1654 wieder ausgebessert und erhielten neue Orgeln.

Die alte gräfliche Burg, welche sich auf dem Vordergrunde unserer Ansicht zeigt, schenkte Graf Rudolph 1548 seinem Hofmeister Jürgen Scherz mit der Bedingung, die Summe zu bezahlen, wofür sie verpfändet war. Nach Scherz's Tode heirathete dessen Witwe Elisabeth Voß 1559 den Walter Gronow. Beide verkauften das Gut 1579 der Erstern Bruder Rudolph Voß. —

Die Entstehung von Andreasberg.

Unter Otto I. (936—973) wurden die Bergwerke des Harzes entdeckt, und zwar zuerst im Rammelsberge bei Goslar. Sie waren Anfangs so ergiebig, daß man sagte, es sei damals das goldne Zeitalter für Deutschland erschienen; und die Nation ward dadurch so eifrig in der Bearbeitung der Metalle, daß selbst Bischöfe darauf sannen, was sie Schönes an auswärtigen Gefäßen sahen, mit deutscher Kunst nachzubilden. Dadurch ward auch das alte Sachsen, welches noch vor kurzem ein spottender Grieche aus Konstantinopel das pelzigte wegen der armseligen Kleidung seiner Einwohner genannt hatte, so reich, und aller Orten blühte Fleiß und Thätigkeit so sehr, daß man es bald ein blumiges Paradies der Sicherheit und des Ueberflusses nennen konnte.

Erst 1296 erhielten einige Privatpersonen Erlaubniß, bei dem jetzigen Andreasberg nach Erz zu forschen. Aber eine Pest verwüstete wieder die allmählig entstandenen Bergörtlein des Oberharzes. In den lange nachher wieder aufgenommenen Gruben fand man ganze Haufen von Menschengebeinen. 1500 wurden die Eisengruben bei Grund betrieben. 1520 kamen von Joachimsthal Bergleute nach dem Oberharz und zwar Anfangs in die Grafschaft Hohnstein, zu welcher damals Lauterberg und Scharzfeld gehörten. Die Grafen Heinrich und Hans Ernst hatten in ihrer Bergfreiheit oder Bergordnung über die Grafschaft Klettenberg gestattet, daß Jedermann Erze suchen und Bergwerke anlegen könne. In der Gegend des jetzigen Andreasberg begannen die Bergleute, nach Erz zu schärfen. Die erste Zeche, welche sie fündig machten, wurde Sankt Andreaskreuz genannt, weil die Schärfer daselbst zwei über einander setzende Gänge antrafen. Bei den Quellen am nunmehrigen Markte der genannten Stadt fing man an, Wohnungen zu bauen und man nannte den Ort Andreasberg von jenem Kreuze. 1535—37 nahm derselbe besonders zu, 1537 erhielt er eine hölzerne, 1568 statt ihrer eine steinerne Kirche. Die hohnsteinschen Grafen thaten Alles, was das Gedeihen der Bergwerke befördern konnte und daher standen diese bald in der herrlichsten Blüthe. Eine Pest nach 1577 brachte Andreasberg wieder sehr herunter.

Nach 1593, wo es sammt Lauterberg und Scharzfeld an den Herzog Wolfgang von Grubenhagen fiel, that dieser viel für die Bergwerke. Er starb 1595 zu Herzberg.

Auf Wolfgang folgte Philipp, welcher ihn nur ein Jahr überlebte. Julius bemächtigte sich nun des ganzen Harzes, mußte aber 1616 die grubenhagenschen Landestheile an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg abtreten, so daß Christian von Celle Besitzer wurde.

Die Sage von dem ehrlichen Steiger zu Andreasberg.

In einer Zeit des 16. Jahrhunderts waren zu Andreasberg, welches sich damals vor allen andern Orten des Oberharzes wegen seiner Ergiebigkeit auszeichnete, über hundert Gruben im Gange. So reiche Schätze aber auch aus dem Schooße der Erde zu Tage gefördert wurden, dennoch wuchs die Begier mit dem Gewinn und die Bergleute wurden streng untersucht, sobald sie die Gruben verließen, und hart bestraft, wenn man das Geringste bei ihnen fand.

Ein alter Steiger zu Andreasberg hatte einst mehrere überaus reiche Erzstufen bei Seite gelegt; denn er fürchtete, der Bau möchte schlechter und ärmer werden, der Landesherr die Lust zum Fortbau verlieren und die vielen Bergleute könnten in Noth und Elend gerathen. Dann, hoffte er, das Fehlende mit diesem zurückgelegten Silber zu ersetzen und immer gleichen Gewinn hervorzubringen. Jedoch einige seiner Feinde und besonders ein gewisser Veit Bauer, welchen die Bergleute, sowol seiner Strenge als seines häßlichen Aeußern wegen, nur den Scheußlichen nannten, hatten es bemerkt, konnten und wollten nicht glauben, daß der Steiger aus der besten Absicht das Silber zurückgelegt habe, und klagten ihn an. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Umsonst betheuerte der Unglückliche seine Unschuld, er wurde ergriffen und auf den Richtplatz geführt.

Als er nun niederkniete, den tödlichen Streich zu empfangen, erhob er noch einmal das bleiche Antlitz und sprach zu den umherstehenden Bergleuten: so gewiß bin ich unschuldig, als mein Blut sich in Milch verwandeln und der Bau der Gruben aufhören wird. Wann in dem gräflichen Hause, dem diese beiden Bergwerke zugehören, ein Sohn geboren wird, mit Glasaugen und Rehfüßen, und er bleibt am Leben, so wird der Bau wieder beginnen; stirbt er aber nach seiner Geburt, so bleiben sie auf ewig verschüttet.

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, erhob der Scharfrichter das breite Richtschwert, und das Haupt des Steigers flog in den Sand. Statt des Blutes aber sprangen zwei Milchströme, weiß wie der Schnee des Gebirges, aus dem Rumpfe in die Höhe und ein Schrei des Entsetzens ertönte unter den Versammelten; denn die Unschuld des Steigers war nun erwiesen und Flüche und Drohungen wurden laut gegen die Richter, deren Ungerechtigkeit den Rechtschaffenen getödtet und ihn zu Verfluchung der Bergleute gereizt habe. Als nun aber wirklich die beiden reichsten andreasberger Gruben, der große Johann und der goldene Altar, eingingen, so erreichte die Unzufriedenheit den höchsten Grad.

Man schöpfte neue Hoffnung, als bald nachher ein junger Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren wurde; jedoch sie erlosch ganz, da er gleich nach

der Geburt starb. Auch die schönen Silbergruben gingen mit zu Grabe, sind nie wieder aufgethan und verschüttet geblieben auf immer.

Vielleicht stammt diese Sage aus der Zeit, von welcher die folgende Geschichte redet.

Herzog Heinrich von Wolfenbüttel und sein Sohn Julius, die eifrigen Bergwerksherren.

Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, ein leidenschaftlicher Fürst, war nebst seinem Sohne Julius, des Bergbaues selbst sehr kundig und scheute weder Mühe, noch Kosten, ihn auf seinem Gebiete emporzubringen, fuhr selbst in die Bergwerke ein und feuerte mit Wort und That die Bergleute zum Fleiß und Eifer in ihrem beschwerlichen Geschäft an. Aus der Zeit, wo die Pest den Harz entvölkert hatte, sah man noch viele Pingen und Halden, (der Ort, wo der aus der Grube geförderte Berg ausgestürzt wird und liegen bleibt; auch das taube aus den Schächten und Stollen gewonnene Gestein; Berg, was weder Erz noch Stein enthält, auf dem Unterharz aber das kleine und gröbliche Erz), und an allen diesen Orten wurde von Neuem eingeschlagen und jede alte Zeche, (Gewerbschaft, welche Belehnung hat; die Zeche hat 128 Kure, und Kur ist der 128ste Theil einer Grube), wieder aufgenommen. Eben so eifrig betrieben die magdeburger Gewerke den Bergbau und wirkten im Jahre 1532 bei dem Herzoge eine Bergfreiheit aus, in welcher den Bergleuten freie Wohnung, Sicherung vor jeder Gewaltthätigkeit, freie Wochenmärkte, freies Backen, Brauen und Schlachten ohne irgend eine Abgabe, zinsfreies Bauholz, so viel zu dem Grubenbau erforderlich sei, versprochen, und die Erlaubniß gegeben wurde, bauen zu dürfen, wo ein Jeder Lust habe. Diese Urkunde, in welcher sich der Herzog nur den Vorkauf der Metalle vorbehielt und die Hoffnung aussprach, daß er in Zeiten der Noth kräftige Unterstützung von den Härzern erwarte, wurde kaum bekannt, als aus den fernsten Gegenden Deutschlands erfahrene Bergleute herbei kamen, die das gefährliche Handwerk mit Lust trieben und eine Grube nach der andern eröffneten. Jede Veruntreuung, jedes Versehen wurde aber auch hart bestraft und selbst der Herzog hatte keine Nachsicht, sondern züchtigte mit eigener Hand den Schuldigen, wenn jener, wie es oft geschah, die Gruben befuhr. Einst war er in der Grube Neufang, und da der Berghauptmann Jakob Reinhard etwas versehen hatte, zog der Herzog das Schwert und würde ihn erstochen haben, wenn sich nicht der herzogliche Kammerjunker, Ostwald Todtenbach, dazwischen geworfen und dem Berghauptmann Gelegenheit zur Flucht gegeben hätte.

Des Herzogs Kriegsunglück und seine Flucht nach Baiern wirkten später

nachtheilig auf die Bergwerke ein. Die Bürger von Goslar, welche schon lange mit eifersüchtigen, neidischen Blicken zugesehen hatten, wie sich die Bergstädte erhoben, benutzten den Augenblick, wo der Schützer derselben fern war, verbrannten Kirchen und Gebäude, welche nicht im Schutze der Ringmauern lagen, ergriffen die herzoglichen Beamten, schleppten sie zu den Schmelzhütten und warfen sie in die glühenden Oefen. Alle Gräuel verübten sie mit thierischer Lust und wütheten so lange, bis Jünglinge, Männer und Greise von Zellerfeld, Grund und Gittelde sich erhoben und die Unmenschen aus den Bergen hinaustrieben. Nicht lange nachher kehrte auch der Herzog in sein Land zurück, eilte, sobald es seine Geschäfte erlaubten, nach dem Harze und brachte schnell Alles wieder in den frühern Stand.

Herzog Ernst II. von Grubenhagen eiferte dem Herzog Heinrich in jeder Beziehung nach und trieb den Bergbau in der Gegend des jetzigen Klausthal.

Als der letztgenannte Fürst 1568 gestorben war, betrieb sein Sohn Julius das Bergwesen mit gleichem Eifer, aber mit größerer Besonnenheit, als sein Vater, machte selbst manche bedeutende Verbesserung und Erfindung, z. B. die der nassen Puchwerke, ließ die Salzquellen bei der alten Harzburg untersuchen und das Salzwerk Juliushall erbauen. Bis zum Jahre 1577 brachten ihm die Bergleute große Schätze zu Tage; da aber durchzog wieder eine verheerende Pest das Gebirge und schlachtete eine erstaunliche Menschenmenge. Die Mehrzahl der Häuser stand nun leer, der Verkehr war gehemmt, die ärgsten Unordnungen entstanden, die Bergknappen streiften unthätig umher, drangen in die verödeten Wohnungen ein, beraubten dieselben und tödteten oder verjagten die Bergbeamten, welche sich dem Unfuge widersetzten.

Die reiche Ausbeute von Andreasberg im 16. Jahrhundert.

In der Silberhütte bei Andreasberg wurden in den 5 Jahren 1565—70 über 30,039 Mark Silber gemacht und nur von den beiden Zechen St. Georg und Hilfe Gottes fielen von Trinitatis 1561 bis Luciä 1583, 215,688 Thaler Ausbeute (was nach Abzug der Zubuße übrig ist). Auch wurden damals hier, außer vielen reichen, roth- und weißgüldigen Erzen, gediegenem und gewaschenem Silber, verschiedene andre recht bewunderungswürdige Arten von Erzen gewonnen. Einst traf der Steiger auf St. Georgszeche eine Druse (poröses und durchlöchertes, oder in kristallinischer Gestalt gebildetes Erz und Stein) an, in welcher sich ein fließendes Erz befand, das weiß und wie Buttermilch aussah. Davon schöfte man etwas heraus und that es in ein Glas. Als es nun

an der Luft gestanden hatte, wurde es trocken und einem weißen Thon ähnlich. Beim Probiren fand sich, daß der Zentner über 100 Mark Silber hielt. Diese einzige sogenannte Buttermilchsdruse gab bedeutende Ausbeute. Auf der Zeche Theuerdank wurde ein Erz gefunden, welches so mild war, daß es mit den Händen zerrieben und zusammengeballt werden konnte. In der Grube war es weiß an der Luft wurde es blau und weich wie Thon. Die Bergleute, welche auf diesem Erz arbeiteten, mußten vor dem Ausfahren Schuhe und Strümpfe abwaschen, weil der von den Erzen abgesonderte Schlamm, welcher an jenem hängen blieb, einen reichen Silbergehalt hatte. Eben so wurde man auch gewahr, daß das trübe Wasser, welches von den Stöllen (Stölle heißen Grubenbaue, welche mit der, zur Befahrung, Förderung und zum Wasserlaufe nöthigen Höhe und Weite in unbestimmter Länge von außen in das Gebirge hinein, mit nur geringem Absteigen, fast söhlig, das ist horizontal getrieben werden), ablief, Gras und Laub versilberte; daher wurden vor den Stöllen einige Vertiefungen gemacht, wo sich das Trübe setzen mußte. Für eine einzige schöne Stufe (oder Handstein, ein Stück Erz, welches man in der Hand tragen kann) dieses Erzes bot ein Juwelier aus Leipzig 500 Thaler und man fand in derselben 62½ Mark (à 16 Loth) Silber. Eine besonders merkwürdige Stufe fand man in spätern Jahren, an welcher auswendig herum dicke, derbe, rothgüldige Knospen saßen, die aber inwendig aus lauter gediegenem Silber bestanden. Es sah wie verrostetes Eisen aus und wog, ohne das rothgüldige und sonstige Erz, 80 Pfund. Die ganze Stufe war 99 Pfund schwer und das gediegene Silber davon wurde auf 1635 Thaler, die völlige Stufe auf 1672 Thaler an Werth geschätzt. Sie wurde in die Kunstkammer nach Hannover geschickt.

Geschichte der Stadt Helmstedt *).

Helmstedt, des Herzogthums Braunschweig älteste Stadt, soll nach alten Ueberlieferungen von dem Hunde des Abtes Ludger, Helim, den Namen haben. Ludger, so wird erzählt, habe den Herrn Christum gebeten, ihm die Stelle des Klosters, welches er zu bauen beabsichtigte, dadurch zu bezeichnen, daß Helim sich daselbst niederließe. Hierauf beziehen sich folgende Reime, die noch im vorigen Jahrhundert sich in einem alten Fenster der Klosterkirche zu Marienthal befanden:

Koning Karolus Kentzeler
Sinte Ludger de leve Herr
Wolde Godde nen Kloster buwen
Tu lewen in allen Truwen.

*) Vgl. F. A. Ludewig. Geschichte und Beschreibung der Stadt Helmstedt. Helmst. 1821.

Ein Hündlein he hadde, Helim genannt,
Ein Goddelick Name bekannt.
He Christum usen Heren bat,
Dar dat Hündelin sat,
Dat he wolde geven synen shyn,
Ichte da de stede möchte syn
Helimstede scholde dat heten,
De stede he und vele möchten geneten.

Da indessen Helim (Elim) in der hebräischen Sprache eine Benennung Gottes ist, so läßt sich nicht denken, daß Ludger, dem, wenn er auch nicht Hebräisch verstand, unmöglich jene Bedeutung unbekannt sein konnte, seinen Hund Helim genannt haben sollte. Mehr empfiehlt sich die Ableitung des Namens Helmstedt von dem benachbarten Elme; wenigstens ist das H als bloßer Hauch nicht so charakteristisch, daß dessen Mangel gegen die Ableitung entscheiden dürfte. Man hat zwar eingewandt, daß Schöningen und Königslutter dem Elme viel näher liegen, als Helmstedt und demnach weit eher nach demselben hätten benannt werden müssen; allein jene beiden Städte sind später erbauet, als Helmstedt und konnten schon deshalb einen Namen nicht erhalten, der schon vergeben war. Es ist indessen die Richtigkeit der bezeichneten Ableitung keineswegs ausgemacht, und müssen wir demnach unseren Lesern überlassen, ob sie den Namen der Stadt lieber von Helm, oder wegen der fruchtbaren Gegend von Halm, oder endlich wegen der bergigen Umgebung von Hoelm (d. i. Hügel) ableiten wollen. Fast scheint das Letzte das Ungezwungenste zu sein, da ö und e auch in anderen vaterländischen Ortsnamen mit einander abwechseln. (Vergleiche Schöppenstedt und Scheppenstedt; Schöningen und Scheningen).

Die Entstehung der Stadt fällt in das Ende des 8. Jahrhunderts. Carl der Große hatte dem heiligen Ludger, Bischofe von Münster, die Erlaubniß gegeben, in der Gegend des nachmaligen Helmstedt ein Kloster zu gründen, auch beträchtliche Ländereien zur Benutzung für die Mönche eingeräumt. Kaum war, um's Jahr 789, die Stiftung in's Leben getreten, als sich um dieselbe zahlreiche Ansiedler niederließen und den Grund zu einer Ortschaft legten, die bis in das 11. Jahrhundert einem Dorfe ähnlicher, als einer Stadt gewesen zu sein scheint. Ort und Kloster standen unter der Benedictiner-Mönchsabtei Werden, welche ebenfalls von Ludger begründet war. Des Klosters Schirmvögte waren zu Anfang die Herzöge von Sachsen, späterhin die Pfalzgrafen von Sommerschenburg, seit Heinrich dem Löwen aber die Herzöge von Braunschweig. Um 1181 wurde von Wolf, Abte zu Werden, das Kloster Marienberg gestiftet.

Unter der Regierung Otto's, des Sohnes Heinrich's des Löwen, wurde Helmstedt ein Opfer der Rache des Erzbischofes Ludolph von Magdeburg. Dieser Prälat war ein eifriger Anhänger Philipp's von Schwaben, der mit Herzog Otto um die Kaiserkrone rang. Heinrich der Lange, Otto's Bruder, züchtigte den Erzbischof, indem er die Burg Sommerschenburg einnahm, welche trotz Heinrich's des Löwen Einsprache vom Bisthume Magdeburg als

Eigenthum betrachtet war. Ludolph ließ seine Wuth an den Besitzungen Otto's auf empörende Weise aus. Das geplünderte Helmstedt sank mit zahlreichen Dörfern der Umgegend in Asche (1199). Die Klöster St. Ludgeri und Marienberg sollten nach Ludolph's Befehle verschont bleiben; doch die raubgierigen Kriegsknechte achteten wenig auf das erzbischöfliche Wort. Schon war das Kloster des heiligen Ludger ein Raub der Flammen geworden; schon waren die Pforten von Marienberg gesprengt: da stürzt der erste Soldat, der das Heiligthum durch seinen Eintritt entweihen will — man meinte, durch eine Erscheinung der himmlischen Jungfrau überwältigt — zu Boden, stößt einen Schrei aus und stirbt; die Anderen aber eilen davon, dem Tode zu entfliehen, und das Kloster ist gerettet. Das Lob der Mutter Gottes erscholl weit und breit, und das Kloster wurde berühmt im Lande Bald erstand Helmstedt aus der Asche größer, als zuvor; denn auch die Einwohner der niedergebrannten Dörfer ließen sich großen Theils in der Stadt nieder; wie denn unter Andern der Name „Bauernstraße" noch jetzt an jene Thatsache erinnert. Das Kloster St. Ludgeri wurde von Gerhard, Abte von Werden, wieder aufgebauet. Jetzt erst wurde die Stadt befestigt und mit Mauern umgeben, in welche die St. Stephanskirche eingeschlossen wurde. Ihre Abhängigkeit vom Abte von Werden aber gab sie dadurch zu erkennen, daß demselben, so oft er in die Stadt zu kommen geneigt war, ein Thor geöffnet und die Schlüssel überreicht wurden, die er bei seiner Abreise zurückgab.

Glücklich überstand Helmstedt die Fehde des Jahres 1279. Herzog Albrecht der Große war unzufrieden mit der Wahl Berend's von der Wölpe zum Erzbischofe von Magdeburg. Markgraf Albrecht von Brandenburg, des Letzteren Freund, fiel in die Länder des Herzogs verwüstend ein und bestürmte auch Helmstedt. Aber Maria — so erzählt die Sage — spannte einen seidenen Faden vom Kloster nach dem Stephansthurm aus, erschien, mit dem Füßen über jenen dahin schwebend, majestätisch in den Lüften und fing mit ihrem Mantel der Feinde Pfeile auf. So kam es, daß der Markgraf unverrichteter Sache von der Belagerung abstehen mußte.

Heinrich der Wunderliche von Grubenhagen, welcher seine Brüder, die Herzöge Wilhelm von Braunschweig und Albrecht den Fetten von Göttingen, mehrfach zu beschränken suchte, verband sich (1288) mit Helmstedt gegen Wilhelm, und die Stadt kam darüber mit den Brüdern des Fürsten in harten Kampf. Doch hielt sie sich so tapfer, daß ein Waffenstillstand eingegangen und von der Gegenpartei Unterhandlungen angeknüpft wurden. Als aber die herzoglichen Gesandten in der Stadt angekommen waren, entstand ein heftiger Tumult, in welchem nicht nur jene, sondern auch der Abt von Werden, Otto von Warberg, welcher den fürstlichen Bruderzwist zu schlichten gekommen war, erschlagen wurden. Die Stadt verfiel darüber in die Reichsacht, von der sie erst nach zwei Jahren losgesprochen wurde. Bald darauf schloß sie auch Frieden mit ihrem Fürsten.

Im Jahre 1340 entstanden ärgerliche Händel zwischen der Bürgerschaft und

dem Magistrate. Es hatten nämlich die Handwerker, in's Besondere die Tuchmacher, mit den Kaufleuten Streit angefangen; diese wandten sich an den Magistrat und forderten Ruhestiftung. Die Handwerker aber setzten die Rathherren ab und wählten einen neuen Magistrat, der nach ihrem Sinne zum Schaden des allgemeinen Wohles waltete. Da rückte Herzog Magnus der Fromme sammt dem Abte von Werden mit einer zahlreichen Mannschaft gegen die Stadt, besetzte die Thore, rief die Friedliebenden und Besonnenen zusammen und strafte die Aufwiegler; vier von den letzteren wurden auf dem Markte mit dem Schwerte hingerichtet.

Furchtbar wüthete von 1347—51 der schwarze Tod in der Stadt und ihrer Umgebung. Im Kloster Marienberg konnte 1349 aus Mangel an Personal nicht einmal Messe gelesen werden; viele Ortschaften starben ganz aus; an Bebauung der Aecker wurde nicht gedacht; herrenlos lief das Vieh umher, bis es selbst vom Tode geschlagen wurde. In der Stadt wurde in vier Jahren etwa der dritte Theil der Bevölkerung hingerafft. Noch zweimal, nämlich in den Jahren 1472 und 1506 kehrte dieser Todesengel wieder, das letzte Mal jedoch weniger furchtbar.

Das Ansehn der Stadt hatte sich inzwischen bedeutend gehoben; der Rath von Helmstedt war weit und breit berühmt, und angesehene Mächte zogen ihn in schwierigen Angelegenheiten zu Rathe. Schon 1343 hatte die Stadt ein Schutz und Trutzbündniß mit Braunschweig geschlossen, und um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts finden wir sie sogar mit funfzehn namhaften norddeutschen Städten im Bunde.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts war Helmstedt in verschiedene Fehden mit benachbarten Edelleuten verwickelt. Huno von Bartensleben trieb 1473 der Stadt das Vieh weg. Sieben von den Räubern, unter ihnen ein Geistlicher, wurden gefangen und sofort aufgeknüpft. Mehrfache Plünderungen geschahen auch von Seiten derer von Veltheim, von Schulenburg, von Hohnstein und von Wunstorf.

Die hartnäckige Widersetzlichkeit der Stadt gegen seine Oberherrlichkeit und eine Geldverlegenheit bewogen den Abt Gerimbold von Werden i. J. 1490 die Stadt an den Herzog Wilhelm den Jüngern gegen eine Summe Geldes abzutreten. So kam die Stadt unter die volle Herrschaft ihrer bisherigen Schirmvögte, nur die Oberherrschaft über das Kloster Ludgeri und das Patronat über die erste Predigerstelle zu St. Stephani standen dem Abte fernerhin noch zu.

Die Sache der Reformation *) fand in Helmstedt schon früh ihre Anhänger. Schon 1525 wurde Conrad Bolem um der neuen Lehre willen verjagt, und bereits 1527 konnten die Augustiner Bettelmönche nicht mehr in der Stadt bestehen, da die Unzulänglichkeit und Nichtigkeit der so genannten guten Werke zur allgemeinern Ueberzeugung gekommen war; jene übergaben daher ihr Kloster dem Magistrate und wanderten zum Theil aus. Ein Helmstedter

*) Vgl. Gedenkbuch der Säcularfeier der Reformation Helmstedts. Helmstedt 1843.

Bürger, Tiele Blessen, setzte i. J. 1533 schon eine Rente von vier Gulden für einen Prädikanten aus, der Gottes Wort „ohne menschliche Zuthat vortragen sollte.“ Der Pfarrer Wende zu St. Stephani und der Mönch Haferspet zu St. Ludgeri, welche sich als Anhänger der Reformation zu erkennen gaben, wurden verjagt und fanden Anstellung im Lüneburgischen; jedoch traten lutherisch gesinnte Prediger an ihre Stelle; die Volksstimmung war allgemein für sie und der Rath mußte 1542 gestatten, daß Georg Schlosser in der Kirche des Augustinerklosters evangelisch predigte. Die antireformatorische Gesinnung des Landesfürsten, Heinrich des Jüngern, hemmte indeß den Fortgang der Reformation bedeutend. Er hatte bereits nicht nur Edicte gegen die Ketzerei gegeben, sondern auch vollzogen, und viele Bürger hatten um des Glaubens willen in's Lüneburgische flüchten müssen. Es ist bekannt, wie Heinrich der Jüngere der Uebermacht der Schmalkaldischen Bundesgenossen weichen mußte und nach Baiern floh, um Hilfe zu suchen. Während seiner Abwesenheit wurde in seinen Landen die Reformation durchgesetzt und zu dem Ende eine Kirchenvisitationsreise vorgenommen. Die Visitation in Helmstedt geschah am 14. October *) 1542. Sie begann in den Klöstern Marienberg und Ludgeri und stieß hier auf die meisten Schwierigkeiten; denn nur allmälig und wider Willen entschlossen sich die Mönche und Nonnen, ihren alten Habit abzulegen, die katholischen Ceremonien einzustellen, deutsch zu singen und die verheimlichten Klostergüter binnen acht Tagen herbeizuschaffen. Freudig dagegen kam die Stadt den Visitatoren entgegen. Hermann Inger, Licentiat der Rechte zu Wittenberg, wurde nach Helmstedt berufen und ordnete als Syndicus im Rathe die äußerlichen Angelegenheiten der Kirche. Schlosser wurde Prädikant zu St. Stephani und verwaltete sein Predigtamt, bis die Verhältnisse es möglich machten, einen Superintendenten in der Person des umsichtigen und talentvollen Heinrich Wende anzustellen, worauf jener als Pastor nach Uhrsleben ging. Heinrich der Jüngere machte i. J. 1545 einen Versuch, sich wiederum in den Besitz seines Landes zu setzen. Er warb eine ziemlich unbeträchtliche Anzahl von Trup-

*) Folgende interessante Bemerkung des Herrn Generalsuperintendenten Hille im erwähnten Gedenkbuche möge hier eine Stelle finden: Es war am 14. October 1542, wo Helmstedt zuerst dem Papstthum förmlich entsagte und sich dem allein auf das Wort Gottes gegründeten Glaubensbekenntnisse der evangelischen Kirche anschloß. Es war der 14. October 1568, wo die bis dahin verfolgte evangelische Kirche Helmstedt's durch die vom Herzog Julius gesandten Visitatoren in ihre Rechte eingesetzt ward und ihre bleibende Einrichtung empfing. Es war der 14. October 1576, wo derselbe preiswürdige Fürst mit zahlreichem Gefolge in die Thore der jubelnden Stadt einzog, um ihr das schönste Geschenk der Reformation zu bringen, die zur Pflege der protestantischen Wissenschaft berufene Julius-Universität, die am folgenden Tage Namen und Weihe in seiner Gegenwart empfangen sollte. Ein eigenes Fügen der Vorsehung, daß wieder 230 Jahre später der verhängnißvolle 14. October bestimmt sein mußte, dieser Zierde Helmstedts, dieser Werkstätte der Geister eines Caselius, Calixtus, Conring, Mosheim, Häberlin, Henke ihren letzten fürstlichen Beschützer und damit die Hoffnung längeren Bestandes zu rauben.

pen, welche durch die von Helmstedt aus gesandte Hilfe um Etwas verstärkt wurden. Bei Höckeln unweit Nordheims kam es zur entscheidenden Schlacht, in welcher Heinrich von den Schmalkaldischen Bundesgenossen auf's Haupt geschlagen und von Philipp von Hessen gefangen genommen wurde. Helmstedt wurde jetzt des Abfalls vom reinen Worte Gottes beschuldigt. Die Schmalkaldischen Bundesgenossen befahlen, daß die Stadt sich von aller Gemeinschaft mit Herzog Heinrich lossagen, die Männer, welche sie ihm zur Hülfe zugesandt, zur Gefangenschaft ausliefern, 4000 Goldgulden entrichten und den Verbündeten abermals huldigen sollte; wo nicht, so würde dieselbe geschleift werden. Der Rath entschuldigte sich, so gut er vermochte, und wies entschieden die Anklage des Abfalles vom Glauben zurück; die Stadt wolle, so hieß es im Rechtfertigungsschreiben, lieber Leib und Leben verlieren, als von Gottes Wort und der wahren Religion abstehen. Helmstedt mußte indessen den drückenden Forderungen, trotz mehrmaligen Gegenvorstellungen, nachkommen und wurde darauf in den Bund wieder aufgenommen. Einen neuen Sturm brachte das Jahr 1547 über Helmstedt. Heinrich kam durch die Schlacht bei Mühlberg in den Besitz seines Landes und suchte, wie überall, so auch in Helmstedt, den altkatholischen Glauben wieder einzuführen. Evangelische Prediger wurden aus der Stadt vertrieben, aber die neuangestellten katholischen von den Einwohnern nicht gehört; überdies wirkten fortwährend evangelische Schullehrer in Helmstedt. Ja, die Stadt stand so fest in ihrem Glauben, daß katholische Geistliche allen Muth verloren, ihre Künste in derselben zu versuchen. „Wir können — so schreibt der Abt von Werden an Herzog Heinrich — keine Prädikanten mehr finden, die zu bewegen sein, sich an die Oerter, wo die alte katholische Religion nit im Schwange, sondern in Abusum, als zu Helmstedt, gekommen, in Pfarren zu begeben, und ob schon welche zu bekommen wären, mögen sie doch bei denen zu Helmstedt nit geduldet, noch gehöret werden." Mit dem Regierungsantritte des Herzogs Julius i. J. 1568 kam Helmstedt in den ungestörten Besitz des theuer errungenen Gutes. Ihm, einem wirklichen Landesvater, dankt die Stadt ihren höchsten Glanz und Stolz, die berühmte Julia, welche am 15. October 1576 feierlich eingeweihet wurde. Unsterbliche Namen glänzen in der Geschichte dieser Hochschule. Die Philosophen Caselius, Martini, Schindler, Saubert, von der Hardt, Lakemacher, Bruns, die Theologen Heshusen, Calixt, Mosheim, Henke, die Juristen Leyser, Eisenhart, Häberlin, die Mediciner Heister und Beireis *) werden noch jetzt mit hoher Verehrung genannt. Das Universitätsgebäude, oder das Juleum, wurde von Heinrich Julius errichtet und am 25. October 1612 eingeweiht; den Grund zu einer Universitätsbibliothek legte Friedrich Ulrich mit den Büchersammlungen seines Großvaters und Vaters, der sogenannten alten Bibliothek. Eine zweijährige Pest und die Unruhen des dreißigjährigen Krieges lagen schwer auf der Stadt und vorzüglich auf der Hochschule, welche von den meisten Studirenden verlassen

---

*) Vgl. Feier des Gedächtnisses der Julia Carolina. Helmstedt 1822. 4. S. 46 ff.

wurde, in sittlicher Beziehung aber am empfindlichsten litt, da die zurückbleibenden mehr Gefallen am Bacchus und Mars, als an den Musen fanden, ja einige im Winter die Vorlesungen besuchten, im Sommer aber bei den Oestreichern oder Schweden Kriegsdienste nahmen und sich so Viel zusammenplünderten, als zur winterlichen Subsistenz hinreichend war. Mit der eintretenden allgemeinen Ruhe in Deutschland kehrten indessen bessere Zeiten für die Universität wieder, zumal da Herzog August, „unter den gelehrten Fürsten der frömmste und unter den frommen der gelehrteste;" sie freundlich pflegte, und unter dem Flore der Hochschule gedieh zugleich der Wohlstand der ganzen Stadt. Die Stiftung der Universität zu Göttingen würde der Julia ungleich bedeutenderen Schaden zugefügt haben, hätte nicht Carl I. seine Kräfte aufgeboten, ihren sinkenden Ruhm durch zweckmäßige Einrichtungen und Verbesserungen zu heben, — wodurch die Hochschule den Namen Julius-Carls-Universität (Julia Carolina) erhielt. Der siebenjährige Krieg suchte die Universität weniger als die Stadt heim; jene erhielt auf eine Zeilang durch Studenten, welche bei der Einnahme Göttingen's durch die Franzosen nach Helmstedt sich begaben, einen bedeutenden Zuwachs, während die Stadt mehrmalige Einquartierungen sich gefallen lassen mußte. Den empfindlichsten Schlag bekam die Stadt durch das Todesurtheil der Universität, im December 1809. Die damaligen Lehrer wurden theils nach anderen Hochschulen, nämlich nach Göttingen, Marburg, Halle, theils in den Ruhestand versetzt. Als geschichtlich wichtig möchte noch die Entdeckung eines Gesundbrunnens im Marienbergischen Forst i. J. 1751, die Aufhebung des Klosters St. Ludgeri i. J. 1803 und dessen Verwandlung in eine Domaine *), die Begründung eines Gymnasiums i. J. 1817, die begeisterte Feier des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule i. J. 1822 und der Reformation am 14. October 1842 zu bezeichnen sein. Die Stadt hat gegenwärtig etwa 6200 Einwohner, 25 Straßen, 7 öffentliche Plätze, 4 Thore und 686 Häuser. Die Lage ist freundlich, das Innere zum Theil alterthümlich und finster, zum Theil neu und erfreulich, das Leben in den höheren Ständen frisch und gemüthreich, in den niederen durch Mangel verkümmert.

Die ersten christlichen Missionare im Sachsenlande.

In einer Zeit, wie die unsrige ist, wo der Segen der Missionen zur Ausbreitung des Christenthums, so wie die Pflicht eines jeden Christen zur Beförderung derselben immer allgemeiner anerkannt wird, kann es nicht anders, als

*) Ausführlicheres über das Kloster St. Ludgeri siehe bei Behrends: Leben des heiligen Ludgerus, Apostels der Sachsen, und Geschichte des ehemaligen Kaiserlichen freien Reichsklosters St. Ludgeri zu Helmstedt. Neuhaldensleben 1843. 8.

interessant erscheinen, jenen Männern ein Andenken zu widmen, welche sich die Ausbreitung des Christenthums in unserm braunschweigschen und hannoverschen Vaterlande angelegen sein ließen, und keine Mühe und keine Arbeit, keine Entbehrung und keine Verfolgung scheuten, um ihrem ehrwürdigen Berufe zu genügen, und mit der Verscheuchung der heidnischen Nacht die heitere Morgenröthe der Gesittung und des christlichen Glaubenlebens heraufführen zu helfen.

Schon 772 hatte Carl der Große wider die tapfern Sachsen die Waffen ergriffen und 775 war er über die Weser bis an die Oker vorgedrungen. Da mußte der tapfere Fürst Hassinon *) mit seinen Ostphalen, welche an der Oker ihre Wohnsitze hatten, sammt dem ganzen Bardegau oder Bardengow, welcher das Braunschweig-Lüneburgsche umfaßte, sich ergeben, und Carl der Große voll eifrigen Verlangens, das Licht des Christenthums den Heidenvölkern leuchten zu lassen, sandte theils schottische, theils englische Missionare in diese Gegenden, um das heilige Bekehrungswerk zu betreiben. Es waren dies meistens Schüler der berühmten Missionare Willibrod und Bonifacius, welche sich um die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland so große Verdienste erworben haben. Die Namen der Männer, welche als die sächsischen Apostel betrachtet werden müssen, sind: Wilhaldus, Marianus, Swibertus, Ludgerus, Hildegrinus und Anscharius.

Während die Stürme des Krieges immer noch von Neuem von Zeit zu Zeit wieder zu brausen begannen, indem die Sachsen sich wiederholt gegen die ihnen verhaßte Fremdherrschaft auflehnten, da setzten diese Männer ihre stillsegnende Wirksamkeit in den hiesigen Landen fort, bis sie so glücklich waren, im Jahre 780 eine große Menge heidnischer Bardewiker und Ostphalen zur heiligen Taufe in dem Okerflusse bei Ohrum, unweit Wolfenbüttel, zu vermögen. Die Sachsen empörten sich 783 auf's Neue wider Carl den Großen; grausame Verfolgungen hemmten die Wirksamkeit unserer Missionare, und brachten ihr Werk in Stocken. Ja, Einige von ihnen mußten ihr Leben der heiligen Sache zum Opfer bringen. Endlich gelang es Carl dem Großen, den tapfern Herzog der Sachsen, Wittekind, und die andern sächsischen Heerführer durch große Versprechungen zur Unterwerfung und Annahme des Christenthums zu bewegen. Wittekind selbst ward 785 zu Attigny in Champagne unter freiem Himmel vom Bischofe Bonifacius aus Mainz getauft, und Carl der Große versah selbst Pathenstelle bei dieser heiligen Handlung. Fortan gingen die Bemühungen der Missionare erwünscht von Statten. Wittekind selbst, für die Sache des Christenthums glühend, wetteiferte mit Carl dem Großen, seinen Namen durch fromme Stiftungen zu verewigen. Die früher vertriebenen Missionare wurden zurückgerufen; — Wittekind benutzte treu ihren Unterricht und ihren geistlichen Rath. Ungehindert konnten sie nun im Lande umherreisen, Gottes Wort zu predigen, Gemeinden zu stiften, und den Bau von Kirchen und Klöstern zu veranlassen und zu betreiben. Wo die erste Kathedral-Kirche

*) Nach Andern soll er Hassi geheißen haben.

gestiftet worden sei, ist ungewiß. Man nimmt indessen an, in Halberstadt sei das erste Hochstift gegründet 780, dann in Minden und Bardewik 785, dann in Verden 786, in Bremen 788, das Kloster St. Ludgeri bei Helmstedt 794, das Kloster zu Corvey 815, das Stift zu Hildesheim 819 und das Stift zu Hamburg 834.

Nach diesem allgemeinen Ueberblicke über den Gang der Ausbreitung des Christenthums in den hiesigen Landen lassen wir jene Männer einzeln vor unsern Geist treten, welche die Vorsehung zu Werkzeugen der Verbreitung des Lichtes auserkor.

Wilhaldus *), der erste der genannten Missionare im Sachsenlande, ein treuer Genosse Ludger's, ertheilte dem Herzoge Wittekind selbst Unterricht in der christlichen Religion, und ward von demselben sehr geachtet. Carl der Große, der ihn ebenfalls hochschätzte, empfahl ihn zum Oberhirten des bischöflichen Sprengels Bremen, sobald die Errichtung desselben beschlossen war. Geehrt, wie ein Reichsfürst, begleitete Wilhaldus den Herzog Wittekind auf den Reichstag, welcher in Worms gehalten wurde, und er ward 788 wirklich Bischof von Bremen. Schon früher hatte sich Wilhaldus im Lüneburgschen als Missionar segnend erwiesen. Zu Bardewik, einer damals hochansehnlichen Stadt, hatte er das Evangelium mit Erfolg gepredigt, und nur der Gewalt hatte er weichen müssen, sobald Wittekind, wie wir schon erwähnten, um 783 die Verfolgungen der Missionare betrieb. Vermögen wir auch den Ort seiner Geburt nicht anzugeben, so ist doch so viel gewiß, daß Wilhaldus ein geborner Engländer war. Zunächst nach seiner Flucht aus dem Lüneburgschen soll er sich nach Friesland begeben, und dort mehrere Tausende zum Christenthume bekehrt haben. Von dort ward er von dem für die Verbreitung des Evangelii rastlos thätigen Carl dem Großen über die Elbe zu den Nordsachsen bis hin an die Seeküste gesandt, und auch in diesem neuen Wirkungskreise war der Segen des Herrn mit ihm. Genöthigt durch neue Verfolgungen, begab er sich bald darauf mit Ludgerus nach Rom zum Papst Hadrian, von wo er sodann nach Frankreich ging, das Grab des treuen Missionars Willibrord besuchte, und die Zeit eines ungefähr zweijährigen Exils mit gottseligen Betrachtungen und Vorbereitungen zu neuer Wirksamkeit zubrachte. Da endigte die oben erwähnte Bekehrung Wittekind's seine Verbannung. Er folgte dem Rufe Carl's des Großen zu neuer Thätigkeit bei der beabsichtigten Errichtung von acht Bisthümern im Sachsenlande, welche den Erzbisthümern Mainz und Cöln unterworfen werden sollten. Wilhaldus' neuer Wirkungskreis war fortan Bremen. Doch nicht lange sollte er den dortigen bischöflichen Stuhl zieren. Nach einer treuen Amtsthätigkeit von zwei Jahren, drei Monaten und 26 Tagen neigte er sein müdes Haupt zum sanften Todesschlummer im Jahre 790. Der Tod ereilte ihn zu Plerem im Rustingerlande (dem heutigen Oldenburgischen). Seine Gebeine wurden in der von ihm selbst gestifteten St. Petrikirche zu Bremen

*) Andere schreiben Willhadus.

beigesetzt. Ja, er ward sogar 70 Jahre nach seinem Tode, durch die Vermittelung seines würdigen Nachfolgers Anscharius unter die Heiligen versetzt, und sein Todestag, der 8te November, so wie sein Ordinationstag, der 13te Juli, ward zu Bremen auf das Feierlichste begangen. Daß die folgenden Jahrhunderte seinen Reliquien selbst wunderthätige Kräfte beigelegt haben, darf uns nicht befremden, wenn wir die geistige Nacht erwägen, welche im Mittelalter so viele Tausende deckte.

Nicht minder merkwürdig ist der zweite christliche Missionar im Sachsenlande, dessen wir nun gedenken. Er hies Marianus. In Verbindung mit Wilhaldus, dem eben genannten Missionar, dessen Schüler und treuer Gehülfe er war, predigte Marianus in Bardewik und der Umgegend den Heiden das Evangelium, und bewirkte es mit, daß im Jahre 780 bei Ohrum eine so ansehnliche Menge Sachsen in der Oker sich taufen ließ. Als von Wittekind veranlaßt, um 782 sich eine grausame Verfolgung wider die christlichen Missionare erhob, bei welcher Wilhaldus und Ludgerus, wie wir bereits sahen, durch die Flucht ihr Leben retteten, ward Marianus nebst mehrern andern Schülern jener theuern Männer ein Opfer seines glühenden Eifers für das Seelenheil seiner Mitmenschen. Er floh nämlich, hart von seinen Feinden bedrängt, aus Bardewik, wo er sich gerade aufhielt, als die Verfolgung begann. Als er nun über die Brücke nahe bei der Stadt ging, welche über die Ilmenau führte, da ergiffen ihn die verblendeten Verfolger, und ermordeten ihn mit Schwertern und andern Waffen. Es war dies am 3ten November des Jahres 782. Das Domstift zu Bardewik führte zum Andenken an diesen Märtyrertod Marian's das Bildniß des theuern Mannes in seinem Siegel, wie er im Angesichte der heiligen Apostel Petrus und Paulus, der Schutzheiligen der gedachten Stiftskirche, auf einer Brücke in betender Stellung dargestellt war. Noch um 1700 waren von diesem Siegel, welches allmälig außer Gebrauch gekommen war, viele Abdrücke vorhanden. Da bei der bekannten Zerstörung der Stadt Bardewik durch Heinrich den Löwen die dem Marianus besonders geweihte Kirche verwüstet worden war, so errichtete man später alldort eine Capelle gleiches Namens; aber auch diese war schon im Jahre 1700 nicht mehr vorhanden. Dagegen fand sich noch gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts im Dome zu Bardewik eine Tafel mit der Inschrift: „Sanctus Marianus hic in ponte martyricatus, d. i. der heilige Marianus starb hier auf der Brücke den Märtyrertod.“ Es dürfte wohl nicht zu bezweifeln sein, daß diese Tafel früher in der St. Marianikirche gehangen habe. Marian's Todestag war stets ein heiliger Tag. Noch um 1700 fand sich bei einem alten Missale der Bardewik'schen Kirche ein älterer Kalender, in welchem der 3te November ausdrücklich als der Gedächtnißtag des heiligen Märtyrers Marianus bezeichnet war. Die Ehre dieses Märtyrers ward in den folgenden Jahrhunderten auf mehrfache Weise gefeiert. So stiftete zu Ausgange des 13ten Jahrhunderts der Dechant am Bardewik'schen Stifte, Namens Nicolaus Bartholdi, eine Vicarie zur Ehre des heiligen Märtyrers Marianus, welche

später, 1344, der Canonicus zu Bardewik und Probst des Klosters Ebstorf, Namens Heinrich Greving, mit verschiedenen Einkünften vermehrte. Alljährlich ward der Gedächtnißtag Marian's kirchlich gefeiert, und zu Marian's Reliquien ließ der Bischof Bruno von Verden sogar einen Sarg mit silbernen Bildern verfertigen.

Die ursprüngliche St. Marianikirche zu Bardewik stand an der Aue bei der über die Ilmenau führenden Brücke. Diese Kirche ward, wie schon bemerkt worden, zur Zeit Heinrich's des Löwen zerstört. Von Grund auf neugebaut ward die St. Marianikirche im Jahre 1464, und man hielt für dieselbe, eben ihres bedeutenden Schutzheiligen wegen, bei dem damaligen Bischofe Johann von Verden um besondere Privilegien an. Doch schon 1540 verfügte der um die Reformation des Lüneburgschen hochverdiente Herzog Ernst, der Bekenner, den Abbruch dieser bei der Brücke stehenden St. Marianicapelle, weil mit den dort befindlichen Reliquien des heiligen Märtyrers noch immer eine Art Abgötterei getrieben wurde. Die noch katholisch gesinnten Stiftsherren zu Bardewik setzten sich vergebens dagegen, so wie überhaupt gegen die Reformation des Stifts. — Zu welcher Zeit übrigens Marianus unter die Heiligen versetzt worden sei, vermögen wir nicht anzugeben.

Unter den ersten christlichen Missionaren im Sachsenlande verdient auch Swibertus ein ehrendes Andenken. Auch er war von Geburt ein Engländer, (647 geboren) entsprossen aus einer hochansehnlichen, dem königlichen Hause verwandten Familie in Nordhumberland. Sein Vater war Siegbert, ein Graf von Nortingham, seine Mutter Bertha aus dem hochansehnlichen Eugistischen Hause. Noch nicht sehr alt, ward unser Swibertus von dem damaligen Erzbischof Egbert zu York unter die Zahl der Chorherren aufgenommen. Sein religiöser Eifer zeichnete ihn hier so vortheilhaft aus, daß ihn der genannte Erzbischof im Jahre 690 mit elf andern Missionaren nach Friesland und Sachsen sandte. Zu seinen Reisegefährten und Mitarbeitern im Weinberge des Herrn gehörte unter andern auch der ausgezeichnete Willibrord. Rüstig gingen sie an das heilige Werk der Bekehrung der heidnischen Sachsen, und ihre Bemühungen waren nicht ohne gesegneten Erfolg. Die Sache noch weiter zu fördern, und wahrscheinlich auch neue Mitarbeiter zu holen, reis'te er im Jahre 693 nach England zurück, wo er vom Bischofe Wilfried zu einem friesischen Bischofe ernannt wurde. Als solcher soll er dann Friesland, Westphalen und Sachsen durchreis't, und sogar bis Braunschweig gekommen sein. Alt und schwach begab er sich gen Cöln zu Plectrude, der frommen und tugendhaften Gemahlinn Pipin's, welche es bei ihrem Gemahle bewirkte, daß ihm die Rheininsel Kaiserswerth zur Erbauung eines Klosters angewiesen ward. Noch von hier aus machte er kleinere Missionsreisen, und ward Vielen ein treuer Führer zu Christo. Er starb im Jahre 713 oder nach Andern 717, in einem Alter von 70 Jahren.

Abweichend von diesen Nachrichten, geben Andere unsern Swibertus für den ersten Bischof von Verden aus, worüber verschiedene alte Nachrichten vor-

handen sind. Wahrscheinlicher dürfte es sein, daß dieser Swibertus, Bischof von Verden, ein anderer, von dem älteren verschiedener war, der jedoch von gleichem Eifer beseelt, sich unsterbliche Verdienste bei seinen Arbeiten im Weinberge des Herrn erwarb, und durch heiligen Wandel und strenge Tugend Vielen ein erweckendes Vorbild war. Auch er soll, gleich dem Märtyrer Marianus, zu Bardewik das Evangelium verkündigt haben, von dort aber durch den Herzog Wittekind vertrieben, und später, nach der erfolgten Bekehrung Wittekind's, 786 zum ersten Bischofe in Verden eingesetzt worden sein. Zu Verden im Dome stehet folgende Inschrift, welche über Swibertus Nachricht giebt: „Swibertus, primus Episcopus praeficitur 786. Hic primus tenerae fuit hac ecclesiae in ora pastor et banc sancti collegit semine verbi ad sacra Saxonicam convertens dogmata gentem. Quae tamen his sanctum paulo post expulit oris." Das ist zu deutsch: Swibert wird als erster Bischof 786 eingesetzt. Er war der erste Seelenhirt der hier entstandenen Kirche und brachte bekehrend durch den Saamen des heiligen Wortes dies sächsische Volk zum heiligen Glauben, welches jedoch kurz vorher ihn, den Heiligen, aus hiesigen Gegenden vertrieben hatte *)." Anfangs soll nicht Verden, sondern Bardewik zum bischöflichen Sitze unsers Swibertus von Carl dem Großen bestimmt gewesen sein. Nach erfolgtem Uebertritte Wittekind's zum Christenthume änderte Carl der Große diesen seinen Plan, und es ward nun in Bardewik nur ein männliches Collegiatstift errichtet. Soviel jedoch ist gewiß, daß die Bischöfe von Verden, welche zunächst auf Swibertus folgten, entstandener Unruhen halber, sich oft genöthigt sahen, ihre Residenz von Verden nach Bardewik zu verlegen. Dies ist namentlich von den Bischöfen Patto, Nortyla, Lentilo, Cortyla, Isingerus und Harruchus bekannt, von denen Patto und Harruchus, beide Schotten von Geburt, auch in Bardewik starben.

Ein gleiches dankbares Andenken, wie Swibertus, verdienen unter den ersten christlichen Missionaren im Sachsenlande die Gebrüder Ludgerus und Hildegrinus, von welchen Hildegrinus der jüngere Bruder war. Beide waren Sprößlinge einer angesehenen adligen Familie, an der Gränze Friesland's zu Suasna, unweit Utrecht, geboren. Ihr Vater hieß Thiatgrinus, ihre Mutter Liafburga. Auf Befehl ihrer heidnischen Großmutter sollte Liafburga ihr Söhnlein Ludgerus durch einen Sclaven in einem Eimer oder Buttich voll Wassers ersäufen. Das zarte Kind soll aber, wiewohl es noch nicht einmal an der Mutter Brust gelegen, so kräftig gewesen sein, daß es mit seinen Händchen sich am Rande des Gefäßes festgehalten und gleichsam gewehrt habe, bis eine mitleidige Frau aus des grausamen Mörders Hand es errettet und durch Beihülfe der Mutter aufgezogen habe. So erreichte Ludgerus

*) In Schlöpke's Bardewik'scher Chronik S. 135 steht folgende alte Nachricht: „Anno VIICXCIII ist dem ersten Bischop tho Verden (Swiberto) de Upsicht düsser Sächsischen Landen und Kerken upgedragen und befahlen."

glücklich das Alter, in welchem er der trefflichen Leitung des berühmten Alcuin anvertrauet werden konnte, unter welcher er an Kenntnissen so sehr zunahm, daß er bald wiederum der Lehrer seines geliebten Bruders Hildegrinus werden konnte. Bald trat nun Ludgerus sein Amt als Missionar an, und trug den Namen Christi unter die Westphalen und Sachsen. Den zum Christenthume bekehrten Herzog Wittekind stärkte er in Verbindung mit dem obengenannten Missionar Wilhaldus im christlichen Glauben. Wittekind's Herz umschloß unsern Ludgerus mit der innigsten Liebe, und überall förderte der Fürst die edlen Absichten dieses Arbeiters im Weinberge des Herrn. Bald zog Ludgerus weiter gen Osten über die Weser, und stiftete hier ein Kloster, das nach ihm genannte, bei Helmstedt gelegene St. Ludgerikloster, eins der ersten Klöster im Braunschweigschen Diese Stiftung geschah 794. Anfangs war es nur ein kleines Bethaus oder Oratorium. Bald aber ward es reich an Gütern und Ansehen. Das Kloster stand im Osten der Stadt, am sogenannten Ostendorfe, einer Vorstadt Helmstedt's. Ludger's Bruder Hildegrinus, bekanntlich der erste Bischof von Halberstadt, stand seinem Bruder bei dieser wichtigen Stiftung treulich bei, und half das Werk vollenden. Als daher Ludgerus im Jahre 809 mit Tode abging, empfing Hildegrinus das Kloster gleichsam als ein Erbe, und führte fortan die Oberaufsicht über dasselbe, wie solches auch bei der Abtei zu Osterwiek der Fall war.

Aus diesem Allen geht hervor, daß die Gebrüder Ludgerus und Hildegrinus recht eigentlich als die ersten christlichen Missionare im Braunschweigischen betrachtet werden müssen. Sie waren es, die sich um die Verbreitung des evangelischen Lichts in hiesigen Gegenden unsterbliche Verdienste erwarben. Ludgerus, welcher zugleich seit 805 die wichtige Stelle eines Bischofs von Münster bekleidete, starb zu Coesfeld, bei Münster. Sein Bruder Hildegrinus, erster Bischof von Halberstadt, lebte noch bis zum Jahre 827, und setzte seine segensvolle Wirksamkeit fort. Ueber 30 Parochialkirchen ordnete er an, und vollendete und weihte die Kirche, welche sein Bruder nahe beim Halberstädter Dome angefangen hatte. Ludgerus sowohl, als Hildegrinus, fand seine Ruhestätte auf dem Kirchhofe des freien Reichsstifts und Klosters Werden an der Ruhr in der Grafschaft Mark, welches Kloster Ludgerus gestiftet hatte. Beide Gebrüder wurden später unter die Heiligen versetzt.

Merkwürdiger und bekannter, als alle bishergenannte christliche Missionare im Sachsenlande, war endlich Anscharius, über dessen Leben und Wirken wir noch das Nöthige beibringen. Anscharius ward im Jahre 805 in Frankreich geboren. Anfangs war er Benedictiner-Mönch und Schulrector im alten Kloster Corvey an der Sambre in der Piccardie, von welchem das deutsche Kloster Corvey den Namen entlehnt hat. Im Jahre 822 legte nämlich der Kaiser Ludwig das Kloster Corvey an die Weser, und unser Anscharius ward nebst andern Klosterbrüdern aus dem alten Corvey in das neue Kloster, gleiches Namens, an der Weser, gesandt, wo er dasselbe Amt verwaltete, welches er im Stammkloster gehabt hatte. Doch Anscharius war zu Höherem auserkoren.

Im Jahre 826 empfing der vertriebene Dänenkönig Harald nebst seiner Gemahlinn, seinem Sohne und Vetter zu Mainz unter den feierlichsten Ceremonien die heilige Taufe, welche der damalige Erzbischof Ottigarius von Mainz verrichtete, und bei welcher der Kaiser Ludwig, dessen Gemahlinn Judith und dessen Sohn Lothar Pathenstelle übernommen hatten. Die letztern beschenkten zugleich alle Dänen reichlich, welche dem Beispiele ihres Königs folgten. Hierbei war es jedoch von Harald zur Bedingung gemacht worden, daß ihm der Kaiser wider den König Regener, seinen erbitterten Feind, beistehen, und auf's Neue zum Königsscepter verhelfen sollte. Im nächstfolgenden Jahre 827 ward zugleich aus Veranlassung dieser Begebenheit, auf einem Concile zu Aachen beschlossen, man wolle auf die Bekehrung der nordischen Völker Bedacht nehmen, um so mehr, da die Schweden jetzt Neigung zur Annahme des Christenthums bewiesen, nachdem sie bereits 813 unter der Regierung Carl's des Großen mit dem Baue eines prachtvollen Gotteshauses zu Linköping in Ostgothland den Anfang gemacht hatten. Sobald daher der Dänenkönig Harald im Jahre 828 in sein Reich zurückkehrte, ward unser, für das Missionswesen hochbegeisterte Anscharius nebst einem andern Mönche, Namens Autbert, vom Kaiser Ludwig mitgesandt, um in Dänemark nach erfolgter Wiedereinsetzung Harald's, welcher sich zum Lehnsträger des Kaisers erklärt hatte, das Christenthum einzuführen. Zwar hatte man zuerst auf Ebbo, den Erzbischof zu Rheims, in dieser wichtigen Bekehrungsangelegenheit Rücksicht genommen; allein Ebbo war zu sehr in Welthändel, besonders in die Streitigkeiten unter den Gliedern der Kaiserfamilie selbst, verwickelt, als daß er zu einem solchen mühseligen Werke, dessen Erfolg ihm unsicher schien, hätte Lust bezeigen sollen. Doch sandte er einen seiner nahen Anverwandten, den höchst thätigen Gautbert, in die dänischen Lande nach.

Anscharius und sein treuer Mitarbeiter Autbert blieben indessen die Hauptwerkzeuge der nordischen Mission. Drei Jahre hatten sie hier bereits ihre segensvolle Wirksamkeit fortgesetzt, als der König Biörn von Schweden eine Gesandtschaft schickte, um den Kaiser um einige Missionare zu bitten, da er mit seinen Unterthanen bereit sei, das Cristenthum anzunehmen, und es ihnen nur an geschickten Lehrern und Predigern fehle. Auf wen anders hätte des Kaisers Wahl zur Ausführung dieser Missionsthätigkeit fallen können, als auf unsern Anscharius? Nebst einem andern Mönche, Namens Witmarus, aus Altcorvey, trat er seine Reise nach Schweden an, und traf nach vielen überstandenen Gefahren, welche Seeräuber ihm bereiteten, in Birke bei dem Könige Biörn ein. Dieser verlieh ihm freie Macht, das Evangelium zu verbreiten, und kirchliche Einrichtungen zur festern Begründung christlicher Bildung zu treffen, und seine rastlosen Bemühungen hatten den gesegnetsten Erfolg. Der Gouverneur von Birke, Namens Herigarius, trat selbst zum Christenthume über, und ließ in der Nähe der Stadt eine Kirche bauen. Auch während dieser seiner Thätigkeit in Schweden ließ Anscharius seine christlichen Pflanzungen in Dänemark, Jütland und Nordalbingen nicht aus der Acht, wo er namentlich eine Bildungs-

anstalt für künftige Missionare errichtete, und Alles aufbot, die immer weitere Verbreitung der christlichen Wahrheit und Gesittung zu fördern. So suchte er für seine Missionsschule Kinder zu gewinnen oder Sclaven loszukaufen, um sie zu einstigen Werkzeugen der christlichen Mission heranzuziehen und auszubilden. Viel freier und selbstständiger, als Bonifacius, jener berühmte Apostel der Deutschen, bewegte sich Anscharius in seiner Amtsthätigkeit, und folgte mehr eigener Ueberlegung und Ueberzeugung, als bloß den leitenden Anordnungen des römischen Bischofs.

Groß waren in der That die Schwierigkeiten, mit welchen Anscharius in jenen nördlichen Ländern zu kämpfen hatte; aber sein edler, großer Geist erbebte vor keiner Schwierigkeit. Manches unter jenen Völkern war jedoch auch für die Einführung des Christenthums günstig. Diese Nordvölker erkannten ja auch ein höheres Wesen, ein Leben nach dem Tode, eine Wallhalla, oder einen Himmel (Niftheim) oder eine Hölle (Hela), einen Mittelzustand zwischen beiden an, wiewohl dieser Zustand dem in der katholischen Kirche erst später gelehrten Fegefeuer keinesweges glich. Neben ihren Opferstätten im Freien waren hie und da auch schon prachtvolle Tempel erbaut worden. Das öftere Fasten, welches ihnen vorgeschrieben wurde, mochte ihnen zwar nicht behagen, allein durch die Mannigfaltigkeit ihrer See- und Flußfische wurden sie doch ziemlich schadlos gehalten. Ihren Götterhelden gänzlich zu entsagen, von welchen sie im Kampfe Beistand erwarteten, mochte ihnen gleichfalls höchst schwer fallen, und nur die ihnen empfohlene Anrufung so vieler Heiligen konnte ihnen ein Ersatz sein. Dem weiblichen Geschlechte mußte das Christenthum in Schweden um so mehr zusagen, da es ihnen die Abschaffung der Nebenfrauen verhieß. Die größere Hinneigung des weiblichen Geschlechts zum Christenthume gab sich einst, nach Anscharius Abgange, bei einem Volksaufstande kund, wo die christlichen Priester vertrieben wurden und alle Neubekehrte abfielen. Da bewährte nämlich eine edle Matrone, Namens Friedeburg nebst ihrer Tochter Cathle die treuste Anhänglichkeit am Christenthum. Wandelbar war hier in Schweden, wie in Dänemark, Jütland und Nordalbingen die Gesinnung der Herrscher gegen die neue Lehre, was um so weniger zu verwundern ist, als es sich denken läßt, wie mangelhaft ihre Kenntniß des Christenthums gewesen sein müsse. Auch trugen die oft brausenden Kriegsstürme zu diesem schwankenden Zustande in religiöser Hinsicht das Ihre bei. Mehr, als ein Jahrhundert hindurch, tauchten immer aufs Neue die alten Nationalgötter dieser Völker empor.

Es war im Jahre 833, als der wackere Anscharius, nebst seinem treuen Gehülfen Witmarus, mit Briefen vom Schwedenkönige Biörn oder Bero versehen, zum Kaiser Ludwig zurückkehrte, welcher die Erzählungen der Missionare von dem glücklichen Fortgange ihrer Unternehmungen mit Freuden hörte. Nicht unerkenntlich wollte Ludwig gegen einen so treuen Diener am Worte erscheinen. Darum ernannte er ihn zum Erzbischof von Hamburg, und verordnete, daß diesem Erzstifte alle jene nördlichen Länder unterworfen sein sollten. Die kaiserlichen und päpstlichen Diplome zur Bestätigung dieser neuen Einrichtung sind

in den Jahren 834 und 835 ausgefertigt. In Hamburg gründete unser unermüdlicher Anscharius zugleich eine Bildungsanstalt für Missionare. Von dem Bischofe Drago von Metz, dem Bruder des Kaisers, welchem noch andere angesehene Geistliche zugeordnet waren, ward Anscharius unter dem Beistande vieler Erzbischöfe und Bischöfe zu seinem hohen Amte geweiht, und der Erzbischof Ebbo von Rheims widmete der neuen Stiftung in Hamburg viele damals kostbare Reliquien. Vom Papste Gregor IV. empfing Anscharius zum Zeichen der Bestätigung den bischöflichen Mantel, Pallium genannt. Dieses Pallium war damals noch das erste in Norddeutschland, — ein mit Gold und Purpur durchwirkter Mantel, welcher sonst nur zum kaiserlichen Ornate gehörte. Später bestand das Pallium nur aus einem über Rücken und Brust herabhängenden Streife, welcher von der Wolle der am Agnestage vom Papste geweihten Lämmer gewebt und mit einem rothen Kreuze bezeichnet war, wofür eine hohe Canzleitaxe, zuweilen 30,000 Thaler, oder Ducaten, erlegt werden mußten.

Kaum 10 Jahre hatte Anscharius auf dem erzbischöflichen Stuhle von Hamburg gesessen, als die Normannen und Dänen die Küsten Deutschlands, Englands und Frankreichs beunruhigten, so daß Carl der Kahle ihnen in Frankreich die Normandie einräumen mußte. Während der Abwesenheit des Gouverneurs Bernarius kamen sie des Nachts auch nach Hamburg und verheerten hier nach Art wilder Horden Alles. Die Stadt ward sogar von ihnen in Brand gesteckt. Besonders zu beklagen war hierbei der Verlust der schönen Marienkirche sammt dem Kloster, so wie der Verlust der kostbaren Bibliothek des Erzbischofs Anscharius. Schon früher hatten seine Klostergeistlichen die heiligen Reliquien in Sicherheit zu bringen gesucht. Jetzt folgte ihnen auch Anscharius, um sich durch die Flucht vor den Mißhandlungen der wilden Horden zu schützen. Hamburg ward übrigens nicht bloß von den Normannen also bedrängt, sondern auch die Vandalen verheerten es oft, und lange dauerte es, ehe die Stadt, besonders durch die Grafen von Schaumburg, wieder zu neuem Glanze und Ansehen emporstieg.

So beklagenswerth alle diese Verhältnisse für Hamburg waren, so war doch die Zerstörung dieser Stadt die Veranlassung zu einer neuen Stiftung unsers rastlosthätigen Anscharius in unsern hannoverschen Landen. Anscharius nahm seine Zuflucht in das Gebiet des Stifts Verden. Hier drei Meilen von Hamburg vermochte er eine fromme Matrone, Namens Ikia oder nach Andern Ibia, ihr Landgut, oder ein Wäldchen bei demselben, Namens Ramesloe oder Ramelsloh *), zu einer neuen Stiftung zu überlassen. Für sich und seine Klostergeistlichen ließ er zuvörderst in dieser Gegend eine Celle erbauen, und später als Anscharius auf Wunsch des Kaisers wieder nach Hamburg zurückkehrte, ward hier ein Kloster zu Ehren der heiligen Sixtus und Sinnicius errich-

*) Der Name wird verschieden angegeben. Einige haben: Ramsolani, Ramsola, Andere Ramesloe u. s. w.

tet, welches mit Einwilligung des Bischofs von Verden, zu dessen bischöflichem Sprengel die Gegend gehörte, von dem Erzstifte Hamburg abhängig blieb. Doch entstanden — was wir hier beiläufig bemerken — späterhin zwischen beiden Bisthümern Streitigkeiten über die Diöcesenverhältnisse, welche erst nach anderthalb Jahrhunderten zum Besten des Erzbisthums Hamburg beigelegt wurden. Die neue Stiftung zu Ramelsloh ward von unserm Anscharius gleichfalls als Missionsanstalt benutzt. Wie er selbst gleich anfangs von hier aus oft nach Hamburg gereis't war, um die in der zerstörten Stadt und deren Umgegend wohnenden Christen im Glauben und in der Geduld zu stärken; so sandte er von hier aus auch Missionare nach Dänemark und Schweden, damit seine dortigen Pflanzungen nicht ohne Pflege blieben. Ja, der fromme Mann unternahm, auf den Wunsch des Königs Erich I. von Dänemark, selbst noch eine Missionsreise nach Schweden, wo er unter dem Beistande des Königs Claus nicht weniger Glück hatte, als früher. Wie damals Päbste, Kaiser und Bischöfe von gleichem Bekehrungseifer beseelt waren; so verschmähten es auch die angesehensten und begütertsten Bischöfe nicht, den Hirtenstab zu ergreifen, selbst den mühevollen Pfad der Bekehrungsmissionen, mit tausendfachen Gefahren kämpfend, zu betreten, und sich nicht bloß als Regenten, sondern auch als Lehrer der Kirche zu bewähren. Nach einigen Schriftstellern soll diese Bekehrungsreise noch vor der Zerstörung Hamburg's von ihm unternommen worden sein. Andere nehmen eine doppelte Zerstörung Hamburg's an, die erste 837; die andere 845.

Der mittlerweile zur Regierung gekommene Ludwig der Deutsche verlegte, der Unsicherheit Hamburg's wegen, den Sitz des Erzbisthums von dieser Stadt nach Bremen, und vereinigte beide Bisthümer. Anscharius, welchen nach Hamburg's Zerstörung weder der Bischof Leuderich von Bremen, noch der Bischof Walther von Verden bei sich hatten aufnehmen wollen, ward jetzt nach dem unterdessen erfolgten Tode Leuderich's nach Bremen versetzt, wo er 848 oder nach Andern 849 feierlichst eingeführt wurde, und von wo aus er nun beide Bisthümer versah.

Die Verbindung der Bisthümer Hamburg und Bremen hatte manche Verhandlungen zur Folge. Der fromme Anscharius, welcher mit so ausgezeichnetem Glücke im Norden gewirkt hatte, ward nur zu bald von dem Neide und der Eifersucht seiner bischöflichen Amtsgenossen verfolgt. Der Erzbischof Günther von Cöln, dessen Suffraganus bisher der jeweilige Bischof von Bremen gewesen war, widersetzte sich mit großer Heftigkeit dieser Vereinigung zweier Bisthümer, besonders als er merkte, daß man beabsichtige, das Bisthum Bremen von dem Erzbisthume Cöln gänzlich zu trennen. Doch Ludwig der Deutsche und der fromme Anscharius setzten ihren Plan durch. Der Bischof Salomon von Costanz ward, nebst dem Presbyter Nordfried, im Jahre 864 deshalb nach Rom gesandt, und war so glücklich, das Diplom des Papstes Nicolaus I. mitzubringen, in welchem die Vereinigung der Bisthümer Hamburg und Bremen bestätigt wurde. Nach dieser päpstlichen Urkunde behielt Hamburg den Titel eines Erzbisthums mit der Würde, dem Amte und den

Rechten eines apostolischen Legaten in Dänemark, Schweden, Slavonien und überhaupt allen nördlichen Provinzen, und empfing zugleich die Exemtion von dem Erzbisthume Cöln. Der Bischof von Verden erhielt zu seiner Befriedigung einen Theil des Districts zurück, welchen er vorher an das Bisthum Hamburg hatte abtreten müssen.

Selbst Bremen, wo jetzt Anscharius seinen Sitz hatte, blieb mit seinem Gebiete von den Beunruhigungen benachbarter Heiden nicht ganz frei, und so hatte der treue Anscharius auch hier noch manche Drangsale zu bestehen, unter welchen ihm die Grafen von Hoya oft hülfreichen Beistand leisteten.

Endlich schlug auch für den frommen Anscharius die Stunde der Erlösung von allen Leiden und Kämpfen der Erde. Es war im Jahre 865, als dieser würdige Glaubensbote im 65sten Jahre seines Alters sein mühevolles und thätiges Leben beschloß. Inbrünstiges Gebet erleichterte seinen letzten Kampf. Noch kurz vor seinem Dahinscheiden, schon schwach und kraftlos, war er mit Anordnungen zu neuen Missionen beschäftigt gewesen. Ueber 30 Jahre hatte er auf dem Erzbischofsstuhl zu Hamburg gesessen, mehrere Jahre auch das Bisthum Bremen mit verwaltet, und unberechenbar mag man die Größe des Segens nennen, welchen er als treuer Bote Christi durch seine Missionsthätigkeit im Norden stiftete. Wer sollte nicht, auch nach Jahrhunderten noch, einem solchen hochverdienten Manne ein dankbares Andenken weihen? Hamburg und Bremen haben sein Gedächtniß treu bewahrt. In Hamburg war ein Thor der Stadt und eine Kirche nach seinem Namen genannt; jedoch ward die Kirche später in ein Waisenhaus verwandelt. Eben so giebt es in Bremen eine Anschariikirche und Thor. In Schweden hielt man diesem treuen, unter die Heiligen versetzten Gottesmanne alljährlich am 4ten Februar in allen Kathedralkirchen ein feierliches Gedächtniß.

Anscharius war nicht bloß der Stifter von Rammelsloh *) und eines Gasthauses für Arme und Kranke zu Bremen, sondern er errichtete auch, was wir noch besonders bemerken müssen, das ansehnliche Fräuleinstift zu Bassum im Hoya'schen, dessen Stiftungsjahr übrigens verschieden angegeben wird. Der hannoversche Staatskalender giebt das Jahr 847 bis 865 an.

Noch müssen wir eines treuen Gefährten gedenken, welcher ihn auf seinen Missionsreisen begleitete, und später sein Biograph wurde. Er hieß Rembertus. Noch war er Capellan seines großen Lehrers Anscharius, als er in demselben Monate, in welchem dieser gestorben war, zum Nachfolger Anschar's gewählt wurde. Auf Befehl des Königs Ludwigs des Deutschen, ward er hierauf vom Bischof Diedrich von Minden und dem Abte Adalgarius zu Corvey nach Mainz begleitet, um vom Erzbischofe Lutbertus die Weihe zu empfangen. Auf seiner Rückreise trat er zu Corvey in den Benedictiner-Orden. Es ist nicht gewiß, ob Rembertus selbst noch als Erzbischof Missionsreisen

*) Andere schreiben: „Ramesloh. Die Bestätigung der Stiftung dieses Klosters ertheilte der Papst Nicolaus I.

gemacht habe. Unzweifelhaft dagegen ist es, daß er durch seine Presbyter und Vicarien unter den mannigfachsten Gefahren das Evangelium unter den Heidenvölkern des Nordens verkünden ließ. Alles wandte er an, um die Loskaufung gefangener Christen zu bewirken, und schonte selbst die Altargefäße nicht, um diesen Zweck zu erreichen. Er war ein Mann von dem sanftesten und liebenswürdigsten Character, dessen Freude Wohlthun war. Das von Anscharius gestiftete Armenhaus war ein Hauptgegenstand seiner treuen Fürsorge. Ja, er begnügte sich nicht damit, die Armen und Dürftigen in der Stadt Bremen selbst zu versorgen, sondern durchs ganze Bisthum erfuhren die Nothleidenden seine Mildthätigkeit. Bei einem neuen verheerenden Einfalle der Normannen, welche im Jahre 877 Hamburg abermals schrecklich verwüsteten, mußte Rembertus die Flucht ergreifen. Ja, die wilden Horden drangen sogar bis ins Lüneburgsche, wo die Sachsen 878 bei Ebstorf, unweit Lüneburg, die furchtbarste Niederlage erlitten, bei welcher der tapfere Bruno von Braunschweig nebst den Bischöfen Diedrich und Marquard und vielen andern Edlen das Leben verlor. Unser Rembertus hielt sich während dieser Kriegsstürme, welche seinen Sprengel durchbraus'ten, besonders in Friesland auf. Rembertus war ein Mann von nicht gewöhnlichen Kenntnissen. Fleißig studirte er die Schriften der Kirchenväter, deren kräftigste Aussprüche er gern im Munde führte. Aus den Werken Gregor's des Großen machte er sich mit eigener Hand die umfassendsten Auszüge.

Rembertus erreichte ein hohes Alter. Da er zuletzt sehr hinfällig wurde, so ward ihm sein Capellan Adalgarius zum Coadjutor gesetzt, welcher seine Stelle treulich versah, bis Rembertus im Jahre 888 selig in dem Herrn entschlief. Sein Leichnam ward seiner eignen Verordnung zufolge nicht in der Kirche, sondern auf dem Kirchhofe der St. Petrikirche zu Hamburg beigesetzt.

Diesem frühern Missionar, Rembertus, dem nachmaligen Erzbischofe von Bremen hat das Fräuleinstift Bassum, dessen wir schon gedacht haben, Manches zu verdanken. Dem Andenken beider edlen Glaubensboten, Anschar's und Rembert's, war deshalb in der Stiftskirche zu Bassum ehemals ein prachtvoll gesticktes Altartuch gewidmet. In der Mitte befand sich die Mutter Maria, zur rechten Seite Anscharius und zur linken Seite Rembertus.

Lüchow.

Lüchow, früher Lüchau oder nach wendischer Mundart Lieuschu, Longewitz und Ljauchi genannt, eine Stadt im Fürstenthume Lüneburg, auf Moorboden an der schiffbaren Jetze gelegen, deren drei Hauptarme mit einem Nebenarme die Stadt durchströmen, verdankt, wie die Sage geht, ihren Ursprung im grauen

Alterthume einigen Fischern. Nur ärmliche Hütten erbauten sie hier auf den Inseln der fischreichen Jetze. Später aber nahmen die Wenden, deren Schwärme hier haus'ten, die Gegend um Lüchow in Besitz, und erbauten auf eingerammelten Pfählen einen Ort, welcher zur Festung diente, und von wo aus weitere Anbauungen in der Umgegend geschahen.

Nicht uninteressant dürfte es für unsere Leser sein, über die Wenden, deren besondere Gebräuche sich noch in der Gegend von Lüchow erhalten haben, einige geschichtliche Bemerkungen vorauszuschicken. Das Wort „Wenden" soll ursprünglich „Küstenbewohner" bedeuten. Wenden nannten die Deutschen jene slavischen Stämme, welche im 5ten und 6ten Jahrhundert längs der Elbe aufwärts bis Böhmen und an der Ostseeküste hin bis zur Weichsel sich niederließen. Man rechnete deshalb im Mittelalter zu den Wenden auch die Obotriten im heutigen Mecklenburg, welche Heinrich der Löwe im 12. Jahrhundert beinah ausrottete, ferner die Polaben, die Wagrier, die Litonen, die Pommern und Wilzen, so wie die Ukern, die Heveller und die Rhetarier im Brandenburg'schen, welche Albrecht der Bär bändigte, endlich auch die Lusitzer in der Ober- und Niederlausitz und die Sorben. Einzelne Haufen der Wenden drangen nach Franken und bis zum Rheine vor, wurden aber von den fränkischen Königen und später von den deutschen Kaisern auf's Nachdrücklichste bekämpft, vertrieben, zum Theil niedergemacht, und was übrig blieb, ward zur Annahme des Christenthumes gezwungen. Dabei herrschte jedoch unter ihnen die schrecklichste Nacht heidnischer Unwissenheit. So stand es um die wendischen Bauern der Gegend von Lüchow, noch im 12. Jahrhunderte. Als da die Gräfinn von Mansfeld, eine geborne Gräfinn von Lüchow, auf einer Reise im Lüneburg'schen begriffen war, hörte sie auf einmal aus dem Gebüsche eines nahen Gehölzes ein klägliches Aechzen. Sie fuhr auf den Ort zu, und gewahrte hier einen gebundenen kümmerlichen Greis, welchem ein jüngerer Mann ein Grab bereitete. Theilnehmend fragte sie den jungen Mann, was er vorhabe. Da antwortete er, sein Vater könne durch Arbeit nichts mehr verdienen, und solle seinen Kindern nicht länger das Brot wegessen. Er wolle ihn also jetzt begraben, wie es bei ihnen Gebrauch sei. Erschüttert suchte die edle Gräfinn den Alten durch eine Geldspende zu retten; doch der junge Bauer versprach dieß nur so lange, als das Geld zur Ernährung des Vaters vorhalten würde. — Die grauenvolle Unwissenheit der Wenden, besonders der Lausitzer, wich erst allmälig dem Lichte der Aufklärung, besonders seit der Reformation. Die Zahl der Wenden im Königreiche Sachsen rechnet man auf 30,000, in ganz Deutschland über 800,000 Menschen, bei denen mehr oder minder noch wendische Sitten, Tracht und Sprache angetroffen werden.

Doch wir kehren zur geschichtlichen Beschreibung der Stadt Lüchow zurück. Der Ort gehörte zum Drawehn oder wendischen Holzgau und in kirchlicher Beziehung zum bischöflichen Sprengel Verden. Bereits früh erhielt er Mauern, Gräben und Thore. Die Mauern wurden schon in frühern Zeiten, die Thore jedoch erst in den Jahren 1790 und 1792 abgebrochen. Otto, der Strenge,

ein Urenkel Heinrichs des Löwen, kaufte die Grafschaft Lüchow, mithin auch die Stadt gleiches Namens, im Jahre 1320 an sich. Seitdem ist sie ein Theil des Fürstenthums Lüneburg. Die Reformation ward durch Herzog Ernst, den Bekenner, in Lüchow eingeführt, und Johann Prühl war der erste evangelische Prediger und Probst daselbst, welcher im Jahre 1528 angestellt wurde. Doch wurden mehrere Güter der Probstei und einige Vicarien zu den fürstlichen Cammergütern eingezogen. Ein Probst zu Lüchow, M. Georg Bonsack, ein friedliebender und höchst bescheidener Mann, ward im Jahre 1570 Generalsuperintendent des Fürstenthums Lüneburg, als welcher er seinen Sitz in Celle hatte. Wichtig war auch für Lüchow die Veränderung, welche schon im Jahre 1569 im Fürstenthume Lüneburg vorgegangen war. Hier hatte sich nämlich im genannten Jahre eine besondere fürstliche Nebenlinie gebildet, indem dem Sohne Herzogs Ernst, des Bekenners, dem Herzoge Heinrich, mit dem Zunamen Probus, vermöge eines Erbvertrages vom September 1569 Stadt und Amt Dannenberg nebst Scharnebeck überlassen war, wozu im Jahre 1591 noch die Aemter Lüchow und Hitzacker nebst Warpke kamen. Als Heinrich's Sohn, Herzog August der Jüngere, 1634 zur Regierung des Fürstenthums Wolfenbüttel gelangte, so blieben diese Landestheile für's Erste bei diesem Fürstenthume, bis dessen Sohn, Herzog Rudolph August, sie 1671 an den Herzog Georg Wilhelm von Celle abtrat, wogegen der letztere seinen Ansprüchen an die Stadt Braunschweig und an das Stift Walkenried entsagte. Während dieses Zeitraums von etwa 100 Jahren waren anfangs die Canzlei und das Consistorium in Dannenberg, doch hatte der Probst zu Lüchow Sitz im Consistorio. Im Jahre 1638 aber, als eine verheerende Pest in Dannenberg wüthete, ward das Consistorium nach Lüchow verlegt, und der dasige Probst Johann Haspelmacher, Abt zu Marienthal, wurde aus besonderer Zuneigung des Herzogs August des Jüngern zum Generalsuperintendenten ernannt. Erst 1652 oder 1653 verlegte man das Consistorium wieder nach Dannenberg.

Sobald nun Lüchow wieder an die Celle'sche Fürstenlinie gefallen war, ward eine General-Kirchenvisitation verfügt, wobei es merkwürdig ist, daß die Einwohner von Lüchow noch immer unter sich wendisch sprachen, was ihnen in Gegenwart der Prediger und der Beamten untersagt wurde.

Lüchow war mit Hospitälern und Capellen umgeben, von welchen letztern die im Jahre 1479 von Balduin von Knesebeck fundirte und vom Papste Sixtus IV. bestätigte Capelle zu Colborn noch immer die wichtigste ist, in welcher alternirend von dem Probste und Archidiakonus gepredigt wird. Das wichtigste Hospital, das St. Georgs-Hospital, ist gleichfalls noch vorhanden, und es befinden sich in demselben zehn Bürgerwittwen oder Töchter, welche Wohnung und Feuerung erhalten. Den sechs ältesten dieser Personen wird auch Brot und Geld verabreicht.

Der vor der Reformation bestandene Caland, dessen Vermögen nicht unbedeutend war, ist aufgehoben, und die Einkünfte desselben werden zur Besoldung der Geistlichkeit und einiger Hülfsbedürftiger verwandt.

Die schweren Drangsale des 30jährigen Krieges, welche so viele Gegenden Deutschland's heimsuchten, trafen auch Lüchow, denn neun Male ward die dasige Kirche, bestimmten Nachrichten zufolge, ausgeplündert, und alle Urkunden derselben wurden mitgenommen oder vernichtet. Man kann sich denken, wie sehr bei solchen Plünderungen die Einwohner Lüchow's mögen gelitten haben. Bei dieser Gelegenheit kam die Kirche zu Lüchow auch um mehrere Legate, doch verlor sie nicht alles Vermögen. Allmählig suchte man wieder herzustellen, was der 30jährige Krieg verwüstet oder durch seine Drangsale in Verfall gebracht hatte.

Das Unglück eines großen Brandes traf die Stadt Lüchow im Jahre 1811. Das Feuer entstand bei starkem Winde, und verzehrte fast die ganze Stadt nebst der Drawehnvorstadt. Amthaus, Rathhaus, Apotheke und mehrere geistliche Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Dieser Brand zertrümmerte auch das 1514 erbaute, von den Fürstinnen Sidonia und Sophia bewohnte, massive Schloß, mit einem starken, runden Thurme, welches unsere getreue Abbildung von 1650 noch zeigt. Nach dem Brande wurde es nicht wieder ausgebaut. Lüchow hat sich übrigens nach diesem Brande bedeutend verbessert; die Straßen sind breit und gut gepflastert. Die Hauptstraße ist die lange Straße, welche von dem Ende der einen Vorstadt zum Ende der andern, von Osten nach Westen, läuft. Von dieser Hauptstraße führen nach Norden die Ritter- und Badestraße, nach Süden die Kirch- und Burgstraße nebst vier andern kleinen Straßen, welche sich in zwei mit der langen Straße parallel laufenden Straßen nach Norden und Süden hin endigen. Die beiden Vorstädte Lüchow's, Koreitz genannt nach wendischer Mundart, heißen der Salzwedel'sche und der Drawehn'sche Koreitz.

Der Markt ist ziemlich geräumig. An demselben liegt auf einem Kellergeschosse, zwei Stock hoch, das Rathhaus mit einem kleinen Thurme. Lüchow hat eine Apotheke, zwei Königl. Wassermühlen und zwei adelige Güter, das von Dannenberg'sche und das Plato'sche, welches letztere jedoch nicht wieder aufgebaut ist. Die Stadt enthält 271 Häuser und 2044 Einwohner, wovon in der eigentlichem Stadt 151 Häuser und 1230 Einwohner unter dem Magistrate stehen. Der Magistrat hat die Civil-Gerichtsbarkeit, und besteht aus zwei Bürgermeistern und einem Gerichtsschulzen. Der dirigirende Bürgermeister ist zugleich Syndicus, der andere führt die Cämmereirechnung. Der Gerichtsschulze hat nur in Civil- und Polizeisachen Stimme. Zu den Rathsstellen präsentirt der Magistrat, mit Ausnahme des Gerichtsschulzen, der Cammer. Vier Bürgervorsteher repräsentiren die Bürgerschaft. Das Verhältniß des Magistrats zum Amte beruht auf einem Rezesse vom Jahre 1698. Die vorzüglichsten Nahrungszweige der Stadt sind Brauerei, Brantweinbrennerei und Handlung, besonders Leinwandhandel. Der frühere Handel mit Wein nach dem Preußischen hat, gleich dem Speditionshandel, seit Einführung des preußischen Zoll-Systems und der Elb- und Jetze-Schiffahrtsacte, größtentheils aufgehört.

Lüchow ist auch der Sitz eines Amtes, welches nach dem schon erwähnten

Rezesse von 1698 auch die Criminal-Gerichtsbarkeit über die Stadt ausübt. Ferner ist im Orte eine Linnenlegge, eine Haupt-Steuerreceptur des Kreises Dannenberg und eine Postspedition mit Relais.

An der St. Johannis-Stadtkirche zu Lüchow, zu welcher noch eilf Dörfer und das schon erwähnte adelige Gut Colborn gehören, stehen ein Superintendent mit dem Titel „Probst" und ein Archidiakonus. Früher waren in Lüchow drei Prediger, nämlich außer dem Probste und Archidiakonus auch noch ein Diakonus. Wegen zu geringer Einkünfte ging das Diakonat schon im 17ten Jahrhunderte ein. Lüchow hat eine Knaben- und eine Mädchenschule.

Die Bergstadt Lautenthal.

Die Bergstadt Lautenthal an der Innerste, wo sich eine Silber- und eine Kupferhütte befindet, gehört nicht zu den ältesten Städten des Harzes. Erst im 16ten Jahrhundert entstand sie. Es ist indessen nicht bekannt, ob die ersten Ansiedler selbst oder die Regierungsbehörde dem neuen Orte den Namen „Lautenthal" verliehen habe. Der Name selbst aber, welchen diese in einer wildromantischen Gegend des hercynischen Waldgebirges liegende Bergstadt mit etwa 2000 Einwohnern führt, hat von den Geschichtsforschern eine verschiedene Ableitung erlitten. Einige meinen, er habe seinen Ursprung von einer sagenhaften Laute, welche auch bei dem großen Freischießen der Stadt in einer alten Fahne zu prangen pflegte, auf der man eine die Laute spielende Jungfrau erblickte. Andere leiteten den Namen von Alauda d. h. Lerche ab, wornach Lautenthal soviel, als „Lerchenthal" bedeuten würde. Noch andere endlich schreiben, wohl weniger gezwungen, diesen Namen „Lautenthal" von dem die Stadt durcheilenden Bache her, welcher schon in ältern Zeiten die Laute geheißen haben soll.

Die Zeit der Entstehung Lautenthal's läßt sich zwar nicht ganz genau nachweisen; doch ist es unbezweifelt, daß die Stadt in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Folge aufgefundener Erzadern in der dortigen Gegend entstand *). Der Bergmann, welcher das Lautenthaler Bergwerk rege machte, hieß Bitter. Im obern Stollen am Gramsberge fand er das erste bedeutende Stufenerz. Er machte sich mit einer Probe desselben auf, und reisete gen Wolfenbüttel, um sie dem Herzoge Heinrich dem Jüngern zu zeigen. Er fügte aber zugleich die Bemerkung hinzu, er habe zwar das Erz aufgefunden, sei indessen selbst schon zu alt, es weiter zu verfolgen. Der dem Bergwerke

*) In dem ältesten Receßbuche von den Jahren 1532 bis 1542 wird schon der St. Johannisgrube mit dem güldenen Munde im Lautenthale gedacht.

sehr zugethane Herzog Heinrich nahm dies sehr gnädig auf, und bewilligte dem Bergmanne Bitter und seinen Nachkommen einige Intraden vom Amte Liebenburg, welches damals braunschweigisch war, worüber jedoch der Begnadigungsbrief im 30jährigen Kriege verloren ging.

Der Herzog säumte nun nicht, die aufgefundenen Erzadern weiter verfolgen zu lassen, und es ward namentlich der sogenannte tiefe Sachsenstollen im Lautenthale betrieben. Als im Jahre 1550 die frühere Bergordnung und Freiheit mit zweckmäßigen Verbesserungen von Neuem veröffentlicht wurde, welche bereits im Jahre 1552 einer Revision unterzogen ward, da mußte das Bergwerk im Lautenthale schon ziemlich in Aufnahme sein, wenn gleich die gedachte Bergordnung nur auf die drei Bergstädte Zellerfeld, Wildemann und Grund Bezug nahm. Es läßt sich dies aus einer in der Lautenthaler Kirche vorhandenen Grabschrift eines Geschworenen abnehmen, welcher vielleicht der erste Geschworene bei diesem Bergwerke war. Die Grabschrift lautet wörtlich also:

Valentin Wiedenhöfer bin ich genannt,
Von Schleusingen aus dem Thüringer Land,
Nachdem ich hier für einen Geschwornen
Meinem gnädigen Fürsten Hochgeboren
Bis in die XXXXI Jahr
Im Bergamte gedienet zwar,
Die LXXXII lebet zu Hand,
Mein Leben und Tod in Gottes Hand. 1592.

Nach dieser Grabschrift muß also Valentin Wiedenhöfer im Jahre 1551 Geschworener in Lautenthal geworden sein. Vor dem letztern Kirchenbau stand auch noch das Bild dieses Geschworenen auf dem Chore neben der Orgel. Dem Kreuze Jesu gegenüber in betender Stellung sah man hier Wiedenhöfer in schwarzem Mantel und in seinem Grubenzeuge, und darunter die Inschrift: „Valentin Wiedenhöfer bin ich genannt aus Schleusingen im Thüringer Land. 1592.“

Bald nach dem Anfange der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts hatte sich die Bevölkerung Lautenthal's unter Begünstigung der Bergfreiheit bereits so vermehrt, daß sich das dringende Bedürfniß eines eignen Gotteshauses, welches bisher dem Orte fehlte, herausstellte. Noch im Jahre 1561 entbehrte Lautenthal einer Kirche, wie eine Bemerkung im ältesten Kirchenbuche der Bergstadt ausdrücklich besagt; denn in dem gedachten Jahre 1561 empfing der nachmalige Richter Matz Schubert, welcher 1625 mit Tode abging, auf dem dasigen Gottesacker die heilige Taufe. Noch in diesem Jahre 1561 soll indessen der Bau der Kirche begonnen worden sein, und schon 1564 konnte Gottesdienst in derselben gehalten werden. Der dem Katholicismus sehr ergebene Herzog Heinrich der Jüngere, welcher die Bergleute überall bevorzugte, schenkte der Kirche eine kleine Glocke, deren Inschrift: „Henr. Jun. Dux Br. et Luneb. 1564“ — ein Denkmal seiner Toleranz genannt werden mag; denn in der neuen Kirche ward ja evangelischer Gottesdienst gehalten. Doch hatten

die Lautenthaler um diese Zeit noch nicht das Glück, einen eigenen Prediger zu besitzen. Die benachbarten Geistlichen mußten vielmehr Lautenthal mit versehen. Erst im Jahre 1577 erhielt die Bergstadt Lautenthal einen eigenen Seelsorger. Der erste hieß Jacob Bitter, welcher dort bis zum Jahre 1605 sein Amt treu verwaltete, wo er mit Tode abging.

Auch noch in anderer Beziehung waltete in dem Jahre 1577 ein günstiger Stern über Lautenthal. Als nämlich im gedachten und darauf folgenden Jahre in der Harzgegend eine furchtbare pestartige Krankheit herrschte, von welcher auch die übrigen Bergstädte heimgesucht wurden, da blieben die Bergstädte Grund und Lautenthal ganz frei von dieser verheerenden Plage, welche z. B. in Goslar so wüthete, daß binnen kurzer Zeit, von Johannis bis Weihnachten 1578, 2600 Menschen und unter diesen auch zwei Prediger, Herdweigh und Meine, dahinstarben. Nicht so glücklich war die Stadt im dreißigjährigen Kriege, wo neben den immer sich erneuernden Kriegsunruhen und neben einer drückenden Theuerung im Jahre 1625 abermals eine pestartige Seuche den Harz heimsuchte, an welcher z. B. in Clausthal binnen 22 Wochen 1217 Menschen starben. Nach Lautenthal ward die Seuche auf folgende Weise verschleppt: Hans Wegener, ein aus Lautenthal gebürtiger Knecht, hatte sich als Soldat annehmen lassen, kehrte aber im April 1625 nach seinem Geburtsorte krank zurück, und starb hier an der Pest. Eben so ging es mit einer berüchtigten Frauensperson, Namens Anna Eschenbach, welche sich mit den Soldaten im Lande herumgetrieben hatte. Sie kam krank zurück, und starb an der Pest. So verbreitete sich das Uebel immer weiter. Indessen waren es meistens nur Kinder und jüngere Personen, welche von der Seuche ergriffen, dahinstarben. Die höchste Zahl der Todten in einer Woche belief sich doch nur auf 25, und glücklicher Weise ließ die Krankheit schon im October nach. Der damalige Prediger zu Lautenthal hieß Martin Engelmann.

Nicht minder, als von der Pest, ward Lautenthal um diese Zeit auch von den Kriegsdrangsalen heimgesucht. Spanische Kriegerschaaren von der kaiserlichen Armee unter Anführung des Obersten Pauke, welche vorher in Gittelde gehaus't hatten, besuchten im Februar 1626 auch den Oberharz. Als sie in Grund geplündert und mehrere Einwohner erschossen, ja, sogar die Stadt in Brand gesteckt hatten, da ergriff Furcht und Schrecken Lautenthal's Einwohner, welche jeden Augenblick einen gleichen Ueberfall besorgen mußten. Es erging daher von Seiten der Obrigkeit an alle Einwohner der Befehl, sich so stille, als möglich, zu halten, damit die wilden Horden nicht etwa herbeigelockt würden. Selbst der Gottesdienst ward, besonders um das dabei etwa nöthigen Geläutes willen, ausgesetzt. Es war nämlich eben Sonntag, als die Bergstadt Grund in Flammen stand. Doch zum Glück für die geängstigten Lautenthaler ging diese Gefahr vorüber. Die spanischen Horden blieben fern.

Auch der rauhe Tilly besuchte den Oberharz, und bedrängte mit seinen Schaaren die Lautenthaler. Am 22sten März 1626 nahm er die Bergstadt ein, und fünf bis sechs Einwohner wurden erschossen. Viele hatten vor Ankunft des

Feindes die Stadt verlassen, und waren nach Goslar geflüchtet, unter andern auch der schon genannte Pastor Martin Engelmann. Um so viel, als möglich, in seinem Amte nichts zu versäumen, reis'te er von Goslar ab, wo er sich längere Zeit aufhielt, öfter zu seiner Gemeinde, bis es wieder sicherer wurde, und er wieder nach Lautenthal zurückkehren konnte.

Noch waren die grausenvollen Stürme des dreißigjährigen Krieges nicht vertost, als Lautenthal's bisheriger Landesherr, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahre 1634 mit Tode abging. Sofort ergriff Herzog August der Aeltere von der neuen lüneburgischen Linie noch im Monate August sowohl von den rammelsbergschen Bergwerken und dazu gehörigen Gerechtigkeiten, als auch von den oberharzischen Bergstädten Zellerfeld, Grund, Wildemann und Lautenthal Besitz. Jedoch wurde bald darauf feierlich erklärt, daß dies im Namen sämmtlicher Herzöge von Braunschweig und Lüneburg geschehen sei. Die gütliche Ausgleichung aber, welche schon am 14ten December 1635 zwischen sämmtlichen Competenten zu Stande kam, bestimmte, daß diese Theile vor der Hand in gemeinschaftlichem Besitze der drei fürstlichen Linien Calenberg, Wolfenbüttel und Harburg bleiben sollten. Die kirchlichen Obrigkeitsverhältnisse Lautenthal's scheinen jedoch auch nach dem 1635 abgeschlossenen Vergleiche noch schwankend gewesen zu sein, was um so weniger zu verwundern ist, da abwechselnd ein Jahr die celle'sche und ein Jahr die wolfenbüttelsche Linie regierte. Das hannoversche Consistorium, welches damals seinen Sitz zu Hildesheim hatte, fand es daher für nöthig, unterm 18ten Januar 1638 den Bergstädten Zellerfeld, Wildemann, Grund und Lautenthal zu eröffnen, daß sie sich einstweilen in allen geistlichen Sachen nur an dasselbe halten, und Alles, was ihnen von Wolfenbüttel aus zugehen würde, verschlossen nach Hildesheim schicken sollten. Mit dem 1642 erfolgten Aussterben der harburgschen Linie wurden bekanntlich die 2/7 derselben so vertheilt, daß nun Braunschweig-Lüneburg 4/7 und Braunschweig-Wolfenbüttel 3/7 besaßen. Die dadurch entstehende Communion des Oberharzes hörte jedoch 1788 auf, und Lautenthal ist seitdem hannoversche Bergstadt.

Polle an der Weser.

Polle, ein hannoverscher Flecken an der Weser, zwischen Holzminden und Bodenwerder, von beiden Oertern etwa zwei bis drei Stunden entfernt, gehört zu den ältesten Oertern jener Gegend, und war in alten Zeiten ein Besitzthum der hochberühmten Grafen von Eberstein, über welche wir einige geschichtliche Bemerkungen hier voranschicken.

Die Besitzungen der Grafen von Eberstein waren höchst umfassend. Außer der Vogtei und dem Huldigungsrechte über die Stadt Hameln gehörten

ihnen die Schlösser und Aemter Forst, Fürstenberg, Aerzen, Polle, Ottenstein, Ohsen, Grohnde, Hämelschenburg, die Städte Brakel und Holzminden, die Burg Jühnde nebst mehrern andern Gütern bei und um Göttingen, ansehnliche Besitzungen am Harze, im Paderborn'schen, Fulda'schen und Corvey'schen, in der Grafschaft Lippe und Pyrmont und viele Lehnsgüter in Sachsen. Lucae in seinem Grafensaale giebt drei Hauptlinien des Geschlechts der Grafen von Eberstein an, nämlich die Ebersteine an der Weser, in Schwaben und in Pommern.

Die Burg Eberstein lag zwischen Holzminden und Bodenwerder, und war der Stammsitz der Grafen gleiches Namens. Nicht weit von dem bereits vorhandenen Schlosse Polle erbaute Graf Otto II. von Eberstein im 13ten Jahrhunderte die Burg Ottenstein. Wie viel früher das Schloß Polle, dessen im J. 1650 noch bedeutende Ruine unser Bild zeigt, erbaut worden sei, ist ungewiß. Otto's des Zweiten, Grafen von Eberstein, ältester Sohn, welcher zu Anfange des 14ten Jahrhunderts lebte, hatte nur eine einzige Tochter, welche den Grafen Simon von der Lippe heirathete, durch welche Heirath diese beiden Häuser in die engste Verbindung kamen. Dieser Zweig der Grafen von der Lippe schrieb sich fortan Grafen zur Lippe und Herren von Eberstein und die Grafen von Eberstein nannten sich zugleich Herren von der Lippe. Somit ward das Schloß Polle im Anfange des 14ten Jahrhunderts eine Lippe'sche Besitzung, und blieb eine solche bis zum Jahre 1404. Jetzt ward es ein Besitzthum des Welfenhauses. Im Jahre 1403 war nämlich Herzog Heinrich von Braunschweig während einer Fehde mit dem Grafen Bernhard von der Lippe in Gefangenschaft gerathen, aus welcher er sich mit 100,000 Gulden lösen mußte. Kaum war er frei, so begab er sich zum Kaiser Ruprecht, und erlangte die Lossprechung von dem bei seiner Entlassung aus der Gefangenschaft abgelegten Eide. Ja, er bewirkte es sogar, daß der Papst seinen Bannstrahl auf den Grafen Bernhard schleuderte. Die blutige Fehde begann nun auf's Neue, und bei dieser Gelegenheit war es, wo Herzog Heinrich das Schloß Polle eroberte *).

Polle, wo sich eine Königl. Domaine befindet, ist gegenwärtig der Sitz eines Amtes gleiches Namens und hat 138 Häuser und 1085 Einwohner, welche neben Ackerbau auch Kohlenhandel treiben. Es befindet sich hier eine Hauptzoll-Receptur des Kreises Hannover verbunden mit einer Grenz- und Steuer-Receptur des Kreises Hameln, ferner eine Papiermühle und zwei ritterschaftliche Güter (von Heimbruch und Bahling). Angestellt ist ein Landchirurgus; auch practisirt hier ein Arzt. Zu Polle gehört auch als Filial Brevörde mit 81 Häusern und 533 Einwohnern, welche sich durch ihren Fleiß im Stricken

*) Als Otto, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Bernhard's Sohn, sich mit der Tochter des Grafen Hermann von Eberstein vermählte, kam 1408 die ganze Grafschaft Eberstein an das Welfenhaus. cf. Hüne's Geschichte des Königreichs Hannover rc. I. S. 420.

auszeichnen. Die Pfarre Polle steht unter der Inspection Börrie, und das Patronat derselben wechselt zwischen dem Landesherren und dem Fürsten von Waldeck. —

Die Entstehung von Zellerfeld, Klausthal und der Frankenscharner Silberhütte.

Der Sage nach zerstörte Bonifaz in der Gegend von Zellerfeld ein Götzenbild und stiftete statt dessen eine Kapelle oder Zelle. Daraus wurde später ein Benediktinerkloster, welches unter dem Erzbischofe von Mainz stand und in den Urkunden monasterium in cellis oder cellae oder coenobium montis cellae heißt. Die Aebte wurden von dem Stifte Simonis und Judä zu Goslar gewählt und vom Erzbischofe bestätigt. Durch Abnahme der Bergwerke und überhandnehmende Räubereien kam es im 15ten Jahrhundert so herunter, daß Papst Eugenius 1431 dem Dechanten der Kirche zum heiligen Kreuz zu Nordhausen den Befehl ertheilte, die Abtei Zelle mit der Kirche Simonis und Judä zu Goslar auf ewig zu vereinigen. Seit dieser Zeit wird des Klosters nicht weiter gedacht.

1538 wurde auf das verfallene Mauerwerk desselben die erste Kirche der Stadt Zellerfeld gebaut und bei dem Aufräumen des Platzes fand man viele Grabsteine, Spangen, Münzen u. dgl.

Das nur durch den Zellbach von Zellerfeld getrennte, durch die Innerste, welche sich mit jenem vereinigt, bewässerte Klausthal hat seinen Namen von einer, zum benachbart gewesenen Kloster Zelle gehörigen Klause oder Eremitenwohnung. Später wurde daraus eine Kapelle, in welcher die Bergarbeiter ihren Gottesdienst hielten. 1556 ertheilte der Herzog Ernst II. von Grubenhagen der Stadt ein Siegel, in welches er jene Klause aufnahm, um an die Entstehung des Ortes zu erinnern. Schon in den frühesten Zeiten, jedoch, trotz Honemann (Alterthümer des Harzes), nicht vor 1296, waren hier Bergwerke, welche „zur Claus" oder „in den Clausthälern" hießen. Die wegen der Pest liegen gebliebenen wurden späterhin wieder aufgesucht und es strömten nun so viele Bergleute hinzu, daß eine Stadt entstand.

Die von Klausthal $^3/_4$ Stunden entfernte Frankenscharner Silberhütte ist 1554 erbaut und heißt so von den fränkischen Metzgern, welche an diesem Platze ihre Fleischbuden hatten.

Der Knabenkampf mit hölzernen Säbeln zu Zellerfeld, 1563.

Im genannten Jahre besuchte Herzog Heinrich der Jüngere, der große Bergwerksfreund, mit seiner zweiten Gemahlinn Sophie, einer Tochter des Königs Siegsmund von Polen, von der Staufenburg aus, die Bergwerke des Oberharzes und kam auch nach Zellerfeld, wohin ihn die Knaben von Wildemann, mit hölzernen Säbeln bewaffnet, begleitet hatten. Die Bergleute von Zellerfeld erhielten vom Herzoge Bier und Wein und waren überaus fröhlich. Die Knaben von Zellerfeld aber sahen mit neidischen Blicken, daß er und seine Gemahlinn freundlich zu denen von Wildemann herablächelten, welche sich vor dem Hause, wo er abgestiegen war, aufgestellt hatten. Sie bewaffneten sich daher in der Geschwindigkeit auf ähnliche Weise, wie jene, stellten sich ihnen gegenüber und beide Parteien machten Miene, einander anzugreifen. Um dem Herzoge ein Vergnügen zu machen, beschloß man, dem Dinge freien Lauf zu lassen. Der Angriff begann denn also wirklich; die Buben wurden aber bald so hitzig und schlugen so wild auf einander ein, daß auf beiden Seiten Blut floß und bald hier, bald da einer gefährlich verwundet zu Boden sank. Die Anverwandten der Verwundeten mengten sich nun mit ins Spiel und es entstand eine ernsthafte Rauferei, welche gefährliche Folgen hätte herbeiführen können, wenn nicht der Herzog zum Fenster herausgerufen und befohlen hätte, die Streitenden mit Gewalt aus einander zu bringen. Nach vielen Bemühungen gelang dies endlich.

Die Sage von der Rehbergerklippe.

An der Wand des Rehberges läuft einige Stunden lang ein Weg hin und schmiegt sich seinen zufälligen Biegungen an. Links rauscht, zwischen behauenen Granitblöcken eingeengt, der Rehbergergraben. Gerade über demselben ragen die wilden Gebirgsmassen jenes Berges empor, während sich rechts das Gebirge jäh hinabstürzt und ein Thal bildet, dessen dunkle Waldesnacht der Blick des Wandrers kaum zu ergründen vermag und in dessen Tiefe die wilden Wellen der Oder brausen. Schäumend stürzen sie sich über herabgefallene Felsenstücke, umtosen schauerlich das zackige Geklipp und umranken mit wogenden Armen das höhere Gestein, während weißer Schaum himmelan sprützt. Bei jeder Wendung auf jenem Wege gewahrt der Wandrer immer neue, immer gleich wilde Gebirgsansichten, unter denen die Rehbergerklippe ein wahres Schweizerstück genannt zu werden verdient. Gleich hinter dem rauschenden Graben strecken sich seine starren, gigantischen Zacken in furchtbarer Höhe zu dem Himmel em-

vor und die über einander gestürzten Granittrümmer mit gelben und grauen Flechten, schwarzglänzenden Beeren und purpurnen Blumen des Fingerhuts geschmückt, gewähren ein ergreifendes Bild der furchtbarsten Zerstörung. Im Hintergrunde aber steht trotzig und kühn der mit himmelanstrebender finsterer Tannenwaldung bedeckte Hahnenklee, ein mächtiger Bergriese, dessen vielfach zerklüftete Felsen Verderben drohend auf das darunter liegende Thal herabblicken.

Eine Sage, der düstern, wilden Gegend angemessen, haftet an dieser Felsenwand des Rehberges.

In den grauen Tagen der Vorzeit hauste in dieser Wildniß ein gewaltiger Nimrod, hart und rauh wie der Felsen, auf welchem seine Wohnung stand. Das blutige Weidwerk war seine Lust und täglich jagte er mit seinem Troß durch den Wald, daß von dem Klaffen der Hunde und dem Schall der Hörner das Gebirge widerhallte und die tausendstimmigen Echo wach wurden in den Geklüften der Felsen. Selbst der Gottesfrieden des Sonntags war nicht vermögend, die Mordlust des Jägermannes zu zügeln und ihn an der Verfolgung der schlanken Thiere des Waldes zu hindern. Ein frommer Einsiedler ermahnte ihn oft, nicht mit seinem Gelärm die friedliche Stille des Sabbaths zu stören; aber die Worte des Greises fanden das Ohr des Weidmanns verschlossen und vom Spott und Hohngelächter des Unholdes begleitet, schlich der Eremit betrübt nach seiner Klause zurück.

Der Abend eines schönen, blauen Oktobersonntags senkte sich auf das Gebirge hernieder; die Gipfel der dunkeln Tannen auf Felsensteinen und Bergspitzen tauchten sich in den goldnen Glanz des Abendrothes; auf der ganzen Gegend lag ein tiefes Schweigen, nur die Wellen der Oder murmelten in der Ferne ihr ewiges Lied; nur das scheue Wild verließ sein sicheres Versteck, trat vorsichtig, mit leisen, langsamen Schritten aus dem Gebüsch und suchte zwischen den feuchten Kräutern des Bodens die würzige Nahrung. Da ertönte plötzlich das Getöse der Jagd in der Ferne, die friedlich äsenden Thiere flohen scheu in das Dickicht zurück und mit jeder Sekunde mehrte sich das Lärmen. Ein schneeweißes Reh flog mit der Schnelligkeit des Windes über die Berge, verfolgt von Jägern zu Fuß und Roß, und umringt von der klaffenden Meute der blutgierigen Hunde. Der Boden erdröhnte unter den Hufen der muthigen Pferde und unter den Tritten der keuchenden Menschen, die Berge hallten wieder vom wilden Halloh der Reiter, von dem Knallen der Peitschen und dem Klirren der Waffen. Das gehetzte Reh stöhnte und entrann nur mit Aufbietung der letzten Kräfte den wüthenden Verfolgern.

Keuchend nach den steilsten Zinken
Fliegt es, nach dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Das edle Thier stand athmenlos an dem Abgrunde, der noch jetzt nach ihm die Rehbergerklippe genannt wird und schreckte zitternd vor dem unbekann-

ten, schwarzen Schlunde zurück. Und lauter als zuvor donnerte der wilde Jagdruf, in immer gefährlicherer Nähe tönten die Hörner, gieriger fielen die Rüden ihre Beute an und von Todesangst gepeinigt wagte das Reh den gräßlichen Sprung und stürzte sich in die schaurige Tiefe hinab.

Da entstand plötzlich ein seltsames Licht, ein blendender Glanz umschimmerte das gequälte Thier und unsichtbare Engelshände trugen es sanft hinab in das sichere Thal. Die Jäger aber, sammt Rossen und Hunden, wurden von magischer Gewalt getrieben, dem Thiere nachzufolgen. Von den Felszacken herab stürzte der ganze Troß in die Tiefe und große Granitblöcke und hohe Fichten sanken ihm nach und begruben die zerschmetterten Leichname in ewige Nacht.

Von jener Zeit an nun ist es nicht geheuer in diesen Bergen und der Fuß des einsamen Wandrers eilt scheu vorüber, wenn das Gestirn des Tages in fernem Westen erloschen ist und die Nacht auf ihrem schwarzen Rosse durch das Gebirge jagt. Denn zur Stunde der Mitternacht, wenn der Uhu mit schwerem Fittig über dem Thale schwebt, wenn das Gekreisch der Nachtvögel aus den Spalten der Felsen ertönt, wenn das phantastische Mondlicht die dürren Stämme der Bäume in graue gespenstige Gestalten umwandelt, — da huschen, wie Geister der Nacht, riesige Jägergestalten durch das Gebüsch, es beginnt in der dunkeln Nacht der Tannen zu flüstern und zu brausen und ein dumpfes Getöse rauscht heran wie schwellende Meereswellen.

Und von dem hohen Berge
Da zieht der Jäger aus,
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Da schwanken Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß,
Durch Zweig' und Felsenspalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.

Hier grinsen Wuthgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm *).

Der Bau des Oderteichs und des Sperberheier Damms.

Die Bergmeister hielten Rath mit einander, weil es den Andreasberger Hüttenwerken sehr oft an den nöthigen Wassern fehlte und oft, wenn die Hitze des Sommers die Bäche austrocknete, gänzlich gefeiert werden mußte. Sie wandten sich nach der Gegend, wo die Oder in vielen kleinen Quellen hervor-

*) Nach C. Duval in Thüringen und der Harz.

sprudelt und begannen hier ihr Werk. Ungeheure Granitblöcke ließen sie herbeiwälzen und aufeinanderthürmen, dann quer durch die Enge des Thals einen Riesendamm ziehen, 325 Fuß lang, 60 Fuß hoch und unten 70, oben 50 Fuß breit. Starke Eisenklammern verbanden die Felsen mit einander, zerfallener Granitsand und Moos füllten die etwaigen Lücken aus, und hinter diesem mächtigen, unzerstörbaren Damm sammelten sich nun die Wasser und bildeten einen Teich von 5000 Fuß Länge, 500 Fuß Breite und 60 Fuß Tiefe. Dieses ungeheure Wasserbecken, dem kein andres auf dem Harze gleich kommt, ist, wenn es sich ganz angefüllt hat, vermögend, ein volles halbes Jahr die nöthigen Wasser zu liefern, selbst wenn es in dieser Zeit keinen einzigen Tropfen Zuwachs erhielte. 40,000 Thaler hat das Riesenwerk, welches im Jahre 1714 begonnen und 1722 beendigt wurde, gekostet; aber seit 120 Jahren auch die trefflichsten Dienste geleistet. Nur die Hitze des Jahrs 1822 war vermögend, die ungeheure Wassermasse zu verzehren und den Teich auszutrocknen; so wie ebenfalls das Jahr der Dürre 1842 Wassermangel herbeiführte.

Der Sperberheier Damm leistet für Klausthal dasselbe, was der Rehberger Graben für Andreasberg. Er wurde 1733 und 34 aufgeführt, kostete 30,000 Thaler, ist gegen 50 Fuß hoch, oben eben so breit, und 200 Ruthen lang. Das Wasser des Gerlachsbaches wird in ihm auf einem 1½ Stunden langen Wege in den Hausherzbergteich geleitet und neben demselben läuft auf dem Damme hin ein Fußpfad nach Klausthal. Im Dammkruge wohnt der Aufseher dieser Wasserleitung.

Stiege.

„Eh' ick wollt verlaten mynen leven **Stieg**,
Wollt ick verlaten mynen edlen Lief.“

Ihr Männer von Stiege — denn so heißet ihr, nicht Bauern und nicht Bürger, — und ihr Frauen, deren manche so manchesmal in ihrer eigenen Tracht und mit der Laterne den Pfad gen Nordhausen hinab und hinauf wandern am Hohnstein, früh in der Nacht ausgegangen und spät in der Nacht heimwärts kehrend; ihr Männer und Frauen aus den 180 Häusern mit 1100 Einwohnern, und ihr Herren vom Schlosse, gewiß kennt ihr obigen Ehrenspruch auf euren Ort. Euer Graf **Bodo** II. von Blankenburg und Reinstein führte ihn im Munde; denn er hatte das uralte Schloß sehr lieb. Schon **Ulrich** IV., welcher 1530 starb, hatte es um 1528 zu seinem Ruhesitze gewählt; seiner Gemahlinn, **Anna** von Hohnstein, war Stiege als Leibgedinge 1509 vom Herzog **Heinrich** dem Aeltern bestätigt worden, und sie wurde nach ihrem Tode hier beigesetzt; sein Enkel, **Ulrichs** V. Sohn, war jener **Bodo**. Er überließ das Schloß Blankenburg der Wittwe seines verstorbenen Bruders **Ernst** und dessen

Sohne und schlug seine Residenz zu Stiege auf. Zwei Pastoren daselbst, den Peter Stephani und Johann Querfurt ernannte er zu Hofpredigern. 1594 den 4ten October starb er allda kinderlos und sein Leichnam ward in der Bartholomäikirche zu Blankenburg beigesetzt. Seine zweite Gemahlinn, Anna von Schönburg, welche nur acht Tage lang seit der Vermählung gesund und außerdem meist bettlägerig war, überlebte ihn und bewohnte als Wittwe das Schloß. Seit 1590 und dann wieder 1600 besaß es pachtweise der Obrist Johann von Oppershausen, welcher das Amt als Hauptmann verwaltete. Wegen einer Predigt verfolgte er eine Zeitlang heftig den Pastor Andreas Beyer. Als er 1606 dort starb, setzte seine Wittwe, Elisabeth, geborne von der Schulenburg, die Verwaltung fort mit ihrem Amtmann Kaspar Beyer. Schon 1539 hatten die Grafen Ulrich V. und Bernhard Stiege als Unterpfand an Anhalt versetzt und 1554 war es von dem Grafen Ernst auf sechs Jahr wiederkäuflich an Thamm von Schaafstädt verschrieben gewesen. Nachherige Pfandinhaber waren: Adrian Arnd von Stammer, Erbsaß auf Ballenstedt, um 1621 und 1624; Eberhard von Berlepsch 1631; von Keydel 1652; Bodenhausen; dann folgten als Bewohner des Schlosses fürstliche Beamte, deren einer, Anton Kisling, 1642 den 11ten März von Straßenräubern auf der Lange erschossen worden ist. 1625 wurde Stiege von Wallenstein auf seinem Zuge über Göttingen und Eimbeck in das grubenhagensche und halberstädtische Land besetzt und 1628 von dem Obrist Becker von der Ehre, da sich Kaiser Ferdinad II. Blankenburgs bemächtigt hatte. Wallenstein trat die Grafschaft an den Grafen Merode ab, welcher sie bis 1631 behauptete; dann erhielt sie Herzog Friedrich Ulrich für 50,000 Gulden zurück. 1644 hauste zu Stiege der General Hatzfeld mit seinen Kürassiren; 1646 wurde es ausgeplündert und um diese Zeit die Schanze gegen die Schweden nach Anhalt zu aufgeführt. Diese wurde im siebenjährigen Kriege erneuert und 1760 von hannoverschen Jägern besetzt. 1806 flüchteten über Stiege die Preußen und Sachsen, und die Franzosen kamen hinterher, vor welchen sich viele Einwohner, wie im dreißigjährigen Kriege, Tagelang in den Wolfsthälern verbargen.

Seitdem 1599 Blankenburg nebst dem Amte Stiege an Braunschweig gefallen ist, haben sich manche Herzöge zum Besuche in dem Schlosse, von welchem wir reden, aufgehalten. Bei der Einweihung der neuen Kirche des Ortes, den 13ten September 1711, war der ganze Hofstaat in Stiege und auch der damalige russische Großfürst Thronfolger, Alexius Petrowitz, als Verlobter der Prinzessinn Charlotte Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel. Den Abgebrannten von Hasselfelde hat das geräumige Schloß 1794 und 1834 als Zufluchtsort gedient und seit letzterem Jahre ist auch Gerichtstag darin gehalten bis zur Wiederaufbauung jener Stadt, wohin das Stiege'sche Gericht früher schon verlegt worden war. Seit 1818 ist das Schloß die Dienstwohnung des Herzoglichen Oberförsters. Schon 1442 hielten Ulrich III. und Bernhard einen Voigt als Amtmann zu Stiege. Sie theilten sich in die Grafschaft Blankenburg, behielten aber jenes gemeinschaftlich. 1600 war mit

dem Amte die obere Gerichtsbarkeit verbunden; daher rühren der Galgenberg am Hasselfelder Wege und der Name der Stüpengasse im Flecken. Durch dieselbe wurden die gestäubten Verbrecher an die anhalt'sche Grenze geführt, wo sie Urfehde schwören mußten. Das Amthaus stand unterhalb des Schlosses neben dem Rathhause. Beide brannten 1605 ab und Rathsstube, wie Gerichtsamt kamen eine Zeitlang in den obern Stock der Schenke. Bis 1818 standen auch nahe beim Schlosse vier Diensthäuser desselben, an einem Platze, welcher Rübeland d. i. Raubeland heißt, jedoch nicht mit dem Hüttenorte Rübeland zu verwechseln ist. Ebenfalls in der Nähe des Schlosses liegen noch die Mordthäler. Andere Merkwürdigkeiten der nächsten Umgegend sind: die eben genannten Wolfsgruben, wo Wölfe bis in die erste Hälfte des 18ten Jahrhunderts getödtet worden sind; der Forstort Wildgarten oder Wildhagen, wo Wild in Schlingen gefangen wurde; das Vorwerk Hähnichen, ein altes reinsteinsches Lehn, wo ehemals das Dorf Silkenfelde gestanden hat; die Ruine der Selkirche an der alten nordhäuser Straße, in einem moorigen Wiesengrunde, wo die stiege'sche und die güntersberger Selke entspringen; die Zellwiesen, wo eine Einsiedlerzelle gewesen ist; ein Mineralbrunnen, welcher vor 80 Jahren wieder entdeckt wurde; Berghalden von dem bis 1747 auf Kupfer und Eisen getriebenem Bergbau. Beliebt war sonst der stiege'sche Broyhan. Die ehemalige Schäferei hat sich zu stattlichen Domainengebäuden erweitert; früher und schon 1704 war die Pachterwohnung im Schlosse.

Dieses in seinem Haupttheile uralte Gebäude steht am Abhange eines langgedehnten Bergrückens auf einem hervorspringenden, nicht sehr hohen, nach der Thalseite zu nackten und schroffen Felsen, in einem freundlichen, von Forst umgebenen Thalkessel. Die vielen Quellen der Gegend, wo die Selke, Lupbode, Rapbode oder Hassel und die Bähre entspringen, sind am Fuße des Felsens zu drei großen Teichen gesammelt, an denen entlang der Flecken Stiege liegt. Man sagt, er sei schon in der Heidenzeit bewohnt gewesen; noch im vierzehnten Jahrhundert wird der Ort „das heidnische Stiege“ genannt. Unfern des Schlosses bei der Domäne hieß sonst ein Platz die Osterkirche, welche von dem Götzendienste der Ostar hergerührt haben mag. Der Name Stiege kommt vermuthlich her von Steigen; hinter der Schenke ist noch der Stieg. In alten Lehnbriefen des 15ten Jahrhunderts heißt der Ort der Stich. Das Schloß hat in alten Zeiten als Stätte der ritterlichen Wegelagerung gedient. In der Nähe führt die alte Straße zwischen Nordhausen und Quedlinburg vorbei, so wie auch die hohe Straße, welche den Harz der Länge nach durchschneidet. Letztere wird so schon genannt in dem Lehnbriefe des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, worin er 1203 den Grafen Siegfried III. von Blankenburg mit dem Forste zwischen der Bähre und jener Straße belehnt; desgleichen in einer Urkunde des Grafen Heinrich von Blankenburg vom 14ten September 1319 und in der reinsteinschen Grenzbeschreibung 1625. Bereits im 8ten Jahrhunderte und sogar spätestens soll das Schloß erbauet worden sein. Jetzt sieht das längliche Viereck einer so alten Burg nicht mehr ähnlich. Aber sonst hatte sie vier starke

Eckthürme und nach der Bergseite einen tiefen Graben, über welchen eine 40 Fuß hohe Zugbrücke von dem höhern Berge herab durch den einen Thurm in das Schloß führte und den einzigen Zugang zu demselben ausmachte. Dieser Thurm ist abgetragen und 1704 die Zugbrücke wegen der Oekonomie niedriger gelegt; 1780 auch der tiefe Schloßgraben ausgefüllt worden. Von jenen vier Thürmen steht nur noch der südwestliche; auf der Südostseite des Schlosses ist von einem blankenburg-reinsteinschen Grafen ein Flügel angebaut worden. Die auf der Westseite des Schlosses in einen Stein gehauene Zahl 170 kann nicht das etwaige Erbauungsjahr 1170 sein sollen; oder man müßte sie aus den vielleicht früheren römischen Ziffern renovirt haben. Erstaunliche Keller und Gefängnisse befinden sich im ältern Schlosse. Das Burgverließ erkennt man noch an der obern viereckigen Oeffnung und an den eisernen Krampen in den Seitenmauern. Ein Gefängniß in dem alten Eckthurme, mit einer Wendeltreppe, heißt der Pfaffenwinkel. Von einem vermeintlichen Brunnen in der Hausflur ist keine Spur mehr vorhanden; die Senkung daselbst rührt im Gegentheile von einem dritten Gefängnisse her.

Die Fleckenkirche am Schloßberge dicht unter dem Schlosse ist dessen Kapelle gewesen. Mehre blankenburg-reinsteinsche Grafen sind daselbst beigesetzt worden. Früher hat eine ältere, vielleicht schon zu Anfange des 9ten Jahrhunderts erbaute, an derselben Stelle gestanden und ist dem Apostel Jakobus dem Jüngern geweihet gewesen. Sie wurde 1590 reparirt, 1708 niedergerissen und die neue in dem schon oben genannten Jahre 1711 eingeweiht, unter dem Namen zur Hülfe Gottes. Der erste evangelische Prediger hieß Gerlach Nolte aus Franken, 1535 unter Ulrich V. Vorher gehörte die Kirche zum halberstädter Sprengel.

Wohlan, „myn lever Stieg," in Wäldern und Bergen geborgen, im Angesichte des fünf Stunden davon entfernten Vater Brockens, helfe dir Gott und behüte dich vor Raub, Mord, Pest, Brand, Plünderung, was du Alles seit 1000 Jahren so vielfach erlebt hast!

Elbingerode.

Die hannoversche Amtsstadt Elbingerode liegt zwei Meilen von Blankenburg, eine von Wernigerode. Man leitet den Namen am richtigsten ab von einem der Gründer des Klosters Ilfeld, Eilger oder Ilger II., starb 1189; daher ist es auch sonst Eilgerode geschrieben worden. Andre halten es für das Elveningerode, dessen Namen im 14ten Jahrhunderte gewisse Ritter führten. Sie unterschrieben mit mehre kaiserliche und fürstliche Urkunden, u. a. ein Ludwig diejenige, worin das Stift Quedlinburg dem Kloster Schulpforte einige Güter verkauft. Aber jene milites führten ihren Namen wahrscheinlich von

dem Dorfe Elbingerode bei Herzberg. Noch Andere sagen, unsre Amtsstadt heiße so von Einwanderern von der Elbe her; ja, Manche sogar, der Name Elbingerode stamme her von Alberich oder Elberich, welcher ein mächtiger, über die Erze der Erde gebietender König der Elbe (Mehrzahl von Alb) in der nordischen Mythologie ist. Nun, Jedermann hält etwas auf seinen Ursprung; wie sollte man dies nicht auch jedem Orte und so ebenfalls unserm Elbingerode zu gut halten; zumal da jener Erzkönig allerdings über Manches dort zu befehlen hat. Das sieht man u. a. an den reichen Eisenerzen und an der Rothenhütte mit ihren prachtvollen Hüttengebäuden; das hört man auch u. a. aus Folgendem: Vor über anderthalb hundert Jahren wurde behauptet, man könne um Elbingerode sein Glück machen, wenn man folgende Anweisung in Obacht nehme. Man solle daselbst nach einem Berge fragen, der heiße Morgenland, Morgenbrots- oder Georgenberg. Habe man diesen gefunden, so solle man im tiefen Grunde das Wasser hinaufwärts gehen; da werde man zwei Steinklippen finden, an deren einer ein Mönch oder Schuh gehauen sei. Daselbst befinde sich ein Stollen gediegenen Golderzes, dessen ein Pfund 112 Gülden Werth habe. Vormals habe ein Wälscher, Noth und Zehrung halber, ein Pfund für 106 Gülden zu Nürnberg verkauft. Der Stollen sei mit einer Hurt verdeckt, daher müsse man ihn fleißig suchen und räumen. Hernach solle man weiter am Wasser aufwärts gehen, so werde man wieder zwei Steinklippen finden. Es seien daran Mönche gehauen; der eine werde mit einem Finger auf einen Platz weisen und daselbst ließen sich gediegene Goldkörner finden. Noch besser hinaufwärts stehe ein verstümmelter Baum und dabei liege ein Steinhaufen. Thue man denselben weg, so werde man einen Stein mit einem Ringe finden, den solle man aufheben und solle suchen, so werde man einen vortrefflichen Schatz entdecken, wovon das Pfund 112 Gülden werth sei. Mein Autor setzt hinzu: „Dieses sind nun vortreffliche schöne Raritäten, wer Appetit hat, kann sein Glück probiren.“

1008 kam die Landschaft um Elbingerode nebst dem Bodfelde durch Heinrich II. an die Abtei Gandersheim und von ihr als ein Lehn 1125 an die Grafen von Hohnstein, 1319 an die Grafen von Blankenburg; 1343 fiel Elbingerode an Werningerode, 1653 durch Vertrag an Braunschweig-Lüneburg. Hannover hat jetzt den Pfandbesitz davon. Graf Botho zu Stollberg hatte daselbst 1514 ein Schloß, jedoch nur ein unansehnliches hölzernes Gebäude, errichten lassen. Auf demselben haben auch die Herrn von Münchhausen gewohnt, an welche die Stadt eine Zeitlang versetzt gewesen ist. Im Schloßgarten hat bis zu dem, vor etwa 80 Jahren stattgehabten Brande ein schönes, weitläufiges Schloß gestanden, wovon noch bedeutendes Mauerwerk zu sehen ist.

Wie interessant die Geschichte von Amt und Stadt Elbingerode in gewissem Betracht ist, ersieht man vorzüglich aus einem Werke von Delius, welches Bruchstücke aus ihr liefert. Freilich in jedem Betracht anziehender und nie veraltend ist die Natur bei Elbingerode durch den Weg, welcher von da nach Rübeland führt und durch die Nähe des Bodethales. Jener hat viel Aehnliches

mit dem plauenschen Grunde in Sachsen und dieses ist vielleicht das schönste Thal in Deutschland. Wer kennt nicht auch bei Rübeland die Baumannshöhle und die, 1719 von Delion aus Braunschweig angelegte, von Schmidt nachher verbesserte, Marmormühle? Herzog Ludwig Rudolph ließ zur Verarbeitung des im Marmorbruch gebrochenen Marmors einen Marmordreher aus Oettingen kommen, welcher in Elbingerode gewohnt hat. Anton Ulrich und sein Sohn hielten sich wegen der anmuthigen Gegend von Rübeland oft daselbst auf.

Aus der historischen Vorzeit des Bodethales rühren her zehn und mehr Namen von Burgen, oder wenigsten bloßen einzelnen Burgthürmen, welche auf den Bergen und Felsen desselben gestanden und nur zum Theil noch Rudera hinterlassen haben. Da ist die Homburg, nicht weit vom Tanzplatze, der Roßtrappe gegenüber, nebst der Winzenburg, am linken Bodeufer. Da ist die Treseburg, zwei Stunden von der Roßtrappe, auf der Treseklippe über dem Dorfe Treseburg. Da ist, zwei Stunden von Hasselfelde, auf dem rechten Ufer der Bode, die Schöneburg. Da ist, südöstlich von Rübeland, die Burg Birkenfeld; unfern desselben Ortes die Christinenburg, auf der Klippe gl. N.; eine halbe Stunde davon, ungefähr ein Stündchen von Elbingerode, die Sausen-Susen-Susannenburg, von deren Zinnen man Bodfeld und Königsburg mag haben überschauen können; endlich die Elendsburg, zwanzig Minuten von Schierke, zehn von Elend, auf einem Kegel von Kieselschiefer, im romantischen Elendsthale, wo die Bode schäumend über Klippen dahin braust. Nicht weit von Bodfeld, auf einem Berge des rechten Ufers derselben, steht der zerfallene Thurm und das umgestürzte Gemäuer der Königsburg. Henneke von Bodfeld trug von dem Grafen Heinrich zu Blankenburg ein Gut zu Lehn, welches letzterer um 1303 an den Bischof Albrecht I. zu Halberstadt gab. Dieser kaufte 1324 auch den Königshof oder die Königsburg.

Viel wichtiger, als alle diese Burgen, ist Bodfeld gewesen. Es heißt so von dem, noch dafür geltenden Grenzflusse zwischen den zu Anfange genannten Landstrichen, welcher bei Königshof, unfern der rothen Hütte, gebildet wird von der, über Braunlage entspringenden, warmen und von der, am kleinen Brocken ihren Quell habenden, kalten Bode. Funfzehn Minuten über dem Bette des Flusses, auf dem Papenberge, eine Viertelstunde von dem Hüttenorte Königshof, drei Viertelstunden südwestlich von Elbingerode, lag die berühmte Pfalz, von welcher sammt dem Kloster und dem Dörfchen, welche nahe dabei gestanden haben, außer dem Namen nur noch Ueberbleibsel einer ringförmigen Mauer, in welcher die Grundmauer eines Gebäudes, wahrscheinlich der Kirche sich befindet, vorhanden sind. Letzteres, Erdfeld geheißen, hatte zu Anfange des 15ten Jahrhunderts nur noch seine Kirche hinterlassen. Jetzt ist Alles bloß eine große Wiese. Bodfeld und Erdfeld waren der unmittelbaren Herrschaft der sächsischen Kaiser unterworfen, welche sich daselbst oft aufhielten, sich mit der Jagd ergötzend, oder mit dem Federspiele belustigend. Viele Urkunden wurden dort ausgestellt. Heinrich I., welcher am häufigsten zu Bodfeld gewesen ist, fühlte

daselbst 936 seinen Tod nahen. Mit Mühe begab er sich nach Memleben, wo er in demselben Jahre starb. Heinrich III. verblich zu Bodfeld 1056 in den Armen des Papstes Viktor II. Er hatte zu viel von einer Hirschleber genossen und Aerger gehabt, durch die eben eingetroffene Nachricht von einer gegen die Wenden verlorenen Schlacht. Der Papst war von dem Kaiser aus Italien herbeigerufen, weil er die prachtvolle Einweihung der Stiftskirche zu Goslar vollziehen und verherrlichen sollte. Otto I. hatte mit dem Zehnten des Jagdgewinnes von dem ansehnlichen Bezirke des Bodfeldes und von Siptenfelde schon 937 das Stift zu Quedlinburg begnadigt. Als die Kaiserbesuche aufhörten, zerfielen die Pfalzburg und ihr Zubehör allmählig 1194—1258.

Lemförde.

Dieser Flecken in der ehemaligen Grafschaft Diepholz hieß ursprünglich Löwenförde, Leonis forda, Lauenfurth; erst später änderte ihn die Regierung in Lemförde um zur Unterscheidung des Fleckens Lauenförde an der Weser (Amts Nienover-Lauenförde). Der Ort hat ein großes und kleines Siegel wie Diepholz, und in denselben einen gehenden Löwen mit der Umschrift: Sigillum Civitatis Lewenfurt. Dem ersten Ursprunge nach war dieser Ort im Anfange nur ein Lustschloß, welches die Grafen von Diepholz der schönen Gegend wegen erbauen ließen. Um dies Schloß ging ein doppelter Graben mit Erdwall; in Süden und Norden waren zwei Thore mit Zugbrücken, Zwingern und Thürmen. 300 Schritte vor dem südlichen Thore lag die adlige Burg, Stührenburg genannt. Das Schloß, jetzt Amthaus, war auf folgende Art beschaffen. Ein Wassergraben theilte es in zwei Theile oder Plätze. Auf dem obern Platze, welchen eine hohe, dicke, aus dem Graben aufgeführte Mauer umzieht, sind zwei große aufgemauerte Gebäude nebst einem Brau- und Backhause. In der Mauer des obern Platzes ist ein großer gewölbter Zwinger und darunter ein Gefängniß, über demselben sind zwei Gemächer und ein viereckter Thurm, der zwei Zimmer in sich faßte. Nach der Ostseite hatte das Schloß außer der Mauer noch einen Erdwall, der auch um den ganzen Flecken ging. Darauf stand grobes Geschütz; der Unter-Schloßplatz war gleichfalls mit starken, aus dem Wassergraben aufgeführten, Mauern umgeben und auch mit einer Zugbrücke versehen, darüber stand ein Pforthaus, über dem die Amtsstube sich befand. Dann stand hier ein Stall, ein Zehnt- und Dreschhaus, ein Schafstall und ein Küchengarten. Der jetzige Amtsgarten befindet sich da, wo sonst Gebäude standen. Im Kriege litt das Schloß sehr; 1621 ward es wieder reparirt und 1641 der Wall an das Cantorat geschenkt, später aber den daran liegenden Bürgern gegen Entrichtung des noch jetzt fortdauernden Wallgeldes überlassen.

Zur Beschützung der Anlage und um Gesellschaft zu haben, erwählten die Grafen nach damaliger Sitte vier sogenannte Burgmänner, denen sie adlich freie Höfe schenkten. Es waren dies die von Grapendorf, v. der Horst, v. Bordewisch und v. Stemshorn. Auch einigen Bedienten wiesen die Grafen Plätze zu Wohnungen an. Nach und nach ward der Ort volkreicher; es zogen 16 Familien aus dem Dorfe Stemshorn hierher. Die Grafen befestigten den Ort nebst der Burg zum Grenzpasse und machten ihn zum Städchen, welches zwei Thore, Zugbrücken, Wall und Graben hatte. Dann ward eine Kirche erbauet und nachher verbessert, als nach dem 1629sten Jahre die Brokumer Kapelle nebst dem Dorfe Quernheim nach Lemförde eingepfarrt wurde.

Im Kriege litt der Ort sehr viel. Im Jahre 1655 den 15ten März legte eine große Feuersbrunst die Kirche, das Pfarrhaus und eine Menge Bürgerhäuser in Asche. Zum Wiederaufbaue der Kirche machte der Herzog Christian Ludwig ein Geschenk und die Bürger Johann Massmann, Heinr. Speckmann und Heinrich Strych hielten Kollekten in den Nachbar-Gemeiden und Ländern. Dadurch, wie durch die eifrigen Bemühungen des Landdrosten zu Diepholz, Adolph Friedr. Moltzan, des Amtmanns zu Lemförde, Heinrich Horstmann und seines Nachfolgers Johann Friedr. Stolting, des dortigen Amtsvoigts Arnd Wulf, des Pastors Ludw. Raschius und des Bürgermeisters Anton Corfei wurde in vier Jahren der Bau der neuen Kirche vollendet und diese am Sonntage Reminiscerie 1659 von Johann Niemann, Superintendenten zu Diepholz, durch eine Predigt feierlich eingeweihet.

In der neuern Zeit hat sich der Flecken sehr verschönert; vorzüglich zeichnen sich die Häuser des Apothekers Gronewiz und des Lederhändlers Weber aus. Das Rathhaus ist gegenwärtig mit dem Schulhause verbunden und 1618 erbauet. Ein eigenes Gericht hat der Flecken nicht, sondern Bürgermeister und Rath stehen unter dem Amte; den Erstern ernennt die Landdrostei. Seit 1832 sind zwei Märkte eingeführt, aber nicht von Bedeutung. Lemförde hat 129 Häuser und 891 Einwohner. Ein jährliches Volksfest ist das Schützenfest. Im lemförder Berge ist vor einigen Jahren für den Holzaufseher ein Haus gebauet, das wegen seiner schönen Lage den Bürgern zugleich zum Vergnügungsorte dient.

Sage.

In der Geschichte der Grafen von Diepholz kommt 1219 ein Rudolph von Diepholz vor, der erste in dieser Familie, welcher den Namen Rudolph führt. Im Munde des Volks lebt eine Sage von wunderbaren Abentheuern, die etwa 200 Jahre früher ein anderer Rudolph aus dieser Familie bestanden und wovon sich ein Gemälde auf dem gräflichen Schlosse, jetzt Amthause, Lemförde befunden haben soll. Dies führte folgende gereimte Unterschrift:

Rudolff von Diepholz geborner Graff
Dient in Schweden ans Königs Hoff
Für ein Küchenjungen ohnbekandt,
Ward des Königs Kämmerling zuhandt.

Drauff er einen Hirsch nachspürt,
Und dadurch in den Waldt verirrt,
Trifft an ein Jungfrau lobesan,
Die zeigt ihm die rechte Straß und Bahn.

Und damit künftig solche Ding
Nicht vergessen, gab sie ihm ein Ring,
Versetzet mit Carfunkelstein,
Der gab von sich gar hellen Schein.

Einsmals der König in der Nacht
Des Steins Glantz sah, in Kundschafft bracht,
Woher der Ring vnd Jüngling gborn,
Darauff ihn Fräwlein Marina erkohrn.

Welche vom Konig Waldemar
Mit Seinem Gemahl Ehelich gezeuget war,
Vnd ihr Schwester eben der Zeit
Primsle Herzoge in Pommern gfreyt.

Die beyden Beylager auff einen Tag
Zu Nicoden hernach geschah,
Ans Königs Hoff mit Ritterspiel,
Panquet, Thurnier vnd Frewde viel.

Friedrich von Voß zu Diepholz, welcher 1688 in einer handschriftlichen Nachricht dies nacherzählt, fügt hinzu, das Gemälde sei vor Jahren noch da und ebenfalls in Stein ausgehauen gewesen. Er sagt ferner, nach Hirtzwig und Andern sei diese Begebenheit 1011 vorgegangen, und als dieser Graf Rudolph mit seiner jungen Gemahlinn aus Schweden von seinen Unterthanen an der Brücke über die Hunte zu Goldenstädt empfangen worden sei, habe Letztere viele goldene Münzen unter dieselben ausgeworfen und davon die Brücke und Stätte den Namen die goldene erhalten. Eine gewöhnliche Sage aus einer gewissen Zeit, um dem Namen Goldenstädt und goldene Brücke eine Deutung zu geben.

Osterode am Harze.

Die Stadt Osterode, an der westlichen Seite des Harzes gelegen, gehört ohne Zweifel zu den ältesten Städten des Königreichs Hannover. Schon vor 843 soll sie von dem Sachsenherzoge Bruno gegründet und anfangs Brunsrode genannt worden sein. Wann sich der Name verändert habe, ist jedoch

ungewiß. Der jetzige Name der Stadt erinnert an die Göttin Ostera oder Ostora, auch Astaroth genannt, welche auf einem nahen Hügel verehrt worden sein soll. Bonifacius, der verdienstvolle Apostel der Deutschen, soll diesen Götzendienst zerstört haben. An der Stelle, wo die Ostera verehrt wurde, erhob sich später eine Burg. Graf Werner I. von Lauterberg hinterließ Osterode bei seinem 969 erfolgten Tode seinem Sohne Werner II., welcher auf dieser Burg wohnte. Von dieser Lauterberg'schen Linie abstammend, kommen in der Geschichte viele Edle von Osterode vor, deren letzter, Namens Hermann, in der Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte. Mit dem Aussterben dieser Linie kam die Burg an Heinrich den Löwen, welcher hier öfter weilte. Um 1332 bewohnte sie noch ein Balduin de Piscina. Die Zeit ihrer Zerstörung ist ungewiß. Ein halbeingefallener Thurm, nicht weit vom Harzthore der Stadt, und weniges andere Gemäuer sind die noch vorhandenen Ruinen der Burg.

Was nun die Stadt Osterode betrifft, so erhielt sie unter Heinrich dem Finkler Mauern, um gegen die wilden Ungarn Schutz zu gewähren, und kam als Lehen an die schon erwähnten Grafen von Lauterberg. Von diesen fiel Osterode zurück an Heinrch den Löwen und dessen Nachkommen, und blieb seitdem bei dem Hause der Welfen. Otto IV., deutscher Kaiser, Heinrich's des Löwen Sohn, erhielt Osterode bei der mit den Brüdern getroffenen Theilung. Sodann ertheilte Otto das Kind, erster Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Otto's IV. Neffe, derselben Stadtrechte, und zu seiner Zeit entstand um 1298 die Neustadt. Nach erfolgter Theilung unter Albrecht's des Großen Söhnen gehörte Osterode der dadurch entstandenen Grubenhagen'schen Fürstenlinie an. Herzog Friedrich, Ernst's Sohn, der seinem Bruder Albrecht in der Regierung folgte, nahm 1397 seinen Sitz in Osterode; eben so sein Sohn Otto. Herzog Erich vereinigte zu Anfange des 15ten Jahrhunderts, nach erfolgtem Tode seines Vetters Otto, die Städte Osterode und Einbeck wieder mit den Gesammtländern Grubenhagen's. Im Jahre 1617 erhielt Herzog Christian von Celle die Stadt, und als dieser 1633 mit Tode abging, folgte ihm August der Aeltere in der Regierung. Dieser erbte im folgenden Jahre das Fürstenthum Calenberg-Göttingen, und gab es seinem Bruder Georg, welcher seine Residenz in Hannover aufschlug. Als sodann August mit Tode abging und sein Bruder und Nachfolger Friedrich 1648 ebenfalls starb, fiel auch Osterode an die in Hannover residirende Linie und ist seidem bei derselben geblieben.

Besonders merkwürdig in der Geschichte Osterode's ist der Aufstand der Bürger, welcher im Jahre 1510 sich erhob, und dem Bürgermeister Heiso Freienhagen das Leben kostete. Ein junger Bürger, Namens Jacob Lurdes, saß zu Anfange des genannten Jahres mit seinen Genossen im Gasthause beim Trunke, als gerade eine Gesellschaft von Männern und Frauen, vom Gebirge zu Schlitten ankommend, im Gasthause vorkehrte. Lurdes drängte sich an die Schönste der Schönen in dieser Gesellschaft mehr, als es der Anstand erlaubte, und zog sich vom Bräutigam derselben einen verdienten Verweis zu.

Allein dieser Verweis witzigte ihn nicht, sondern reizte ihn vielmehr zu Schmähungen. Da versetzte Jener ihm einen derben Schlag auf den Kopf, und nun war der Würfel gefallen. Die Fremden schaarten sich um den Freund, die Zechgenossen um Lurdes. Der Lärm ward so gewaltig, daß die Wächter herbeikamen, und Ruhe herstellen mußten. Die Fremden drangen nun bei dem Bürgermeister Heiso Freienhagen auf Bestrafung des frechen Lurdes, und dieser ließ nach Untersuchung der Sache ihn gefangen setzen. Lurdes sann auf Rache, und kaum war er seiner Haft entlassen, so arbeitete er an der Ausführung seines Racheplans. Im Vereine mit einer Bürgersfrau, die einst von Freienhagen's Gattinn beleidigt worden war, verbreitete er das Gerücht, die Bürgermeisterinn sei ihrem Gatten nicht getreu. So sehr nun auch Freienhagen dies elende Geschwätz verachtete, da er von der Unschuld seiner Gattinn fest überzeugt war, so hielten doch einige Rathsherren dafür, ein Bürgermeister dürfe sich nicht so ungerächet beschimpfen lassen. Hierdurch sah sich Freienhagen veranlaßt, den Urhebern des bösen Gerüchts nachzuforschen, und bald fand man als solche den frechen Lurdes und seine Geliebte. Letztere leugnete Alles ab, während Lurdes gestand, er habe in Folge eines Rausches sich zu einigen ungebührlichen Aeußerungen gegen die Frau Bürgermeisterinn verleiten lassen. Beide wurden verurtheilt, auf öffentlichem Markte eine Stunde an das Halseisen gelegt zu werden. Freienhagen, der nicht Zeuge der Beschämung seiner Verfolger sein wollte, eilte ins Freie, während sich die Bürger Osterode's um die beiden an den Pranger Gestellten schaarten. Da wurden die heftigsten Verwünschungen gegen den Bürgermeister ausgestoßen. Man nannte ihn ungerecht; man mißhandelte die Gerichtsdiener, und führte endlich den freigelassenen Lurdes triumphirend nach der Schenke. Hier ward Freienhagen's Verderben beschlossen. Die wilden Horden durchzogen die Straßen, und wachsend, wie der vom Berge rollende Schneeball, wogte die Masse dem Markte zu, um Freienhagen's Haus zu zerstören. Da man den Bürgermeister nicht fand, so zerstreuten sich die Haufen, und durchsuchten die benachbarten Häuser. Unterdessen stürzte der alte Stadtschreiber Bertram aus dem Thore, um Freienhagen aufzusuchen, und vor der Heimkehr zu warnen. Dieser wollte zwar anfangs von Flucht nichts wissen; allein bald kam auch ein Bote seiner Frau, die ihn zur Flucht ermahnte, und bewaffnete Haufen brachen schon aus dem Thore hervor, so daß Freienhagen schnell ein Gebüsch zu seinem Verstecke wählen mußte. Glücklich entging er so den Spähern, und machte sich bei nächtlicher Weile sodann auf den Weg nach Herzberg, wo Philipp I. Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Grubenhagen'scher Linie, residirte. Dieser entsandte mit dem Grauen des Morgens einen Reiterhaufen gen Osterode, um die Bürger zur Ruhe zu mahnen; allein die Reiter wurden nicht in die Stadt gelassen, und nur das herzogliche Schreiben nahm man ihnen ab. Als dessenungeachtet Freienhagen das sehnlichste Verlangen äußerte, zu Weib und Kind heimzukehren, erwiderte der Herzog: „Es sind viele böse Buben in der Stadt; sie sollten wohl von Neuem einen Aufruhr erwecken und

unbescheidentlich mit Dir umgehen; darum wage es nicht so bald wieder in die Stadt zu gehen."

Dieser Warnung folgend, blieb Freienhagen noch einige Zeit zu Herzberg. Bald aber ließ ihm die Sehnsucht nach den Seinen keine Ruhe mehr. Er machte sich heimlich auf den Weg, fand das Stadtthor offen, und gelangte unangefochten in ein enges Gäßchen, wo der Stadtschreiber Bertram ihm begegnete. Dieser trauete kaum seinen Augen, als er den Bürgermeister erblickte, und beschwor ihn, ja nicht nach seinem eignen Hause zu gehen, welches wohl bewacht sei, sondern sich vielmehr in seine (des Stadtschreibers) Wohnung zu begeben, welche am Kesselbrunnen lag. Hier könne er des Herzogs Hülfe abwarten. Doch des Bürgermeisters Anwesenheit ward nur zu bald in der Stadt bekannt. Die Thore wurden verschlossen, und eine strenge Haussuchung begann. Da fand man denn bald den Unglücklichen in einem Kasten oder nach andern auf dem Taubenschlage, und Jacob Lurdes und seine Genossen stürzten ihn von der Höhe des Hauses sofort in die Tiefe hinab. Nach einer andern Sage jedoch ward er erst auf's Rathhaus geführt, dort in die Spieße der unten stehenden Bürgerschaft geworfen und sein Körper in Stücke gehauen.

Doch Herzog Philipp I. ließ diese Gräuelthat nicht ungeahndet. Er sandte Kriegsvolk nach Osterode, und ein strenges Gericht erging über die Schuldigen. Jacob Lurdes und die andern Aufrührer wurden gerädert, Andere enthauptet und die weniger Schuldigen mußten auf ewige Zeiten die Stadt meiden. Zur Buße mußte die Bürgerschaft das schon begonnene Barfüßerkloster an der St. Johanniskirche im Jahre 1511 ausbauen, und eine bedeutende Summe Geldes erlegen. Fortan ward ein Herzoglicher Schultheiß angesetzt, der in allen Sachen neben dem Rathe handelte, und ohne welchen durchaus nichts entschieden werden durfte. Der erste Schultheiß nannte sich Hans Ewert.

Bald nahte die Zeit, wo Luther's Wahrheitsfackel zu leuchten begann. Doch fand die Reformation nicht so früh, wie z. B. in Goslar, in Osterode Eingang. Erst 1546 trat, wiewohl nicht unangefochten von den Papisten, der erste evangelische Prediger Andreas Domeyer, welcher 1537 von Goslar gekommen war, kühner auf; er stand an der St. Aegidienkirche. Endlich führte Herzog Ernst II. 1558 den evangelischen Gottesdienst auch in der St. Jacobikirche ein, welche zugleich Schloßkirche wurde, indem der Herzog das dortige aufgehobene Kloster zu einer fürstlichen Residenz einrichtete.

Ein neuer Aufstand, welcher sich unter stürmischen Auftritten, im Jahre 1576 zu Osterode erhob, indem sich die Bürger weigerten, gewisse neue Steuern zu bezahlen, wurde noch glücklich gedämpft, da die Regierung sich sehr nachgiebig zeigte.

Drangsalsvoll war auch für Osterode die Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo die Stadt besonders von den Harzschützen viel zu dulden hatte. Die ganze Bevölkerung des Harzes und den umliegenden Gegenden hatte nämlich schon lange unter dem Drucke der Armuth und unter dem Jammer des Krieges geseufzt, und die allgemein herrschenden Münzverfälschungen hatten eine Theue-

rung veranlaßt, bei welcher überall Unruhen ausbrachen. Verzweiflungsvoll ergriffen daher die Gebirgsbewohner die Waffen, und schlugen alle ungebetene Gäste, welche sich in die Berge wagten, nieder. Als Tilly von Magdeburg über den Harz nach Erfurt zog, fanden seine Schaaren auf dem Harze so viele Todte, als wäre daselbst ein Treffen gewesen. Diese Harzschützen, auch Schnapphähne oder Buschreiter genannt, fielen in die Dörfer und Städte am Harze ein, und erpreßten hier Lebensmittel und andern Bedarf. Von ihnen ward auch Osterode bedrängt. Hans Warnecke, der wilde Anführer einer solchen Horde von mehrern Hunderten, von seinem Geburtsorte Eisdorf gewöhnlich Hans von Eisdorf genannt, erwies sich besonders feindlich gegen die Stadt. Er schickte der Stadt vor dem Pfingstfeste des Jahres 1627 einen Fehdebrief, und erschlug bald darauf einen Bürger Osterode's, den er auf dem Felde traf. Einige Tage darauf rückte er vor die Stadt, welche ihm unentgeltlich allerlei Lebensmittel herausschicken, und es dennoch mit ansehen mußte, daß die Räuberschaar bei ihrem Abzuge Kühe, Schafe und Pferde mit sich fortführte. Lange suchten die Osteroder vergebens diesen wilden Parteigänger in ihre Gewalt zu bekommen, bis ihnen dies an einem Jahrmarkte gelang. Auf die Jahrmarktsfreiheit vertrauend, welche vom Sonntage bis Dienstags Nachmittags drei Uhr dauerte, hatte er sich in Osterode sorglos eingefunden, um mit einem einzigen Begleiter in einer Schenke zu zechen. Hier überließ er sich dem Vergnügen bis Dienstags Nachmittags. Da ließ er sein Roß satteln, und es stand bereits, seines Herrn gewärtig, vor dem Bierhause, als plötzlich auf geheimen Befehl der Obrigkeit die Glocke der Aegidienkirche den Jahrmarkt schon um ein Uhr ausläutete. Sobald Hans von Eisdorf die Töne der Glocke hörte, sprang er hinter dem Tische auf, um sich auf sein Roß zu schwingen; allein die Bürger in der Wirthsstube ergriffen den Tisch, hinter welchem der gefürchtete Hans mit dem Rücken an die Wand gelehnt stand, schoben ihm denselben auf den geharnischten Leib, daß er eingeklemmt war, und sich nicht rühren konnte, ergriffen ihn so, und legten ihn in Fesseln. Hierauf ward er sofort nach Celle gebracht und dort geviertheilt. Ein Theil des Körpers ward vor Osterode auf der Wagelons an einen Pfahl gehängt.

Neue Bedrückungen hatte die Stadt 1637 von den Schweden zu erleiden. Die beiden Obersten Bossard und Jobst Rudolph von Berkefeld kamen mit etwa 400 Reitern vor die Stadt, und ließen durch Abgeordnete die Bürgermeister und Rathsherren zu sich heraus entbieten, mit der Schreckensnachricht, daß die beiden Vorstädte drei Regimenter und die Stadt selbst eine Compagnie Dragoner aufnehmen müßten. Der Rath gerieth in die größte Verlegenheit. Alle Verhandlungen um Milderung dieser Forderungen wollten nicht anschlagen, bis man sich endlich entschloß, dem Feinde 2200 Thaler und drei Stückfässer Wein nebst drei Wagen mit zwei Pferden zu bieten. Allein auch damit war Bossard nicht zufrieden; er forderte monatlich 8000 Thaler und nahm den Landdrosten Heinrich von Dannenberg und den Rathsherrn Jordan Friedrich als Geißeln mit. Der Herzog Friedrich in Celle betrieb

sofort die Auslösung dieser Männer durch Geldsummen, welche im ganzen Fürstenthume Grubenhagen zusammengebracht werden mußten, worauf sie dann nach Osterode zurückkehrten. Einigen Nachrichten zufolge soll Osterode schon im Jahre 1641 wieder die große Drangsal einer Plünderung erlitten haben.

Berühmt war die Brauerei in Osterode um diese Zeit; denn noch die Königinn von Schweden, Christine, trank das Osteröder Bier so gern, daß sie den damaligen Landdrosten in Osterode, Bodo von Hodenberg, ersuchte, ihr einen Braumeister aus Osterode nach Stockholm zu schicken.

Nachdem der Stadtrath von Osterode im Jahre 1655 auf 16 Personen reducirt, und der fürstlichen Macht immer mehr unterworfen worden war, ließ der Herzog Christian Ludwig von Celle im Jahre 1656 daselbst ein sogenanntes Eisenbergamt einrichten, doch hatte es weder mit diesen Eisenbergwerken, noch mit dem Betriebe älterer Gruben Bestand, seitdem der Oberharz reichere Gruben bekam. Die letzten Gruben wurden übrigens erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts verlassen.

Was nun die einzelnen Merkwürdigkeiten der Stadt betrifft, so erwähnen wir zunächst das Schloß. Dies war früher eine Abtei, später die Residenz der Herzöge, jetzt ist es die Wohnung des ersten Beamten. Der vormals, einer Sage nach, in diesen Räumen spukende Geist einer Nonne hat längst seine Ruhe gefunden. Neben dem Schlosse ist die Schloß- oder St. Jacobikirche, oder die frühere Kirche des durch Bruno, Grafen von Lauterberg, im 11ten Jahrhunderte gestifteten und um 1230 ausgebildeten Cistercienserklosters des heiligen Jacobus, welches in kurzer Zeit viele Güter erlangte, doch schon 1284 wieder verarmte. Die Bürgerschaft, welche dies Kloster geplündert hatte, ward 1437 von der Reformations-Synode zu Basel deshalb in den Bann gethan, und erst 1472 erhielt das Kloster wieder eine neue Weihe. Im Jahre 1558 hob Ernst II. Herzog von Grubenhagen, das Kloster auf, baute aber den Nonnen ein Haus, und gab ihnen, so lange sie lebten, nöthigen Unterhalt. Die Kirche ward im Jahre 1751 von Neuem, einfach, ohne Pfeiler, aber gegen die Länge viel zu schmal aufgebaut. Ein gut gemalter Christuskopf ziert dies Gotteshaus, und das Altarblatt ist recht wacker in Holz geschnitten. Im Jahre 1810 fiel in dieser Kirche ein altes Grabgewölbe, der Familie von Minnigerode gehörig, ein, und es kamen viele Särge zum Vorscheine, in denen goldene Armketten, goldene Ringe und dergleichen gefunden wurden. Die Familie von Minnigerode erklärte schriftlich, daß sie diese Gegenstände der Kirche überlasse, und es wurden diese Pretiosen nebst 16 Centner Zinn und 11 Centner Eisen für 387 Thaler verkauft. Nachdem man das Gewölbe reparirt hatte, behielt die Kirche von gedachter Summe noch 300 Thaler übrig. An dieser Schloßkirche steht ein Superintendent, jetzt der als Kanzelredner allgemein beliebte Harmsen.

Die Markt- oder Aegidienkirche ist nicht minder merkwürdig. Schon der heilige Bonifacius soll im Jahre 724 auf dieser Stelle ein Standbild der Göttinn Ostera zerstört und eine Capelle in die Ehre seines treuen Genossen Aegidius eingeweihet haben. Diese Capelle ward später von Feuersbrün-

sten verheert und dann neu aufgebaut. In der Aegidienkirche ist das denkwürdige Begräbniß-Monument der Herzöge von Braunschweig-Grubenhagen, von denen mehrere hier begraben liegen. Es besteht in einer großen Tafel, welche, wie ein Altarbild, durch zwei Flügel verschlossen werden kann. Auf der Rückseite der Flügel ist Herzog Wolfgang, welcher das Monument verfertigen ließ, nebst seiner Gemahlinn Dorothea abgebildet. Auf der andern befinden sich viele allegorische Gemälde, die Erweckung des Lazarus, die des Jünglings von Nain, das jüngste Gericht, die Auferstehung der Todten ꝛc. Auf dem Mittelstücke der Tafel sind die Epitaphien selbst, und zwar für Herzog Philipp I. seine drei Söhne Ernst, Albrecht und Johann, für einen jungen Herzog Philipp, für die Herzoginn Catharina, Gemahlinn Philipp's I. und deren Töchter Elisabeth und Barbara, so wie endlich für den Herzog Wolfgang und seinen Bruder Philipp II., den letzten Herzog Grubenhagen'scher Linie. Diese Kirche besitzt kostbare heilige Geräthschaften. An ihr stehen zwei Prediger.

Die schon im 12ten Jahrhunderte entstandene, 1659 aber wieder als Pfarrkirche hergestellte St. Marienkirche in der Marienvorstadt ist durch ein schönes Oelgemälde merkwürdig, welches sich in der Sakristei befindet und die Passion Christi darstellt. Vormals hatte das Kloster Catlenburg das Patronat über diese Kirche, an welcher ein Prediger stehet.

Die St. Johanniskirche liegt auf dem großen Stadtkirchhofe und ist aus Flußkieseln erbaut. Sie wird gegenwärtig nur noch zu Leichenpredigten gebraucht, und heißt deshalb auch die Todtenkirche. Ihre Entstehung verdankt sie einem Barfüßerkloster, welches jedoch nur kurze Zeit in Ansehen war und der wachsenden Bürgermacht weichen mußte. Die Kirche hat weder Orgel, noch Thurm, indem letzterer vor einigen Jahren abgetragen worden ist. Das in der Kirche befindliche Altarblatt, die Kreuzabnahme und die Himmelfahrt darstellend, ist recht gut gemalt. Auf dem Kirchhofe verdient ein eisernes Monument Beachtung, welches ein Osteröder Patricier vor ungefähr 200 Jahren gießen ließ. Auf demselben erblickt man die ganze Familie des Patriciers, und auch ein Kind in Windeln. Als nämlich das Modell zum Monumente noch nicht ganz vollendet war, wurde dem Patricier noch ein Sohn geboren, welcher so schwach war, daß der Vater in der Voraussetzung, das Kind werde in wenigen Tagen sterben, es in Windeln eingehüllt und mit dem Todtenkreuze geschmückt noch mit auf dem Monumente anbringen ließ. Das Kind aber lebte noch, als der Guß vollendet war, wurde stark, und erreichte ein Alter von 80 Jahren.

Die vier Thore der Stadt sind: 1. das Jakobi-Thor, 2. das Harz- oder Johannis-Thor, 3. das Marienthor, welches nach Gittelde führt, und 4. das Neustädter-Thor nach Nordheim hin. Außer dem Marktplatze, welcher sich nach dem letztern Brande verschönert hat, und auf welchem ein Springbrunnen sich besonders auszeichnet, bemerken wir noch das Rathhaus, welches 1388 erbaut und 1552 reparirt wurde. Am Rathhause hängt als Symbol des Ge-

richts ein Messer. Das sogenannte Hochzeitshaus und die Stadtwage in Einem Gebäude ward im Jahre 1653 erbaut.

Sehenswerth ist besonders das große Kornmagazin bei dem Johannis-Thore. Es ist 240 Fuß lang, 60 Fuß breit und 80 Fuß hoch und ganz massiv. Dies großartige Gebäude ward in den Jahren 1718 bis 1722 errichtet, und hat den schönen Zweck, in theuern Jahren die Berg- und Hüttenleute des Harzes auf billige Weise mit Korn zu versorgen. Die Idee zu diesem Proviant-hause faßte der am 4ten März 1731 verstorbene Berghauptmann von dem Busche. Ueber dem Eingange stehen die Worte: Utilitali Hercyniae enstructum hoc aedificium MDCCXXII. An der Vorderseite prangt das colossale englische Wappen. Das Gebäude enthält sieben Böden über einander, auf welchen 80,000 Nordhäuser Scheffel gelagert werden können.

Das ehemalige Lyceum, an welchem sich früher die Rectoren Buttstedt, Wolf und Meinecke und zuletzt noch der Director Dr. Hülsemann durch Gelehrsamkeit auszeichneten, ist gegenwärtig in ein Progymnasium verwandelt.

Die beiden Armen-Hospitäler, welche Osterode hat, heißen der Siechenhof (oder St. Eobaldi-Hospital) und das heilige Geist-Hospital, welches letztere sehr alt und vom Calande der Marienkirche ausgegangen ist.

Die neue Stadtverfassung ist vom Jahre 1826. An der Spitze des Magistrats steht als Stadtschulze der erste Beamte des Amts Osterode, an welchem vier Beamte angestellt sind. Neben dem Stadtschulzen sind zwei Bürgermeister, ein Syndicus, zwei Senatoren und ein Stadtsecretair. Unter Aufsicht des Magistrats, wird das Stadtgut von einem Cämmerer und zwei Cämmerei-Verwandten verwaltet. Die Stadt besitzt ein Stadtdorf, Namens Uehrde, mit sieben Meierhöfen, welches die Stadt 1447 der Familie Medem abkaufte. Ursprünglich war es Eigenthum der Edlen von Uehrde. Das Dorf gehört nebst andern kleinen Ortschaften zur Aegidienkirche.

Osterode hat 22 Straßen, gegen 600 Häuser, und etwas über 5000 Einwohner. Die Stadt besitzt gegen 4000 Morgen Waldung, 5000 Morgen Ackerland und 3000 Morgen Wiesen. Unter den Fabrikstädten des Königreichs nimmt Osterode den ersten Platz ein. Es sind hier eilf Zeugfabriken in Halbzeugen, Kamlotten und Flanell. Die Fabriken ernähren überhaupt gegen 2500 Menschen. Die Gesammtproducte rechnet man jährlich auf 400,000 Thaler.

Nächst den Zeugfabriken ist die wichtigste Industrieanstalt die Bleiweiß-Walzblei- und Schrotfabrik des Oberfactors Schachtrup am Scheerenberge. Hier werden jährlich an 10,000 Centner rohes Blei und Glätte verbraucht, und große Sendungen von den dortigen Fabrikanten gehen alljährlich nach Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland, Rußland und der Türkei, ja, sogar über das Meer nach Amerika. Je nach den verschiedenen Jahreszeiten finden hier 100 bis 200 Arbeiter und Arbeiterinnen ihren Unterhalt.

Unter den sehenswerthen Oertern in der Nähe der Stadt bemerken wir: 1. den Uehrderberg, südwestlich von der Stadt, von welchem man die schönste

Aussicht hat, 2. die Vergnügungsörter der Osteröder: a. das rothe Haus, b. den breiten Busch und c. die Petershütte.

Südlich von Osterode, nicht weit vom Dorfe Schwiegershausen, liegt der Klinkerbrunnen, eine Kalksteinhöhle mit einem dunkeln, engen und unbequemen Eingange. Ihren Namen hat die Höhle von dem Geräusche, welches der selbst beim trockensten Wetter von der Decke herabfallende Sinter verursacht. Das Grundwasser der Höhle ist von bedeutender Tiefe.

Eine ähnliche Höhle ist die Zettenhöhle, welche in dem Holze vor Düna liegt, mit einem breiten, jedoch niedrigen Eingange. Sie soll einst einem schönen, vom Ritter von Uehrde entführten Edelfräulein zum geheimen Aufenthaltsorte gedient haben.

Zwei Dorfstätten, Beierfeld und Mettlingerode, Dörfer, welche im Bauernkriege zerstört wurden, haben nur noch unbedeutende Ruinen von Mauern aufzuweisen. In der Nähe der alten Kirchenmauer des Dorfes Mettlingerode ist ein merkwürdiger Brunnen, welcher im Jahre 1651 zuerst quoll, aber schon nach sechs Wochen sein Wasser wieder verlor. Im Jahre 1705 jedoch kam die Quelle wieder zum Vorschein und ward später so berühmt, daß König Georg II. bei seiner Anwesenheit in Hannover sich täglich ein Fäßchen dieses köstlichen Quellwassers durch Estafette holen ließ. In der Nähe ist jetzt ein Wirthshaus, der Brunnen genannt.

Zwischen Osterode und Gittelde liegen die unbedeutenden Trümmer zweier Burgen, der Pippings- oder Pippinsburg und der Hindenburg. Erstere lag in der Nähe des Dorfes Windhausen, und auf ihr sollen die Herren von Windhausen, Abkömmlinge der Edlen von Osterode, gehauſt haben, aus deren Händen sie die Edlen von Berkefeld bekamen. Zuletzt war sie Eigenthum der noch angesehenen adligen Familie von Oldershausen. Die Hindenburg war ein berüchtigtes Raubnest, welches im Jahre 1397 zerstört wurde. Der junge Herzog Otto von der Leine nahm bei dieser Gelegenheit 42 Räuber gefangen, welche er sämmtlich henken ließ.

Eines Hauptvergnügens der Stadt Osterode müssen wir noch gedenken. Es ist der Schützenhof vor dem Johannis-Thore im Anfange des Sommers, welcher sehr feierlich begangen wird, und mit vieler Geselligkeit unter den Familien verbunden ist.

Der Dom zu Verden.

Liegt es auch dem Menschen so nahe, dem unendlichen und erhabenen Gott, den kein Herz ganz faſſt und keine Lippe genug preisen kann, nur Würdiges, Großartiges, Staunenerregendes zu weihen, das sich von allem Uebrigen, dessen der Sterbliche von dem Empfangenen sich bedient, unterscheidet und vor

allem Andern sich auszeichnet: so spricht sich doch dieses Gefühl auch wieder immer nach dem Geiste der Zeit und den jedesmaligen religiösen Ansichten aus, und zeigt sich bald so, bald so nach Außen, in den Gebräuchen, den Gegenständen der Verehrung, den Gebilden der Kunst, je nach dem der fromme Sinn lebhafter erwacht und zum klaren Bewußtsein gekommen, oder durch andere Dinge zurückgedrängt ist und schlummert.

Darum ist es denn so ganz natürlich, daß wir in vergangenen Jahrhunderten Kirchen entstehen sehen, die in unseren Tagen ihre Größe und Herrlichkeit nicht so leicht erhalten würden; daß Gotteshäuser, aus dem Mittelalter stammend, zum Himmel sich erheben, die man nur mit Staunen und Ehrfurcht betreten kann.

Die Zeiten waren ja einfacher, die Sitten schlichter, der Bedürfnisse waren wenigere, und man brauchte noch nicht rastlos aus allen Kräften der Seele nach Quellen sich umzusehn, aus denen neue Hülfsmittel für das vielbedürft'ge Leben strömen sollten; man lebte mehr in einer gewissen Ruhe des Herzens, welcher die Andacht verwandter ist und mit der sie deßhalb zugleich einzieht in die Brust.

Dazu bewegte damals noch der von der Kirche und ihren Dienern sorgfältig genährte Glaube, daß man durch solche so genannte „gute Werke" sich den Himmel und seine Seligkeit verdienen könnte, lebhaft die Menschen *).

Wie wir's uns aber auch erklären mögen und können, dennoch müssen wir der Vergangenheit einräumen, daß sie Großes und Bewunderungswürdiges für einen Gedanken schuf und vollendete; fast Unglaubliches für ihren Glauben wagte und that; freudig für ihr Seelenheil ungeheure Opfer zu bringen bereit war.

Man hat jetzt schon oft Last, ein Kirchlein zu bauen, selbst wenn Sammlungen erlaubt und angestellt werden; würden unsere Bitten nicht verstummen, unsere Wünsche nicht für immer als fromme unterdrückt werden müssen, wenn ein Land nur einen Dom errichten sollte, der Millionen erforderte? Als ein solches Denkmal religiösen Eifers und der Kraft, welche ein Glaube zu geben vermag, steht auch noch der Dom zu Verden da, der unstreitig eins der großartigsten und bewundernswerthesten Gotteshäuser im Norden unsers deutschen Vaterlandes ist.

Schon Karl der Große wollte nicht bloß beim Zusammenflusse der Weser und Aller 4500 Sachsen, zur Vergeltung ihrer Treulosigkeit am Süntal, getödtet haben, (782) er wollte auch zeigen, daß er ihr Wohl, ihr Leben, ihr Heil vor Augen hätte, darum stiftete er, wie in Bremen ein Erzbisthum, so hier gegen Ende des achten Jahrhunderts (795) ein Bisthum, das bis dahin in Cofeld, später in Bardowik gewesen war, durch welches Christenthum, und damit Bildung und Glück, verbreitet werden sollte, und verlegte den Sitz des

*) So wird noch ein Topf im Dome gezeigt, der mit Geld gefüllt, von einem Schäfer gefunden und zum Baue geschenkt sein soll.

Bischofs nach dem damals bedeutendsten Orte des Sprengels, der Stadt Verden, wo auch deßhalb die Metropolitan- oder Mutterkirche sich erhob. Dieser Bau kann sich nicht besonders ausgezeichnet haben, da auf die Beihülfe der schwer zu bekehrenden Einwohner, die dreißig Jahre hindurch, unter Wittekind's Leitung, blutige Kriege führten, um ihr Pferd im silbernen Felde nicht von dem Banner der Christenheit, dem Kreuze, verdrängen zu lassen, wenig zu rechnen war, und auch die geistlichen Abgaben, namentlich der Zehnten, aus dieser Ursache höchst spärlich einliefen, zumal der Sachse den Ackerbau für seiner unwürdig hielt und also auch wenig abzugeben hatte. Erst später hob sich die Lage des Bisthums, vorzüglich durch einen Urenkel Wittekind's, Wikbert, (880—908) und durch Adelward, einen Anverwandten des Herzogs Otto, welcher jenem, nach der kurzen Zwischenregierung eines Bischofs Bernhard, folgte und 933 starb.

So konnte denn Bischof Amelung, (welcher am 5ten Mai 962 starb,) ein Bruder Hermanns, des Stammvaters der Billung'schen Herzöge (Guelfen) einen neuen Bau ausführen, der freilich auch nur von Holz war, aber schon durch Größe und Schönheit sich auszeichnete, und nicht bloß der Mutter Maria, wie der erste Dom, geweihet wurde, sondern auch der heilige Cäcilia, von welcher schon durch Adaldag, Erzbischof zu Bremen, Reliquien hergeschenkt waren.

Bischof Bernhard II. (990—1013) fügte diesem Neubaue einen Thurm von Quadersteinen, in diesen Gegenden so kostspielig hinzu; aber schon sein Nachfolger Wigger sah sich zu einem ganz neuen Baue veranlaßt, welchen er so weit vollführte, daß er einen von ihm erbauten und mit Reliquien reichlich versehenen Altar im Jahre 1028 dem ersten Märtyrer Stephanus weihen konnte.

Vielleicht war der zweite Dom von den feindseligen Wenden zerstört, deren Verheerung das Bisthum öfter traf, denn zerfallen konnte er doch in noch nicht ganz hundert Jahren nicht sein, auch zeigte das Fundament, das man vor einigen Jahren bei der Restauration fand, deutliche Spuren einer erlittenen Feuersbrunst. Aber der Bau ging nur langsam vor sich, und 160 Jahre lagen zwischen Gründung und Einweihung, wovon eines Theils die kriegerischen Zeiten, andrerseits aber auch seine Größe und Solidität die Ursache sein mochten.

So lange nun auch dieser Dombau gedauert hatte, und so herrlich für Zeit und Ort das Gebäude selbst sein mochte, so war dessen Dauer doch nichts desto weniger sehr beschränkt. Kaum 100 Jahr stand dasselbe, als schon die Rache ihre zerstörende Hand daran legte und in Staub und Asche es begrub.

Conrad, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, Sohn des Herzogs Otto (puer), war der 34ste Bischof zu Verden, und von seinem Vater, der, nach dem Tode seiner beiden Oheime, Kaiser Otto's IV. und des Pfalzgrafen Heinrich, die auf ihn übergegangenen Besitzungen seines Großvaters Heinrichs des Löwen im Jahre 1235 unter dem Titel eines Herzogthums Braunschweig-Lüneburg consolidirte, schon früher zum geistlichen Stande bestimmt

worden, so wenig auch eigene Neigung den kühnen, thatenlustigen Jüngling dahin ziehen konnte, weswegen er auch, obschon Domprobst zu Bremen, nach seines Vaters Tode einen Versuch machte, Bande, die ihm, seiner Neigung zuwider, auferlegt waren, abzuwerfen. Bald aber war er von seinen Brüdern, welche bei der Wahl des Bischofs von Verden ihren Einfluß geltend gemacht hatten, genöthigt, die ebengenannte Würde anzunehmen. Wenn sich nun gleich kaum erwarten ließ, daß sich Conrad eines Amtes, das er nur mit Widerwillen angetreten, besonders annehmen würde, so hielt ihn doch der Hauptcharakterzug der Guelphen, hohes Pflichtgefühl und unverbrüchliche Redlichkeit im umfassendsten Sinne des Wortes, keinen Augenblick über die Bahn, welche er einzuschlagen habe, zweifelhaft, und er ward, was er unter diesen Umständen als Guelphe werden mußte, eine Zierde der Geistlichkeit und der Vater seines Volks. Er hat es seine Brüder nie fühlen lassen, wie wehe sie ihm gethan, und als dieselben, Johann, Stifter des älteren Hauses Lüneburg (1277) und Albrecht, Stifter des älteren Hauses Braunschweig (1279) starben, übernahm er die Vormundschaft über des erstern minderjährigen Sohn Otto, welcher den ihm nachher zu Theil gewordenen Namen strenuus wohl großentheils der musterhaften Leitung seines edlen Oheims zu danken hatte. Doch eben diese Vormundschaft verwickelte ihn in eine harte Fehde mit dem Erzbischof Giselbert von Bremen, der seine Rache an Otto, welcher in das Bremer Gebiet eingedrungen, und als Vergeltung für eine ähnliche Handlung Giselberts die Stadt selbst belagert hatte, auf Otto's Vormund, Conrad, übertrug. Auf einem Streifzuge nach Verden eroberte er dasselbe am 22. October 1281, und nach vollbrachter Plünderung verzehrte die Flamme das Süderende der Stadt und mit ihm den Dom, aus dem man nicht einmal die Reliquien und die für den Ritus angeschafften Geräthe und Gefäße hatte retten können. Nur die, unfern des Domes belegene neuerdings vom Bischof Yso erbauete, Andreaskirche wurde erhalten.

Obgleich selbst Giselbert diese Rache zu bitter fand, und ihn sein Thun reuete, so lag doch, wenn auch dem Bisthume einige Jahre nachher der Friede wieder geschenkt wurde, der Dom und mit ihm eine Zierde der Stadt in Asche und Schutt, und es entstand ein Mangel, welchem baldige Abhülfe werden mußte. Conrad scheint, oder vielmehr das Gebäude, das ihm seine Entstehung dankt, zeigt ihn uns unbestritten als einen Mann von dem geläutertsten Geschmacke, der sich durchgängig von dem Grundsatze leiten ließ, der billig jeden Kirchenbaumeister führen sollte, daß eine Gemeinde sich in einer düstern, verbaueten Kirche stets bedrückt fühle, und daß nur in einer hellen hohen Kirche von gefälligen Formen sich der Geist in voller Andacht zum Höchsten, Erhabensten wenden könne, daß kein ärgerliches Mißverhältniß den Geist stören, daß keine faden Schnörkel und Zierrathen das Auge ablenken dürften von dem, der als Diener des Heiligsten vor ihr stand — und so erhob sich denn, nachdem im Jahre 1290 Conrad mit eigner Hand den ersten Stein gelegt, aus dem geweiheten Grunde eine Kirche im eigentlichsten Sinne des Wortes, einfach und

erhaben, aber nicht colossal, wie die Riesenwerke, die zu Cöln und an anderen Orten unternommen, aber eben ihrer Größe wegen nicht vollendet wurden. So steht, während uns jene in ihrer Unfertigkeit nur Denkmale eitler Ruhmsucht und menschlichen Wankelmuths sind, der Dom zu Verden vollendet vor uns da.

Nur noch zehn Jahre seines Lebens konnte Conrad diesem Bau widmen, denn schon am 15. September 1300 beendete er sein Leben, während der Bau selbst bis jetzt nur ziemlich unbedeutend fortgeschritten war. Und so fand Conrad, obgleich er den Ort gegründet, wo Tausend der Seinen Gemüths- und Seelenruhe wieder erlangten, er fand sie dort nicht. Wo so Manchem die letzte Ruhestätte bereitet ward, hatte er für Andere, nicht für sich gebauet. Nicht ihm ward die Erde, die er geweiht, zur geweihten, denn fern von dem Altar, den er gegründet, ruhet er in der Andreaskirche. Nicht Stein, nicht Inschrift ziert das Grab eines Mannes, der in der Krone des Bisthums die schönste Perle war. Unter die vielfältigen Verdienste, welche sich Conrad um das Bisthum Verden erwarb, gehört insbesondere auch, daß er das Regale der bürgerlichen Gerichtsbarkeit in dem Stifte den Bischöfen verschaffte, wodurch sie erst in den vollständigen Besitz der Landesherrschaft daselbst gelangten.

Nach Conrads Tode konnte der Bau, der in Quadersteinen angefangen war, da sich in der Nähe keine Steinbrüche befanden, nur langsam gefördert werden. Erst mit dem Ablaufe eines vollen Jahrhunderts ward er von einem Bischofe, der abermals aus dem Guelphischen Hause stammte, vollendet. Dieser war Otto, ein Sohn des Herzogs Magnus mit der Kette, welcher von 1388 bis 1395 regierte, dann Erzbischof von Bremen wurde, wo er am 30. Junius 1406 starb. Mit vielem Glanze weihete Otto den Dom am zweiten Ostertage des Jahres 1390

Bischof Barthold, aus dem adligen Geschlechte der Herrrn von Landbergen, hängte diesem, von Guelphischen Fürstensöhnen begonnenen und vollendeten Baue, welcher das hohe Chor und die beiden Kreuzarme in sich faßte, noch die westliche, von Ziegelsteinen erbauete Hälfte des Domes an, welche er in dem kurzen Zeitraume von 1473 bis 1490 vollendete, und im letztern Jahre, 200 Jahre nach Legung des Grundsteines, einweihete.

In wie fern dieser angehängte Theil des Domes mit dem anfänglich gehegten Bauplane übereinstimmen mag, läßt sich nicht angeben, da sich nirgends Urkunden darüber vorfinden und sämmtliche, den Dom betreffende Schriften während der schwedischen Besitznahme nach Stockholm gesandt, unterweges aber ein Raub der Wogen geworden sind.

Wir können jedoch hier nicht unbemerkt lassen, daß dieser westliche Theil bedeutend nachlässiger gebaut ist, als der östliche, und daß es, früher wenigstens, dem Kennerauge nicht schwer werden konnte, so im Innern wie im Aeußern beide Theile wohl von einander zu unterscheiden.

Was den Unterschied im Innern betrifft, so ist es bei der letzten Restauration Hauptaugenmerk gewesen, diesen Absatz zu verwischen, und es ist, so in den Fenstern wie in den Gesimsen und Pfeilerverzierungen, die Uebereinstimmung,

so viel als irgend möglich war, herbeigeführt worden. An die Stelle der zugemauerten Fenster sind helle Lichtöffnungen erschienen; wo sonst plumpe Gesimse waren, liegt jetzt leichtes Bauwerk, mit einem Worte, man hat versucht, das schlechte Neue dem guten Alten anzupassen.

Nach der Vollendung des Gebäudes, im Jahre 1490, schlichen sich nach und nach immer mehr Ungehörigkeiten in das Gebäude ein. Das eigentliche hohe Chor wurde durch Mauern vom Umgange und der eigentlichen Kirche getrennt, für den Gebrauch des Domcapitels abgeschlossen, und am westlichen Ende des Chores ein sogenannter Laienaltar erbaut. Späterhin wurden da Monumente hingestellt, und die Umgänge des hohen Chores ebenfalls abgeschlossen, also der eigentlich alte, östliche Theil, der Kirche ganz entrissen. Winterstürme und der Zahn der Zeit zerstörten die Verglasungen der Fenster, die in den, durchaus fehlerhaft construirten Verstöckungen wenig oder gar keinen Widerstand leisteten, und öffneten so dem Regen und den Vögeln Thor und Thür. Die wankenden Verstöckungen und Durchbrechungen erlaubten kein neues Einsetzen von Gläsern, und so blieben entweder die Löcher offen, oder die Fenster wurden ganz vermauert.

Eben so hatte die Zahl von 120 Grüften, von denen sich der größte Theil im Umgange des hohen Chores befand, und die, wie es sich bei näherer Untersuchung fand, meist eingestürzt waren, das ihrige gethan, um in Verbindung mit dem durchaus fehlerhaft construirten Dachstuhle eben diese östliche Hälfte möglichst zu ruiniren. Die Frontmauern waren übergewichen, die Säulen aus dem Loth getreten und in den Gewölben zeigten sich allenthalben sehr bedenkliche Risse und Versackungen.

So stand das Gebäude, den Einsturz drohend, und dem gänzlichen Verfalle ganz nahe gebracht, — denn bei näherer Untersuchung zeigte auch der westliche Theil mehrere sehr bedenkliche Stellen, herbeigeführt durch, bei Veränderung des Daches, aus bedeutender Höhe auf die Gewölbe herabgestürzte Balken. Im Jahre 1828 aber verfügte das hohe Gouvernement in Hannover, aufmerksam gemacht auf die hohe Schönheit des Gebäudes, und auf den Verlust, den das Land erlitte, wenn dies schönste Bauwerk in Norddeutschland dem gänzlichen Verfalle nicht auf das schleunigste entrissen würde, — eine vollständige Wiederherstellung desselben und eine verbesserte innere Einrichtung.

Schon am 13. März 1829 wurde der Bau damit begonnen, daß sämmtliche Grüfte geöffnet, die darin noch vorhandenen Ueberreste zu einer anderweitigen Beerdigung beseitigt, die Grüfte selbst aber bis auf den guten Baugrund ausgegraben und fest und dauerhaft wieder verfüllt wurden. Nach Beendigung dieser Arbeit wurde der fehlerhafte Dachstuhl so viel als möglich verbessert, und an ein, eigens dazu über den Gewölben angebrachtes, Strebewerk eine starke und dauerhafte eiserne Verankerung angebracht, welche, mit den festen Theilen des Gebäudes in Verbindung, ein weiteres Ueberweichen gegen Osten hinlänglich verhindern wird. Ebenso wurden die bedeutenden Risse in den Mauern, Bögen und Gewölben auf das vollständigste ausgebessert, und nachdem die alte

Tünche und der alte ungleiche und unsaubere Putz von den Wänden und Gewölben entfernt war, dieselben durchaus neu und gleichförmig verputzt. Auch die Fenster wurden reparirt, indem die steinernen, durchaus brockfälligen Rosetten und Verstöckungen derselben, so weit es nöthig war, durch neue ersetzt, und nach einer verbesserten Einrichtung eingesetzt wurden. Die vermauerten Fenster wurden wieder geöffnet, andre erweitert, oder doch mit den übrigen gleich hoch angelegt, und die sechs plumpen und geschmacklosen Fenster im westlichen Theile durch neue ersetzt. Ebenso wurde es nothwendig, die Fenster durchaus mit neuem Glase zu versehen. Um aber die Kirche so viel als möglich dem Styl getreu zu ergänzen, wurden hier, in passenden Mustern, im hohen Chor bunte zum Theil mit neu dazu angefertigten Glasmalereien versehene, im westlichen Theile aber, um das Licht nicht zu sehr zu beschränken, durchaus weiße Fenster gewählt. Die Wiederherstellungskosten beliefen sich auf 56,000 Thaler.

Der früher aus verschiedenen Abstufungen bestehende Fußboden der Kirche wurde durchaus geebnet, und nur das eigentliche hohe Chor um einige Stufen erhöhet. In dem dadurch erhaltenen großen Plano wurden nach einer neuen, höhern Orts genehmigten, inneren Einrichtung die Sitzreihen angelegt. Statt der früher an unstatthaften Orten angebrachten Emporkirchen wurden nur in den beiden Kreuzarmen und an die westliche Wand dergleichen angelegt, wo sie nicht allein den Ueberblick der Kirche nicht stören, sondern sogar die Einförmigkeit der Massen einigermaßen aufheben.

Ebenso wurde die Kanzel ganz neu nach einem Entwurfe des Baumeisters aufgeführt, und auch die Orgel wurde, wenn es die beschränkten Baumittel nicht erlaubten, dieselbe bedeutend zu vergrößern, doch nach den Plänen und Vorschlägen des Baumeisters ausgebessert, und erhielt nachdem ein gefälligeres Aeußere, das zugleich dem Style des Gebäudes anpassender war.

Zugleich wurde durch Schließung einiger unnützer Thüren dem schädlichen Luftzuge im Gebäude vorgebeugt, und statt dieser, die ungebührlicher Weise vermauerte westliche Hauptthür wieder eröffnet, und die dabei liegende Vorhalle ausgebaut und zur Kirche gezogen.

Alle die, die Wände und Pfeiler verunzierenden Epitaphien wurden entfernt, und die aus den Grüften genommenen Ueberreste der dort begrabenen, sämmtlich in einer Gruft auf dem Domplatze beigesetzt. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die beiden, ehemals auf dem hohen Chore befindlichen Fürstengrüfte geöffnet und versetzt.

Nachdem wir hier einen kurzen Abriß der Geschichte der prächtigen Domkirche in Verden gegeben haben, wenden wir uns zu einer Beschreibung der Kirche und ihrer einzelnen Theile, wie sie sich dem Beschauer darstellt.

Sobald man in die westliche Thür der Domkirche tritt, befindet man sich in einer geräumigen Vorhalle. Es bieten sich dem Auge hier zwei Merkwürdigkeiten dar. Die eine ist eine Tafel, von Erz gegossen, welche früher die Grabstätte des Bischofs Bartold von Landsbergen bedeckte.

Sie enthält die Portraitfigur des Bischofs in halberhabener Arbeit, umgeben

von einer Inschrift und den Symbolen der vier Evangelisten. Sowohl der Ausdruck des Gesichtes, als auch die Anordnung der Falten im Ornate des Bischofs sind höchst vortrefflich, und eben so wie der Baldachin und das Consol mit dem Familienwappen desselben mit der größten Schärfe und Zierlichkeit gearbeitet. — Glücklicher Weise ist dies Monument bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit ganz unbeschädigt. Die Inschrift der Tafel trägt den Character des 15ten Jahrhunderts, ist aber des engen Raumes wegen so in einander gezogen und mit Abbreviaturen so überhäuft, daß sie wirklich eine Aufgabe für den Alterthumsforscher bildet. Sie belehrt uns über die Regierungszeit des Bischofes und über seinen 1502 am Himmelfahrt-Abend erfolgten Tod.

Rechts vom Eingange steht der ehemals dicht neben dem Altar befindliche Bischofsstuhl. Derselbe ist ganz von Eichenholz geschnitzt, und wahrscheinlich eben so alt wie der Dom. Er ist so an Erfindung wie an Ausführung ein Meisterstück, und der genauesten Beachtung werth.

Er war dazu bestimmt, während des Capitels den Bischof mit seinen Diaconen aufzunehmen, wie dies die, über dem dritten Sitze angebrachten Basreliefs anzeigen. Die Seitenwände sind ganz von durchbrochener Arbeit gefertigt, und haben in Laubgewinden Brustbilder menschlicher Figuren, worunter sich Adam und Eva, Simson und Delila, Judith und Holofernes, David und Bathseba, und auf der andern Seite mehrere Krieger, Gelehrte und Bauern erkennen lassen. Der obere Theil des Stuhles ist mit einem Dache im gothischen Styl, dessen Giebel ebenfalls reich mit Basreliefs, Engeln und Symbolen der vier Evangelisten geziert sind, versehen.

Bei dem Eintritt in die Kirche selbst, zeigen sich dem Beschauenden drei Monumente. Wir wenden uns zuerst zu dem nördlich stehenden. Dies enthält die Ueberreste zweier Bischöfe von Verden. Ein sonderbares Spiel des Zufalles findet hier statt. Beide Bischöfe waren Brüder und Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, Söhne des Herzogs Heinrich. Der eine, Christoph, regierte die längste, (58 Jahr) der andere, Georg, die kürzeste Zeit (8 Jahr) unter allen Bischöfen. Dem einen hatte Verden sehr wenig zu danken, der andere war der beste Regent. Die Gruft deckt den letzten katholischen und den ersten lutherischen Bischof. Früherhin stand dies Monument auf dem hohen Chore. Als bei der Versetzung desselben die Särge geöffnet werden mußten, fand sich der Körper des Bischofs Christoph balsamirt, an dessen Händen drei Ringe, am Halse ein Behang von silbernen Verzierungen und außerdem noch im Sarge ein silberner vergoldeter Abendmahls-Kelch mit Patena. Die Arbeit des letzteren ist vorzüglich, und von Ludwig Brüggemann, dem Bruder des berühmten Hans Brüggemann, der im Jahre 1520 den schönen Altar in Schleswig baute. In Georgs Sarge fand sich nur ein messingener Kelch vor. Alle diese Sachen werden gegenwärtig in der Sacristei aufbewahrt.

Südlich steht das Epitaphium des letzten Bischofs von Verden, Philipp Sigismund, ebenfalls eines Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, daß er sich selbst noch bei seinem Leben setzen ließ. Es enthielt früher sehr schöne Haut-

reliefs von weißem Alabaster, zum Theil gewiß italienischen Ursprungs. Dieselben waren jedoch so bedeutend durch Abschlagen von Händen, Köpfen und Füßen ruinirt, daß man, um wenigstens das Vorhandene zu retten, und dem Anblick die zerstörten Sachen zu entziehen, dieselben entfernt und in einer Materialien- und Vorrathskammer dem suchenden Auge des Kenners aufgehoben hat. Auch dies Monument stand früher auf dem hohen Chor. Bei seiner Versetzung fand sich in dem zinnernen Sarge, als einziger Ueberrest des dort beigesetzten Körpers, ein Stück der Hirnschaale. Auch dies befindet sich in dem jetzigen Standorte des Monumentes. Außerdem fanden sich in dem Sarge noch Ueberreste einer sammetnen Mütze und eines braunsammetnen Gewandes, auch lederner, ziemlich elegant verfertigter Schuhe.

Das dritte Monument befindet sich zwischen beiden, an dem Wandpfeiler dicht neben der Thür. Es enthält eine Inschrift, welche anzeigt, daß Bartold von Landsberg im Jahre 1473 den westlichen Theil des Domes begonnen, und 1490 denselben eingeweiht habe. Daneben befindet sich das Landsbergsche Wappen, in Vereinigung mit dem bischöflich-verdenschen, in einem Laubgewinde, und darunter die Jahrszahl 1479, also ein Zeichen, daß im Jahre 1479 der neue Bau diese Höhe erreicht gehabt habe, woraus man sieht, wie langsam und sorgfältig man in diesen Zeiten zu bauen gewohnt war.

Die Kanzel, eine durchaus neue Arbeit, besteht aus einem baldachinartigen Untersatz, welcher den eigentlichen Predigtstuhl trägt, dessen drei Hauptseiten mit Basreliefs, welche allegorisch den Inbegriff alles dessen, was der Diener Gottes dort lehren kann, Glaube, Liebe, Hoffnung, ausdrücken. Die Basis des Untersatzes, deren Inschriften aus der Bibel den darüber befindlichen Basreliefs entsprechen, trägt einen Petrus.

Neben der Kanzel, zu welcher übrigens eine ganz gegossene eiserne Treppe führt, steht das, zu Ablesung der Episteln und Evangelien bestimmte Lesepult.

Wir wenden uns nun zum Altar. — Er bildet einen Schrank, wie wir deren als Tabernaculum in vielen Kirchen des Mittelalters finden, und ihn krönt ein Aufsatz in ächt mittelalterlichem Styl. Der untere Theil desselben, ganz ähnlich dem Altar im prächtigen Dome zu Cöln, enthält eine reiche mit Giebeln verzierte Bogenstellung, in welcher das Mittelfeld Bischof Conrad, wie er der Maria das Modell des Domes knieend darreicht, die Seitenfelder aber von den zwölf Aposteln ausgefüllt werden. Die nördliche Seite enthält neben zwei Bildern deutscher Kaiser ein Bild des Mannes, der vor 400 Jahren vielleicht die Kirche mit diesem Altare beschenkte. Er trägt das Modell desselben. Die südliche Seite zieren gleichfalls die Bilder zweier Kaiser, und den Beschluß macht ein kleines Bild des Mannes, der den Altar geschnitzt haben mag.

Der folgende schrägstehende Theil enthält auf den drei Seiten fünf Basreliefs aus dem Leben des Erlösers. Nördlich die Taufe, westlich die Anbetung der Könige, das Abendmahl, die Grablegung und südlich die Himmelfahrt. In dem nächstfolgenden, schrankähnlichen Theile sind fünf Nischen, welche mit dem Bilde des gekreuzigten Erlösers über der Weltkugel und mit den vier Evange-

listen gefüllt sind. Die diesen Nischen entsprechenden Blinden, nördlich und südlich, enthalten zwei Basreliefs-Figuren, und zwar die nördliche ein Bild des Kaisers, welcher das Bisthum und den Dom gründete, die südliche aber das Bild des allgeliebten Fürsten, des Herzogs von Cambridge, dessen unmittelbarer Fürsorge wir die Erhaltung und Ausschmückung dieses herrlichen, im nördlichen Deutschland vielleicht unübertroffenen mittelalterlichen Gebäudes zu danken haben. Noch in fernen Zeiten werden, der Kunstfreund wie der Beschauer, mit freudigem Gefühle die Züge des Mannes betrachten, der eben so ein Vater seines Volkes, wie ein Beschützer der Kunst war.

Eine reiche Blätterkrone ziert diesen Theil des Altars, und über ihr beginnt der obere Aufsatz. Dieser läßt sich nicht beschreiben, er muß gesehen werden.

Die Fenster sind theils einfarbig weiß, in den verschiedensten Mustern verglaset, und es zeichnet sich hier vorzüglich der obere Theil des letzten Fensters am Kreuzarme in der nördlichen Reihe aus, welcher, aus der nördlichen Hälfte der Stuhlreihen betrachtet, ein großes Fruchtstück von Wein mit Blättern, Ranken und Trauben darstellt.

Die Fenster im hohen Chore sind sämmtlich von gefärbtem Glase angefertigt, und theilweise auch mit Glasgemälden geziert. Wenn wir von dem zuletzt betrachteten Fenster mit dem Weinlaube weiter gehen, so finden wir im nördlichen Kreuzarm, in den Feldern eines Fünfecks, um das Auge der Vorsehung geordnet, den Heiland und die vier Evangelisten, halbe Figuren, umgeben von einer Glorie von Engeln. Dies Fenster, so wie alle die, mit neuer Malerei gezierten hat der Baumeister selbst, mit Hülfe eines hiesigen, sehr talentvollen Malers, und eines geschickten Glasers angefertigt. Im südlichen Kreuzarmfenster finden sich fünf Glasmalereien aus älterer Zeit, namentlich aus dem Jahre 1306. Diese sind aus der Kirche in Wolterdingen für den Dom erkauft, und stellen, nach der Reihefolge von Osten die Verherrlichung Christi, St. Bartholomäus, Petrus und Paulus, St. Catharina und den englischen Gruß vor. Ganz oben sitzt Maria mit dem Kinde, der letzte Rest von Glasmalerei aus dem Dome selbst, welcher deren sonst sehr viel hatte. Diese Bilder waren früher sehr zerstört und fehlten viele Stücke. Der Baumeister hat aber mit Hülfe der obenerwähnten beiden Männer die fehlenden ersetzt, und demnächst selbst gebrannt.

Das folgende Fenster enthält gleichfalls einige Felder aus Wolterdingen, namentlich die Verherrlichung der Maria und den heiligen Christophorus, außerdem aber noch einige Wappen aus verschiedenen Privathäusern.

Die beiden Fenster, unmittelbar neben den mittelsten, enthalten wieder neue Glasmalereien; das eine, den Knaben Christus mit der Weltkugel, gestützt am Kreuze, auf einem Regenbogen stehend, umgeben von Engeln, das andere aber eine Zusammenstellung von Köpfen der Kirchenväter.

Das mittelste Fenster endlich, ebenfalls neu, ist durchaus gemalt. Der obere Theil, die Durchbrechung, enthält ein eignes Bild. Maria mit dem

Kinde in einer Strahlenglorie, als Himmelsköniginn auf der Mondsichel thronend und von Engeln umgeben, schwebt herab, um die Welt durch ihren Sohn zu beglücken. Als Symbole der anbetenden Gemeinde knieen zu ihren Füßen eine männliche und eine weibliche Gestalt.

Tiefer unten stehen fünf Figuren, ein Cyclus der Geschichte des guelphischen Fürstenhauses in Bezug auf das Bisthum Verden.

Links dem Beschauer erscheint Carl der Große. Zu den Füßen des Kaisers, am Console, erscheint das Wittekindsche schwarze Roß im silbernen Felde.

Das Mittelfeld nimmt, als Repräsentant des Mittelalters, der heldenmüthige Christian von Braunschweig ein, dessen Ruhm die Geschichte der Reformation mit ihrem Kampfe erzählt. In seinem Wappen erscheint bereits im rothen Felde das silberne Roß.

Zu beiden Seiten des Helden stehen Luther und Melanchthon, zwei Männer, die, wie der Weltgeschichte, so auch der Geschichte des Bisthums eine andere Wendung gaben. Die Schilder zu ihren Füßen enthalten ihre Siegel.

Diese drei Männer sind nach den besten gleichzeitigen Bildnissen gemalt. Das erste Feld rechts dem Beschauer nimmt, die Figur Sr. Majestät Wilhelms IV. Königs von England und Hannover ein. Derselbe erscheint im Costüme des Hosenbandordens und zu seinen Füßen befindet sich ebenfalls ein Wappenschild mit dem silbernen Rosse im rothen Felde.

Unter diesen Figuren breitet sich ein großer dunkelblauer Wappenmantel aus, welcher das Königlich Hannoversche Wappen, mit den Schildhaltern und der Kette des Hannoverschen Guelphenordens geziert, bedeckt.

In der Sacristei werden dem Suchenden außer dem, in der Gruft der Bischöfe Georg und Christoph gefundenen Kelche, auch noch die eben daselbst vorgefundenen Ringe und Silberverzierungen gezeigt.

Der Domplatz, eine große schöne Fläche, ist jetzt auf das Geschmackvollste und Sinnigste in eine Gartenanlage verwandelt. Auf der Mitte des Platzes sind die sämmtlichen in den verschiedenen Grüften des Domes ehedem befindlichen Gebeine beigesetzt, und auf ihrer Ruhestätte ist ein kleines einfaches Monument errichtet, dessen Inschriften erzählen, wie hier im Jahre 1829 die Gebeine der, seit 1318 im Dom Begrabenen beigesetzt worden seien.

Wir schließen diese kurze Beschreibung mit dem Wunsche, daß noch manches Jahrhundert hindurch das jetzt wieder ganz feste Gebäude dem Zahne der Zeit trotzen möge, und unsern Nachkommen Kunde gebe, wie unsre Vorfahren so erhaben zu bauen verstanden, und wie wir, ehrend und achtend, was sie uns überlieferten, ihr Geschenk nur würdig und vollständig zu erhalten und zu unserm Gebrauch passend zu machen suchten, ohne es durch unwürdige Schnörkeleien oder eitlen Flitterstaat zu entweihen.

Salzderhelden.

Der Flecken Salzderhelden, in einem lieblichen Thale an der Leine gelegen, gehört zum Fürstenthume Grubenhagen. Die Straße von Göttingen nach Hannover führt südlich vom Amthause und der Heldenburg über die Leinebrücke durch den nördlichen Theil des Orts. In uralten Zeiten haus'ten in dortiger Gegend die angesehenen Geschlechter der Heger, Seelser, der Bönnichenhäuser und der Edlen von der Helden *). Die letztern ließen sich im 11ten Jahrhunderte bei den Salzquellen nieder, mit deren Betriebe sich die Anbauer sammelten. Die alte Burg dieses Geschlechts, auf einer Anhöhe gelegen, von welcher noch eine Ruine übrig ist, diente selbst den ältesten Grubenhagen'schen Fürsten zum Aufenthalte, wodurch sich der Ort mehr und mehr hob. Schon Herzog Heinrich der Wunderliche, Stifter der Grubenhagen'schen Linie, welcher 1322 starb, bevorzugte Salzderhelden vielfach, nachdem bereits sein Vater, Albrecht der Große, den Ort und das Salzwerk privilegirt hatte. Den festen Sitz seiner Regierung hatte hier, nach Aussterben der Familie von der Helden, Herzog Albrecht I., Grubenhagen'scher Linie, welcher sich durch seine Fehdelust auszeichnete. Weit in die Umgegenden gingen seine Streifereien, und erst durch seinen 1384 erfolgenden Tod fand er Ruhe von den zahlreichen Stürmen seines Lebens. Auch sein Sohn Erich hatte seinen Sitz wieder zu Salzderhelden bis zu seinem 1427 erfolgten Tode. Albrecht II., Erich's Sohn, erhielt nach einer Theilung mit seinem Bruder Heinrich Salzderhelden. Zu seiner Zeit war die alte Burg noch eine wehrbare Veste. Im Jahre 1448 wurde sie vom Landgrafen von Hessen belagert, der jedoch ohne Erfolg wieder abziehen mußte. Eine Ansicht des Schlosses vom Jahre 1650 liefert uns unsere Abbildung. Die spätern Herzöge von Braunschweig, Grubenhagen'schen Theils, hielten sich mehr auf dem Grubenhagen, zu Herzberg, Catlenburg oder Rothenkirchen auf. So entstand neben der Burg das Amthaus, jetzt der Sitz der vereinigten Aemter Salzderhelden und Rothenkirchen, welchem fünf Beamte vorstehen, von denen der zweite in Einbeck wohnt. Salzderhelden wurde 1623 von einer schrecklichen Feuersbrunst heimgesucht, die binnen drei Stunden fast den ganzen Flecken, so wie auch das Fürstl. Amts-Vorwerk in Asche verwandelte. Viele wichtige Documente sind bei dieser Gelegenheit verloren gegangen.

Die Salzwerke von Salzderhelden waren in frühern Zeiten nicht von so großer Bedeutung. Durch allmählige Verbesserungen sind sie erst zu ihrem jetzigen Ansehen gelangt, wenn gleich die Sole dieser Salzwerke auch jetzt noch weniger ergiebig ist, als die lüneburgsche. Der herrschaftlichen Saline steht ein Oberfactor, ein Saline-Inspector und ein Salzschreiber vor. Das Wasser ist 1¼ löthig, das Gradirwerk 1554′ lang, und hat 44,200 □′ Fläche. Die

*) Letzner nennt noch: die Wormbsdörffer und die Wolmerstetter.

Kunst schiebt 3057′. Es werden hier jährlich 16,800 Centner Salz gewonnen. Eigenthümer sind Einwohner des Ortes und der Stadt Eimbeck, von denen es die Cammer gepachtet hat.

Der größte Theil des Ortes Salzderhelden, durch welchen ein Arm der Leine fließt, liegt unregelmäßig gebaut südwestlich von der Leine. Nördlich von dem Arme der Leine, welcher den Flecken durchströmt, bildet die Leine eine kleine Insel, „auf der Bue“ genannt. Nordöstlich ist der Dornberg. Nicht weit vom Orte nimmt die Leine die Ilme auf.

Die Zahl der Häuser des Fleckens beläuft sich auf 174, die der Einwohner auf 1150 bis 1170. Etwa 97 Häuser und 678 Einwohner stehen unter dem Flecken Rathe, welchen ein Bürgermeister und zwei Senatoren bilden. Ein Theil des Ortes heißt von der ältesten Burg die Heldenburger Vorburg, und die dortigen Einwohner heißen die Vorbürger. Im Flecken wohnen viele Leinenhändler. Im Jahre 1796 war hier eine Fabrik in fünf Stühlen, welche Kamlotte, Flanell ꝛc. lieferte. Uebrigens treiben die Einwohner Ackerbau, und gewinnen durch Fuhren auf der Landstraße. Im Orte ist eine Försterei der Inspection Westerhof, und eine Steuer-Receptur mit einer Hauptzoll-Receptur des Kreises Eimbeck.

An der schon 1271 fundirten, dem heiligen Apostel Jacobus geweiheten Kirche des Fleckens steht ein Pfarrer, welcher seinen Superintendenten in Eimbeck hat. Das Patronat der Pfarre haben die Herren von Minnigerode. Früher hatten es die Heger und die Edlen von der Helden, des Ortes Stifter.

Die Reformation fand bald nach dem Jahre 1534, wo sich Herzog Philipp der Erste von Grubenhagen zur evangelischen Religion bekannte, auch in Salzderhelden Eingang.

Hessen.

Schon im zwölften Jahrhundert erscheint in der Geschichte eine Burg, östlich vom großen Fallstein, auf der Edele von Hessen saßen, die man für Sprößlinge der nordthüringischen Dynasten hält. Am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts fiel jene Burg mit der anliegenden Ortschaft an die Grafen von Regenstein, und von diesen i. J. 1348 käuflich an die Herzöge von Braunschweig.

Die alte Burg verfiel im Laufe der Jahrhunderte und wurde nicht wieder aufgebauet; jedoch wurde sie durch ein Schloß ersetzt, das durch hohe Eleganz und seine reizende Umgebung einige Berühmtheit erlangte. Es war, wie bekannt, dieses Gebäude der Ort der Schmerzen und der Freude des wackern Julius und seiner Gemahlinn Hedwig; sie betrauerten hier den väterlichen Zorn und feierten hier die väterliche Versöhnung.

Herzog Heinrich Julius verwandte auf die Verschönerung des Schlosses und seiner Umgebung vorzüglichen Fleiß. Insbesondere ließ er durch seinen Kunstgärtner Johann Royer, welcher die neue Schöpfung in einer kleinen Druckschrift eigenhändig beschrieben hat, einen unvergleichlich schönen Lustgarten anlegen. Es bestand derselbe aus zwölf Abtheilungen oder Quartieren, unter denen das Brunnenquartier die meiste Aufmerksamkeit verdient. Den Brunnen, von welchem dasselbe seinen Namen hatte, erstand der Herzog für 8000 Gulden von Baierschen Kaufleuten und verehrte ihn seiner Gemahlinn als Neujahrsgeschenk. Wir halten dieses Kunstwerk einer genaueren Beschreibung werth.

Das Fundament des Ganzen bilden breite Quadern, über welchen drei Greife das unterste Becken tragen. Seekrabben, Krebse und Löwen zeigen sich zwischen den Greifen. Allerlei Seegethier und allerlei Formen, wie sie das Meer birgt, wimmeln an dem Becken. Ueber demselben setzt sich das Kunstwerk felsen- und klippenartig fort, und sinnig bieten sich hier die Erscheinungen felsiger Gegenden dar, z. B. Schlangen, Eidechsen, Frösche, Vögel. Das zweite Becken ruht auf sechs Auerochsen, zwischen denen dreiköpfige Drachen das Wasser ausspeien; es ist halb so umfangreich, als das erste, aber in seinen Kunstdarstellungen diesem gleich. Der Zwischenraum bis zum dritten Becken ist ebenfalls felsig und mit Naturbildern, nämlich mit der Abbildung einer vollständigen Gemsenjagd, geziert. Die verschiedenartigsten Thiere füllen die Zwischenräume vom dritten bis zum fünften Becken, z. B. Pferde, die auf den Hinterbeinen stehen und das Wasser aus den Mäulern sprudeln lassen, Pelikane, denen es aus der Brust springt, Affen, die es spielend aus der Sackpfeife rinnen lassen, Einhörner, denen es aus dem Maule, Elephanten, denen es aus dem Rüssel quillt. Oben auf dem Brunnen erhebt sich ein Hirsch, der das Wasser nicht nur aus dem Maule, sondern auch aus den Hörnern und selbst aus den Vorderpfoten spritzt. Um den Brunnen führen zwei Gänge mit prächtigen, eisernen Gittern. Der untere — welcher dem obern gleich ist, des Raumes wegen aber in unserer Abbildung nicht dargestellt werden konnte — war mit verborgenen Pfeifen und Röhren versehen, vermittelst derer man vom obern Gange aus den Scherz haben konnte, die in dem unteren Lustwandelnden zu benetzen.

In einem Gange seitwärts von der vierten Abtheilung des Gartens, dem sogenannten Wappen-Quartiere — welches seinen Namen davon hatte, daß in demselben das braunschweigische und dänische *) Wappen mit Buxbaum dargestellt war — zog ein Gewölbe die Aufmerksamkeit auf sich, welches die Geschichte des unglücklichen Aktäon plastisch darstellte. Aktäon liebte die Jagd über Alles. Als er einst, ermüdet vom Jagen, einsam einen kühlen Ruheplatz suchte, sahe er unvermuthet in einem anmuthigen Thale die Göttinn Diana nackt, mit ihren Nymphen, im Bade einer Quelle. Die Göttinn benetzt sein Haar mit Wasser und ruft zürnend aus: „Gehe hin und erzähle, daß Du mich unbekleidet sahest. Wenn Du kannst, so sei Dir Solches zu erzählen vergönnt.“ So-

*) Elisabeth, Heinrich Julius Gemahlinn, war eine dänische Prinzessinn.

fort wird Aktäon in einen Hirsch verwandelt, flieht durch die Wälder und wird von seinen eigenen, geliebten Hunden zerrissen. Die erwähnte Grotte enthält die Bildsäulen der nackten Diana und ihrer Nymphen in Lebensgröße, aus Stein gehauen. Aktäon steht hinter einem Baume und hat das Geweihe bereits auf dem Kopfe. Außerdem sah man hier mannichfache Thier- und Menschengestalten, allesammt Wasser aussprudelnd, so wie verschiedene Verirfontänen.

Uebrigens schlossen sich an den Lustgarten noch ein Küchen- und Baumgarten mit den ausgesuchtesten in- und ausländischen Producten.

Die Unruhen des dreißigjährigen Krieges gingen an diesen freundlichen Erscheinungen zum Glück ohne dauernden Einfluß vorüber. Zwar wurde der Flecken im J. 1641 von den Schweden geplündert und zur Hälfte niedergebrannt; das Schloß dagegen befand sich sammt seinen nächsten Umgebungen, in'sbesondere dem Garten, 1651 — denn in dieses Jahr fällt die Beschreibung von Royer — in dem erfreulichsten Zustande. Die spätere Geschichte von Schloß und Garten ist nur eine Geschichte allmäligen Verfalles.

Schloß Bentheim.

Wenn wir die Phantasie unserer Leser in einen der äußersten Theile der Hannoverschen Lande in diesem Augenblicke führen, so geschieht dies, um mit ihnen im Geiste die Zinnen des uralten Schlosses Bentheim zu besteigen, und hoffen wir um so mehr auf den Dank der Leser, indem gerade dieses Schloß eines von den wenigen Deutschlands ist, welches noch in voller Ausdehnung und wohl erhalten die Bergstirn ziert. Daß Schloß Bentheim in unseren Landen die schönste Bergfeste ist, leidet keinen Zweifel; selbst im gesammten Vaterlande möchte es wenige ähnliche geben, und vielleicht ist es einzig und allein die prachtvolle Ruine des Heidelberger Schlosses, von der Bentheim übertroffen wird. — Von den Zeiten der Hermansschlacht, durch die Räume der Carolinger und des ganzen Mittelalters, über die Reformation und den dreißigjährigen Krieg hinaus, bis auf die neuere Zeit, haben die hohen Warten weit in Westfalen geleuchtet und stehen noch jetzt vollkommen erhalten, als die schönste Zierde des nördlichen Deutschlands.

Wenn man vom Niederrhein her in das nördliche Deutschland dringen will, so wird in der Mitte Westfalens die ganze Landschaft zwischen dem Teutoburger Walde bis über die Ufer der Ems hinaus, von einem romantischen Gebirgszuge durchschnitten, der in den ältesten Zeiten den Namen Ossningg oder Osnegg führte; an diesen lagen schon zu den Zeiten der Römer wichtige Castelle und noch jetzt zieren mehre Schlösser und Ruinen dies Gebirge, dessen Höhen, von Sagen und Legenden umschwebt, durch die Ebene streichen. Dort nun, wo dies Gebirge sich abflachend in die große Ebene verliert, welche die Ufer der Ems umgiebt und über Holland und Ostfriesland hinaus zu dem Ge-

stade des deutschen Meeres dringt, erhebt sich in seinen letzten Felsformationen noch einmal der Ossningg und trägt auf seinem Gipfel den Felsen, von welchem herab Drusus den Tubanten seine Gesetze gab. Dieser römische Feldherr wird als der Erbauer des Schlosses Bentheim genannt und der Name desselben schreibt sich von Tubanten-heim her. „Heim“ heißt so viel als Haus; aus Tubanten-heim ward später hin Bantenheim und endlich Bentheim. Viele Sagen und Sprichwörter, auch Volkslieder haben sich aus den Zeiten Drusus bis jetzt erhalten und die kriegerische Wichtigkeit dieser alten Heerstelle zwischen Weser, Ems, Lippe, Yssel und dem Rheine hatten die Römer wohl erkannt, wie auch die Franken zur Deckung ihrer Dome zu Utrecht, Münster und Deventer diesen einzigen hochgelegenen Punkt wieder aufsuchten und festhielten. Rund um das Schloß blickt man in ungeheuere Ebenen, deren größte Bestandtheile weit gedehnte Heiden sind. Die eindringenden Franken nannten von diesen vielen Heiden die unchristlichen Sachsenvölker, welche sie hier antrafen: Heiden. —

Wenn nun die Natur, die Römer und Franken dieses Tubantenheim berühmt gemacht hatten, so reizte dies um so mehr die späteren Dynasten dieser Gegend, ihr festes Heim oder Haus dort aufzuschlagen, und der kaiserliche Graf, den die Carolinger in diese Nordgaue setzten, konnte keinen festern und schönern Fleck finden, als dieses Schloß, das hoch sich über den wildreichen Eichenwald, der bis auf diese Stunde dasselbe noch umgiebt, erhob. Mit dieser Grafenstelle war die des Heerbannführers verbunden, des Kaiserlichen Richters, des Oberholzgrafen in dem nahen bedeutenden Walde, des Markenherren und die Schutzgerechtigkeit über benachbarte Dome und Klöster, welches alles bald in Lehn überging, wodurch sich die Gewalt der Grafen, zwischen den Bisthümern Utrecht und Münster fast bis zu einer Herzoglichen Macht erweiterte, die namentlich mit dem Sturze Heinrich des Löwen bedeutend zunahm.

Wenn nun auch die ältere Grafengeschichte Bentheims nur in schwachen Umrissen hervortritt, so erleidet es doch keinen Zweifel, daß schon zu den Zeiten Karls des Großen in den langjährigen Sachsenkriegen, am Ende des achten Jahrhunderts, Bentheim eine wichtige Rolle spielte. Als den ersten Grafen von Bentheim nennt man Ricfrid, einen Sohn des Grafen Luthardts von Cleve und dessen Gemahlinn Bertha, einer Tochter des Kaisers Arnoulph. Ricfrid's Bruder, als Inhaber der Grafschaft Cleve, herrschte am Ufer des Niederrheins auf der hohen Schwanenburg; Ricfrid's Sohn war Balderic, Bischof von Utrecht, der Urheber des Collegiatstiftes zu Oldensaal. Ricfrid's Nachfolger war sein anderer Sohn Wolfgang, der im Jahre 938 dem Turniere zu Magdeburg mit beiwohnte, wo König Heinrich der Vogelsteller die Blüthe der deutschen Ritterschaft im Waffenspiele übte, um mit ihnen nachher auf dem Ungarnschlachtfelde zu Merseburg, die ernstere Kampfprobe zu bestehen.

Als im Jahre 921 König Heinrich zu Bonn mit dem fränkischen Könige, Carl dem Einfältigen, ein Friedensbündniß schloß, war auch Wolfgang, Graf von Bentheim mit zugegen. In den erstern Jahren des deut-

schen Kaiserreichs scheinen überhaupt die niederdeutschen Grafen so recht die Stützen des Thrones gewesen zu sein, und unter denen, die auf dem Turniere zu Magdeburg mit waren, finden wir auch die von Holland, Tecklenburg, Cleve, Oldenburg, Arensberg und Hoya, mit welchen im Laufe der spätern Jahrhunderte das Haus Bentheim so nahe verwandt war.

Dann folgte Graf Otto von Bentheim, der im Jahre 1042 dem Turniere zu Halle in Sachsen beiwohnte und dem Bischofe von Utrecht Bundesgenosse in einem Kriege gegen Theodorich IV., Grafen von Holland war. Als Lothar von Süpplingenburg, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen im Jahre 1112 gegen Kaiser Heinrich V. kämpfte, standen die meisten dieser Grafen gegen das Reichsoberhaupt auf und kämpften 1114 bei Cöln mit wechselndem Glücke; 1115 siegte jedoch der Herzog Lothar am Welfelsholze und zog dann mit dem Erzbischofe Friedrich von Cöln und mit seinem Vetter, dem Grafen Hermann II. von Ravensberg gegen des Kaisers Anhänger in Westfalen, zerstörte Dortmund, unterwarf Münster, belagerte und zerstörte Schloß Bentheim 1116 und viele Westfälische Burgen, auf welchen Freunde des Kaisers wohnten. Johann, Graf von Bentheim söhnte sich darauf mit dem Herzog Lothar aus und zog mit vierzig andern Herzögen und Grafen 1119 nach Göttingen zu dem großen Turniere, welches Herzog Lothar zur Ehre seines Verwandten, des Raugrafen Wilhelm von Dassel halten ließ.

Mit den Bentheimschen Grafen aus den Häusern Pfalz und Holland erhellet sich die Geschichte dieses Stammes. Jetzt sehen wir die Gräfinn Gertrude von Bentheim über Schloß und Grafschaft herrschen. Sie war Wittwe und stammte aus dem Hause der Guelphen, war auf anderer Seite mit der Kaiserinn Richenza verwandt und brachte in zweiter Heirath die Grafschaft Bentheim an Otto von Salm, der den Titel Pfalzgraf von Rheineck führte. 1134 war Graf Otto von Rheineck — so nannte er sich auch als Graf von Bentheim — mit gegenwärtig, als der Kaiser die Schenkungen der Dynasten von Steinfurt an die Klöster zu Klarholz und Hatemarsloh bestätigte. Unter diesem Grafen ward auch das Stift Witmarschen — Weiter Marsch, Grünland — errichtet. Otto III., von väterlicher Seite aus Pfälzischer, von mütterlicher aus Guelphischer Linie entsprossen, gerieth von 1144 bis 1148 mit dem Bischofe Herbert von Utrecht in einen Krieg, erlitt bei Ottmarsheim eine blutige Niederlage, sah seinen Bundesgenossen, den Grafen von Biekloh, neben sich fallen, alle sein Kriegsvolk in die Wälder zerstreut und gerieth selbst in Gefangenschaft. — Otto von Bentheim hatte diesen Krieg wegen seiner nahen Verwandtschaft mit Diedrich VI. von Holland angefangen und dieser eilte nun mit stürmender Hand vor Utrecht, schloß die Stadt hart ein und drohte, dieselbe in einen Aschenhaufen zu verwandeln. In dieser Noth ermahnte der Bischof das Volk zur standhaften Gegenwehr und zog dann, sich auf die damalige Macht der geistlichen Waffen verlassend, mit seinem ganzen Clerus hinaus vor die Stadt in das holländische Lager, um den mächtigen Grafen Diedrich in den Bann zu thun. Die Kirchenfahnen und Kruzifixe, die geist-

lichen Ornate und heiligen Gesänge brachten im holländischen Heere einen solchen Eindruck hervor, daß der Graf von Holland seine Rüstung ablegte, dem Bischofe barfuß entgegenzog und sich ihm zu Füßen warf. Beide söhnten sich nun aus, Otto III., Graf von Bentheim, erhielt seine Freiheit, stellte dem Bischofe Schloß Bentheim zum sogenannten offenen Hause und gelobte Frieden.

Graf Otto III. von Bentheim, der von seinem Vater her vielleicht noch Besitzungen am Rhein hatte, vermuthlich Burg Rheineck selbst, gerieth mit dem Grafen Hermann von Staleck in Feindschaft und ward 1148 auf dessen Burg, die jetzt noch in Trümmern mit ihren verfallenen Mauern bei Bacharach das romantische Rheinthal ziert, von ihm ermordet.

Graf Otto starb ohne Leibeserben und Diedrich VI., Graf von Holland, mit Sophia von Bentheim, Otto's Schwester verehelicht, hinterließ mehre Söhne, von denen die Großmutter Gertrud, aus dem Guelphischen Hause, den zweiten Sohn Otto von Holland, zum Grafen von Bentheim bestimmt hatte. Dieser trat nun unter dem Namen Otto IV. die Grafschaft an. Sein Bruder, der Graf Florenz von Holland, suchte mit Hülfe des Utrechter Bischofs, Gottfried von Rhemen, 1165 den Besitz Bentheims ihm streitig zu machen, zerfiel aber selbst mit dem Bischofe, bis Kaiser Friedrich der Erste, aus dem Hause Hohenstaufen, hierüber 1166 eine vergleichende Entscheidung gab. Bald starb der Bischof und Balduin, Graf von Holland bestieg den bischöflichen Stuhl in Utrecht; alle drei Brüder von Holland, Bentheim und Utrecht, lebten nun im besten Einverständnisse. Der Bentheimer Graf hatte sich sehr über die Erpressungen zu beklagen, welche der bischöfliche Burggraf zu Coverden gegen die Bentheimer, nach Gröningen ziehenden Kaufleute ausließ, und als alles Abmahnen des Bischofs gegen den Burggrafen nichts fruchtete, entsetzte dieser denselben seines Amts. Mißvergnügt hierüber, hetzte dieser die Gröninger und Drenter gegen den Bischof und Grafen von Bentheim auf. Man griff zu den Waffen; die bischöflichen Güter in Drente wurden verheert, der Graf Otto IV. von Bentheim bei Roccloh aufs Haupt geschlagen und Coverden verbrannt. Auch der Graf Otto von Geldern mischte sich in diese Fehde und die Erbitterung war groß, mit welcher solche geführt ward; ja, die Gräfinn von Bentheim mit ihrer Familie und ihren Schätzen, ward in Coverden gefangen genommen. Glücklicherweise hatte der Bischof in seiner Gewalt viele angesehene Männer der feindlichen Partei, gegen welche jene wieder ausgelößt wurden, bis die Erzbischöfe Konrad von Mainz und Philipp von Cöln nach Deventer kamen, um diese Unruhen zu stillen.

Graf Otto IV. von Bentheim war zweimal vermählt; eine seiner Gemahlinnen war die Tochter des Grafen Heinrichs von Arensberg. 1172 ließ dieser Graf seinen Schwiegersohn, den Bentheimer, in den Thurm werfen, und ließ ihn nicht eher los, bis er versprochen, die Grafschaft Arensberg nicht mehr zu beunruhigen und mit seinem Brautschatze zufrieden zu sein. Kurze Zeit vorher hatte der Graf Heinrich von Arensberg es mit seinem Bruder ebenso gemacht, dieser war aber im Gefängnisse gestorben. Der Kaiser hatte hierauf

den Grafen in die Acht erklären lassen, und Herzog Heinrich der Löwe vollzog dieselbe mit den Bischöfen von Münster, Minden und Paderborn, indem er die starke Arensberger Burg (Adlersburg) eroberte und den Grafen von Land und Leuten vertrieb. Als späterhin die Achtserklärung über den Löwen erging, war unter den Westfälischen Großen der Graf Heinrich von Arensberg auch derjenige, welcher dieselbe am liebsten mit über den unglücklichen Herzog vollzog; wogegen Graf Otto IV. von Bentheim sich ungern in den Kampf gegen den Löwen mischte, theils aus Verwandtschaft mit dem Guelphischen Hause, theils wegen des guten Vernehmens, in welchem er zum Herzoge stand, und als 1180 Friedrich Rothbart, der deutsche Kaiser, auf dem Reichstage zu Gelnhausen die Herzoglichen Besitzungen an den Erzbischof Philipp von Cöln verlieh, und die meisten Westfalen, namentlich Graf Hermann III. von Ravensberg, Graf Friedrich von Altena, Graf Simon von Tecklenburg, Graf Heinrich von Arensberg, der Graf von Schwalenberg und der Bischof Arnold von Osnabrück sich gegen den Herzog erklärten und 1181 auf dem Halerfelde an der Hase, unweit Osnabrück, gegen die Freunde des Herzogs, welche Bernhard von der Lippe führte, kämpften und von der Partei des Löwen geschlagen wurden, sehen wir auf des Herzogs Seite die Grafen von Hallermund, Ratzeburg, Schwerin und Welpe, kämpfen und siegen, aber nicht Otto IV. Grafen von Bentheim. Doch hat die Grafschaft Bentheim bei Zertrümmerung des Herzogthums Sachsen manche Vortheile errungen. Bald darauf zog der Bentheimer Graf mit seinem Bruder Florenz III. Grafen von Holland, fort in das gelobte Land, um unter Kaiser Friedrich Rothbart den Kreuzzug mit zu machen. Der Graf von Holland blieb vor Antiochien in Sirien, Graf Otto kam wieder nach Westfalen, als nach dem Tode des Kaisers das Kreuzheer sich auflöste.

Otto's andere Gemahlinn war aus dem Geschlechte der Grafen von Kappenberg. Auch bestand damals eine Verwandtschaft des Bentheimischen Hauses mit dem der Grafen Hallermund, was daraus hervorgeht, daß als Burchhard, Graf von Hallermund, der Sohn des Grafen Wulbrandt von Hallermund, Stifter des Klosters Lokkum, auf dem Turniere zu Nienborg ein Bein gebrochen hatte, er zu seiner Mutter Schwester nach Schloß Bentheim gebracht wurde, wo er an seiner Wunde starb.

Auf Otto IV. folgt sein Sohn Balduin der Tapfere, Graf von Bentheim, der 1213 zuerst erwähnt wird. Er zog mit seinem Bruder, dem Grafen Otto von Bentheim, der zum Bischof von Münster ernannt worden war, mit Leopold von Oestreich 1217 ins gelobte Land, nahm Antheil an der Entsetzung von Accon, eroberte Damiette mit, sah aber seinen Bruder vor Cäsarea sterben. 1226, als der Bischof von Utrecht gegen den Burggrafen Rudolph von Coverden einen Krieg führte, ward auch Balduin der Tapfere, da er die Burggrafschaft von Utrecht besaß, und das Thürhüteramt dieses Stiftes verwaltete, mit hinein verwickelt. Viele niederländische Ritter nahmen an diesem unglücklichen Feldzuge Theil: Rudolph von Gohr trug als Bannerherr

die Martinsfahne des Hochstifts und Holland, Cleve, Cöln und Münster sandten ihre Ritter. Der Burggraf Rudolph von Coverden mit seinen Kriegsleuten aus Drenthe lieferte ihnen muthig eine Schlacht. Bald deckten 1500 Mann des bischöflichen Heeres die sumpfige Wahlstatt. Der Graf Diederich von der Lippe, der Herzog von Geldern, die Herren von Arkel, Amstel und Balduin, Graf von Bentheim, waren gefangen; der Bischof selbst ward vom Pferde gerissen und erschlagen und mit ihm fielen Gosoin von Lage, die beiden Herren Florenz und Florin von Bentheim, und der tapfere Bernhard von Horstmar, den seine Zeitgenossen für den stärksten und muthigsten Ritter dieser Heldenzeit hielten. Durch das bessere Kriegesglück des folgenden Utrechter Bischofs, Wilbrandt von Oldenburg, erhielt der Graf Balduin von Bentheim seine Freiheit wieder.

Dem Stifte Wittmärschen, oder auch Marienrode genannt, verlieh der Graf Balduin mit seiner Gemahlinn Jutta und seinem Sohne Otto, das Patronatrecht der Kirche zu Schüttorf. Diese Kirche, ganz aus Bentheimer Stein gebauet, bis zum Kreuze hin mit den schönsten gothischen Zierrathen geschmückt, ist eine der schönsten hannoverscher Lande. Balduin der Tapfere, stand während seines ganzen Lebens auf der Seite der Guelphen und fand sich häufig am Hoflager des Kaisers Otto IV. ein.

Ihm folgte Otto V. als Graf von Bentheim, dessen Gemahlinn Heilwig aus dem Geschlechte der mächtigen Grafen von Tecklenburg war. Diese Heilwig (in einigen Urkunden auch Melcktild genannt,) war die Tochter des Grafen Otto, der wie sein Vater zu Heinrich dem Löwen in den furchtbaren Welfen- und Hohenstaufen-Kämpfen, stets auch zum Kaiser Otto IV. hielt, und in der Schlacht von Bovines 1214 des Kaisers Leibwächter war. Vor seinem Ende sah Otto den mächtigen Stamm der Tecklenburger verdorren; sein einziger Sohn Heinrich lag begraben im Kloster zu Bersenbrück und Heilwig, die Gemahlinn Ottos von Bentheim, erbte des Stammes Land und Leute, in Verbindung mit der Schwester Elike, die an den Grafen Heinrich von Oldenburg vermählt war. Dies vermehrte nun die Macht des Gräflich-Bentheimschen Hauses bedeutend.

Im Jahre 1257 gerieth Otto V. mit seinem Verwandten, dem Grafen Wilhelm von Holland, und dem Dynasten von Amstel (in dessen Gebiete das damalige Fischerdorf Amsteldam lag) in Fehde mit dem Bischofe von Utrecht, Heinrich von Vianden, die sehr unglücklich ausfiel, indem der Bentheimer Graf gefangen ward und durch die mächtigen Grafen Guido von Flandern und Otto von Geldern erst losgebürgt werden mußte, ehe er seine Freiheit wieder erhielt, und für seine holländischen Besitzungen dem Fürstbischofe von Utrecht die Lehnshuldigung zu leisten hatte. Dies verdroß den Grafen so sehr, daß er jene Besitzungen seinem Bruder Ekbert schenkte. Otto, des ewigen Fehdens und der unruhigen Zeit müde, ließ sich in das deutsche Ordens-Haus zu Utrecht aufnehmen, wo er 1277 als Mönch noch lebte. Reiche Schenkungen kamen durch ihn an diese Comthur. Ihm folgte in der Herrschaft Egbert,

sein zweitgeborner Sohn, indem Otto, sein erstgeborner, gestorben war. Seine Regierung war ruhiger, als die des Vaters, und er beschäftigte sich mehr mit der inneren Wohlfahrt des Landes als mit den Fehden, ließ viele wüste Landesstriche urbar machen, und befestigte 1294 die Stadt Schüttorf. Ihm folgte Johann II., als Graf von Bentheim, der 1305 sich mit dem Grafen Otto von Tecklenburg und dem Dynasten Balduin von Steinfurt und Otto von Ahaus in Osnabrück für den Grafen Simon von der Lippe verbürgte, der nach vielfältigen Beunruhigungen und Fehden von den Osnabrückern besiegt und in den Bucksthurm gesperrt war. Dieser Graf von der Lippe war ein naher Verwandter des Bentheimer Grafen, indem dessen Gemahlinn aus dem Lippeschen Hause stammte. Johann erbauete die Burg Dinkelrode bei Neuenhaus und 1321 die Hauptkirche in der rund am Schloßberge herumliegenden Stadt Bentheim, verkaufte 1324 die Herrlichkeit Emblichheim an den Ritter Gottfried von Borkeloh, 1327 erhielt unter der Regierung dieses Grafen die alte Kirche zu heiligen Werenfried einen päpstlichen Ablaß von zwölf Bischöfen, worunter die von Brandenburg, Lübeck und Minden waren. Er hatte fünf Söhne und fünf Töchter, und doch erlosch schon mit seinen Söhnen der Mannsstamm der Bentheimer Grafen, aus dem Hause der Grafen von Holland. Seine Söhne waren: Simon, Otto, Johannes, Christian und Bernhard, wovon der erste, zweite und fünfte zur Regierung der Grafschaft kamen, Johann jung verstarb und Christian Domgraf zu Cöln ward. — Seine fünf Töchter waren, Hadewig, vermählt mit dem Dynasten Evervin von Güterswyck, wodurch die Grafschaft Bentheim auf das Güterswycker Haus kam; Hazeke, Aebtissinn zu Verden; Tule (Attalia), Aebtissinn zu Freckenhorst, Lisa, Aebtissinn zu Heerse und Margaretha, verehelicht an den Grafen Otto IV. zu Oldenburg.

Zuerst herrschte Graf Simon auf dem Schlosse zu Bentheim, der meistens kränklich war. Unter seiner Regierung ward Schüttorf mit Mauern umgeben, und befestigte er solches immer mehr, indem die Unruhen und Fehden ihn dazu veranlaßten, welche er mit dem Münsterschen Bischofe Ludwig, Landgraf von Hessen, führte. Der Bentheimer Graf, als Bundesgenosse seines Vettern, des Grafen Nicolaus von Tecklenburg, ward in diese Fehden mit verwickelt, die fast ganz Westfalen in Verwirrung brachten, da außer diesen beiden Grafen, die von Oldenburg, Diepholz, Arensberg und Solms mit darin verwickelt waren. Der von Tecklenburg machte unaufhörliche Einfälle in die Emslande, die den Münster Bischof verdrossen, und außerdem war die Feste Lingen, als Tecklenburger Schloß, stets drohend mit Rittern und Reisigen belegt, so daß der Bischof Ludwig es für gut hielt, dieser gegenüber eine neue Burg Schlips an der Ems anzulegen, um seine Lande zu schützen. Der Graf Solms zu Ottenstein hatte eine Burg Ovelgünne (Uebel gegönnt), die der Bischof zerstörte, wogegen die Grafen Simon von Bentheim und Klaus von Tecklenburg die Schlips eroberten und schleiften. Mit in diese Fehde verwickelt ward auch der Dynast Ludolph von Steinfurt, der mit dem Grafen Simon

von Bentheim verschwägert war, dessen berühmtes Schloß Schwanenburg von Grund aus zerstört wurde. Da dieser Bentheimer Graf ohne Erben starb, so trat sein Bruder, der Domprobst zu Paderborn war, der aber die Weihe noch nicht erhalten hatte, aus dem geistlichen Stande in den weltlichen über, und nahm Schloß und Grafschaft Bentheim als Otto VI. in Besitz. 1348 versöhnte er den Tecklenburger Grafen mit den bedeutenden Rittern von Langen, die in der letzten Fehde sich zu Münster gewandt hatten. Unter seiner Regierung zerstörte der Bischof von Münster, Adolph von der Mark, die Bentheimsche Burg Brandlegt. Da späterhin dieser Graf von Bentheim wieder als Domprobst zu Paderborn vorkommt, so ist zu vermuthen, daß er die Regierung nur so lange geführt hat, bis sein nachfolgender Bruder die Großjährigkeit erreichte, der unter dem Namen Bernhard I., der Berühmte, die Bentheimer Grafschaft antrat. Er war zweimal vermählt, das erstemal mit der Dynastinn Gertrud von Dorte und das zweitemal mit Bernetta von Steinfurt; doch hatte er mit beiden Gemahlinnen keine Kinder, so daß mit Bernhard dem Berühmten der Bentheimer Mannsstamm aus dem Hause Holland ausstarb.

Tecklenburg, das mit Münster und Osnabrück fehdete, stand im Bündnisse mit Bentheim und Graf Bernhard der Berühmte hatte manchen harten Strauß zu bestehen mit dem Münster Bischof, Florenz von Wevelinghofen; eine Fehde, die 1374 begann, in welcher aber der Graf Bernhard sich so tapfer wehrte, daß Münster ihm nichts anhaben konnte. Fast ganz Westfalen war in dieser aufgeregten Zeit in Fehden: die Ravensberger kämpften mit Lippe, die Tecklenburger fochten um Schloß und Herrschaft Rheda mit Lippe, wegen des Burggrafen von Stromberg mit Münster und Paderborn, Osnabrück lebte im steten Kampfe mit Tecklenburg, zwischen denen die Erbitterung so groß war, daß die Gefangenen immer an den ersten, besten Baum aufgeknüpft wurden, und Bentheim nahm aus den befreundeten Verhältnissen mit Tecklenburg vielfältig Antheil. Auf den Münsterschen Bischofstuhl kam nun Potho von Pothenstein, zwischen welchem und den Grafen Otto VI. von Tecklenburg der Bentheimer Graf den Frieden endlich und um so eher vermitteln konnte, da nach langer Fehde der Burggraf von Stromberg, der als Landfriedenbrecher in Westfalen den geistlichen Fürsten allgemein verhaßt war, und der den Tecklenburger Schutz genoß, zuletzt der Uebermacht weichend, nach Grubenhagen entfloh. Die unaufhörlichen Fehden und Befriegungen brachten es endlich dahin, daß die niederdeutschen Herren, unter Vermittelung des Erzbischofs von Cöln, zu Soest 1358 einen Landfrieden schlossen, dem die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück und Utrecht, der Abt von Korvei, die Grafen von der Mark, Waldeck, Sayn, Ravensberg, Wied, Limburg, die edelen Herren von der Lippe, von Isenburg, Diepholz, Steinfurt, die Städte Soest, Münster, Osnabrück und Dortmund und endlich auch der Graf Bernhard von Bentheim beitraten, und so sich ein Westfälischer Bund, ähnlich dem Schwäbischen, bildete. Nach diesem Bunde sollten den Frieden genießen: die Kirchhöfe, die stillen Einwohner mit ihren Gütern, Kaufleute, Reisende, weidendes Vieh, die

Leute der Höfe, Bürger und Bauern, Frauen, geistliche und weltliche Jungfrauen, die Jäger, die Hausväter und alle Waaren. Obschon nun König Wenzel diesen Bund nicht bestätigte, schloß Graf Bernhard von Bentheim 1387 mit mehren Nachbaren doch noch ein anderes Bündniß, um sich in der unruhigen Zeit stark gegen seine Feinde zu halten, wie er überhaupt ein Mann war, der nach einer Redensart jener Zeit „zum Schimpf und Scherz gleich beherzt" war. — Das Ende seiner Tage war mehr dem Frieden gewidmet; 1394 erbaute er in der Ebene einige Stunden von Bentheim, nahe bei Nordhorn das Kloster Frenswegen, beschenkte solches reichlich und hielt sich unter den dortigen Mönchen so häufig auf, daß er zuletzt den Beinamen, Pater Bernd, erhielt. Als ein vielgeliebter Herr sah man ihn 1421 sterben, an der Pest. Er liegt zu Frenswegen begraben. Da er ohne Kinder verstorben und seine Schwestern meist alle dem Klosterstande sich gewidmet hatten, und nur die Schwester Hadewig, welche mit dem Dynasten Everwin von Gyterswik vermählt gewesen, als die älteste hätte erben können, auch ihr Sohn Arnold gleich ihr nicht mehr am Leben war, so erbte die Grafschaft Bentheim deren Enkel, Everwin der Erste aus dem Hause Gyterswik, ward Stammvater der Grafen von Bentheim, und vermehrte durch seine Gemahlinn Mette, oder Melchtild von Steinfurt nach dem Erlöschen des Steinfurter Mannsstammes, durch den Besitz dieser Herrschaft ansehnlich seine Länder. Dieses Gyterswiker Haus gehörte unter die Reichsunmittelbaren Dynastien und hatte seinen Sitz am Niederrhein in der Gegend von Wesel und kommt schon 1003 vor, wie auch 1202 und in folgenden Jahren. Graf Everwin der Erste von Bentheim gerieth mit dem Bischof Friedrich von Utrecht in eine Fehde, fiel 1417 in Twente ein unter großen Verwüstungen, mußte sich aber vor dem Bischofe bis Neuenhaus zurückziehen und als die Bentheimer sich in die Burg Dinkelrode warfen, eroberte nach sechs Wochen der Bischof auch diese und zwang den Bentheimer Grafen zu einem bedeutenden Ersatz, worauf Friede ward. Nach seinem Tode 1454 folgte ihm sein Sohn Bernhard II. Graf von Bentheim, der mit Anna, Gräfinn von Egmond vermählt war. Seine Rittersporen hatte er schon früh verdient, indem er an der Fehde, die Walram, Graf von Moeurs mit Erich, Graf von der Hoya wegen der Bischofswahl zu Münster führten, Theil nahm. Der junge Graf von Bentheim stritt auf der Seite Walrams. Bei Kloster Varel, oder Varlar kam es 1454, in der Ebene von Coesfeld, zu einem harten Treffen, der Kampf blieb lange unentschieden, bis der Domprobst Conrad von Diepholz die Reihen des Hoyaer Grafen und seiner Verbündeten durchbrach und Bernhard, Graf von Bentheim, in Verbindung mit dem Junker von Gehmen den Führer der Hoyaschen Schlachtreihen, Friedrich, Herzog von Braunschweig, gefangen nahmen. Auch der Graf Ernst von Schaumburg ward gefangen und 116 Münstersche Bürger deckten das Schlachtfeld. Der Graf Bernhard von Bentheim ward nebst dem Junker von Gehmen und Gerhard Morrien auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen. Graf Bernhard II. von Bentheim starb 1473 zu Zütphen. Ihm folgte Everwin II.,

genannt der Reiche, der in der niederländischen Geschichte sehr berühmt ward. Mit seiner Gemahlinn Ingelburga, Herzoginn von Mecklenburg-Stargard, erzeugte er mehrere Töchter, war Statthalter von Friesland und wohnte mit seinem gleichnamigen Vetter, Everwin von Steinfurt den meisten Kriegszügen damaliger Zeit bei. Dieser Steinfurter war mit der Gräfinn Adelheid von Hoya vermählt, mit der er einen Sohn, Namens Arnold erzielte, welcher durch Heirath der Maria von Bentheim nach Everwin II. die Grafschaft Bentheim erhielt. Everwin II., Graf von Bentheim, wandte seinen Reichthum an, um der Kirche und dem prachtvollen Thurm zu Schüttorf, die noch jetzt bestehende herrliche Gestalt zu geben; auch in Nordhorn bauete er die dortige Kirche mit dem schlanken Thurm, und stellte das Schloß zu Bentheim vollkommen wieder her, wo er statt des frühern Schorvedethurms den sogenannten Pulverthurm bauete. Mit dem Grafen von Steinfurt schloß er einen Erbvertrag, den der Kaiser bestätigte und 1487 die Stände genehmigten. Erst im hohen Alter, im Jahre 1530 starb er, und ihm folgte in der Herrschaft sein Eidam Arnold I., Graf von Steinfurt, in Folge des abgeschlossenen Erbvergleiches. Er war der Erste, welcher beide Grafschaften zusammen regierte. Unter seiner Regierung entstand die Reformation; der Graf hing der Lehre Luthers an, und diese bekam, indem ihm fast alle Unterthanen folgten, nach 1544 die Oberhand in beiden Grafschaften, und so ging ohne Kampf dieser mächtige Wechsel vor sich. Nur einige Edelleute, Kloster Frenswegen und Stift Wittmärschen blieben katholisch. Als aber bald in Münster die Wiedertäufer ihr Wesen trieben, der Bischof und Magistrat aus der Stadt entfernt waren, und diese den fürchterlichsten Gräueln hingegeben wurde, rief der Münstersche Fürstbischof, unter dem Oberbefehle Wyrich von Daun's, Grafen zu Falkenstein, viele Fürsten und Herren zur Hülfe. Um Münster zu belagern, sammelten sich vor dessen Mauern mit den Ihrigen: der Graf Nicolaus von Tecklenburg, Arnold I., Graf von Bentheim und Steinfurt, Herzog Philipp von Grubenhagen, der Graf Philipp von Waldeck mit seinen Brüdern Otto und Walram, der Rheingraf, der Graf Solms, der von Jülich, Mansfeld, Staleck, der Graf von Schulenburg und viele andere der Ritterschaft aus Münster, Osnabrück und Paderborn. Nach achtzehnmonatlicher Belagerung erstiegen in der Johanninacht 1525, 400 auserlesene Krieger, geführt von dem tapfern Hauptmann Stedink, das Kreuzthor, die Stadt ward erobert und ein furchtbares Blutvergießen folgte. Graf Arnold half mit den Seinigen muthig zur Bezwingung der Wiedertäufer, die fast ganz Westfalen in Unordnung gebracht hatten. Er starb 1553, und ihm folgte sein Sohn Everwin III., der durch seine Heirath mit der Erbgräfinn Anna von Tecklenburg die Grafschaft und die Herrschaft Rheda erwarb. Auf diese Weise war jetzt ein bedeutender Länderbesitz in seiner Macht, und unter günstigen Umständen hätte sich ein Herzogthum daraus bilden können, oder ein sonstiges Reich, das jetzt noch bestände. Graf Everwin lebte in unglücklicher Ehe und ging soweit, daß er 1560 seine Gemahlinn Anna in den Thurm sperren ließ, worin sie, getrennt von ihren

Kindern, kummervolle Tage verlebte. Den Grafen von Oldenburg verdroß diese Härte, und unter dem Vorwande, das alte Grafenschloß Tecklenburg zu besehen, ritt er mit zahlreichem Hofstaate die Burghöhe hinan und begehrte Einlaß; als man ihm diesen gewährte, befreite er mit den Seinigen die Gräfinn und ließ den Grafen Everwin durch einen Eid versichern, seine Gemahlinn nicht wieder so zu kränken. Diese aber, eine ähnliche Rohheit fürchtend, erbauete sich in Osnabrück einen großen Burghof auf der Gildewarth, wo sie hinführo lebte. Graf Everwin starb 1562 in seinem 26sten Jahre.

Arnold II. folgte ihm in der Regierung. Er war 1554 geboren auf der Burg Dinkelrode zu Neuenhaus. Er war in Paris 1572 zur Zeit der schrecklichen Bartholomäusnacht und entging durch Zufall als Protestant diesen Mordungen. Späterhin stiftete er die berühmte Schule zu Steinfurt. Da durch die niederländischen Kriege, welche sich besonders nach Lingen hinzogen, indem der spanische König, Philipp II. diese Grafschaft von Tecklenburg gerissen, und an Maximilian von Büren, aus dem Hause Egmond, geschenkt hatte, die angrenzenden Länder vieles litten, so ward auch die Grafschaft Bentheim ungemein durch diese Kriegszüge mitgenommen. Noch einmal versuchte es der Graf Arnold, die Niedergrafschaft Lingen mit seinen übrigen Ländern wieder zu vereinigen, jedoch vergeblich, dieselbe kam an das Haus Oranien, und Lingen blieb lange in diesen unaufhörlichen Kriegen, die in Verbindung mit dem dreißigjährigen, für die Grafschaft Bentheim und angrenzende Länder fast 80 Jahr währten, ein Waffenplatz der Spanier, da es ein bedeutendes und festes Schloß besaß. Durch diese Stürme leitete Graf Arnold II. mit fester Hand die Zügel der Regierung.

Er war vermählt 1573 auf dem Schlosse Batburg mit der jungen Gräfinn Magdalena von Neuen-Aar und Limburg, mit welcher er die Herrschaften Bodenburg, Alpen und Helfenstein zum Heirathsgute erhielt, und späterhin durch den Tod ihres Vetters, des Grafen Adolph, noch die Grafschaft Limburg, die Herrlichkeit Lennep und die Erbvogtei über Stadt und Erzstift Cöln erwarb. Eine solche ausgedehnte Ländermasse war nie an Bentheim gewesen, und wäre hieraus gewiß im Laufe der Zeit eine ansehnliche Macht entstanden, hätte nicht Graf Arnold II. dem deutschen Rechte der Erstgeburt zuwider, eine Theilung seiner Länder unter seinen sieben Söhnen und vier Töchtern vorgenommen. Von diesen erhielt nach Arnolds Tode, 1606, und prachtvollem Leichenbegängniß in der Kirche zu Bentheim, Arnold Jobst, Schloß und Grafschaft Bentheim und ward der Stifter der Bentheimer Linie. Da aber mehrere seiner Brüder ohne Kinder starben, so fielen manche dieser Länder wieder an Bentheim zurück. Dieser Graf erlebte alle Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges, wozu sich noch die Pest gesellte, 1636. Er starb auf dem Schlosse zu Bentheim 1643 und hinterließ die Grafschaft Bentheim seinem Sohne Ernst Wilhelm, indem der andere Sohn, Philipp Conrad, Steinfurt erhielt. Ernst Wilhelm, Graf von Bentheim, vermählte sich 1661 mit einem Geldrischen Fräulein Gertrud von Zelst, und ließ sich am 21sten August in der Bentheimer Schloßkirche

durch seinen Hofprediger, Nicolaus Grimmelius, trauen. Er starb 1693, ward ebenfalls auf Schloß Bentheim beigesetzt, und hinterließ mehrere Söhne, zu deren einem, Statius Philipp die Generalstaaten von Holland zu Gevatter standen.

Ernst Wilhelm, der in enger Verbindung mit dem berühmten Fürstbischof von Münster, Bernhard von Galen stand, ward durch diesen unter Vermittelung des Jesuiten Cörler und mehre andere Vertraute zum Rücktritte in die katholische Kirche beredet. Hierdurch gerieth sein Land und seine Familie in unendliche Zwistigkeiten. Der Bischof, der mit Holland in vielen Kriegen lag, hatte wohl ein Hauptgelüst nach dem festen Schlosse Bentheim, und hielt deshalb den Bentheimer Grafen in engem Gewahrsam, sandte zugleich seinen Rath von Wiedenbrück und den kaiserlichen Abgesandten Buddecker mit einem Schreiben der Uebergabe des Schlosses gen Bentheim. Die Gräfinn, eine kräftige Frau, erklärte diesen Befehl für erschlichen, weigerte die Uebergabe und bestand auf die Rückkunft ihres Mannes. Bald aber erschienen 4000 Mann münstersche Reiter und Fußvolk vor Bentheim und ehe die Gräfinn die Thore selbst schließen konnte, hatte der Hofmeister von Wolf, der auf münsterscher Seite stand, die Schlüssel von dem befehlenden Wachtmeister erzwungen, und das Schloß ward zum Schrecken der Gräfinn besetzt. Bald rückte nun der Fürstbischof, Bernhard von Galen, selbst ein, und in der Schloßkirche ward katholischer Gottesdienst gehalten. Die Beschlüsse des westfälischen Friedens hatte Bernhard von Galen schnöde an die Seite gesetzt, das Schloß blieb in seinen Händen und mit unter Aufsicht des Jesuiten Cörler, der Graf war schwach genug, sich darin zu fügen. Die Gräfinn aber ward unter Begleitung von Soldaten nach Ochtrup gebracht, und ihre Kinder wurden nach England geschickt. Der Graf blieb immer in der Abhängigkeit Münsters, und die Gräfinn begab sich unter den Schutz der Generalstaaten; ja der Graf war so schwach, daß er 1686 von seinen Verleitern bewogen werden konnte, seine Ehe für ungültig und seine Söhne für erblos zu erklären. Er wandte seine Grafschaft dem Grafen Arnold Wilhelm Moritz von Steinfurt zu, der aus Dankbarkeit auch zur katholischen Kirche übertrat. Sein Vormund, der Churfürst von Brandenburg entzog ihm deshalb seinen Schutz, und wandte diesen den vier Söhnen des vorigen Grafen zu, die im Dienste der Generalstaaten sich in manchen Gefechten schon bedeutend hervorgethan hatten. Es kam zu vielfältigen und verwickelten Unterhandlungen, die erst 1701 im Haag abgemacht wurden. Im selben Jahre starb der Graf Arnold Wilhelm Moritz und Hermann Friedrich, der Sohn des vorigen Grafen, bekam die Grafschaft Bentheim, die in seiner Minderjährigkeit für ihn der Graf von Blankenheim-Manderscheit verwaltete; solche war damals in einer traurigen Lage. Hermann Friedrich Graf von Bentheim, war schwächlich und starb 1731 zu Achen. Ihm folgte Friedrich Karl, als Graf von Bentheim, der wegen schwerer Landesschulden die Grafschaft am 22. Mai 1752 an Georg II., König von Großbritannien und Churfürsten von Hannover, verpfändete. 1753 übergab er zu Paris die

Landeshoheit, vermöge eines am 9. Mai gegebenen Erlasses, an Hannover und entband seine Bentheimer Unterthanen von ihrem ihm geleisteten Eide. Dieser Graf erlebte die Kriegsjahre, welche sich aus der französischen Revolution entwickelten. Am 17. Februar 1803 starb er zu Paris, ohne männliche Erben zu hinterlassen.

Schloß Bentheim, das im siebenjährigen Kriege das eine Mal in den Händen der Bundesgenossen war, das andere Mal in französische Hände fiel, blieb mit seinen alten Römermauern, selbst noch in dem französischen Revolutionskriege, von Wichtigkeit, und als 1795 ein Revolutionsheer unter dem Befehle des Generals Vandamme über Holland heranrückte, warf sich eine Handvoll Braunschweiger, Hannoveraner und Hessen in dies mittelalterliche Schloß und hielt sich darin mit einer solch ausgezeichneten Tapferkeit, daß Vandamme zu einer förmlichen Belagerung und Beschießung übergehen mußte. Als nun unsere braven Landesleute ihr Pulver verschossen hatten und zur Uebergabe gezwungen waren, erstaunte das französische Heer nicht wenig, daß nur etwa 60 Mann sie im Vorrücken so lange aufgehalten hatten. Dies erboßte den General Vandamme so sehr, daß er Befehl gab, das ganze Schloß zu sprengen. Die kleine Besatzung war ruhmgekrönt und frei abgezogen, und sämmtliche Bewohner des, unter dem Schlosse liegenden, Städtchens erhielten den Befehl, die Stadt zu verlassen. In den Hauptthurm wurden nun die Pulverfässer gelegt und nur durch ein Wunder ward dies uralte Schloß und die Stadt gerettet, indem durch einen Windzug die eine Thür zuschlug und auf diese Weise die Hauptmine nicht zum Sprengen kam. Nur ein Pulverfaß ward gezündet, welches ähnlich wie auf dem Heidelberger Schlosse im dreißigjährigen Kriege ein großes Stück aus der ungeheuren Mauer riß. Die Franzosen mußten abziehen und Bentheim blieb stehen.

Da der letzte Graf Friedrich Karl ohne Erben gestorben, so trat zufolge des Erbvertrages von 1487 und des 1691 zu Bielefeld geschlossenen Vergleichs, Ludwig Wilhelm Gelderich Ernst die beiden Grafschaften Bentheim und Steinfurt an, ward in den Fürstenstand erhoben, und starb 1817. Aus seiner Ehe mit Juliane, Herzoginn von Holstein-Glücksburg, hatte er mehre Söhne, von denen der Prinz Wilhelm als Oestreichscher General im Befreiungskriege mit focht und der älteste Sohn Alexius, regierender Fürst zu Bentheim-Steinfurt ward, der noch regiert. Aus seiner Ehe mit der Prinzessinn zu Solms-Braunsfels, Wilhelmine, sind mehre Kinder entsprossen, von denen der Erbprinz zu Bentheim mit der Prinzessinn von Hessen-Philippsthal-Brachfeld vermählt ist. Diesem Fürsten Alexius verdankt man die Erhaltung des herrlichen alten Schlosses. Was der Zahn der Zeit daran verwüstet hatte, was die Sprengung am Thurme vernichtet, was Wind und Wetter an den hohen Zinnen geschadet und die langen Jahrhunderte daran vernichtet hatten, ist mit sorgfältiger und kunstreicher Hand allenthalben wieder hergestellt, so daß dies Schloß Bentheim in seiner alten Gestalt, mit seinen eisenfesten Quadermauern und drei hohen Thürmen, mit seiner Vorburg und den innern

Schloßhäusern, abermals lange Jahrhunderte stehen und auf die fernsten Zeiten das Bild eines der schönsten Bergschlösser Deutschlands bringen kann.

Bentheim hat am Fuße des Berges einen bedeutenden Eichwald, der mit herrlichen, alten Stämmen geziert ist, und da das Schloß auf den letzten Gebirgskuppen des Ossninggs ruht und ringsum von einer großen Ebene umlagert ist, so hat man eine unermeßliche Aussicht von demselben. Der jetzige Fürst residirt zwar in Burgsteinfurt, das in der westlichen Ebene unterhalb Bentheim etwa vier Stunden entfernt liegt. Er besucht das Schloß Bentheim aber sehr häufig und die fürstlichen Gemächer im neuern, aber einfachen Style, sind eben so sorgfältig und wohnlich erhalten, wie jeder Stein, den vielleicht schon Drusus legte, und jede Mauer, die vielleicht zu den Zeiten der Kreuzzüge, oder des Hohenstaufen- und Welfenkampfes, gegründet ward, auf das sorgfältigste erhalten ist, so daß vieles sich vereinigt, Schloß Bentheim zu einem der interessantesten Punkte zu machen, die unser Vaterland zu bieten hat.

Fritz vom Walde.

Gifhorn.

Gifhorn, gegenwärtig eine offene Stadt in der Mitte des gleichnamigen Amtes, welches hier seinen Sitz hat, liegt am Einflusse der Ise in die Aller, 12¼ Meilen von Lüneburg, 5 Postmeilen von Celle und 3½ Meilen von Braunschweig. Schon im Jahre 1074 zu Kaiser Heinrich's IV. Zeiten findet Gifhorn als ein Landgut (curtis) eine Erwähnung. Es stammte dies Landgut von einem gewissen Gevo her, welcher seine Niederlassung an diesem höher gelegenen Orte wählte. Allmälig zog die vortheilhafte Lage des Orts verschiedene Anwohner herbei, deren Zahl immer größer ward, wie solches bei mehrern kaiserlichen Hoflagerstätten (curtes) ebenfalls nachgewiesen werden kann. Längere Zeit hindurch entzieht sich sodann der Ort in der Geschichte unsern Blicken, bis er im 13ten Jahrhundert unter dem Namen Jefhorne wieder erscheint. Die beiden Söhne Herzog Otto's, des Kindes, welche sich in die väterlichen Länder zu theilen hatten, kamen im Monate des Märzes 1267 bei einer Zusammenkunft in Braunschweig überein, es solle durchs Loos entschieden werden, wer die Theilung machen und wer sodann die Wahl haben solle. Das Loos bestimmte die Wahl für Johann, und er wählte das Lüneburg'sche. Die Oerter Gifhorn und Celle aber wurden so getheilt, daß es dem Wählenden frei stand, welchen von beiden er zu seinem Antheile nehmen wollte. So blieb Gifhorn beim Lüneburg'schen Antheile, und Herzog Johann war es, welcher dem Orte 1275 die Rechte eines Marktfleckens gab, wozu im 14ten Jahrhundert einige städtische Rechte kamen. Schon im 15ten Jahrhundert gab es ein altes Schloß in Gifhorn, dessen Erbauungs-

zeit jedoch nicht bekannt ist. Hier in diesem ältern Schlosse, von welchem noch im jetzigen Schloßgarten Mauerruinen vorhanden sind, wohnte die Wittwe Herzog Otto's des Lahmen von der mittlern lüneburg'schen Linie, Elisabeth, eine geborne Gräfinn von Eberstein, nachdem ihr Gemahl im Jahre 1445 plötzlich das Zeitliche gesegnet hatte. Als im 16ten Jahrhundert Herzog Heinrich der Mittlere, von Lüneburg (so genannt zum Unterschiede der beiden Heinriche von Wolfenbüttel, des Aeltern und des Jüngern) die Landesregierung abtrat, waren es drei Söhne desselben, welche zur Berücksichtigung hätten kommen müssen, nämlich Ernst, Otto und Franz. Otto, der älteste derselben, ließ sich mit Harburg abfinden, und Franz entsagte gleichfalls der Regierung im Lande Lüneburg zu Gunsten seines Bruders Ernst. Zwar hatte er dieselbe kurze Zeit mit ihm gemeinschaftlich geführt; allein schon 1539 ließ er sich, um fernere Theilungen des Landes zu verhüten, mit einer Apanage abfinden, welche in dem Amte Gifhorn, dem Kloster Isenhagen und einer Summe von 10,000 Gulden und noch von 3000 Gulden bestand.

Die Zeit der Stiftsfehde von Hildesheim (1519—1523) ging auch für Gifhorn nicht ohne Unruhen vorüber. Der damals noch regierende Vater Herzogs Franz, Heinrich der Mittlere, war auf der Seite des hildesheimschen Bischofs Johann. Erich von Calenberg und Heinrich von Wolfenbüttel überzogen das lüneburgsche Land. Schon im Jahre 1519 ging der verheerende Zug über Burgdorf und Gifhorn auf Uelzen zu, und an 100 Dörfer wurden eingeäschert.

Herzog Franz hielt sich bereits um 1524 zu Gifhorn auf, und gleich seinem Bruder Ernst, dem Bekenner, der Reformation zugethan, förderte er das Werk derselben in Gemeinschaft mit seinem Bruder, nachdem sich in Celle schon 1523 die ersten Regungen gezeigt hatten. Im Jahre 1525 erbaute er das Schloß auf einer andern Stelle, und ließ es mit einem hohen Walle, vier starken Zwingern oder Rondelen und einem tiefen, breiten Graben umgeben. Dies Schloß ist das jetzige Amthaus, und noch ist die gleichfalls von Herzog Franz eingerichtete Kapelle vorhanden, welche er mit einer schönen Orgel ausstattete und in welcher er auch eine Begräbnißstätte für sich und seine Gemahlinn einrichten ließ. Durch Herzog Franz gewann Gifhorn an Lebhaftigkeit, so daß diese Zeit die Glanzperiode Gifhorns genannt werden kann. Schon im Jahre 1549 ging indessen Herzog Franz mit Tode ab, und Gifhorn fiel wieder an die Celle'sche Linie zurück. Doch auch Franz's Wittwe, Clara, wohnte hier bis an ihr Ende. Ihr milder Sinn erwies sich besonders an Gifhorn's Armen segnend, für welche sie ein Kräuterbier stiftete, welches gegenwärtig zweckmäßiger in Arzneimittel für arme Kranke umgewandelt worden ist. Der nach 1569 allein regierende jüngste Sohn Herzog Ernst's des Bekenners, Namens Wilhelm, von welchem das jetzige hohe Königshaus Hannover abstammt, verbesserte Schloß und Citadelle zu Gifhorn in den Jahren 1575 und 1576 besonders im nördlichen Stockwerk, wo er noch mehrere schöne Gemächer einrichten ließ.

Noch im 30jährigen Kriege galt Gifhorn als eine haltbare Festung, welche

durch ihre Lage in einer ebenen, wasserreichen, morastigen Gegend, welche vor Zeiten einen See bildete, geschützt war. Darauf bezieht sich auch Tilly's bekannter Ausspruch, als er aufgefordert wurde, Gifhorn zu besetzen: „Laßt die Ente schwimmen!“ Nach der jetzigen Beschaffenheit des Orts würde freilich dieser Ausspruch unverständlich sein. Gifhorn hatte das Glück, im 30jährigen Kriege in keiner Partei Hände zu kommen.

Erst zwischen 1780 und 1790 wurden die Wälle abgetragen, und das Schloß zur Wohnung des ersten Beamten eingerichtet. Zur Domaine gehört auch das Vorwerk Erberg (Eckardsberg). Ein ritterschaftliches Gut, welches zur Stadt gehört, ist Eigenthum der Herren von Mandelsloh.

Gifhorn enthält gegenwärtig 229 Häuser und 1684 Einwohner, welche größtentheils vom Haideerwerb leben. Die Spedition ist nicht unbedeutend, da sich bei Gifhorn die Straßen von Braunschweig nach Lüneburg und von Magdeburg nach Celle durchschneiden. Auch ist der Gartenbau, welcher besonders nach dem siebenjährigen Kriege in Aufnahme kam, rings um die Stadt bedeutend, wodurch das Sinken der Braunahrung ersetzt wird. Der verwaltende Magistrat der Stadt, welcher auch die freiwillige Gerichtsbarkeit, jedoch mit Beschränkungen, hat, besteht aus einem Bürgermeister, einem Cämmerer und einem Senator. Gifhorn ist der Sitz einer Chaussee-Inspection und eines Steuerkreises, welchem die Hauptsteuer-Receptur der Stadt untergeordnet ist. An der Kirche der Stadt steht ein Superintendent und ein Pastor secundarius. Zur Pfarre gehören außer der Walkemühle des Orts eilf Dörfer, das Forsthaus Dragen und sechs Schulen. In der Todtenkapelle wird zuweilen bei Begräbnissen gepredigt.

Das Vermögen der Stadt besteht besonders in 5800 Morgen Haideland, welches die, südlich von der Stadt liegende Gifhorner Haide genannt wird, und in 1200 Morgen Wiesen. Im sogenannten Papenteiche sind ansehnliche Fischteiche. Ehedem war unter diesen der Heelenteich der ansehnlichste, welchen die Heelenrinne berührte, die etwa eine halbe Stunde unterhalb Gifhorn quer durch den Papenteich fließt. Jetzt ist der Heelenteich ausgetrocknet, und zu einer Wiese gemacht; allein bei starkem Regenwetter oder beim Aufthauen des Schnees bilden sind in diesen Niederungen, besonders bei Isenbüttel, wo sich mehrere Rinnen vereinigen, große Ueberschwemmungen. Südlich von der Stadt und oberhalb derselben besitzt die Bürgerschaft einen ansehnlichen Torfstich, welcher vorzüglichen, schwarzen Torf liefert. Auch der Papenteich hat einige Torfstiche, welche aber nicht benutzt werden, weil kein Mangel an Holz ist. Die Waldungen des Papenteichs, von denen die Stadt Gifhorn auch einen Theil besitzt, waren vor Zeiten dichter. In einer sehr lichten Holzung, Ehssel genannt, bemerkt man noch einzelne Schlackenhaufen, was die Sage bestätigt, daß hier vordem Eisenerze geschmolzen worden seien. Einige Sandhügel im Papenteiche sind mit Föhren bepflanzt. Im Dragen, einer nördlich von der Stadt gelegenen Waldung, so wie im Ehssel wachsen auch Kronsbeeren, welche hier Klunderbeeren heißen.

Aus der Aller geht ein Kanal südlich um die Stadt herum, welche daher drei Brücken hat. Das hohe Feld, nordwestlich vom Celler Thore, soll auf der nach der Stadt zu abhängigen Seite einen Weinberg des Herzogs Franz gehabt haben. Der Sandhügel auf der Papenteicher Seite liegt vor dem braunschweig'schen Thore. Die unfruchtbare schwarze Ohrerde liegt unter dem Sandboden und heißt hier Bostein.

Die höhere Lage Gifhorn's erleichtert das Reinhalten der ziemlich geräumigen Straßen, von welchen die ansehnlichste an der Nordseite der Aller liegt. Das Allerwasser ist sehr hart, ein weiches Wasser wird auf der Nordseite des ehemaligen Weinberges in einem Behälter gesammelt und durch Röhren theils nach dem Schlosse, theils nach dem Brauhause geleitet. Gifhorn liegt gesünder, als die Umgegend. In der Gohgrafschaft Hankensbüttel wüthete z. B. 1770 die Kriebelkrankheit, während Gifhorn davon befreit blieb. Die tiefern Gegenden des Papenteiches leiden mehr an Fiebern. Auch halten sich in den Gräben des Papenteiches Vipern auf, gegen deren Biß Baumöl angewendet zu werden pflegt.

Der eben gedachte Papenteich hat zwar auch große Haidstriche; allein nach Braunschweig und Fallersleben zu findet sich hier ein fetter, fruchtbarer Boden, wo guter Weizen gebaut wird und das Feld vielen Mergel enthält. Der niedrige Boden des Papenteichs giebt demselben ein merklich milderes Klima, als das des Haidstrichs. Wenn letzterer heitere Luft hat, ist der Papenteich oft mit dickem Nebel bedeckt.

In dem der Stadt zuständigen Pocken wachsen besonders viel Brombeeren, welche zu Kartoffeln gekocht, von den dortigen Einwohnern zu einem besondern Gerichte benutzt werden. Die Kinder essen auch wohl die Moorbeeren, welche den Heidelbeeren gleichen, aber größer sind und nicht färben (vaccinium uliginosum). Jedoch ist der häufige Genuß der Moorbeeren schädlich.

Hardegsen.

Nicht weit von Göttingen, drei Stunden von Nordheim entfernt, liegt das hannoversche Städtchen Hardegsen, und nahe dabei am Flüßchen Espel, auf einer Anhöhe die Burg gleiches Namens. Vormals trennte das Thal, durch welches die Espel eilt, die alte Hardeck (harte Ecke) von der gegenüber auf einem Felsen belegen gewesenen Burg Niedeck (neue Ecke). Aus Hardeck entstand Hardeckshausen und dieser Name ward zusammengezogen in Hardegsen.

Die alte Hardeck war mit festen Thürmen, hohen Mauern und tiefen Gräben umschlossen. Eine Zugbrücke führte ehemals über den Schloßgraben. Noch sieht man in dem festen Mauerwerke des vorhandenen Thurms, neben dem sogenannten Hagenhause, die Vorkehrungen, die Brücke mittelst eines Gewindes

aufzuziehen und damit zugleich das Thor zu schließen. Das Herrenhaus der Burg stand auf einem senkrecht abgehauenen Felsen von 26 Fuß Höhe, auf der Stelle, welche gegenwärtig „die alte Küche“ heißt. Der Umfang der Burg muß, den noch vorhandenen Grundmauern nach zu urtheilen, sehr bedeutend gewesen sein. Merkwürdig ist das noch vorhandene Mosthaus (eigentlich Muthhaus, wo die Vasallen mutheten), welches später zum Zeughause diente und jetzt ein Fruchtmagazin ist. In einem steinernen Fenstergesimse dieses Gebäudes bemerkt man eine ziemlich ausgewitterte, kaum noch leserliche Mönchsschrift, deren Inhalt von Kennern derselben so entziffert ist: „Na Godis Bord, dusend unde drey hundert Jar in den verundtwintigsten is düt Hus gebuwet von twen Riddern Herrn Conrade unde Herrn Lodewigen von Rostorp.“ Die Bezeichnung „düt Hus“ bezieht sich ohne Zweifel nicht auf die ganze Burg, sondern nur auf das Mosthaus, dessen Keller ungemein hochgewölbt sind und unterirdischen Kirchenhallen gleichen.

Nicht minder merkwürdig ist das noch stehende Hagenhaus, dessen Inneres von einer dreitägigen Feuersbrunst zur Zeit Herzog Erich's I. zerstört wurde; später aber wieder ausgebaut, ward dies Gebäude zum wirthschaftlichen Gebrauche für den Amtshaushalt eingerichtet, wozu es noch dient.

Die übrigen frühern Gebäude dieser Ritterburg sind theils verfallen, theils längst abgebrochen. Dies letztere Schicksal erlitt 1780 ein hoher fester Thurm, dessen Mauern über zehn Fuß dick waren und welcher früher zum Burgverließ diente.

Die neuern Wohn- und Haushaltsgebäude sind sämmtlich von Stein erbaut, und bilden einen geräumigen, viereckten Platz, in dessen Mitte das neue Amthaus steht. Dies lehnt sich mit der hintern Fronte in etwas schiefer Richtung an das alte Mosthaus.

Die ersten Erbauer der Burg Hardegsen waren ohne Zweifel die Ritter von Hardeck. Gegenüber hausten, wie wir schon angedeutet haben, die Ritter von Niedeck. Beide ritterliche Familien wohnten einander zu nahe, als daß es nicht oft zu Fehden unter ihnen hätte kommen sollen. Die Ritter von Hardeck besiegten endlich letztere, und bemächtigten sich aller Güter derselben. Von dieser Zeit an stieg der Glanz und die Macht der Ritter von Hardeck. Viele Familien begaben sich in ihren Schutz, und bauten sich in der Nähe der Burg an, wodurch der Ort Hardeck'shausen oder Hardegsen entstand. Im 13ten Jahrhundert erlosch das alte Geschlecht der von Hardeck im Mannsstamme. Durch Verheirathung der einzigen überlebend gebliebenen Erbtochter mit dem Herrn von Rostorf kam die Burg mit Zubehör an diese Familie. Sie nannte sich von ihrem Stammsitze bei Göttingen „von Rostorp.“

Im 14ten Jahrhundert lebten zwei Brüder von Rostorp, Söhne Ludwig's VI., welche mit langem Hader einander verfolgten, und deren Erbitterung zuletzt so groß wurde, daß der jüngere Bruder, Christoph, seinen ältern Bruder, welcher auf der sogenannten großen Steinkammer der Burg schlief, meuchlings ermordete. Eine Volkssage dagegen mildert den Mord dadurch,

daß man wissen will, es sei ein ritterlicher Zweikampf gewesen, welcher auf dem Platze Statt gefunden habe, wo jetzt der Holzhof liegt. Die That soll 1379 geschehen sein.

Kaum hatte Herzog Otto der Quade von diesem Brudermorde Kunde erhalten, so beschloß er aus diesem Ereignisse für sich und sein Haus Vortheile zu ziehen durch Bestrafung dieser entsetzlichen Frevelthat. Als Lehnsherr zog er daher die Burg Hardegsen als ein verfallenes Lehn ein, wie laut auch der unschuldige Vater der hadernden Brüder sich dagegen erklärte. Herzog Otto säumte nicht seinen einmal gethanen Ausspruch zu bethätigen. Im Frühjahr 1380 rückte er mit einem ansehnlichen Heere vor die Burg. Indeß Mauern und Gräben, so wie das schwere mit Eisen beschlagene Thor vereitelten seine Bemühungen. Die Mannschaft auf der Höhe der Mauerzinnen spottete der Reisigen im Thale, und wenn Abtheilungen der letzteren zum Sturmlaufe naheten, so wurden ihre Reihen durch wohlgezielte Pfeilschüsse gelichtet. Dagegen prallten die von den Belagerern geschleuderten Felsenstücke, nur geringe Beschädigung verursachend, von dem festen Gemäuer zurück.

Zuletzt aber fehlte es in der Burg an Lebensmitteln. Der alte Herr Ludwig von Rostorp entschloß sich daher mit seiner betagten Gattinn zu entfliehen, und der nur ihm und dem alten Burgwart bekannte unterirdische Gang bot ihnen den Fluchtweg dar. Noch einmal durchwandelte der alte Mann alle Gänge und Gemächer der Burg, betete in der Hauskapelle knieend auf dem Grabsteine seines gemordeten Sohnes, und trat um Mitternacht an der Hand seiner Gemahlinn, in Bettlerkleider gehüllt, in die große unheimliche Steinkammer, wo der verhärtete Brudermörder, jetzt der Anerbe der Burg, im festen Schlafe lag, während sein jüngster und Lieblingssohn Idan, ein holder Jüngling von 16 Jahren, auf der Mauer umging, die Wachen zu visitiren, um eine Ueberrumpelung der Burg zu verhüten. Es schmerzte den alten Ritter, seinen Idan nicht noch einmal umarmen zu können; dagegen ließ er durch starkes Rütteln und Rufen den schlafenden Kain wecken, verzieh ihm und ertheilte ihm seinen väterlichen Segen. Der verstockte Bösewicht aber blieb hart bei dieser rührenden Scene, da trat seine, viel härtere Mutter an das Bett des Verstockten, murmelte ihm ihre Verwünschungen zu, und schied mit einem gräßlichen Mutterfluche zwischen den Zähnen.

Von hier gingen die Flüchtigen in den tiefen Burgkeller, wo der alte Knecht der ihnen folgte, mit einer Brechstange die Steinplatte auf dem Boden aufhob, welche die verrostete eiserne Thür deckte, deren Schloß und Riegel nur mit Mühe geöffnet werden konnte. Auf einer schmalen Steintreppe stiegen sie noch an 50 Stufen in die Tiefe hinab, um durch einen engen Gang ins Freie zu gelangen. Nach einer Stunde dieser unterirdischen Reise erreichten sie dieses Ziel. Die Oeffnung des Ganges ward wieder verdeckt, sodann die Flucht fortgesetzt und so endlich ihr adliges Haus in Göttingen erreicht. Hier mußten sie sich verborgen beim Hausmann aufhalten, um den herzoglichen Spähern nicht in die Hände zu fallen. Doch die Kraft der beiden Alten war gebrochen; sie

sanken aufs Siechbett und starben dahin, nachdem sie am ersten Ostertage noch die Nachricht von der Uebergabe der Burg vernommen hatten *). Eine Stunde später stand der junge Idan, der auf demselben Fluchtwege sich gerettet hatte, vor den Leichen seiner geliebten Aeltern, mit denen er nun auch das Letzte im Leben verloren hatte. Der ältere Bruder wollte die Leichen nicht sehen, und ließ sie im Stillen in der Paulinerkirche zu Göttingen beisetzen.

Der Hausmann aber, bei welchem die Alten sich aufgehalten hatten, erzählte, der alte Herr habe vor seinem Ableben seinen Notar und Geschäftsmann rufen lassen, und sich mit ihm eingeschlossen. Da meinte der habsüchtige Brudermöder, es habe der Alte wohl heimlich gerettete Schätze bei ihm deponirt oder ein Testament errichtet, und so überfiel er eines Abends den alten Rechtsgelehrten in seinem Closet, ihn zwingend, zu verrathen, was der alte Herr mit ihm verhandelt habe. So kam es denn an den Tag, daß der Alte, noch ehe die Burg überrumpelt war, dieselbe an den Herzog Otto verkauft hatte, mit der Bedingung, daß man des Lebens seines Lieblingssohnes Idan schonen sollte.

Außer Hardegsen zog Herzog Otto der Quade auch die übrigen Rostorp'schen Güter: Harste, Gladebeck und halb Moringen als erwirktes Lehen ein. Idan von Rostorp fand später ein armes, aber schönes und tugendsames Fräulein, das ihm die Hand zum Ehebunde reichte. Er bauete sich zu Ascha, nicht weit von Hardegsen, ein bescheidenes Häuschen, trieb Garten- und Feldbau, und nannte sich sodann Idan von Ascha. Sein Geschlecht blühte noch 200 Jahre, und gelangte wieder zu einigem Wohlstande. Das jetzige Ascha oder Asche, im Amte Moringen, enthält zwölf Häuser und gehört zur Parochie Ellierode.

Christoph's von Rostorp Söhne, Ehrhard und Günther, erhielten durch die Milde des Herzogs Otto des Quaden das Gut Gladebeck als Lehen zurück, und führten fortan den Namen „von Gladebeck" **).

Herzog Otto der Quade wählte die Burg Hardegsen zu seinem Aufenthalte, und die Gebäude wurden vielfach verschönert und vergrößert. Noch vierzehn Jahre brachte er hier zu, wiewohl sein Aufenthalt durch manche Fehden unterbrochen ward. Er starb auf seiner lieben Burg Hardegsen am 13ten December 1394. Da er aber im Banne verstorben war, ward ihm ein ehrliches Begräbniß verweigert, bis seine Schwester, die Aebtissinn vom Kloster Wib-

*) Kühne Krieger aus dem Heerhaufen des Herzogs hatten das Hagenhaus erstiegen und es angezündet. Nach dem Verluste der Vorräthe, welche in diesem Gebäude aufbewahrt waren, konnte sich die Besatzung nicht länger halten.

**) In einer Schrift von Wolf vom Jahre 1812, betitelt: „Das Geschlecht der edlen Herren von Rostorf" — wird diese Geschichte des Brudermordes und der Belagerung der Burg Hardegsen ganz geleugnet, und aus einer Urkunde nachgewiesen, daß Ludwig von Rostorp die Burg nebst Moringen an Herzog Otto verkauft habe. Die angegebenen Gründe scheinen nicht stark genug zu sein, indem das Letztere Statt finden konnte, ohne daß man das Erstere abzuleugnen braucht.

brechtshausen bei Gandersheim sich die Erlaubniß vom Papste verschaffte, ihn wenigstens unter der Dachtraufe der Kirche ihres Klosters begraben zu dürfen. Ueber seiner Grabstätte erbaute sie sodann eine Kapelle, welche ihren Eingang von der Kirche her hatte. Dort zeigt man noch heute Otto's des Quaden Grabstein. Seine Wittwe Margarethe beschloß 1442 (nach Andern 1441) gleichfalls ihr Leben, nachdem sie noch 48 Jahr Wittwe gewesen war. Ihre Gebeine wurden in der dortigen Kirche vor dem Hochaltar beigesetzt.

Otto der Einäugige, Herzog Otto's des Quaden Sohn und Nachfolger, hielt sich gleichfalls oft auf der Burg Hardegsen auf, versetzte jedoch das ganze Land Göttingen mit der Burg Hardegsen für 10,000 rheinische Goldgülden an seinen Lehnsvetter Herzog Wilhelm den Aeltern zu Braunschweig, welcher zu Calenberg Hof hielt. Von Herzog Wilhelm dem Aeltern ward das Fürstenthum Göttingen an dessen Sohn Wilhelm den Jüngern abgetreten, und letzterer wählte die Burg Hardegsen wieder zu seiner Residenz. Im Jahre 1491 überließ Herzog Wilhelm der Jüngere seinen beiden Söhnen die Regierung der braunschweig'schen Erblande; nur Göttingen behielt er sich vor nebst einer Summe von 10,000 rheinischen Gulden, welche ihm jene zahlen sollten. Bald aber trat er auch das Götting'sche an seinen Sohn Erich ab, und bedang sich nur Hardegsen, Münden und Uslar nebst einer Summe von 2500 Gulden zur Leibzucht aus. Auch er beschloß am 4ten Julius 1503 sein Leben auf der Burg Hardegsen.

Während seiner langen Regierung hatte es sich zugetragen, daß sein Bruder Friedrich, der Unruhige, welchem das Calenberg'sche zugefallen war, im Jahre 1466 in einer Fehde der Braunschweig'schen Herzöge mit den Hansestädten ihm mehrere gefangene Götting'sche Bürger auf die Burg Hardegsen zur Verwahrung sandte. Sie schmachteten in den Kellern des Mosthauses, und in dem oben beschriebenen Thurme.

Doch bald sollte dort Herzog Friedrich der Unruhige selbst schmachten. Er hatte sich nämlich verleiten lassen, der Stadt Hildesheim wider ihren Bischof Barthold Beistand zu leisten, zu dessen Verbündeten der Herzog Wilhelm und sein Sohn Heinrich gehörten. So waren beide Brüder in feindliche Stellung gegen einander gerathen, und Herzog Wilhelm zog 1485 eines Tages vor Calenberg, wo sein Bruder Hof hielt. Friedrich öffnete ihm vertrauensvoll die Thore; doch Wilhelm nahm den Bruder gefangen, und brachte ihn ins Burgverließ zu Hardegsen, wo er, in tiefe Schwermuth versinkend, sein Leben bald endete. Nach andern Nachrichten soll er 1495 zu Münden in der Gefangenschaft verstorben sein.

Herzog Wilhelm's des Jüngern Sohn, Heinrich der Aeltere, welcher die Hälfte der väterlichen Besitzungen noch bei des Vaters Lebzeiten empfangen hatte, gerieth mit seinem Vater in Streit, und überfiel plötzlich die Burg Hardegsen. Aus dem Asyle seines Alters vertrieb er den eigenen Vater, und setzte sich in der Burg fest, mußte sich jedoch 1491 wieder zur Abtretung derselben bequemen und nach Wolfenbüttel zurückziehen. Während er im Besitze der Burg

Hardegsen war, befehdete er seinen Vetter Heinrich von Grubenhagen zu Salzderhelden, und brachte viele Unterthanen desselben mit Hab' und Gut auf die Burg Hardegsen in Gewahrsam. Auch den Göttingern fiel er in das Amt und Gericht Friedland, welches diese damals pfandweise besaßen, raubte vieles Vieh und ließ es nach Hardegsen bringen. Dann rückte er abermals aus, und durchzog das Land sengend und brennend. So gingen unter seiner Brandfackel Wehnde, Geismar, Rostorf, und andere Dörfer, Flecken, Höfe und Schlösser in Flammen auf. Mit reicher Beute kehrte er nach seiner Burg Hardegsen zurück, um bald darauf in das Amt Asseburg zu fallen, und dort ähnliche Verheerungen anzurichten. Ausgesöhnt mit seinem Vater, Herzog Wilhelm, zog er mit diesem vereint 1486 abermals von Hardegsen aus, um Diemarden, ein Vorwerk der Stadt Göttingen, zu plündern, den Meier daselbst gefangen zu nehmen und nach Hardegsen zu führen. Die Bürger von Göttingen aber rächten sich an den Unterthanen und Hintersassen der Fürsten. Sie entsandten eine dicht gedrängte Masse von Reisigen und Knechten zu Fuß und zu Roß, welche von den Hauptleuten Hans von Dransfeld und Hans Resen geführt wurden, in das Obergericht Hardegsen, wo sie mehrere Dörfer ausplünderten und niederbrannten. Diesen Einfall der Göttinger in das Gebiet der Herzöge benutzten auch die Bürger von Nordheim, um eine Scharte auszuwetzen; sie plünderten Ettinghausen (Eddigehausen) und Leistenrode (Leiserode) aus und ließen beide Dörfer in Flammen aufgehen. Herzog Wilhelm suchte sich bald an den Nordheimern zu rächen. Noch in demselben Jahre zog er gegen sie aus, und verheerte ihnen alle Feldfrüchte; dann wendete er sich gegen Göttingen, trieb die Schaafheerden der Stadt hinweg, machte verschiedene Gefangene, und kehrte mit Beute beladen nach Hardegsen zurück.

Friedlicher ward es in Hardegsen unter Erich I., Wilhelm's des Jüngern ältestem Sohne. Wie dieser bei dem Brande zu Hardegsen 1533 sich helfend erwiesen habe, ist schon im ersten Bande dieses Werkes (S. 379) umständlicher erzählt worden.

Erich's I. Sohn und Nachfolger, Herzog Erich der Jüngere, war zwar nicht in Hardegsen, sondern in Münden erzogen, jedoch hielt auch er sich öfter in Hardegsen auf. Seine Gemahlinn aber, die unglückliche Herzoginn Sidonia, eine Tochter Heinrich's des Frommen, Herzogs von Sachsen, wohnte dort längere Zeit. Fromm und gottesfürchtig, wie ihr edler Vater, ertrug sie in einsamer Stille den Mangel an ehelicher Liebe ihres Gemahls und während dieser auf seinen Kriegszügen im fernen Lande sich befand oder am Hoflager des Kaisers oder auf Reichstagen und andern Reisen umherzog, erfreute sich Sidonia einer vertrauten Freundschaft mit der frommen Wittwe Fuchsie, welche jedoch 1560 ihr durch den Tod entrissen wurde. Jetzt war ein längerer Aufenthalt in Hardegsen ihr zu öde, und sie verlegte ihre Residenz nach Erichsburg *). Seitdem hat keine fürstliche Person dort residirt.

*) Im Jahre 1573 verließ sie das Land ganz und zog nach dem Kloster Weissenfels in Sachsen, wo sie zwei Jahre später starb.

Wir fügen nur noch Einiges über die Stadt Hardegsen hinzu. Das Gebiet derselben enthält ein Drittel Quadratmeilen mit 1000 Morgen Land. Die Einwohner leben besonders von Leinweberei, ansehnlichen Lohgerbereien und andern städtischen Gewerben; der Ackerbau ist nicht sehr bedeutend, hat sich jedoch seit 200 Jahren gebessert. Die Stadt hat zwei Thore, das Oberthor und das Unterthor. Zwei Häuser der Stadt sind kanzleisässig, und rühren wahrscheinlich von den rostorfschen Burgmännern her. Das eine dieser Häuser, welches jetzt einem Branntweinbrenner gehört, war ehedem die fürstliche Kanzlei, und hieß auch noch lange „die alte Kanzlei." Städtisch wurde Hardegsen erst, seitdem es fürstliche Residenz wurde, und das älteste Stadtrecht ist vom Jahre 1383. Die Stadtkirche St. Mauritii, zu welcher auch das Dorf Ertinghausen gehört, ward 1424 erbauet. An dieser Kirche steht ein Superintendent und ein Diakonus, dessen Stelle erst nach der Reformation von 1542 gestiftet wurde. Früher war nur ein Capellan neben dem Pfarrer an dieser Kirche. Die Superintendentur ist erst seit 1601 in Hardegsen, früher war sie in Hevensen. Das Hospital St. Spiritus entstand gleichfalls erst nach der Reformation. Im dreißigjährigen Kriege wurde die Hälfte der Stadt zerstört, und der große Brand von 1678 beschleunigte das Sinken des Wohlstandes. Im siebenjährigen Kriege erlitt die Stadt einen abermaligen Schaden von 50,000 Thalern.

Die gegenwärtige Stadtverfassung ist vom Jahre 1829. Der Magistrat, welcher aus einem Bürgermeister und zwei Senatoren besteht, hat die Verwaltung und das Civil-Gericht. Die Bürgerschaft wird durch vier Bürgervorsteher vertreten. Zum Stadtförster schlägt der Magistrat der Landdrostei zwei Subjecte vor. Vor der Stadt sind vier Mühlen. Die Domaine hat 500 Morgen Land, 500 Morgen Wald und 300 Morgen beim Vorwerke Leiserode und einige Zehnten. Hardegsen war der Geburtsort des bekannten Geschichtsschreibers Letzner, der als Pfarrer zu Iber verstarb. Anfangs stand er als Prediger zu Lüthorst bei Eimbeck. Seine Nachkommen lebten in der Gegend von Iber noch im vorigen Jahrhundert. Besonders zu merken sind folgende seiner Werke: 1. Dasselsche und Eimbeck'sche Chronik, 1596 gedruckt zu Erfurt, 2. Geschichte Carl's des Großen, gedruckt zu Hildesheim 1602 und 3. die Geschichte des Bisthums Hildesheim im Manuscripte. Letzner war ein überaus fleißiger Mann, der unglaublich viel gesammelt hat; nur ist es zu bedauern, daß ihm ein kritischer Sinn abging.

Ricklingen.

Ricklingen oder Schloß Ricklingen an der Leine, zwei Meilen nordwestlich von Hannover gelegen, mit 52 Häusern und 480 Einwohnern und einem ritterschaftlichen Gute der von Alten, ist nicht ohne geschichtliche Merkwürdigkeit.

Hier erblickte noch vor wenigen Jahrzehenden der Wanderer unfern Kastendamm den bemoos'ten Thurm einer längst zertrümmerten Burg, welche am Ende des 14ten Jahrhunderts von einer mächtigen Ritterfamilie bewohnt wurde. Es waren die Ruinen des Schlosses Ricklingen. Die Trümmer wurden später zur Ausbesserung der Kirche und des Thurms in Ricklingen verwandt.

Um das Jahr 1380 haus'te auf dem längst verfallenen Schlosse Ritter Diedrich von Mandelsloh, welcher nach der Sitte der damaligen Zeit von Wegelagerung ein Gewerbe machte. Schon der entfernte Bewohner warnte den Reisenden vor diesem verrufenen Passe, und rieth ihm, auf seiner Hut zu sein. Wenn der warnende Ruf ihn nicht schreckte, und er sich vielleicht auf sein Glück und seine Kühnheit berief, so machte man ihm gewöhnlich den Einwurf: „No, ye sint Ricklingen noch nich ower!" Diese Redensart hat sich bildlich bis auf den heutigen Tag erhalten, und wird im gemeinen Leben häufig gebraucht.

Die Bürger von Hannover und verschiedene Andere, die mit dem Ritter Diedrich von Mandelsloh eine Uebereinkunft trafen, hatten von ihm nichts zu fürchten. Der Rath zu Hannover zahlte ihm jährlich 12 Pfund hannoversche Pfennige, welche zu damaliger Zeit eine bedeutende Summe ausmachten; dagegen gelobte der Ritter nebst seinem Bruder Henneke von Mandesloh zu Dünstorf (Dündorf), die Stadt treulich zu schützen.

Um eben diese Zeit war Herzog Albrecht von Sachsen nach Erlöschung des ältern lüneburgschen Hauses vom Kaiser mit dem Fürstenthume Lüneburg belehnt worden, und forderte von allen Ständen unbedingte Huldigung. Er war nicht gesonnen, den Frevel der Raubritter länger zu dulden, und richtete sein Augenmerk auch auf den gefürchteten Ritter Diedrich von Mandelsloh, gegen welchen so viele Beschwerden einliefen. Er warnte den Ritter; doch umsonst. Da beschloß der Herzog, ihn zu züchtigen, und beschied 1385 die Vornehmsten und Tapfersten aus seinem Heere zu sich, um mit ihnen einen plötzlichen Ueberfall der Burg Rickingen zu verabreden. Er sandte Kundschafter voraus, und befahl ihnen, bei ihrer Rückkehr von Ricklingen bei Lauenrode in Hannover's Nähe seiner zu warten. Er selbst stellte sich bald an die Spitze seines Heeres, welches größtentheils aus Lüneburgern bestand. Die Kundschafter berichteten ihm, es gehe auf der Burg Ricklingen lustig her; Diedrich von Mandelsloh habe gerade ein brillantes Fest gegeben. Gerade nach geendigter Mittagsmahlzeit wären sie dort eingetroffen, und die Dienerschaft, so wie die Hohen und Niedern, hätten schäkernd und jubelnd in den Fenstern gelegen, oder wären auf den offenen Treppen am Abhange eines Hügels oder noch tiefer in den Gärten zwischen den Ruhebänken umhergetaumelt. Dem Herzog Albrecht war diese Nachricht sehr willkommen. Still, aber schnell ordnete er den Zug gen Ricklingen, welches er unter den Schatten der Nacht erreichte. Die Burg ward sofort umzingelt, und so der Anbruch des Tages erwartet. Früh Morgens sandte der Herzog einen seiner Getreuen von einem Herolde und Trompeter begleitet zur verschlossenen Pforte. Der Burgherr lag mit seiner geliebten Tochter Sophia, von den Festlichkeiten des Tages und der Nacht

ermüdet, noch unbekümmert in des Schlafes weichen Armen. Da erweckte sie plötzlich Kriegstrommetenschall, und des Burgvoigts Ruf: „Wir sind verrathen! Im Thale ringsumher glänzen Rüstungen und an der Zugbrücke harren Herold und Trompeter, die des Herzogs Farbe und Fähnlein tragen!“ Die Burgbewohner eilten herbei und gewärtigten des Herolds Antrag, welcher Einlaß in die Burg forderte. Doch vergebens war des Herolds Forderung, er war schnöde abgewiesen. Herzog **Albrecht** hatte kaum diese Antwort vernommen, so entbrannte er vom heftigsten Zorne, und gelobte, daß Keiner aus der Burg ungezüchtigt davon kommen sollte. Er sammelte 300 der Tapfersten aus seiner Schaar um die Mauern, und redete ihnen wacker zu, noch heute die Mauern der Burg zu übersteigen. Der gewaltigste Sturm begann. Noch ehe die Burgbewohner Zeit hatten, sich gehörig zu sammeln, hielt der Herzog schon am Thore. Ein kleiner Haufen von etwa 30 Köpfen sammelte sich gegen Westen, und stellte sich dem andringenden Feinde mit Löwenmuth entgegen. An seiner Spitze focht ein gewappnetes Mädchen, des Burgherrn liebliche Tochter, **Sophia**. Der Herzog bewunderte die Kühnheit der Jungfrau, und rief ihr zu, sie möge nicht durch unnützes Blutvergießen das Schicksal der Burg schrecklicher machen. Doch nur desto rasender war die Gegenwehr, die als Antwort galt. An der Nordseite gab es jetzt neues Getümmel; die Todten häuften sich dort vorzüglich in den Laufgräben und Wällen, und des Herzogs Getreue schienen zu weichen. Wer sich der Burg nahte, wurde von Steinen zerschmettert. Auch hier kämpfte das Fräulein mit bewundernswürdiger Kälte. Da sprengte der Herzog auf schäumendem Rosse hastig den Stieg hinan, und redete seinen Braven zu, Stand zu halten. Furchtlos jagte er unter dichtem Steinregen der Stelle zu, wo die Amazone mit rastlosem Eifer die Steinwurfmaschine lenkte. Entbrannt von Wuth gegen den andringenden Feind, richtet die Jungfrau mit nur zu großer Sicherheit den verhängnißvollen Stein gegen den stolzen Reiter. Da sinkt der Held von dem aufgeschreckten Rosse, und färbt mit zerschmettertem Beine den sandigen Boden mit seinem Blute. Seine getreuen Krieger sehen ihn fallen, und der Muth weicht dem Jammer. Nur wenige Stunden lebte der Herzog noch. Eine heftige Verblutung löste den Geist von den irdischen Banden. „Laßt uns den Herzog rächen, und den Tod nicht scheuen, ob auch ewige Nacht uns decke!“ — riefen jetzt die Krieger einander zu. Doch die Anführer geboten Ruhe, und verkündeten trauernd, der letzte Wille des Herzogs gebiete, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und die Burg so lange zu belagern, bis sich **Diedrich von Mandelsloh** aus freiem Antriebe ergeben werde. Dies geschah schon am dritten Tage, nachdem der Burgherr um freien Abzug und sicheres Geleit in's Ausland gebeten hatte, welches ihm auch unter der Bedingung verwilligt wurde, daß er vor erlangter Begnadigung nie wieder in die herzoglichen Länder zurückkehren wolle.

Bei dem Abzuge erweckte die heldenmüthige Jungfrau, durch deren Hand der Herzog gefallen war, allgemeines Interesse. Um sie vor etwaigen Beleidigungen der Krieger zu sichern, begleiteten sie zwei geharnischte Ritter des Her-

zogs aus der väterlichen Burg, die sie nun auf immer verließ. Ihr Gang war majestätisch; sie trug ein blaues Gewand von Seide; ihre Hüften umgab ein goldener Gürtel, in welchem viele Steine glänzten; ihre Gesichtsbildung war äußerst reizend; ihr schwarzes Haar ergoß sich über Brust und Schultern. Aus ihren blauen Augen sprach so viel Güte, daß man sie eher für eine Huldgöttinn, als für die Amazone Sophia von Mandelsloh hätte halten sollen.

Des Herzogs Gemahlinn, Catharina, aber harrte unterdessen vergebens auf die Heimkehr ihres Getreuen. Von den hohen Zinnen ihres Schlosses schauete sie fast stündlich in die weite Ferne, um den Heißersehnten zu erspähen. Beim Abschiedskusse hatte der Herzog ihr gelobt, nach acht Tagen in ihre Arme heimzukehren. Doch schon war ein halber Monat traurig vorübergeschlichen, und noch immer kam er nicht. Da erhielt sie endlich die Jammerbotschaft vom Tode des theuern Gatten, dessen Leichnam bald darauf in dem St. Michaelis-Kloster zu Lüneburg unter fürstlichen Ehrenbezeigungen beigesetzt wurde.

Die Herzoginn vermochte es nicht, länger an einem Orte zu verweilen, der so höchst traurige Erinnerungen in ihr erweckte. Sie zog von Lüneburg auf ihren Wittwensitz nach Celle, wo sie wenige Jahre darnach verschied.

Das Schloß Ricklingen wurde nach dem Ableben des Herzogs Albrecht dem sächsischen Herzoge Wenceslaus übergeben, und diese Besitzung ist bis auf den heutigen Tag an die Familie von Mandelsloh nie wieder zurückgefallen, sondern stets in den Händen der Landesfürsten verblieben.

Der Stein, durch welchen Herzog Albrecht sein Leben verlor, ist noch jetzt in Ricklingen vorhanden, wiewohl der Zahn der Zeit und der Einfluß der Witterung ihn etwas mürbe gemacht haben. Unter einem steinernen, auf Säulen ruhenden Dache, welches seitwärts auf unserm Bilde bemerklich, ist er mittelst eiserner Klammern auf einem steinernen Piedestale befestigt. Das Dach und die steinernen Säulen sind später verfertigt, wie eine vorhandene Inschrift ergiebt. Sie lautet:

„Af Befelich und Genedigl. Begeren des durchlauchtigsten hochgebohrenen Für-„sten und Hern Hern Friedrich Ulrich Herzog zu Braunschweig Lüneborg mei-„nes gnädigsten Fürsten und Hern habe ich Georg von Brieske Oberst-Lieu-„tenant und Drost zu Schloß Ricklingen diesen alten Stein wieder renoviren und „dieß steinerne Dach mit den Seulen machen lassen 1617 im September gemacht.“

Die übrigen Inschriften sind noch in der Urschrift, seit Errichtung des Denkmals vorhanden, wie die Sprache beweist. Auf der einen Seite steht Folgendes:

„Im 1385 Jare verteyen nacht na paschen da togen de van Luneborg „mit örem heren hertogen Albrechte to sassen vor de borch to ricklinge uppe „de van Mandelse dar so wart hertoge Albrecht geworven mit eoner „blyen *) dat se afftogen unde hertoge Albrecht de storf dar von.“

---

*) Blyen bedeutet eine Maschine zum Steinwerfen, vermuthlich das verdorbene lateinische Wort balista. Diese Maschine, so wie der sogenannten Katzen und Sturmdächer, bediente man sich bei Belagerungen.

Auf der andern Seite findet sich die Abbildung unsers Heilandes am Kreuze und eine in Form eines Bogens angebrachte Inschrift, welche indessen schon vor einigen Jahrzehenden nicht völlig mehr zu entziffern war, umgiebt dies in den Stein ausgehauene Bildniß.

Der Sandhügel, auf welchem das noch im Jahre 1722 abermals renovirte Denkmal errichtet ist, liegt ziemlich nahe an der Leine. Aus der vormaligen Burg ist das sogenannte Schloß Ricklingen oder jetzige Amthaus hervorgegangen.

Denkmal des Bischofs Philipp Sigismund im Dome zu Verden.

Im Jahre 1594 hatte es sich der Bischof im Gefühl seiner schwächlichen Gesundheit auf dem Chore im Dome errichten lassen. Er starb indessen erst am 19. März 1623 in Iburg, seiner osnabrücker Residenz, und seine Leiche wurde am 26. Mai mit fürstlichem Pompe und einer Leichenrede seines Hofpredigers M. Johann Steding, unter jenem Monumente beigesetzt. Bei der Restauration des Domes, 1829 wurde es in den südwestlichen Theil des Umganges zurückverlegt und viele Figuren davon genommen — um sie vor weiterer Verstümmelung zu bewahren, was selbst ein eisernes Gitter nicht vermocht hatte. Das marmorne Monument bestand aus folgenden Figuren: auf demselben befand sich die Statüe Philipp Sigismunds, in Lebensgröße und in betender Stellung, über dem Haupte sein Symbol aus Psalm 34: timenti dominum non deerit ullum bonum (wer den Herrn fürchtet, dem wird kein Gut mangeln). Neben dem Kreuze stehen Johannes und Maria, die Frömmigkeit und Gerechtigkeit krönen den Bischof. Darunter:

„Palma Sigismundi et serta feruntur ab astris
„Ante homines, pietas vincit et ante deum.

„Wer hier gesieget mit dem Mund,
„Im Glauben fest von Herzen-Grund,
„Mit Wonn' und Palmen angethan,
„Zum Himmelsritter wird geschlan."

Dann noch Namen, Titel, Würden &c. um dasselbe.

Die 2—3 Fuß hohen brav gearbeiteten Figuren der Frömmigkeit und Gerechtigkeit &c. stehen auf einem Postamente, an dem sich folgende halberhabene biblische Gruppen befinden: Fall Adam's, Adam's und Eva's Arbeit nach der Austreibung, Jacob's Himmelsleiter, der sterbende Jacob, der betende Moses, die Auferweckung des Lazarus, die Taufe Christus im Oelgarten, Christus am Kreuz, die Abnahme vom Kreuze, Auferstehung, Himmelfahrt, Weltgericht, ewiges Leben.



Monument bei Ricklingen 1650.

Denkmal Ph. Sigismunds

im Dome zu Verden 1717.

Herzog Julius.

Unser Vaterland ist nicht arm an Fürsten, die in den Herzen des Volkes wohnen und in denselben unsterblich fortleben. Hoheit und Güte sind in fürstlichen Bildern die Züge, welche die Unterthanen und deren späteste Nachkommen am liebsten und wohlwollendsten anschauen; sie sind die Bedingungen und Träger der landesväterlichen Würde. Im Bilde des unvergeßlichen Herzog Julius glänzen jene Züge in höchster Schönheit; wir wollen versuchen, sie in dieser seiner Lebensbeschreibung, welche übrigens Darstellung reinpolitischer Thaten ausschließen soll, nachzuzeichnen *).

Julius war am 26. Juni 1529 geboren. In früher Kindheit hatte er das Unglück, in Folge der Unvorsichtigkeit seiner Amme, vom Tische zu fallen, wodurch seine Füße nach innen gekrümmt wurden und nur einen beschwerlichen, unschönen Gang gestatteten. Der Vater, Herzog Heinrich der Jüngere, erwirkte deshalb dem zum Waffendienste, wie es schien, untauglichen Prinzen ein Canonicat zu Cöln. Hier und auf der Universität zu Löwen wurde der Jüngling in den Wissenschaften und vornehmlich im katholischen Glauben streng unterrichtet. Ein geschickter Arzt, Namens Haerdael, verschaffte ihm durch eine höchst schmerzhafte, aber von dem Patienten standhaft ausgehaltene, Operation den freien Gebrauch seiner Füße wieder. Sechsmal wurden auf einer Reise von Löwen nach Antorf in einem Wagen je nach Zurücklegung einer Meile, die Füße des Prinzen mit geeigneten Instrumenten in die rechte Lage gebogen, und zwar an einem Tage. Es blieb indeß ein Schaden an den Schenkeln zurück, der den Herzog bewog, immer Stiefel zu tragen und sich öffentlich fast nur zu Pferde zu zeigen. Haerdael genoß stets seiner herzlichsten und dankbarsten Liebe.

Die bekannte entschiedene Vorliebe des Prinzen für die protestantische Lehre erweckte ihm in dem eigenen Vater einen furchtbaren Feind. Hier bewährte sich das Wort Göthe's:

„Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.“

Der Vater sah den Sohn an dem Gebäude rütteln, von dem er selbst eine starke Säule zu sein sich dünkte. Sein Zorn, der noch obendrein von fanatischen Geistlichen genährt wurde, brach rückhaltslos hervor. Schon hatte er Befehl gegeben, den Verhaßten einzumauern, ja schon war das unterirdische Gewölbe vollendet, in welchem der Unglückliche verschmachten sollte, als der Vater sich besann, um ihn für ermäßigtere Drangsale aufzubehalten. Diese, noch immer drückend genug, blieben in der That nicht aus. Vor den häufigen Aus-

*) Herzog Julius Bildniß s. Jahrg. I. Seite 78.

brüchen der väterlichen Wuth konnten ihn kaum seine theilnehmenden Schwestern verbergen. Diese waren es auch, welche ihn oft heimlich mit Speise versorgten, wenn den Fürstensohn hungerte. Der Bedauernswürdige entbehrte zuweilen anständiger Kleider, sich öffentlich zu zeigen, und mußte dieselben nicht selten eigenhändig „pletzen und flicken“ *).

Eines Morgens blickt Julius in die Asche des Kamines. Da schreibt eine ihm treue Hand mit der Feuerzange vor seinen Augen in den schwarzen Staub die Worte: Fuge! Fuge! (Fleuch! Fleuch!). Julius begreift die verstohlene Mahnung und entrinnt schleunigst nach Küstrin zu seinem Schwager Hans von Brandenburg, einem eifrigen Freunde der protestantischen Lehre. Es war eine schöne Zeit, die der Prinz unter seinen gleichgesinnten Verwandten verlebte. Hier, in ihrem Kreise, verwaltete er das Hauswesen des Markgrafen; hier fand er die theure Schwester, die ihn oft schon sorgenvoll verbarg; hier sah und gewann er die Geliebte seines Herzens, die unvergeßliche Hedwig.

Als am 9. Juli 1553 Herzog Heinrich der Jüngere bei Sievershausen seine beiden älteren Söhne Carl Victor und Philipp Magnus verlor, dämmerte dem Verstoßenen ein Hoffnungsstrahl. Mancher Wackere versuchte, das betrübte Herz des Vaters mit dem Sohne zu versöhnen, der ihm noch geblieben war; aber der Haß war schon zu tief gewurzelt, und alle anderen Mittel, den Thron seiner Väter vor künftiger Verwaisung zu bewahren, waren ihm genehmer, als die Wiederannahme des Verhaßten. Ein solches Mittel war Heinrich's Vermählung mit Sophie, Tochter König Sigismund's von Polen (1556). Aber das Mittel verfehlte seinen Zweck; denn Sophie blieb kinderlos. Da verfiel der Herzog auf den Gedanken, einen mit Eva von Trott erzeugten Sohn, Eitel Heinrich von Kirchberg, vom Papste zum Nachfolger auf dem braunschweigischen Throne legitimiren zu lassen; aber der hochsinnige Bastard widersetzte sich der Ausführung dieses Planes mit den Worten: „Wenn mich der Allmächtige zu einem Fürsten ausersehen und haben wollen, so hätte er mich wohl dazu werden lassen; darum will ich in dem Stande bleiben, darin mich Gott gesetzt hat.“ Um so edler Gesinnungen willen wurde Eitel Heinrich von Julius stets hoch gehalten; wie denn der letztere, so oft er jenen zurückgesetzt sah, zu sagen pflegte: „Man lasse ihn gewähren; ist er nicht von Echte **), so ist er doch vom Geschlechte.“

Sophie's kinderlose Ehe, Eitel Heinrich's standhafte Weigerung und die Fürsprache des Markgrafen Hans von Brandenburg stimmten den Herzog endlich dahin, mit dem noch immer ungeliebten Sohne eine laue Versöhnung einzugehen. Dietrich von Quitzow wurde nach Berlin, wo damals Julius sich aufhielt, abgesandt, den Prinzen zurückzurufen. Diesem schien die Friedensbotschaft Anfangs verdächtig, und er stand einen Augenblick an, der Einladung Folge zu leisten, zumal, da Quitzow, vom Prinzen um Offenba-

---

*) Franz Algermann, im Leben des Herzogs Julius.

**) D. h. Ehe.

rung treuherziger Meinung gebeten, weder ab-, noch zurathen wollte. Aber in der Brust des Redlichen konnte der Argwohn auf die Dauer nicht wohnen, und mit folgenden, uns noch aufbehaltenen, Worten wandte er sich an Dietrich von Quitzow: „Nun wohlan, mein lieber Dietrich von Quitzow, ich traue nicht allein Euern, sondern auch meines Herrn Vaters Worten, und zuvörderst Gott im Himmel und meiner gerechten Sache; ich will im Namen der heiligen und hochgelobten Dreieinigkeit mit Euch nach Wolfenbüttel ziehen und meines Herrn Vaters Gebot und Befehl, als ein gehorsames Kind, auf Gottes Gebot gehorsamen und folgen. Gott gebe! es gehe mir darüber, wie es wolle; ich bin hie; mein Leben und Tod stehen in seinen Händen; er kann mich erhalten und hinunter werfen und kann meines Herrn Vaters Herze lenken, wie er will und mir nütze und gut ist. Denn bei Gott und seinem reinen Evangelio und Worte will ich, trotz Teufel und Welt, bis zu meinem Tode bleiben, darauf leben und sterben."

Julius wurde in Wolfenbüttel ohne Jubel, aber auch ohne Groll, empfangen. Sein dortiges Leben war höchst einfach, ja eingeschränkt; unzugänglich den Ueberredungsversuchen des Vaters stand er mit diesem in einem kalten und fremden, jedoch erträglichen Verhältnisse. Das Jahr 1560 bot dem Prinzen sein höchstes, längst ersehntes Glück; Hedwig, die früh geliebte, wurde am 25. Februar, mit Zustimmung Heinrich's, die Seine. Die Häuser Hessen und Schladen wurden, nach vorgängigen Reparaturen, dem jungen Paare zur Hofhaltung eingeräumt. Einfach und fast kärglich, aber glücklich in Frieden und Liebe, lebten hier Beide. Ihre Freude war besonders groß, als die Prinzessinn am 14. October 1564 eines Söhnleins glücklich genas. Da machte sich selbst der alte Heinrich auf und kam, seinen Enkel zu sehen, nach Hessen. In seiner derben Weise fragte er die Mutter, „wo ihr Krabbe wäre;" sie zeigte ängstlich auf die Wiege. „„Wie ihn nun — so erzählt Algermann, dem wir in seiner unübertrefflichen Schilderung dieser Scene folgen müssen — das Herrlein angelächelt, hat er es darauf ganz ernsthaft aus der Wiege gezogen, den Degen entblößet und, indem die fürstliche Frau Mutter mit einem Fußfall und lautem Geschrei um Gnade bittet, weil sie geglaubt, er würde das Kind in Stücken hauen, solchen auf des Kindes Brust gelegt, mit den Woten: „Du saßt nu myn leeve Sone sien, avest dyn Vaar, de...., nig." Diesen jungen Herrn haben Seine Fürstlichen Gnaden so herzlich geliebt (in maßen denn Kindeskinder allzeit lieber sein, weil das Blut unter sich quillet), daß S. F. G. einstmals, als Sie denselben auf dem Tische für sich stehen gehabt und getänzelt, und er S. F. G. mit beiden Händchen in den Bart gegriffen und etwas hart gezogen, gesagt: „Ziehe, ziehe, mein lieber Sohn, Du magst es wohl thun, aber, bei dem Leiden Gottes! es sollte mir kaiserliche Majestät wohl daraus bleiben!" wodurch denn aller Widerwille und gefaßter Eifer allgemachsam vergessen."" So gewann dem Sohne des Vaters Herz der Enkel wieder; wunderbar, daß in der Liebe zu Heinrich Julius Heinrich und Julius sich zusammenfanden und versöhnten! Des kleinen Prinzen Name ist ein bedeutungsvoller Ausdruck seiner ersten That.

Als der alte Herr merkte, daß sein Ende herannahete, ließ er den Prinzen Julius zu sich kommen, redete herzlich mit ihm, berieth und ermahnte ihn väterlich, vertrauete ihm das herzogliche Regiment, nahm Abschied und starb, am 11. Juni 1568, im neun und siebenzigsten Lebensjahre. Julius ehrte sein Andenken immerdar, wie er ihn denn stets geliebt und geachtet hatte, selbst als er von ihm zertreten wurde. Dem Vater zu Ehren nannte der dankbare Sohn Wolfenbüttel die Heinrichsstadt.

Es begann eine neue Periode für das Vaterland mit dem Regierungsantritte des Herzogs Julius. Aus dem Boden der Glaubenseinheit erwuchs die erfreuliche Blüthe der gegenseitigen Liebe. Fürst und Volk fühlten sich Eins in den Ideen, welche die damalige Zeit zum Theil beherrschten und begeisterten. Der Herzog that Nichts, die ihm schon um seines Glaubens willen entgegengebrachte Liebe zu verscherzen. Er war ein wahrer Vater des Vaterlandes. Ein brennendes Licht mit der Umschrift „aliis inserviendo consumor" d. i. „Anderen dienend verzehre ich mich", war das Symbol und Princip seines Lebens. „Der Allmächtige" — so sagte er — „habe ihm nur ein geringes Land gegeben; aber er wolle darin keinen Fuß lang undurchsucht lassen." Mit Gebet und Lesen der heiligen Schrift begann er sein bedeutsames Tagewerk. Sparen war seine Lust, aber nicht für sich, sondern für die Seinen, wie er denn selbst aussprach: „Nicht für mich spare ich diese Summen, sondern zum Besten Derer, die mir Gott anvertrauete; selbst mein Leben gehört Diesen." Er sparte aber eine Summe von 700,000 Thalern, ohne das Geld zu schonen, wo es galt, das Wohl des Landes durch heilsame, wenn auch kostspielige, Einrichtungen zu beförderen. Was diese im Einzelnen betrifft, so möge man darüber anderswo nachlesen; hier soll nur das Bild des Fürsten entworfen und Dasjenige dargelegt werden, was unmittelbar zu dessen Zeichnung erforderlich ist.

Julius' Liebe zu seinen Unterthanen ist aus dem Obigen ersichtlich genug. Nur noch Zweierlei möge zu ihrem Erweise hinzugefügt werden. Der Herzog kaufte Nichts im Auslande, was er von Unterthanen anfertigen lassen konnte; — was nicht allein den Wohlstand, sondern auch die Kunst im Lande auf eine bedeutende Höhe erhob. Seine Leutseligkeit war fast ohne Gleichen. Jeden Sonnabend ließ er sich in Gegenwart des Großvoigtes von Jedermann in seinem Cabinette sprechen, und Nichts war bei solchen Audienzen für seine landesväterliche Theilnahme zu klein; ja selbst an den Privatangelegenheiten seiner Unterthanen nahm er als Freund Antheil, wie er denn z. B. die Tochter des Bürgermeisters Achtermann als Brautführer zum Altare geleitete und bei Christoph v. Kalm und Heinrich v. Vechelde zur Kindtaufe ging.

Es fehlte aber dem Herzoge neben dem guten Willen keineswegs an klarer Einsicht. Er hatte stets einen scharfen Blick für den Schaden des Landes und seine Heilmittel; er wußte stets die tüchtigsten Männer, wie einen Mynsinger von Frundseck, zu ersehen und zu gewinnen. Keine Einseitigkeit in den Richtungen seiner Staatsverbesserungen läßt sich ihm vorwerfen; die inneren und äußeren Bedürfnisse fanden gleiche Befriedigung; — das Zeughaus

zu Wolfenbüttel, welches durch seine Sorgfalt weltberühmte Mannichfaltigkeit und Bedeutung gewann, einerseits und die Universität zu Helmstedt, die er zur Pflege protestantischer Wissenschaft gründete, andererseits mögen hier statt alles Anderen zeigen, wie bei ihm die geistigen Interessen mit den materiellen Hand in Hand gingen. Selbst über einzelnen ganz allgemeinen Vorurtheilen seiner Zeit war der Herzog erhaben. Jedermann glaubte damals an Teufels- und Hexenspuk; Julius aber beklagte — so sagt der Helmstedter Professor Bokelius in seiner lateinischen Trauerrede auf den Herzog — „das unglückliche Geschick der bejammernswürdigen alten Weiber, die, von unerträglicher Qual hingerissen, Dinge bekennen, die gegen die Gesetze der Natur sind. Es sei der Vernunft nicht gemäß, und streite mit den Grundsätzen der Physik und Medicin, daß irgend eine Wirkung ohne eine bewirkende und zureichende Ursache hervorgebracht werde, oder daß irgend ein Eindruck auf einen Gegenstand von einer abwesenden Ursache aus geschehen könne.“ Daß der Herzog andere Vorurtheile seiner Zeit theilte, ist erklärlich genug; selbst seine Verbindung mit Alchymisten muß entschuldigt werden, da sie aus dem Wunsche, von seinem alten Uebel vollkommen geheilt zu werden, hervorging und der Mensch nur gar zu gern Das glaubt, was er sehnsüchtig wünscht. Wir glauben, in unserer Skizze die Beziehungen des Herzogs zu den bezeichneten Subjecten nicht übergehen zu dürfen.

In damaliger Zeit war die uralte Idee vom Steine der Weisen besonders beliebt und gangbar. Im Besitze desselben glaubte man nicht nur, eine ewige Jugend sich oder Andern verschaffen und das schwächste Alter mit der kraftvollsten Jünglingsblüthe vertauschen, sondern auch, durch Verwandelung unedler Metalle in edle, große Reichthümer sich erwirken zu können. Daß ein weiter Spielraum dem Betruge durch solche Vorstellungen geöffnet wurde, ist nicht zu verwundern. Auch an den Hof des sonst so aufgeklärten Herzoges schlich sich der schlaue Betrug. Philipp Sommerring (Theorocyclus), ein ehemaliger Geistlicher im Meißenschen, kam nach Wolfenbüttel und versprach dem Fürsten vollständige Heilung und Jugendkraft. Er verstand so meisterhaft den Schein verborgener alchymistischer Weisheit zur Schau zu tragen, daß er bald zu hohen Ehren kam und ihm die Apotheke bei dem Schlosse zur geheimen Werkstatt eingeräumt wurde. Zu den Helfershelfern dieses Betrügers gehörte sein ehemaliger Opfermann Schumpacht auch Heinze genannt, sammt dessen Frau Anne Marie, einer geborenen Ziegler. Letztere gab vor, rein wie die Mutter Gottes zu sein; wen sie liebe, der werde ihr gleich und hundert Jahre älter, als andere Menschen; sie sei indessen bereits verheirathet und zwar an den Grafen von Oettingen, einen Sohn des durch magische Künste hochberühmten Theophrastus Paracelsus; ihre Kinder würden die Erstlinge einer neuen heiligen Welt werden. Andere Helfershelfer waren ein gewisser Jobst Kettwich und des Herzogs Hofkapellan Hahn.

Die ebenso kluge, als fromme Hedwig hatte diesen Gesellen lange schon nicht getrauet und ein unüberwindliches Grauen vor ihnen empfunden. Ihre

Gesinnung blieb den Betrügern nicht verborgen, und weil sie fürchten mußten, ihren ganzen Plan über kurz oder lang durch ihre Klugheit vernichtet zu sehen, so faßten sie den greuelhaften Entschluß, die edle Fürstinn aus dem Wege zu räumen, worin sie um so eher glücklich zu sein glaubten, als sie schon längere Zeit mit der Schließerinn, Anne Marie Schulvermann, gewöhnlich Schlüterliese genannt, geheime Verbindungen angeknüpft hatten. Durch Vermittelung der letzteren gelang es ihnen, Nachschlüssel sich zu verschaffen, mit deren Hilfe ihnen sämmtliche Zimmer des Schlosses zugänglich wurden. Eine Reise des Herzogs zu seinem churfürstlichen Schwager, im Jahre 1574, gab ihnen eine scheinbare Gelegenheit, ihr Bubenstück auszuüben. Sie beabsichtigten, bei Nacht in das Zimmer der Herzoginn zu dringen, sie sammt ihren Dienerinnen zu ermorden, so viele Kostbarkeiten, wie möglich, zusammen zu raffen und zu entfliehen. Es wird erzählt, Hedwig habe das bevorstehende Unglück geahnet, und so Viel ist gewiß, daß am Tage vor der beabsichtigten Greuelthat ihre Thür einwändig gut verwahrt worden ist. Als nun die Buben um Mitternacht vergebens ihr Zimmer zu öffnen sich bemüheten, witterten sie Verrath und entflohen in aller Frühe aus der Stadt. Schumpacht entkam mit seinem Weibe und anderen Spießgesellen nach Goslar, Kettwich nach Ulm, Hahn nach Braunschweig. Die Herzoginn berichtete sofort den Vorfall nach Brandenburg. Wie erschrack Julius, als ihm der Churfürst das Schreiben seiner Hedwig zu lesen gab! Eiligst begab er sich nach Wolfenbüttel, ließ die in Goslar sich aufhaltende Bande mit einer Eskorte von einigen hundert Mann greifen, auf einen Wagen schmieden und nach seiner Residenz transportiren. Auch Kettwich wurde in Ulm glücklich arretirt und nach Wolfenbüttel in Haft gebracht; die Braunschweiger indessen ließen die Buben entwischen. In den Fasten des Jahres 1575 wurden die Delinquenten geviertheilt, Anne Marie Schulvermann aber auf einem eisernen Stuhle, der hoch auf einem Schaffot stand und bis vor Kurzem am Schloßgebäude hing *), verbrannt. Hahn, der vor der Hand davon gekommen war, wurde nach einigen Jahren verhaftet und vor dem Mühlenthore enthauptet.

Noch einen Blick in Julius häusliches Leben. Seine Hedwig war ihm durchaus geistes- und gemüthsverwandt; in ihrer Nähe weilte der Herzog in seinen Freistunden am liebsten, und indem er sie erfreuete, erfreuete er sich selbst. Ihr zu Ehren und zur Lust ließ er die prächtigen Anlagen neben der nach ihr benannten Hedwigsburg in's Werk richten. Dorthin fuhr er mit ihr an schönen Sommertagen, nicht selten zum Entenfange, auf einem prächtigen mit einer Stube und Glasfenstern versehenen Schiffe. Die Fahrt geschah unmittelbar von Wolfenbüttel ab die Oker entlang unter Pauken- und Trompetenmusik; die Schiffsleute hatten förmliche Bootskleidung, in's Besondere leinene Kappen und Hüte, mit gelben und rothen Farben. In Hedwigsburg und bei besonderen Veranlassungen auch daheim in Wolfenbüttel ging's hoch und prächtig her; im

*) Derselbe befindet sich, in einzelnen Stücken, noch vollständig auf dem Schlosse.

Allgemeinen herrschte am Hofe eine seltene Mäßigkeit, die übrigens von den Stein- und Catarrhbeschwerden des Fürsten geboten wurde und keineswegs so weit ging, daß er Andern die Freuden des Mahles und Weines mißgönnt oder verweigert hätte. Sein größter Genuß war, wenn er mit seiner Hedwig die Stunden der Muße von Staatsgeschäften zum verborgenen Wohlthun verwandte. Die edle Fürstinn bereitete eigenhändig Heilmittel und stärkende Speisen für Kranke, sie begleitete ihren Gemahl, wenn er in einer Sänfte sich in die Vorwerke Wolfenbüttel's tragen ließ, um die häuslichen Verhältnisse seiner Landeskinder kennen zu lernen und zu verbesseren. Die Erziehung seiner Söhne leitete das fürstliche Paar mit tiefer Einsicht und Liebe. Nicht von flüchtigen und wechselnden Einfällen ließen sich Julius und Hedwig bestimmen, sondern von festen und bewährten Grundsätzen, welche der Fürst in der Schrift „Ordnung, wie es mit unseren freundlichen, lieben drei Söhnen, Heinrich Julius, Philipp Sigismund und Joachim Carl gehalten werden soll“, eigenhändig zusammenstellte.

Wie sehr gönnte man es einem so thätigen Fürsten und wie freuete man sich, wenn man ihn dann auch einmal in seinem Garten mit den Blumen spielen oder auf dem Altane seines Schlosses sich bei'm Brettspiele erholen sah! Wie aber trauerte das ganze Land, als am 3. Mai 1589 der geliebte Herzog im 60sten Jahre seines Lebens, von dieser Erde abgerufen wurde! Damals trat noch eindringlicher, als früher im verblichenen Julius vor die Seelen Aller das Bild eines Vaters, der in der Liebe der Seinen sich selbst verzehrte. —

Der Ursprung der Welfen.

Irmentrud, die Gemahlinn eines gewissen Isenbard, stieg einst von dem Schlosse Ravensberg hernieder und stieß auf eine Bettlerinn, die Mutter von Drillingen. Die arme Frau bat um eine Gabe, aber Irmentrud verweigerte das Almosen, weil sie glaubte, so viel Kinder hätten nicht ohne Ehebruch auf einmal geboren werden können. Das arme Weib rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld auf und that den Wunsch, daß Irmentrud auf ein Mal so viel Kinder zur Welt bringen müsse, als das Jahr Monden zähle. — Irmentrud gebar darauf zwölf Knaben von ganz gleicher Gesichtsbildung. Da sie bei ihrem Gemahl deswegen in den Verdacht des Ehebruchs zu kommen fürchtete, so gab sie Befehl, alle, mit Ausnahme eines einzigen, den sie zurückbehielt, im Scherzebache zu ertränken. Als die Wehmutter den grausamen Auftrag zu erfüllen ging, begegnete ihr Isenbard und fragte, was sie trage? — „Kleine Welfen“ *), antwortete die Alte; — sprach Isenbard: Liebe, laß

*) Catulos seu welphos, junge Hunde.

schauen, ob mir etliche darunter gefallen, die ich aufziehen und brauchen möge. — Die Alte weigerte sich zu willfahren; allein Isenbard zwang sie, ihm zu zeigen, was sie trage. Da er nun die elf Knäblein sah, fragte er mit ernsten Worten, wessen sie seien und wohin die Alte mit ihnen wolle. Da gestand sie ihm Alles. Darauf gebot Isenbard, die Kindlein ganz insgeheim zu einem Müller zu bringen, der sie groß ziehen solle. Die Alte aber bedrohte er mit Verlust ihres Kopfes, wenn sie der Frau von diesem Vorfalle Kunde gebe. — Den zwölften Knaben aber zog Irmentrud auf dem Schlosse Ravensberg groß. — Nach Verlauf von sechs Jahren versammelte Isenbard alle Freunde und Angehörigen und ließ alle zwölf Knaben in ganz gleicher Kleidung plötzlich an der Tafel erscheinen. Da erhob er sich vom Tische und fragte seine Gattinn: welche Strafe die Mutter wohl verdient habe, die den Befehl gegeben, so edelgeborne Welfen in den Fluthen zu versenken. Da fiel die Frau, ihres Herrn Zorn fürchtend, ohnmächtig nieder. Als sie aber durch Hilfe der edlen Frauen, die da zugegen waren, wieder erquickt war, fiel sie mit vielen Thränen und herzlichen Seufzen ihrem Hauswirth und der ganzen Freundschaft zu Füßen und begehrte Gnade um Gottes Barmherzigkeit willen und gestand Alles, wie es sich begeben. Da hob Isenbard sein Weib auf und ließ Alles vergeben und vergessen sein. Seitdem ließ er die Knaben Welfen nennen und stiftete zum Gedächtniß dieser Geschichte ein Nonnenkloster zu Altorf.

Lichtenberg.

Schon um das Jahr 1000 stand im Fahlengau, wo einst das Jägervolk der Fusen wohnte, die Burg Lichtenberg. Ihre geschichtlich bekannten ersten Besitzer waren die Grafen von Assel, deren Hauptveste, die Asselburg, unweit Burgdorf's lag. Als der Hauptstamm der Grafen mit Otto von Assel ausstarb, fielen ihre Güter an Herzog Heinrich den Löwen, welcher die Asselburg den Tempelherren und die in Burgdorf und Hohenassel liegenden Güter einem jüngeren Zweige *) der Asselschen Familie schenkte, das Bergschloß Lichtenberg aber sammt dessen zugehöriger Umgebung, für sich behielt. Als Kaiser Friedrich der Rothbart im Sommer 1181 in die Erblande des Herzoges einbrach und durch seine Gegenwart den Sturm vasallischer Treulosigkeit über ihn rachedurstig heraufbeschwur, wandte er sich auch gegen das feste Schloß Lichtenberg. Der Herzog vertheidigte sich muthig und hartnäckig; endlich sanken seine, kräftiger Unterstützung ermangelnden, Kräfte und die Veste wurde eingenommen,

*) Dieser jüngere Zweig erlosch 1596 mit Joachim von Assel, dessen Güter Arndt von Kniestedt erbte, welcher drei Jahre darauf die Asselburg gegen ein Grundstück zu Uehrde eintauschte, auf dem er seinen Rittersitz gründete.

wie bald nach ihr die Burgen Heimburg, Reinstein, Staufenburg, Herzberg und Lauenburg.

Bei der unter Heinrich's des Löwen Söhnen 1203 erfolgten Ländertheilung ward Lichtenberg eine Besitzung Otto's, der als Kaiser unter dem Namen „Otto IV.“ bekannt ist. Otto IV. ließ die Burg Lichtenberg im Streit mit seinem Gegenkaiser Philipp von Schwaben stark besetzen, und von hier aus erlitt besonders die dem Kaiser Philipp ergebene Stadt Goslar Viel. Doch bald ward die Burg durch den Grafen Hermann von Woldenberg-Harzburg, welcher mit seinem Bruder Heinrich auf Philipp's Seite stand und Commandant in Goslar war, berannt und erobert. Heinrich von Woldenberg ward Commandant auf Lichtenberg. Doch Otto's IV. Oberfeldherr, Graf Gunzelin von Peine, machte bald Anstalt, die Burg wieder zu erobern, um die braunschweig'schen Lande namentlich vor den Ausfällen der goslarschen Besatzung noch mehr zu sichern. Er ließ daher die Belagerung Lichtenberg's mit einer auserlesenen Mannschaft beginnen, welche der Besatzung vielen Schaden zufügte; allein die Lage der Burg ließ voraussehen, daß die Erstürmung dieses festen Platzes Ströme Bluts kosten würde. Der gehaltene Kriegsrath stimmte daher zuletzt für die Aufhebung der Belagerung. Von hier brach nun der Reichstruchseß Gunzelin nach Goslar auf, welches er 1205 überrumpelte, einnahm und ausplünderte. Die hartbedrängten Bürger Goslar's fanden nur zuweilen Erholung, wenn die Besatzung von Lichtenberg Ausfälle that und Otto's IV. Krieger in Goslar beschäftigte.

Im Jahre 1207 machte Otto's IV. jüngster Bruder, Wilhelm, selbst einen Versuch, sich der Burg Lichtenberg wieder zu bemächtigen, welche noch immer von Heinrich von Woldenberg-Harzburg vertheidigt wurde. Herzog Wilhelm begann mit seinen Kriegsschaaren einen gewaltigen Sturm, und Graf Heinrich von Woldenberg ward dadurch so beängstigt, daß er schon auf die Uebergabe der Burg Bedacht nahm. Indessen ward sie noch einmal verhindert, indem der Erzbischof von Magdeburg, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Meißen mit vereinten Kräften das Heer Herzog Wilhelm's angriffen und ihn zwangen, mit großem Verluste an Mannschaft die Belagerung der Burg aufzugeben und die Flucht zu ergreifen. Lichtenberg ward hierauf mit neuer Mannschaft und mit Lebensmitteln versehen, und die vielfach beschädigten Mauern wurden wieder hergestellt. Ueber diese Belagerung Lichtenberg's durch Herzog Wilhelm enthält eine alte Chronik folgende Stelle, in welcher wohl fälschlich dem Reichstruchsessen Gunzelin dieselbe zugeschrieben wird:

Von Wolffelbütle Herr Gunzelin
De des Königes Droste was
He sammede alse eck las
Eyn Her dar mede he belach
Lechtenberge dar he plag
Mer wen ses wecken worpe grot
Dat et den behachten gar verdrot

He dede ön ock ander nöde viel
Düre was dar wonnen Spiel
Bet de Meideborgere
Quemen mit eynen groten Here
Unde löfenden de Vesten
Von den leiden Gästen.

Noch im Jahre 1367 wird Lichtenberg's als einer sichern Veste gedacht; denn hierhin suchte sich Hans von Holangen mit dem Ritter von Spörken nach der verlornen Schlacht bei Dinklar zu retten, um eine sichere Zufluchtsstätte zu gewinnen.

Eine andere bedeutende Belagerung widerfuhr der Burg im Jahre 1552. Veranlassung gab der Vertrag zu Passau, demgemäß Kaiser Carl V. die gefangenen Fürsten Johann Friedrich, Churfürsten von Sachsen, und Philipp, Landgrafen von Hessen, freizulassen verpflichtet worden war. Markgraf Albrecht von Brandenburg war mit jenem Vertrage höchst unzufrieden; denn es dürstete ihn nach Kriegsthaten und Kriegesruhm. Er war nicht gesonnen, sein 20,000 Mann starkes Heer zu entlassen, sondern fiel mit demselben vielmehr in Freundes- und Feindesland verwüstend ein. In's braunschweigische Land drang auf sein Anstiften Graf Vollrad von Mansfeld und verwüstete plündernd auf's schonungsloseste. Auch die Burg Lichtenberg wurde von ihm verheert und niedergebrannt. Als Herzog Heinrich der Jüngere im folgenden Jahre den Markgrafen bei Sievershausen geschlagen hatte, wurden die alten Mauern des Bergschlosses bis auf wenige, noch jetzt sichtbare, Trümmern niedergerissen, sodann aber Neu-Lichtenberg zu bauen begonnen. Die Gegend von Lichtenberg litt auch im 30jährigen Kriege sehr. Im Jahre 1625, während noch Herzog Christian von Braunschweig mit dem zum niedersächsischen Kreisobersten erwählten Könige von Dänemark durch schriftliche Mittheilungen darüber berathschlagte, wie sie ihre Heere zusammenziehen wollten, rückte der Graf Tserclaes von Tilly mit der kaiserlichen Armee in diesen Kreis, und in die braunschweigischen Lande, wo er eine Zeitlang sein Hauptquartier im Amte Lichtenberg hatte, und seine Truppen bis vor Wolfenbüttel streifen ließ. In Neu-Lichtenberg hielt die dritte Gemahlinn des 1731 verstorbenen Herzoges August Wilhelm, Elisabeth Sophie Marie, Tochter des Herzoges Rudolph Friedrich von Holstein-Nordburg, ihre Wittwen-Residenz.

Lutter am Barenberge.

Oberhalb dieses Fleckens liegen zwei mit Waldung bedeckte Sandsteinberge, der große und kleine Barenberg genannt. Ihnen verdankt der Ort — zum Unterschiede von der Stadt gleiches Namens — seinen Beinamen; jedoch wurde derselbe im früheren Zeiten von zwei anderen, in der Nähe liegenden, Bergen,

dem großen und kleinen Bakenberge, auch hie und da Lutter am Bakenberge genannt.

Schon zur Zeit der Kreuzzüge war der Ort oder vielmehr das ganze Amt Lutter Eigenthum des vaterländischen Fürstenhauses; jedoch hatte bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts der Tempelhof zu Goslar bedeutende Besitzungen in Lutter und den dazu gehörigen vier Dörfern. Unter letzteren ist Neu-Wallmoden geschichtlich am merkwürdigsten. Wer kennt nicht Thedel von Wallmoden, Unverfehrt genannt, und seine von der Sage zauberisch ausgeschmückten Thaten *)! Nähere Nachrichten von dieser an's Mährchenhafte streifenden Persönlichkeit giebt eine alte Schrift unter dem Titel: „des edeln, gestrengen, weltberühmten und streitbaren Helden, Thedel Unverferden von Wallmoden tapferer, männlicher und ritterlicher Thaten viel hübsche, alte und wunderbarliche Geschicht, für etzlichen Jahren zum heiligen Grabe, in Lievland, in Halberstadt und im Lande zu Braunschweig wahrhaftiglich ergangen, kurzweilig zu lesen, auf's fleißigste in Reim gebracht durch M. Georgius Thym von Zwickau, Schulmeister zu Wernigerode. Gedruckt zu Magdeburg bei Pangratzius Kampff im Jahre MDCVIII." Die Sage setzt den Ritter in den Besitz des Zauberrosses, durch dessen Kraft er im Auslande und daheim die gewaltigsten Thaten ausübt. In Braunschweig besiegte er alle Helden auf dem großen Turniere Heinrich's des Löwen. Das erregte Neid, und ein Hofschranz rieth dem Herzoge, am folgenden Tage auf dem Kirchwege eine zarte Feder in die Haare seines Bartes zu stecken; Wallmoden werde sich alsdann so gefällig zeigen, sie ihm auszuziehen, — worauf er in aller Eile den Ritter in die Hand beißen möge. Dann werde der kühne Held erschrecken und zum Spotte werden. Alles erfolgte, wie vorher berechnet war; nur erschrack Wallmoden keineswegs, sondern versetzte zornig dem Herzoge einen tüchtigen Backenstreich und sprach: Sind Euer Gnaden ein Hund worden? — — — „Und wenn mich Euer Gnaden nicht hett gebissen, so hätt ich Euer Gnaden auch nicht geschmissen." Wie edelsinnig, wie ganz anders, als unsere heutigen Duellanten, die eine Größe darin suchen, nicht zu verzeihen, zeigte sich hier der Löwe! Zwar stutzte er im ersten Augenblick ob der ungewohnten Behandlung; doch gleich darauf schämte er sich nicht, zu bekennen: Ich habe eines Narren Rath befolgt; drum nehme ich auch billig Narrenlohn. Wallmoden wurde nach dem Tode seiner Gemahlinn Schwertritter in Lievland. Dort forderte der Ordensmeister Offenbarung des Geheimnisses vom Zauberrosse. Thedel weigert sich Anfangs, weil dieselbe ihm auf den dritten Tag nachher das Leben kosten würde. Als aber der Meister bei des Ordens Gehorsam das Geständniß forderte, erbittet sich der Ritter eine vierzehntägige Frist, während welcher er sein Haus beschicken und sich auf sein Ende vorbereiten wolle. Sofort zieht er sich in tiefe Einsamkeit zurück, bekennt am vierzehnten Tage, wie er den Teufel auf einer Reise nach Jerusa-

*) Taschenbuch für vaterländische Geschichte von Joseph, Freiherrn von Hormayr. Jahrgang 1835.

lem um das Zauberroß geprellt, befiehlt seine Seele dem Herrn und stirbt. Von seiner Burg in Neu-Wallmoden sind noch einige Ueberbleibsel vorhanden. Merian kannte noch ein altes Mauerwerk derselben und bemerkt bei dessen Erwähnung Folgendes: „In hiesiges Amtes Nienwalmoden steht ein altes Mauerwerk, so vormals eine Vestung und Thedeln von Wallmoden, der Unverfehrte genannt, adeliger Sitz gewesen; und ist solchem Orte zu gemeldetes unverfehrten Walmoden Zeit mit einer Belagerung zugesetzet und endlich mit dem Wasser überwunden, verwüstet und zerstöret, wie denn der aufgeschüttete Damm, an beiden Seiten des Wassers, die Neyle genannt, annoch stehet und mit großem, starkem Holze versehen ist. Es werden auch um diesen Ort annoch kleine stählerne Pfeile in der Erden gefunden, dahero abzunehmen, daß es eine geraume Zeit mit solcher Zerstörung sein muß und das Büchsenschießen noch nicht erfunden gewesen."

Im Jahre 1323 wurde Lutter nebst den zugehörigen Ortschaften an das Hochstift Hildesheim abgetreten und von diesem der Familie von Schwiecheld eingeräumt. In jenen Zeiten ist unstreitig der hohe, auf unserer Abbildung dargestellte, Thurm errichtet. Er war ohne Thür und Eingang und eignete sich in den Zeiten des Raubritterthums zu einer Vestung vorzüglich. Nach der Hildesheimischen Stiftsfehde fiel Lutter an Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig, und die Recesse von 1643 und 1649 bestätigten es als Besitzthum des braunschweigischen Fürstenhauses, bei welchem es seitdem geblieben ist.

Weltgeschichtliche Berühmtheit hat Lutter am Barenberge durch die denkwürdige Schlacht am 17. August 1626 erlangt. Die Kaiserlichen hatten bereits Münden und Göttingen eingenommen. Tilly, der kaiserliche Feldherr, hatte bedeutende Verstärkung durch Wallensteinsche Truppen erhalten und gestattete König Christian IV. von Dänemark durch schlaue Taktik den Rückzug nach Wolfenbüttel nicht; Christian und sein General Fuchs konnten die Schlacht bei Lutter am Barenberge nicht vermeiden. Das kaiserliche Heer jubelte, als die Zeichen des Himmels ihm günstige Vorbedeutungen verkündigten. Ein feuriges Schwert leuchtete durch das Grau der Nacht, mit dem Griffe den Kaiserlichen, mit der Spitze den Dänen zugekehrt. Was diese Täuschung des Gesichtes hervorrief, wissen wir nicht; genug das Heer sah die Erscheinung und Tilly deutete sie zu seinen Gunsten.

Am Morgen des 17. August begab sich der König nach Neu-Wallmoden, um dort den Marsch der Vorhut und des Gepäckes zu beeilen; als er aber nach zehn Uhr Morgens die vom feindlichen Heere abgeschossenen Kugeln sausen hörte, eilte er, unverrichteter Sache, zum Mittelpunkte seine Heeres zwischen Nauen und Nahausen. Zwischen Nauen und Nahden hatte in der vergangenen Nacht Fuchs eine — noch jetzt vorhandene — Schanze bauen lassen und in derselben die Nachhut des Heeres aufgestellt. Die kaiserlichen Truppen standen jenseit des Neile-Baches, welcher demnach beide Heere trennte. Die Tillysche Batterie von eilf Geschützen blieb vor der Hand in ihrer anfänglichen Stellung; Gronsberg, sein General, hingegen überschritt den Bach, nahm die Brücke

ein und besetzte sie mit zweihundert Musketieren. Während nun Fuchs, an der Spitze der Reiterei, gegen die Gronsbergischen Truppen operirte und zwei Regimenter niederwarf, waren drei dänische Infanterieregimenter von ihrem Standpunkte aus gleichfalls über die Neile gegangen und machten sich mit der Tillyschen Schlachtordnung zu schaffen. Die Batterie war indessen durch einen Verhack so trefflich gedeckt, daß sie trotz aller Anstrengungen nicht eingenommen werden konnte. Die drei Infanterieregimenter vereinzelten sich vielmehr zu ihrem Nachtheile bei dem Angriffe und gaben dadurch Tilly Gelegenheit, die bereits etwas in Verwirrung gerathene Besatzung der Batterie wiederum zu ordnen. Jedoch erlitt Tilly gleichzeitig einen bedeutenden Verlust. Links vom Standpunkte des linken Flügels der dänischen Nachhut lag das Dorf Dolgen. Tilly hatte eine Abtheilung seines Heeres gegen dasselbe ausgesandt. Dolgen wurde nun zwar glücklich eingenommen, aber darauf von den Dänen in Brand geschossen und von Grund aus zerstört, ohne nachher wieder aufgebauet zu sein. Jetzt aber bekam Tilly plötzlich Hilfe durch drei Wallensteinsche Reiterregimenter unter Defour, welche sich dem Rücken der Dänen zuwandten. Fuchs sah sich jetzt genöthigt, seine Front zu verändern und mit aller Kraft dem frischen Feinde sich entgegenzustellen. Muthig kämpfend wurde er niedergehauen, und stand nicht wieder auf. Dasselbe widerfuhr dem Grafen Solms und dem Sohne des Landgrafen von Hessen-Cassel, deren Regimenter in einen Morast gejagt wurden. Tilly machte sich indessen das Terrain jenseit der Neile durch gänzliche Vernichtung der drei Infanterieregimenter frei und rückte sodann mit seiner Batterie über den Bach, so daß jetzt seine gesammte Macht sich ungetheilt auf den Feind werfen konnte. Der rechte Flügel und ein Theil des Centrums wurden niedergehauen, die Truppen des linken zogen sich in den Dolgerwald zurück. Was vom Centrum übrig war, vereinigte König Christian, der bei allem Unglück Besonnenheit und Muth nicht verloren hatte. Aber der Muth der Soldaten war dahin, und als sich gar das Gerücht verbreitete, Wallenstein sei mit seinem ganzen Heere im Anzuge und stehe bereits bei Langelsheim, da ergriff ein beträchtlicher Truppentheil des linken Flügels die Flucht, während der größere sich in das Amthaus von Lutter warf. Da war trotz des Löwenmuthes, den der König bis an's Ende bewährte, keine Rettung mehr denkbar; bis auf wenige Tapfere, die nicht von seiner Seite wichen, ergab sich allgemach der nicht mehr große Rest, und der König mußte an seine Flucht denken. Nur zwei Diener sollen Christian begleitet und mit ihm durch vierzig Reiter sich durchgeschlagen haben. Schon fiel ein kaiserlicher Wachtmeister dem Rosse Christian's in den Zügel, als der eine von dessen Gefährten das des Wachtmeisters niederschoß und dessen Vorhaben dadurch vereitelte. In demselben Augenblicke stürzte das Pferd des Königs, und seine Gefangenschaft wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht sein getreuer Stallmeister, Wenzel Rottkirsch, ihm das seinige gegeben hätte, — worauf der wackere Diener sich zu Fuß nach Wolfenbüttel rettete. Dahin entkam auch glücklich der König; geistig und körperlich abgespannt gelangte er Nachmittags zwischen fünf

und sechs Uhr mit dreißig Cornetten daselbst an. Ein gleichzeitiges Spottlied verkündigt den unglücklichen Ausgang seines Kampfes in folgenden Worten:

Du nahmst Dir für im Sinne
Nach Osterod hinauf,
Duderstadt wolltest Du gewinnen;
Ich merkte gar eben auf.
Das wollt' ich nicht gestatten,
Du mußt bald abelahn;
Da kamen meine Crabaten,
Ach wie liefst Du davon!

Die Truppen im Lutterschen Amthause wurden daselbst eingeschlossen und ergaben sich noch vor Sonnenuntergang. Ueberhaupt zählten die Kaiserlichen 3000 Gefangene, unter ihnen 102 Officiere; 2000 Mann wurden sofort den Regimentern der Sieger einverleibt. Viertausend Dänen lagen todt auf dem Schlachtfelde, 22 Kanonen, ein großer Theil der Kriegskasse und 60 Fahnen waren erbeutet.

Christian ließ sich jetzt angelegen sein, die versprengten Reste seines Heeres zu sammeln. Bereits in der ersten Nacht fanden sich zahlreiche Infanteristen, die sich durch die Holzungen und auf verborgenen Wegen heimlich davon gemacht hatten, in Wolfenbüttel ein. Tags darauf erließ der König die Promulgation, daß jeder Soldat, der mit Gewehr anlangen würde, sechs Thaler, jeder andere aber vier Thaler empfangen sollte. Dadurch wurden nicht nur viele versprengte Truppen, sondern auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Denen, die zu den kaiserlichen Fahnen gezwungen waren und Gelegenheit zur Flucht suchten und fanden, wiederum gewonnen. In Stade, welches zum Sammelplatze der Truppen bestimmt war und wohin sich auch der König eiligst begab, sah sich dieser im Besitze von 3000 Cürassiren, 400 leichten Reitern und 15000 Mann Fußvolks. Das zweite Commando empfing statt des gefallenen Generales Fuchs der bereits hochbejahrte Rantzau.

Außer Dolgen waren auch die Dörfer Nahausen und Rahden völlig verwüstet, so daß nur noch die Geschichte, nicht aber die Geographie sie nennt. Noch jetzt werden eiserne und bleierne Kugeln auf dem Schlachtfelde ausgegraben; erstere sind von den Dänen, letztere von den Kaiserlichen abgeschossen.

Calvörde.

Der Ursprung von Calvörde verliert sich in das graue Alterthum. Einer, jedoch unverbürgten, Nachricht zufolge soll es von den Wenden gegründet sein, als diese zur Zeit der Völkerwanderung die Sueven aus ihren Wohnsitzen auf dem Drömlinge vertrieben und sich hier niederließen; ja, es wird sogar die Per-

son des Erbauers mit dem Namen Cal bezeichnet, welcher, in Verbindung mit dem Worte Vorde, d. i. Furth (nämlich über die Ohre), dem Orte seine Benennung gegeben haben soll. Den umfangreichen Schloßthurm soll nach der Fabel sogar bereits Drusus erbauet haben, als er — im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung — bis an die Elbe vordrang. Gewiß ist, daß der Ort zur Zeit Carl's des Großen schon bestand; denn wir finden ihn dem von Carl begründeten Hochstifte Verden unterworfen. Es ist indessen nicht wahrscheinlich, daß der Flecken von jenem Fürsten seinen Namen empfangen hat, wie Solches u. A. Merian in seiner Topographie als früher gangbare Ansicht folgendermaaßen angiebt:

„Das Schloß und Flecken Calvoerde soll den Namen daher bekommen haben: Als Kaiser Carolus Magnus die Wenden bekrieget und zum Christenthum gebracht, hat er auch diesen Ort, als einen nothwendigen Paß, berühret und durchgangen, und ist dahero der Paß, das Schloß und Flecken Carolsfahrt, jetzo per corruptionem Calvoerde, genannt worden.“ Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Ableitung aus dem Grunde, daß in den ältesten Urkunden bereits nie ein r in der ersten Sylbe des Ortes vorkommt, wie denn z. B. ein Document vom Jahre 961 denselben Chalveri benennt. Vielleicht hat der Ort seinen Namen von dem kahlen, berg- und waldlosen Gebiete, auf welchem er gegründet ward.

Im eilften Jahrhundert gerieth Calvörde unter die Herrschaft der Wenden, welcher es indessen im zwölften sich wieder entzog. Noch Jahrhunderte lang blieben die Wenden verhaßt und aus der Mitte der Einwohner verbannt; so wird unter Anderm in einem Geburtsbriefe, welchen der Rath zu Calvörde i. J. 1620 einem gewissen Joachim Berens ausstellte, ausdrücklich bemerkt: „daß er seinen lieben Eltern echt und recht geboren Teutsch und nicht wendisch, auch Niemandes eigen und Lathe oder sonsten eines andern tadelhaftigen Geschlechts und derowegen aller Versammlungen, Gilden, Werkestand, Gemeinschaften wol würdig und davon nicht zu verwerfen sei.“ Bis in's funfzehnte Jahrhundert stand Calvörde unter der Herrschaft der Markgrafen von Brandenburg und unter kaiserlicher Oberhoheit. Zwar verschenkte Markgraf Otto II. i. J. 1196 die Ortschaft aus Liebe zur Kirche an das Erzstift Magdeburg; aber seine Nachfolger respectirten die Schenkung nicht und nahmen dieselbe mit Waffengewalt zurück. Späterhin wurde Calvörde mehrmals verpfändet und zwar gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts an die begüterten Herren von Alvensleben, welche von dem Schlosse herab die zügellosesten Räubereien ausübten. Bald war das Schloß Calvörde weithin als ein Raubnest bekannt und gefürchtet, besonders um die Mitte des 15. Jahrhunderts, wo Friedrich und Berend von Alvensleben ihr Unwesen am schaamlosesten trieben. Erzbischof Johann von Magdeburg verband sich mit dem Rathe seiner Stadt und belagerten das Schloß i. J. 1467; auch von Braunschweig waren Hilfstruppen zur Zerstörung der Raubveste im Anzuge. Bevor dieselben indessen ankamen, ergaben sich die von Alvensleben, lieferten die geraubten Kaufgüter aus und

schlossen Frieden *). Im sechszehnten Jahrhundert finden wir Calvörde im Besitz Derer von Bortfeld und von Bülow. Doch hatten schon seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts — nach Anderen schon früher — die Inhaber des Schlosses nicht mehr als Vasallen der Markgrafen von Brandenburg, sondern des braunschweigischen Fürstenhauses gegolten, ohne daß sich angeben ließe, in welchem Jahre und durch welchen Akt dieses Verhältniß veranlaßt und vermittelt worden ist. Herzog Julius löste Calvörde i. J. 1571 von der Familie von Bülow ein, und seit jener Zeit ist es herzoglich braunschweigisches Gut geblieben. Friedrich Ulrich's Wittwe erhielt es 1634 sammt Schöningen zur Apanage.

Die Entwickelung des Fleckens betreffend muß noch bemerkt werden, daß derselbe bereits 1343 ein eigenes Rathssiegel bekam, sich durch den Einzug der Einwohner des Dorfes Ysern, welches um politischer Unsicherheit willen i. J. 1450 verlassen wurde, bedeutend vergrößerte, 1571 der Sitz eines Justizamtes ward, und im Laufe des 17. Jahrhunderts die Privilegien zu vier Jahrmärkten und einem Viehmarkte erhielt. Als nach dem siebenjährigen Kriege im Preußischen ein strenges Accisesystem herrschend wurde, entwickelte sich in Calvörde ein bedeutender Schleichhandel mit Colonialwaaren, welcher nicht wenig zum äußeren Wohlstande des Fleckens beitrug und demselben den Beinamen Klein-Hamburg verschaffte.

Unter den Unglücksfällen, welche den Ort betroffen haben, sind die Feuersbrünste besonders hervorzuheben. Kein vaterländischer Ort ist von denselben so oft heimgesucht, als Calvörde. Das siebenzehnte Jahrhundert zählt außer den Kriegsbränden vier, das achtzehnte fünf und das neunzehnte wiederum vier namhafte Feuersbrünste, unter denen die von 1644, 1688, 1700 die furchtbarsten gewesen sind. Wüthende Pestkrankheiten herrschten besonders 1625 und 1631 unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges, welche Anna Sophie hier nicht, wie in Schöningen, abwehren konnte, so mild und reich ihre Hand auch war. Der Ort hat gegenwärtig gegen 1600 Einwohner und ist durch Tabaks- und Hopfenbau, durch Bier- und Brantweinbrennereien, so wie auch dadurch bekannt, daß die Juden, deren Zahl verhältnißmäßig beträchtlich ist, hier seit dem 15. Februar 1781 eine Synagoge haben. Die Kirche zur heil. Dreifaltigkeit steht seit 1704. Eine Schule besitzt Calvörde seit der i. J. 1568 vollendeten Reformation.

---

*) „An 1467, des Sundages vor Sunte Martensdage, do beleyde Bischop Johannes und de Rad do Meydeborg dat Slot Kalvörde; dar was uppe Frederik und Berendt von Alvensleben. Unde de von Brunswik und öre Hern Hartoghe Hinrik de waren up dem Wege und wollen denen von Meydeborg hebben to Hülpe gekomen. Mit des Dingeden fick de von Alvensleben, dat se dat Wart wedder geven — wol bey negenteinterling Laken.“ Botho.

Schöningen *).

Die Geschichte Schöningen's reicht bis in das tiefe Mittelalter hinab. Irgend ein Meierhof am Flusse Missaha wird schon um's Jahr 747 mit dem Namen „Schaninge" bezeichnet. Der Verweser des fränkischen Reiches, Carl, der Hammer genannt, ließ die Oberherrlichkeit seines Scheinkönigs unbeachtet und theilte mit Zustimmung der Großen das Frankenland, unter seine drei Söhne. Carlmann, der älteste, erhielt Ostfranken, Schwaben und Thüringen, Pipin, der zweite, Westfranken, Burgund und die Provence, der jüngste aber, Grifo, ein nicht allzugroßes Gebiet in der Mitte. Nach des Vaters Tode theilten die älteren Brüder von neuem, und Grifo wurde hiebei seines rechtmäßigen Erbes beraubt. Das empörte den Gekränkten und dessen Mutter; Grifo sammelte unter den Sachsen, Friesen, Baiern und Schwaben ein Heer, war aber so wenig glücklich, daß er der Uebermacht weichen und nach Sachsen fliehen mußte. Hier fand er im angegebenen Jahre in Horheim einen Zufluchtsort; Pipin aber, der ihn verfolgte, schlug in Schöningen an der Missaha sein Lager auf. Die angebotene Gnade schlug Grifo aus; mit dem Schwerte wollte er sein Recht sich erkämpfen. Aber er kam nicht zu dem erwünschten Ziele, sondern fand im Kampfe seinen Tod in einer Alpenschlucht.

Ist hiernach gewiß, daß ein Ort mit Namen Schöningen bereits im achten Jahrhundert existirte, so ist die gangbare Sage, welche die Entstehung und Benennung auf Heinrich den Vogelsteller zurückführt, unbegründet. Jene Sage ist mit der Geschichte der Kämpfe Heinrich's gegen die Ungarn eng verflochten. Der Kaiser hatte bekanntlich mit den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand geschlossen (924), während desselben eine tüchtige Kriegsmacht herangebildet und nach Ablauf der neun Jahre statt Zahlung des verlangten Tributes — wie erzählt wird — einen räudigen Hund den Gesandten vor die Füsse werfen lassen. „Do dat de Ungern hörden — so erzählt eine alte Chronik, — dat öne de Keyser eynen Hund sande tho schavernacke, worden se alle grimmig un worden rede mit Krafft un Macht, de se konden thosammen bringen, alse Wenden, Denen und Behem, de Schrifft holt et, dat örer was hundert Dusend Reysseners, un thogen mit Gewalt dorch Beyren un Franken un keymen in dat Land to Döringk un beleyden **) Jecheborck mit vefftig Dusend, unde mit den andern vefftig Dusend togen sei in Sassen wente vor den Elm. De Keyser samde ock sin volck by twelff Dusend, de Schrifft holt, un van den twelff Dusend acht afflaten ***) dorch forchten des velen volcks, dat de Keyser nich mer en hadde, wan veer Dusend Man, wol gewapnet. De Ungern legen

*) Vgl. Cuno, Memorabilia Scheningensia. Brunsvigae et Lipsiae MDCCXXVIII.

**) D. i. belagerten.

***) D. i. ließen ab, nämlich vom Kampfe.

ock in angsten und legen up der Stidde an der Myssau unde da nu Schleyning ligt, wente de Keyser de tröstede syn Volk wol un meynde den Strit to winnen. De Herren un Försten sprecken: Herr Keyser, dat wil jück nich bescheyn! De Keyser sprack: Dat schall scheyn, wel Got. Also wort da eine kleyne Stat gebuht na den Stryd un war geheten Scheyningh." Andere Nachrichten vervollständigen diese Darstellung folgendermaßen: Als der Kaiser die Angst der Seinen sah, rief er aus: „Wir sollen wissen, daß wir Männer sind; wir sollen männlich fechten für unser Land, für unsere Weiber, für unsere Kinder. Gott führt unsere Sache; sie sind Heiden, wir sind Christen. Sterben wir, so haben wir in diesem Streite gesiegt; denn wir sind genesen in der Seele; und erwerben wir das Land, so haben wir deß immer Ehre und auch Gottes Lohn." Da fiel bei Nacht ein starker Regen, des Morgens aber deckte ein dichter Nebel die Erde. Unvermuthet griff der Kaiser die Feinde an, schlug sie in die Flucht und trug einen glänzenden Sieg davon. Die Stätte am neuen Thore, wo der Ungarn Blut die Erde röthete, heißt noch heute der Heiden Kirchhof. Starke Menschengebeine und Harnischstücke, die man hier ausgrub, sollen der allgemeinen Aussage nach den geschlagenen Ungarn angehören.

Es scheint diesen Nachrichten die Wahrheit zum Grunde zu liegen, daß Kaiser Heinrich bei Schöningen wirklich mit den Ungarn gekämpft und dem bisherigen Meierhofe ein städtisches Ansehn gegeben hat. Das Stadtrecht erhielt indessen der Ort erst i. J. 1370 von Herzog Magnus mit der Kette. Uebrigens verdankte Schöningen sein wachsendes Ansehn hauptsächlich der Saline, dem St. Lorenzkloster, so wie dem Aufenthalte deutscher Kaiser und fürstlicher Wittwen in der Stadt. Die vor dem Salzthore belegene Saline ist uralt; denn schon Regino, Abt von Prüm, gedenkt derselben in seiner Chronik (Th. 2. S. 395), um's Jahr 722. Sie war ursprünglich im Besitze der Pfalzgrafen von Sommerschenburg, ward aber nach deren Aussterben i. J. 1112 Eigenthum der Regierung, von welcher sie bis 1434 den Grafen von Heimburg und sodann bis 1747 denen von Veltheim-Harpke zu Lehn gegeben wurde. Am 6. November 1747 fiel sie an den Landesherrn gegen eine Entschädigung durch überwiesene Jagdgebiete zurück. — Das Kloster St. Laurentii soll schon im neunten Jahrhundert, und zwar damals für Benedictinernonnen, gegründet sein. Als diese aber einen unheiligen und zügellosen Wandel zu führen begannen, versetzte sie Bischof Reinhard XV. von Halberstadt in die Klöster Hadmersleben, Drübeck, Gerbstedt und Stöterlingenburg (1118); ihre Stelle aber wurde von Augustinermönchen, denen ein Abt vorgesetzt ward, eingenommen. Unlange darauf wurde das bisher im Ostendorfe gelegene Kloster in das Westendorf verlegt. Die i. J. 1542 eingeführte Reformation wurde mit der Wiedereinsetzung Herzog Heinrich's des Jüngern 1547 wieder aufgehoben. Abt und Mönche nahmen das Kloster von Neuem ein, ja alle evangelisch Gesinnten mußten mit Zurücklassung ihrer Güter bei Todesstrafe die Stadt verlassen, unter Anderen die Rathmänner Thomas Rithusen und Georg Diekmann. Das Jahr 1568 machte mit der Thronbesteigung des Herzogs Julius diesen

Schrecken ein Ende; die Verbannten wurden zurückgerufen, in ihre Güter wieder eingesetzt, und die Reformation wurde gründlich durchgeführt. Seit 1574 finden wir dem Kloster evangelische Pröpste vorgesetzt. Gegenwärtig ist dasselbe eine herzogliche Domaine. — Daß mehre deutsche Kaiser in Schöningen Hof gehalten haben, ergiebt sich aus verschiedenen Urkunden, die aus Schöningen datirt sind, vorzüglich aus den Zeiten Otto's III., welcher sich mit seiner Großmutter Adelheid in der Stadt aufhielt und den Ketilgarten anlegte, von dem noch jetzt der Kettelgarten und die Kettelstraße den Namen haben. Heinrich's des Jüngern Wittwe wohnte in Schöningen von 1568—1575 und setzte sich ein bleibendes Denkmal durch die Anlegung eines Armenhauses an der Stelle des ehemaligen Jungfrauenklosters Unserer lieben Frauen. Elisabeth, Herzog Heinrich's Julius Wittwe, wohnte in Schöningen von 1613—1626; sie gab dem, der Sage nach von Heinrich dem Vogelsteller erbaueten, Schlosse seine jetzige Gestalt. Besonders wohlthätig war der Aufenthalt der Wittwe Friedrich Ulrich's, Anna Sophie, 1630—1659. Sie stiftete i. J. 1638 das Annasophinäum, eine — 1818 aufgehobene — lateinische Schule, und dotirte sie mit zwölf Freitischen, theils für braunschweigische, theils für preußische Landeskinder *) Auch nach der verheerenden Feuersbrunst, am 30. Juli 1644, offenbarte sich ihre Liebe auf das erfreulichste.

Es dürfte unsern Lesern interessant sein, über jenes Brandunglück einen ziemlich gleichzeitigen Bericht diesen Blättern einverleibt zu sehen; er lautet: „Anno 1644, den 30. Jul., brannte die Stadt Schöningen recht im Mittage innerhalb 3 Stunden, außer 24 Häusern, sammt Kirche, Schule, Rathhaus, so glatt herunter, daß nicht ein Strumpf davon, das Gemäuer ausgenommen, bestehen blieb. Man gab dazumal die Schuld einem Karrenführer, Namens Jürgen Speckhalß, und seinem Weibe, in deren Hause das Feuer entstanden. Besagtes Weib hatte wegen ihrer freien Rede bei ihrem Manne wenig Glauben und viel Unwillen, und hielt sie der Mann so hart, daß, wenn er Mittages und Abends mit seinem Pferde und Karren vor die Thür kam und mit der Peitsche klatschte, das Essen bereit sein und die Frau das Pferd ausspannen mußte, wollte sie nicht die Peitsche kosten. Es hatte aber in dieser unglückseligen Stunde das Weib Speck auf dem Feuer, dem Manne einen Eierkuchen zu backen; dasselbe läßt sie, bei Vermerkung ihres Mannes Ankunft, stehen und läuft nach dem Pferde, findet aber bei ihrer Rückkehr den Speck brennen und, da sie Wasser zugießet, selbigen zu löschen, fährt die Gluth oben in's Haus und zündet es an. So wurde damals und lange hernach geglaubet **), und mußte auch dieserwegen dies Paar Volks flüchtig werden und alles Seinige im Stiche lassen. Fast aber 40 Jahre hernach starb allhie ein

*) Die Schule wurde 1818 mit der zu Helmstedt vereinigt und dahin auch die Freitische verlegt.

**) Auch Merian führt in seiner 1654 erschienenen Topographie die Schuld auf die Speckhalßische Familie zurück. (S. S. 185).

alter Bader. Dieser bekannte in seinem Letzten, daß er Anno 1644 zu Schöningen in einer Badstube, welche nächst an Speckhalß Hause gelegen, für einen Gesellen gedienet und nach einem Sperlinge, so auf Speckhalßes Hause gesessen, geschossen und durch den geschehenen Schuß desselben Haus angezündet. Er bezeugte dabei, daß er nicht ehr sterben können, bis er dieses von seinem Herzen gesaget. Gottes Gerichte sind wunderbar. Es hat Beides sein und zusammenkommen können; denn wenn Gott einen Ort strafen will, muß sich Alles dazu schicken." Nur wenig schrecklicher, als die beschriebene, waren die Feuersbrünste der Jahre 1560 und 1567, verheerender sogar noch die von 1553, wo die „ganze Stadt rein ausgebrannt" sein soll.

Geschichtlich wichtig ist aus früherer Zeit die Fehde des Bischofes Otto von Magdeburg, welcher i. J. 1347 die Stadt den Herzogen von Braunschweig gewaltsam abnahm und darauf die Umgegend mit Sengen und Brennen furchtbar verwüstete, bis er durch das Amt Hötensleben entschädigt und zur Herausgabe Schöningen's bewogen wurde.

Der dreißigjährige Krieg ging ohne verwüstenden Einfluß an der Stadt vorüber. Die edle Anna Sophie, geehrt und geliebt von den Großen, wandte durch ihre Fürbitte das schon herannahende Unheil ab. Aus der verheerten Umgend floh Alles vertrauensvoll in die Stadt, in welcher die fromme Königinn mild und liebreich wie ein Schutzengel waltete. Als sie selbst einst auf einer Reise in der Gegend von Gardelegen in die Gewalt der umherstreifenden Feinde fiel, wurde sie, sobald die Barbaren den Namen Anna Sophia vernommen, unverletzt und ehrenvoll entlassen.

Obwohl nun im dreißigjährigen Kriege die Stadt vom Schwerte verschont blieb, so wußte der Engel des Todes doch eine Waffe zu schwingen, die nicht minder verderblich war. Es wüthete nämlich im Jahre 1625 die Pest. Kaum konnte man damals die Todten begraben; von einer Todtenbahre, „Schüdderump" genannt, wurden sie sofort, ohne berührt zu werden, in's Grab geschüttet. Cuno sah i. J. 1728 noch einen Schüdderump, welcher als Reliquie zum Andenken an die gräuelvolle Zeit zu St. Nicolai in Ostendorf aufbewahrt wurde. Schon i. J. 1631 kehrte die Pest wieder, nachdem sie bereits im Erzbisthum Magdeburg gewüthet hatte.

Bemerkenswerth erscheint noch, daß Schöningen aller Wahrscheinlichkeit nach der Geburtsort des 1011 verstorbenen Erzbischofes Willegis von Mainz ist, der zum Andenken an seine Herkunft an eine seiner Stubenwände ein Rad mit der Unterschrift „Willegis, recole, unde veneris" (d. i. Willegis, bedenke, woher Du gekommen bist) malen ließ und das Rad im Mainzer Wappen eingeführt haben soll.

Rethem an der Aller.

Rethem oder Rethen an der Aller, 1½ Meilen von Ahlden und 3 Meilen von Verden im Fürstenthume Lüneburg gelegen, hat 148 Häuser und über 1100 Einwohner, welche sich größtentheils von Ackerbau und Garnspinnerei nähren. Die Gegend um Rethem ist ziemlich fruchtbar, theils Marschland, theils Geesteland, welches allerlei Getreide liefert. Auch ist die dortige Viehzucht nicht unbedeutend. Die schiffbare und fischreiche Aller, an welcher der Ort liegt, gewährt den Einwohnern manche Vortheile.

Rethem hat dreierlei Einwohner: die eigentlichen Bürger, die Amtsvorbürger und die Junkernvorbürger oder Gutsleute der dortigen ritterschaftlichen Güter. Es befinden sich nämlich in Rethem zehn freie Burglehen oder ritterschaftliche Güter, deren Besitzer oder Burgmänner zugleich das ungeschlossene Gericht Wahlingen (früher Walse) inne haben. Gegenwärtig besitzen die von Kielmannsegge (früher die von Ahlden) eins, die von Behr zwei, die von Duve (früher die von Klenke und die von Honstedt) zwei, die von Bothmer eins, die von Torney eins, die von Schleppegrell zwei und die von Möller (früher die von Hülsing) eins dieser ritterschaftlichen Güter. Sechs dieser Rittergutsbesitzer gehören zugleich zu der Ritterschaft von Verden.

Rethem ist der Sitz eines Amtes, an welchem zwei Beamte, ein Auditor, ein Rentmeister und ein Hausvoigt angestellt sind. Zur Pfarre Rethem, welche unter der Inspection Schwarmstedt steht, gehören noch fünf Dörfer. Es befindet sich im Orte eine Postspedition mit Relais und eine Haupt-Steuer-Receptur des Kreises Walsrode. Die Stadt und die Amtsvorburg haben zwei Bürgermeister und vier Rathsherren.

Um 1650 wird das Amthaus Rethem als ein altes, vierstöckiges Gebäude von starkem, dickem Gemäuer beschrieben, welches zur Zeit des 30jährigen Krieges, gleich der Stadt, viel gelitten habe.

Ueber die Zeit der Erbauung Rethem's läßt sich nichts Gewisses angeben. Das Gericht Wahlingen reicht nach der Versicherung eines in Rethem wohnenden Geschichtsforschers in's graue Alterthum hinauf, und findet schon in einem lüneburgschen Landtagsabschiede vom Jahre 1392 eine ausdrückliche Erwähnung.

Merkwürdig sind die Rudera einer Burg Aldenburg bei Rethem. Sie lag an der Gränze von Hoya, Wölpe und Verden, und soll um 1432 zerstört worden sein. An der Stelle dieser ehemaligen Burg steht jetzt eine Domanial-Schäferei. Die Gründung dieser Burg dürfte schwerlich den Grafen von Rethem oder den Grafen von Altenburg, wie man gemeint hat, zugeschrieben werden können. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß sie ihre Entstehung der angesehenen Ritterfamilie von Ahlden, welche in Rethem begütert war, und welcher auch Ahlden gehörte *), verdankte. In welcher der zahlreichen Fehden des

*) Die Burg Ahlden verlor diese Familie durch eine Felonie, und es blieb seitdem das Schloß Ahlden im Besitze der Landesherren.

15ten Jahrhunderts gedachte Burg ihren Untergang gefunden habe, läßt sich nicht ermitteln. Nicht weit von der Burgstätte befinden sich mehrere sogenannte Hühnen-Gräber, welche ohne Zweifel aus heidnischer Zeit stammen.

Stadtoldendorf und die Ruinen der Homburg.

Stadtoldendorf im Weserdistricte des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel unweit der Weser, etwa zwei Meilen von Einbeck im Amte Wickensen gelegen, hat 220 Häuser und ungefähr 1680 Einwohner, unter welchen sich gegen 80 Weber befinden. Die Gründung dieser Stadt fällt in ziemlich frühe Zeit, welche jedoch nicht genauer bestimmt werden kann. Die edlen Bannerherren von Homburg waren ihre Gründer. Sie gehörte in kirchlicher Beziehung in älterer Zeit zum bischöflichen Sprengel von Paderborn. Noch im 17. Jahrhundert war die Stadt mit Mauern und Schutzthürmen versehen, und von Graben umgeben. Nachdem die Herrschaft Homburg an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg gefallen war, hielt hier der sonst in Hardegsen residirende Herzog Wilhelm der Jüngere von der braunschweig-wolfenbüttelschen Linie sich oft auf. Mit ihm gerieth Herzog Albrecht von der Grubenhagen'schen Linie gegen Ende des 15. Jahrhunderts in eine Fehde, welche beiden Parteien nicht nur gar keinen Vortheil, sondern die gewöhnlichen Nachtheile der Plünderung und Verheerung ihrer gegenseitigen Länder zur Folge hatte. Am Übelsten fuhren dabei die Bürger von Einbeck, welche dem Herzoge Wilhelm nach Stadtoldendorf einen Fehdebrief zusandten, und i. J. 1478 sich mit ihm in eine offene Feldschlacht nahe vor den Thoren der Stadt einließen, in welcher ihrer an 900 Mann erschlagen oder gefangen wurden. Von Stadtoldendorf aus zog sich damals das Ungewitter über Einbeck zusammen. Dagegen ward Stadtoldendorf im 30jährigen Kriege hart heimgesucht. Tilly'sche Kriegerschaaren zogen heran, und forderten die Stadt zur Uebergabe auf. Es war dies im Jahre 1625. Die Bürgerschaft von Stadtoldendorf zeigte sich indessen anfangs zur Uebergabe wenig geneigt, und erschoß sogar im ersten Anfalle einen Grafen aus dem Tilly'schen Heere. Dafür mußte aber die eroberte Stadt eine gänzliche Plünderung erleiden, und, damit noch nicht zufrieden, steckten die wilden Schaaren Tilly's die Stadt in Brand, wurden jedoch bald von Tilly befehligt, die Feuersbrunst zu löschen. Mehrere Greise wurden erbarmungslos von den Tilly'schen Soldaten niedergehauen. Doch diese Drangsal war nicht die einzige, welche die Stadt während des 30jährigen Krieges erdulden mußte. Noch öfter ward sie von den verheerenden Horden heimgesucht, und die größte Armuth herrschte in der Stadt, als jener verhängnißvolle Krieg beendigt war.

Besonders merkwürdig sind die Ruinen der Homburg, welche man über Stadtoldendorf auf einer steilen Höhe noch heute erblickt. Hier haus'ten einst

die Bannerherren von Homburg, deren Besitzungen nicht unansehnlich waren. Die Herrschaft Hohenbüchen (Hoymböken), die Voigtei Heelen, die Schlösser und Aemter Grene, Lüthorst, Wickensen und Lauenstein und die Weichbilder der Städtchen Bodenwerder, Salzhemmendorf, Wallensen *) und Oldendorf werden als homburgsche Zubehörungen genannt. Schon zur Zeit des großen Kaisers Heinrich's des Finklers zeichneten sich die Edlen von Homburg aus. Georg von Homburg war unter den Tapfern, welche dem großen Feldzuge wider die wilden Ungarn beiwohnten, und in der Schlacht bei Merseburg den herrlichsten Sieg über sie erfochten. Ein Albert von Homburg trug um 1094 sehr viel zur Bereicherung der ansehnlichen Bibliothek in Corvei bei. Bodo von Homburg legte den Grund zu der von ihm benannten Stadt Bodenwerder (Bodonis insula) auf einer Insel der Weser. Siegfried von Homburg war oft um Kaiser Lothar's des Sachsen Person, und bezeugte namentlich i. J 1137 neben andern Edlen und hohen Geistlichen die Fundation des Stifts Segeberg. Durch die Edlen von Homburg ward auch das berühmte Stift St. Alexandri in Einbeck mehrfach bereichert. Der ebengenannte Siegfried von Homburg, dessen Vater Siegfried der Aeltere i. J. 1123 auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen war, stiftete das Kloster Amelunxborn, dessen Geschichte im ersten Bande dieses Werkes (S. 303) sich findet. Dort wird auch Otto von Homburg, Siegfried's des Jüngern Großvater, erwähnt, welcher eine Meierei, an deren Stelle später das Kloster Amelunxborn zu stehen kam, dem von ihm zu Nordheim erbaueten St. Blasii-Kloster schenkte. Siegfried der Jüngere wird zugleich Graf von Nordheim genannt **).

Der letzte Homburger, Namens Heinrich, ist besonders durch seine an Moritz von Spiegelberg verübte Mordthat bekannt, über deren Folgen wir hier noch Einiges mittheilen müssen. Albrecht der Feiste, Herzog von Braunschweig und Herr zu Göttingen, und Bischof Heinrich von Hildesheim, ein geborner Graf von Woldenberg, dessen schöne Schwester Elisa des Grafen Moritz von Spiegelberg Gemahlinn war, vereinigten sich, um an dem Homburger blutige Rache zu nehmen für die verübte Mordthat. Doch dieser entwich, und eilte in ein nahes Kloster, um des dortigen Abts Verwendung bei dem zürnenden Bischofe von Hildesheim zu erwirken. Die Verzeihung erfolgte auch wirklich unter drei Bedingungen. Zunächst sollte des Grafen von Homburg Gebiet als ein verwirktes Lehen an den Herzog von Braunschweig zurückfallen. Sodann sollte der Graf gehalten sein, eine namhafte, bedeutende Summe Geldes zur Erbauung und Verbesserung einiger Kirchen und Klöster zu erlegen, und wegen richtiger Zahlung zureichende Sicherheit zu geben. Endlich sollte er nach Rom wandern, um sich vom heiligen Vater die Absolution zu erbitten. Der Graf erfüllte diese Bestimmungen auf's Getreueste. Barfuß zog er nach Rom,

*) Wallensen hieß in ältern Zeiten Wallhausen, und erhielt von den Grafen von Homburg 1351 Fleckenrechte.

**) Cf. Leuckfeld's antiq. Nordheimenses, p. 232.

und bekannte sein Verbrechen zu den Füßen des heiligen Vaters. Seine Reue konnte nicht bezweifelt werden. Eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, und die Erbauung eines ansehnlichen Klosters, mit hinlänglicher Ausstattung versehen, waren die Bedingungen des Ablasses, welchen ihm der Pabst ertheilte. Demüthig unterwarf er sich der ihm auferlegten Buße, ordnete Vorbereitungen zur Stiftung eines Klosters an, und war schon im Begriffe, seine Wallfahrt anzutreten, als ihn das Racheschwert der Nemesis plötzlich erreichte. An einem Feiertage begab er sich nämlich in die Klosterkirche zu Amelunxborn, um dort seine Andacht zu verrichten. Inbrünstig betete er so eben zu dem Allmächtigen, er wolle sein Verbrechen tilgen aus dem Buche der Schuld, und ihm Gnade verleihen, da erschien sein bitterster, unversöhnlichster Feind, Graf Hermann von Eberstein, in der Klosterkirche, welcher ihm schon längst den Tod geschworen hatte. Zur Ausführung dieses seines Racheplans schien ihm jetzt der günstigste Augenblick gekommen zu sein. Als daher Heinrich von Homburg im Begriffe war, die Kirche zu verlassen, faßte ihn Graf Hermann von Eberstein, ohne die heilige Stätte zu berücksichtigen, durchbohrte ihn noch in der Kirche, und rächte so den Tod seines unvergeßlichen Freundes, des Grafen Moritz von Spiegelberg. So endete der letzte Sproß eines berühmten Stammes durch eine schauervolle That.

Von einigen Schriftstellern wird gedachter Graf von Eberstein nicht Hermann, sondern Otto genannt, und die Begebenheit in eine etwas spätere Zeit (1409) versetzt. Wir verweisen auf den ersten Band dieses Werkes (S. 307), wo dies umständlicher erwähnt wird.

Die Herrschaft Homburg fiel mit dem Aussterben Heinrich's, des letzten Sprosses, an die Herzöge von Braunschweig. Doch stimmen hierüber die Angaben der Geschichtsschreiber nicht überein. Einige geben an, Bernhard, Herzog von Braunschweig, habe diese Herrschaft 1409 von dem kinderlosen Grafen Heinrich gekauft. Bünting in seiner braunschweigschen Chronik und Leuckfeld in seiner Geschichte des Stifts Gandersheim erwähnen, die älteste Tochter der Herzogs Erich von Braunschweig, Grubenhagen'scher Linie, Namens Sophie, welche im Jahre 1401 als Aebtissinn von Gandersheim auf die Aebtissinn Lucardis, eine geborne Gräfinn von Eberstein, folgte, habe 1409 dem Herzoge Bernhard von Braunschweig-Lüneburg und dessen Sohne Otto für den Fall des Absterbens Heinrich's von Homburg die Anwartschaft auf die Herrschaft Homburg ertheilt.

Bald jedoch kam die Herrschaft Homburg an das Stift Hildesheim. Otto und Friedrich, Bernhard's Söhne, Herzöge von Braunschweig, verpfändeten nämlich am 26. Mai 1434 an den Bischof Magnus von Hildesheim die halbe Stadt Hameln und die Homburg-Eberstein'schen Güter für 30,000 rheinische Gulden *). Doch ein ganz ruhiger Besitz war dem Bischofe Magnus nicht vergönnt. Herzog Wilhelm der Siegreiche von Braunschweig-Lü-

*) cf. Geschichte der Stadt Hameln von Sprenger S. 54.

neburg hatte namentlich das Schloß Homburg seinen Söhnen Wilhelm und Friedrich überwiesen. Doch hildesheimsche Vasallen eroberten es i. J. 1447. Als man die Herausgabe verweigerte, verband sich Herzog Wilhelm der Siegreiche mit seinen lüneburgschen Vettern gegen den Bischof Magnus. Gerade damals zog Herzog Wilhelm von Sachsen mit einer Schaar böhmischer Söldner gen Westphalen, dem Erzbischofe von Cöln wider die Stadt Soest Hülfe zu leisten. Unterweges fanden diese Söldner bei der Homburg Kriegsarbeit. Sie eroberten für Wilhelm den Siegreichen die Burg wieder. Die Mißhelligkeiten der Herzöge von Braunschweig mit dem Stifte Hildesheim wegen der Homburg'schen Güter dauerten ziemlich lange. Erst im siebzehnten Jahrhundert wurden durch den am 14. December 1635 abgeschlossenen Theilungsrezeß die Homburg-Eberstein'schen Pfandstücke des Stiftes Hildesheim mit dem Fürstenthume Calenberg vereinigt, und kamen an Herzog Georg von Celle. Bei dieser Fürstenlinie sind sie seitdem verblieben.

Von der Homburg sind übrigens jetzt nur noch unbedeutende Ruinen vorhanden. Aus den frühern bedeutenden Trümmern der Burg ward das braunschweigsche Amt Wickensen erbaut.

Hameln.

Die Stadt Hameln, 5¾ Meilen südwestlich von Hannover in einem freundlichen Thale an der Weser gelegen, hat ihren Namen von der Hamel, deren alte Mündung in die Weser unweit der Weserinsel, nach der Zertheilung des Wassers in Graben, kaum mehr kenntlich ist. Die alten Namen der Stadt sind Hameloa, Hamelowe, Hamelan, auch Quernhameln und Mühlen-Hameln. Der Ort entstand im 12ten Jahrhundert neben dem weit ältern St. Bonifacii-Stifte. Schon zur Zeit Carl's des Großen ward dieses Stift errichtet. Da indessen im Jahre 1200 die dasige Münsterkirche mit allen Dokumenten des Stifts in Feuer aufgegangen ist, so läßt sich über den ersten Ursprung dieses Stifts keine dokumentarische Gewißheit erlangen. Von einigen Schriftstellern wird 712 als das Jahr der durch Bonifacius geschehenen Stiftung angegeben, welche Jahrszahl man in der crypta Romana der Münsterkirche findet. Es ist indeß gewiß, daß der heilige Bonifacius erst 716 seine Missionsreisen begann. Unwahrscheinlich ist gleichwohl es nicht, daß er in die Gegend von Hameln kam, oder daß wenigstens von seiner Stiftung in Fulda aus Missionare unter seinem Einflusse in der Gegend von Hameln wirkten. Der Stein mit jener Jahrszahl 712 ist wahrscheinlich erst im Jahre 1221 bei geschehenem Wiederaufbau der Kirche errichtet, und man hat sich sicher bei Errichtung dieses Steins um ein Jahrhundert verrechnet, indem man 812 hat angeben wollen.

Das Andenken des heiligen Bonifacius, welcher 755 unter die Heiligen versetzt wurde, ist in der Münsterkirche auf mehrfache Weise verewigt. Auf dem hohen Chore hinter dem Sitze des Decans, so wie auf dem ältesten Altare, befinden sich Bildnisse desselben. Unter den Pretiosen des Münsters befindet sich auch ein in Silber gearbeiteter Bonifacius, und unter den vielen Reliquien des Stifts ein Knochen seines Körpers. Endlich sieht man auch an der 1663 errichteten Glocke im Stiftsthurme, so wie an der Glocke der Nicolaikirche das Bildniß des heiligen Bonifacius. Die Einweihung der Münsterkirche soll im Jahre 799 von dem Papste Leo VIII. bei Gelegenheit einer Reise zum Kaiser Carl nach Paderborn besorgt worden sein. Dieser Weihe folgte dann die Errichtung des Stifts bald nach.

Anbauer mochten sich wohl bald nach der Gründung dieses Stifts in der Nähe desselben finden. Doch erst in den Zeiten, wo das Faustrecht herrschte, wurden die Bewohner der Umgegend *) in großer Anzahl bewogen, sich dem schützenden Bonifacii-Stifte näher auzubauen. So zogen 1109 auch die Gebrüder Embere hierher. Zuerst war Fulda Herr des Stifts wie des Orts. Fulda aber belehnte bald die hier schon früher mächtigern Grafen von Eberstein mit dem Orte, welche die Voigtei hatten und schon 1107 ein Turnier hier gehalten haben sollen. Der aus Patriciern bestehende Rath erkaufte 1109 von Fulda den Forst- und Blut-Bann, und vom Probste das Münz- und Wegerecht, und theilte mit den Grafen von Eberstein Zoll und Untergerichte. Bei der immer steigenden Vermehrung der Einwohner fand es das St. Bonifacius-Stift für nöthig, um 1133 eine Schule zu errichten, an welcher der gelehrte Vicelinus stand, welcher 1137 jedoch nach Bardowik ging. Aus Hameln gebürtig, gelangte er später selbst auf den bischöflichen Stuhl von Aldenburg, und erwarb sich durch seine Missionsreisen unter den Wenden, Dänen und Schweden unsterbliche Verdienste.

Im Jahre 1200 war Hameln schon ein ansehnlicher Ort und die jetzige Stadt- oder St. Nicolaikirche wurde erbaut. Immer zahlreicher wurden die Freien, welche sich mit ihren Hörigen hier niederließen, um bei den zahllosen Fehden der benachbarten geistlichen und weltlichen Herren Sicherheit zu gewinnen. Die durch den schon erwähnten Brand im Jahre 1200 zertrümmerte St. Bonifaciikirche wurde 1221 prachtvoll wieder aufgebaut, und auch die Stadt gewann durch diese Veränderung. Handel und Industrie, Bierbrauerei und Hopfenbau blüheten schon im 13ten Jahrhundert, ja, die Stadt trat bereits 1247 der Hansa bei, bei welchem Bunde sie bis 1572 blieb. Ja, noch 1603 wird Hameln in einer Urkunde erwähnt als Mitglied. Um 1259 ward Hameln's als einer wohlbefestigten Stadt gedacht. Bald konnte Fulda seine Oberherrschaft über die Stadt nicht mehr behaupten. Es verkaufte 1259 diese seine Ho-

*) Wendel, Hohenroth, Fürstenhof, Gröningen, Klein-Afferde, Harthen, Wangelist, Nyenstädt, Bühren, Kaspershof, Wenge, Wele und Haddensen waren Dörfer, aus den Hameln nach und nach entstand.

heitsrechte für 500 Mark über Hameln an das Stift Minden. Hameln jedoch verbündet mit den Grafen von Eberstein, genehmigte diesen Verkauf nicht, und es kam zum Streite. Der Bischof Widdekind von Minden, ein geborner Graf von Hoya, überzog sie mit einem Heer und es kam 1261 bei dem Dorfe Sedemünden, von welchem Orte noch die Sedemünder Papiermühle übrig ist, zur Schlacht *), in welcher die Mind'ner siegten. Jetzt warf sich die Stadt den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg in die Arme. Herzog Albrecht der Große trat als Hameln's Schutzherr auf, erwarb sich Zoll- und Geleitsrecht auf der Weser und 1277 die Voigtei über Hameln von den Grafen von Eberstein. Hierdurch ging der weltliche Einfluß Minden's über die Stadt verloren. Herzog Albrecht der Große bestätigte 1277 die Privilegien der Stadt, in welcher nun durch die Ausbildung der Gilden auch die vormaligen Hörigen zur Freiheit gelangt waren. Eine Bestätigung dieses Stadtrechts erhielt Hameln 1279. In diesem Jahre fiel das Recht der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg über Hameln der Grubenhagenschen Fürstenlinie zu, durch deren Schwäche und öftere Geldnoth sich die größere Stadtmacht ausbildete. Zuerst ward die Vogtei an Otto den Strengen von Lüneburg († 1330) verpfändet. Da jedoch Hameln den Lüneburg'schen Herzögen zu fern lag, so ward die Voigtei 1336 wieder an den Stadtrath verpfändet. Indessen erfolgten auch noch andere Verpfändungen, namentlich 1365 an die Grafen von Spiegelberg und 1372 an die Grafen von Schaumburg. Diese eben nicht mächtigen Herren waren dem Wachsen der Stadtmacht noch weniger nachtheilig. Seit 1392 waren die Herzöge Bernhard und Heinrich von Lüneburg Herren über Hameln, und lös'ten 1407 mit Bewilligung der Grubenhagener die Voigtei von den Grafen von Schaumburg ein. In demselben Jahre 1407 verbanden sich die Bürger Hameln's mit dem Grafen Johann von Spiegelberg wider den Bischof Wilhelm von Paderborn, einen gebornen Baron vom Berge, zogen aber den Kürzern, und viele der hamelschen Bürger kamen ums Leben. Doch auch diese neuen Herren mußten die Hälfte Hameln's wieder an den Bischof Magnus von Hildesheim, einen gebornen Herzog von Sachsen-Lauenburg, 1433 verpfänden. Immer mehr hob sich die Stadt, und trat mit andern Städten z. B. Braunschweig, Hannover, Göttingen, Osterode, Celle und andern in engere Verbindung, während sie die Grafen von Eberstein und Spiegelberg zu ihren Verbündeten gewählt hatte. Schon 1392 war durch Abschaffung der Gerade und Heergewedde die Gleichheit des Rechts der großen Bürger befördert worden. Nachdem jedoch die mächtigen Dynasten der Umgegend im 15ten Jahrhundert allmählig gedemüthigt worden waren, ward der Einfluß der Herzöge von Braunschweig-Lünebung auf die Stadt größer, welcher sich durch den Ausgang der Stiftsfehde vollendete; denn jetzt war die Macht Hildesheims über Hameln auf immer aufgehoben. Herzog Erich I. von Calenberg, welchem schon durch die

*) Das Gedächtniß der in dieser Schlacht Gefallenen ward in der St. Nicolaikirche besonders gefeiert.

Theilung die Hälfte Hamelns zugefallen war, ward jetzt Herr der ganzen Stadt.

Nicht so früh, wie in manchen andern Städten des Welfenlandes, fand die Reformation in Hameln Eingang, indem das Stift St. Bonifacii dieser Neuerung sich aus allen Kräften widersetzte und viele Einwohner Hameln's ihres irdischen Vortheils halber es mit dem Stifte hielten. Erst im Jahre 1540 gelang es dem Rathe der Stadt, dem Einflusse des Bonifacii-Stiftes sich zu entziehen, und durch den Superintendenten Moller aus Hannover, der mit großem Beifalle predigte, die Reformation einführen zu lassen. Jetzt konnten auch die Canonici des St. Bonifacii-Stifts sich nicht länger widersetzen. Ihre Concubinen wurden ihnen mit Gewalt genommen. Nachdem Moller nach Hannover zurückgekehrt war, trat Heinrich Vogelmann in seine Stelle, welcher jedoch wegen seiner Heftigkeit schon 1541, als gerade die Herzoginn Elisabeth in Hameln anwesend war, entlassen werden mußte. Moller kehrte jetzt auf einige Zeit nach Hameln zurück, und nahm auf des berühmten Corvin's Rath 1542 diese Stelle mit Beibehaltung des Superintendenten-Titels ganz an. Die von Anton Corvin verfaßte Kirchenordnung galt fortan auch in Hameln. Der Uebertritt Herzogs Erich II. zum Katholicismus hatte auf Hameln keinen Einfluß, indem die Stadt sich der Annahme eines sogenannten Interims kräftig widersetzte. Als das Fürstenthum Calenberg 1584 an Herzog Julius von Wolfenbüttel fiel, ward der Einfluß der Landesherrschaft auf die städtischen Angelegenheiten immer entscheidender, denn Herzog Julius und sein Canzler Jagemann nahmen einen höhern Ton an, als die Eriche. Doch war die Blüthe der Stadt noch nicht gesunken. Im Jahre 1576 ward endlich auch das Stift evangelisch, wozu Moller besonders mitwirkte. Mehrere Landtage wurden hier splendid gehalten, — wodurch der Stadt Glanz verliehen wurde *). Das Rathhaus ward 1590 umgebaut, und das sogenannte Hochzeitshaus 1610 angefangen, dessen beabsichtigte Vollendung jedoch nicht erreicht werden konnte, da mit dem Eintritte des 30jährigen Krieges der Verfall der Stadt erfolgte. Die Festungsthürme wurden noch 1622 auf 22 vermehrt. Durch die Siege der Kaiserlichen ward im Jahre 1630 das Bonifacii-Stift wieder auf kurze Zeit katholisch, und Fulda reclamirte zum letzten Male seine alten Rechte. Noch 1632 lagen die Kaiserlichen in Hameln, und erst 1633 gelang es dem tapfern Herzog Georg, die Stadt ihnen zu entreißen. Merkwürdig waren die Streitigkeiten, welche zwischen dem Feldprediger Schirmer und dem geistlichen Ministerii um diese Zeit obwalteten, und die Accidenzien betrafen. Vom Consistorio wurde der Streit dahin entschieden, daß dem geistlichen Ministerio alle Gebühren für Beerdigungen und Leichenpredigten zufielen. Uebrigens war Schirmer noch nicht

---

*) Hameln gehörte zu den sogenannten vier großen Städten Göttingen, Hannover, Nordheim. Der Kirchenvisitation von 1588 widersetzte sich die Stadt Hameln, doch ohne Erfolg. Die Stadtsuperintendenten, wie Moller in Hameln, suchten in den Städten auch das Ordinationsrecht an sich zu ziehen. Das St. Bonifacius-Stift klagte über die Beeinträchtigungen des Raths.

wirklicher Garnisonprediger, sondern als solcher ward erst 1639 Michael Henneberg angestellt. Nachdem 1642 das Consistorium von Hildesheim nach Hannover verlegt wurde, ward der Pastor Wineker aus Hameln Consistorialrath und Hofprediger in Hannover.

Die durch die Drangsale des 30jährigen Krieges hart betroffene Stadt ward seit 1661 dem Landesfürsten völlig unterworfen, und mehr und mehr sank ihr Wohlstand. Im Jahre 1666 wurden die Festungswerke vermehrt, und die Stadt empfing als Landesfestung eine stehende Garnison. Der Rath erhielt 1688 eine Reform, nach welcher der fürstliche Voigt an die Spitze des Raths trat, das Stadtschulzamt mit der Voigtei vereinigt und mancher demokratische Mißbrauch abgeschafft wurde. Seit dieser Zeit hob sich die Stadt unter fürstlicher Fürsorge wieder, wozu auch eine durch Melarez eingeführte französische Colonie beitrug. Diese brachte von Neuem Industrie in die Stadt, und ward 1690 Veranlassung zur Erbauung einer reformirten Kirche. Diese Reformirten hatten einen eigenen Kirchenrath und ein eigenes über 100 Jahre bestandenes Coloniegericht.

Im Jahre 1712 ward ein Armenhaus errichtet, und die alte heilige Geist-Kirche zu einer Garnisonkirche umgebauet *). Auch Hameln erwies sich gegen die Salzburger Emigranten wohlthätig, und nahm sie 1734 auf. Noch jetzt führt das Werkhaus den Namen Salzburg **).

J. J. 1762 erfolgten die neuen Befestigungen, eine Lieblingsangelegenheit des Königs Georg's III., welcher sich ein besonderes Modell des Klüts (Fort George) zuschicken ließ. Durch diese neuen Arbeiten verdienten die Einwohner Hamelns viel, wurden aber zum Theil verwöhnt, da ein so sicherer und leichter Erwerb nicht andauernd sein konnte. Das zahlreiche Militair brachte Geld und neues Leben in die Stadt; aber desto tiefer sank sie 1803 durch die französische Besatzung. Am 2ten Ostertage des genannten Jahres wurde für's Erste zum letzten Male Gottesdienst im Münster gehalten. Im J. 1804 ward das Beichtgeld und die Leichengebühr abgeschafft. 1806 kommandirte hier General Barbou, und die Kosacken umschwärmten die Stadt. Noch in demselben Jahre rückten die Preußen ein, und nach der Schlacht bei Jena 1806 erfolgten die stürmischen Auftritte bei der Uebergabe der Stadt von den Preußen an die Franzosen, worauf die Festungswerke gesprengt wurden. Erst im Jahre 1810 ward Hameln westphälisch, und blieb es bis 1813. Am 4ten November 1813 zog der Herzog von Cumberland, unser jetziger erhabener Landesvater, in Hameln ein, und mannigfache Verbesserungen und neue Einrichtungen sind seitdem entstanden. So ward im Jahre 1813 das St. Bonifacius Stift, welches in west-

*) Die Kosten deckte eine durch den General von Sommersfeld, unter den hannoverschen Truppen veranstaltete Sammlung, zu welcher der gemeine Soldat 3 Mgr. zahlte. Der Magistrat bewilligte 30 Eichen.

**) J. J. 1762 wohnten in der Salzburg nur noch drei Familien, jetzt ist es das Werkhaus geworden. Es ist 109 Fuß lang, 29 Fuß breit auf dem Bauplatze der curiae Emmaus, welche dem Stifte gehört hatte.

phälischer Zeit aufgehoben wurde, wieder hergestellt. Im Jahre 1821 erklärte dies Stift, seine Gerichtsbarkeit beizubehalten, welche jedoch 1831 dem Stadtmagistrate übertragen wurde. Dieser übt jetzt die Civilgerichtsbarkeit über die 16 Häuser des Stiftsbezirks aus.

Noch heben wir einige Denkwürdigkeiten Hameln's besonders hier hervor.

Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 678 und die der Einwohner auf 5660, deren Hauptnahrungszweig Ackerbau ist, nachdem bereits 1808 die Industrie der Fabriken aufgehört und der Lachsfang bedeutend abgenommen hat. Das Stadtgebiet umfaßt 10546 Morgen theils Ackerland, theils Wiesen, theils Forstgrund. In der Feldmark zerstreut liegen einige Hundert Morgen Land, welche zum ritterschaftlichen Gute der von Reden gehören. Im Stadtgebiete sind drei Forsthäuser, Finkenborn auf der Höhe des Klüte, Wehle neben dem Schlickersbrunnen und die Heisen- oder Hellen-Küche. Wo jetzt das Forsthaus Wehle erbaut ist, stand vor dem 30jährigen Kriege ein Dorf gleiches Namens. Die Forsten stehen unter einem reitenden Förster, einem Forstaufseher und drei Holzknechten. Das Stadtgebiet ist umgeben von dem Amte Hameln, Springe und Grohnde-Ohsen, von den Gerichten Hastenbeck und Ohr und von dem hessischen Amte Oldendorf. Die ehemaligen Stadtwarten sind, bis auf eine, nur dem Namen nach noch vorhanden. Es sind jetzt Vergnügungsörter der Städter mit kleinen Oekonomien verbunden.

Hameln hat 4 Thore; 1) das Oster- oder Fürstenthor, 2) das Brücken- oder Weserthor, 3) das Mühlenthor, 4) das neue Thor. Auf der verfallenen Stadtmauer sieht man noch vier Thürme aus der Zeit der Befestigung des 17. Jahrhunderts, von denen einer manche aus Palästina herübergebrachte Seltenheit enthält *). Die Stadt ist in fünf Huden abgetheilt. Eine Hude ist ein Inbegriff von Bürgerhäusern mit Weidegerechtigkeit. Früher waren Gildenvorsteher und Lohnherren die Vorsteher der Bürgerschaft. Jetzt sind es zehn Repräsentanten der drei Stadtquartiere, Markt-, Bäcker- und Oster-Quartier. Die Straßen Hameln's sind meistens breit, gut gepflastert und mit Trottoirs versehen. Die Stadt hat ein freundliches Ansehen; die meisten Häuser sind alterthümlich gebaut. Seit 1826 ist auch Straßenerleuchtung eingerichtet.

Die städtischen Gewerbe sind nicht unansehnlich. Die Brauergilde hat 290 Mitglieder; Handwerksmeister giebt es 333. Es sind hier 3 Gerbereien, 2 Essigbrauereien, 1 Schnupftabacksfabrik, über 30 Branntweinbrennereien, außerhalb der Stadt eine Papiermühle, ferner eine Buchdruckerei, 7 Mühlen und eine Ziegelhütte.

Hameln war noch vor einigen Jahren das Staabsquartier des 1sten Bataillons des 2ten Infanterie-Regiments Calenberg. Gegenwärtig ist es noch der Sitz eines Steuerkreises und einer Haupt-Steuer-Receptur, ferner eines Amtes, welches zugleich das Weserzollgericht versieht. Es ist hier ein Postamt,

*) Ein Bürger Hameln's, Namens Haspelmath, welcher in Palästina gewesen war, kaufte zwei dieser Thürme und richtete sie nach seinem Geschmacke ein.

eine Königl. Eisenfactorei und ein Landes-Kornmagazin. Zur Erleichterung der Schiffahrt ward 1730 bis 1734 eine Schleuse für 80,000 Thaler erbaut, zu demselben Zwecke dienen auch 2 Schlachten.

Die jetzige Stadtverfassung ist vom Jahre 1824. Nach dieser Constitution ist die Administration von der Justiz getrennt. Dirigent des Magistrats ist der erste Bürgermeister, des Stadtgerichts ein Syndikus. Bei dem Stadtgerichte sind noch zwei Assessoren und zwei Auditoren angestellt, bei der Verwaltung zwei Senatoren und ein Cämmerer. Das Bürger-Collegium der Repräsentanten hat bedeutende Rechte, und muß bei allen wichtigen Stadtangelenheiten zu Rathe gezogen werden. Jedem Bürger steht es frei, dem Bürger-Collegium schriftliche Anträge zu machen.

Das St. Bonifacius-Stift besitzt noch immer bedeutende Vorrechte. Es hat allgemeine und provincielle Landstandschaft, und außer der Concurrenz zur Besetzung der beiden Stadtpfarren das Patronat über die Pfarren Altenhagen und Ottenstein. Die zwölf Präbenden des Stifts (ein Probst, ein Dekan und zehn Canonici) werden alternirend vom Landesherrn und von den Canonicis vergeben. Früher waren beim Münster zwei Prediger angestellt. Die Münsterkirche, dieses Denkmal grauer Vorzeit, ist gänzlich verfallen; die Altäre sind weggerissen; die Canzel ist zerfallen; die Gewölbe bersten. In den letzten kriegerischen Zeiten diente das ehrwürdige Gotteshaus zum Magazine *).

Die St. Nicolai- oder Stadtkirche wird schon 1239 als die neue Kirche erwähnt. Im siebenjährigen Kriege wurde sie ruinirt, im Jahre 1819 vollkommen wieder hergestellt, und mit einer schönen Canzel versehen. Damals stand hier als erster Prediger der als Canzelredner berühmte Dr. Goldmann. Er setzte in der verfallenen Münsterkirche, welche nothdürftig gereinigt ward, den mehrere Sonntage in der Stadtkirche unterbrochenen Gottesdienst fort, und hielt namentlich am 13. p. Tr. 1819 vor zahlreicher Versammlung eine ergreifende Predigt mit historischen Beziehungen über den Hauptsatz: „Unsere Seelen sollen Gottes Tempel sein.“ Gegenwärtig steht an der St. Nicolai-Kirche der verdienstvolle Pastor prim. Schläger, Stifter einer Sonntagsschule (1824) für Handwerker, einer höhern Töchterschule (1827), eines Frauenvereins für arme Wöchnerinnen, Redacteur mehrerer Zeitschriften, besonders seit 1823 der hamelnschen Anzeigen, deren Ueberschuß von etwa 180 Thlr. der Stadt-Armencasse zufließt, seit 1825 Herausgeber der gemeinnützigen Blätter und seit 1828 des hannoverschen Schulfreundes, endlich Gründer des Blinden-Instituts für das Königreich Hannover, welches er zuerst in Anregung brachte und endlich (1837) Stifter und Director der noch immer blühenden hamelnschen Liedertafel.

Hameln hatte früher auch Münzgerechtigkeit. Seit 1109 trug der Rath der Stadt die Münze vom Probste des Stifts zu Lehen. Diese Belehnung

*) Die Orgel der Münsterkirche ward 1804 abgenommen. Ob die Pretiosen der Stiftskirche noch vorhanden seien, ist uns nicht bekannt. Sie waren bedeutend, und enthielten viele Gold- und Silbersachen. Die Reliquien sollen noch vorhanden sein.

ward 1498 und 1688 erneuert, und mußte außerdem bei der Wahl eines jeden Probstes gemuthet werden. Im Jahre 1717 gab die Regierung dem Rathe anheim, das Prägen der Scheidemünze anstehen zu lassen, da sie nach dem, 1690 zu Leipzig errichteten, Recesse geprägt werden müsse, und nun der Cämmerei keinen Vortheil mehr bringen könne. Der Rath wandte sich dagegen an die Regierung mit der Bitte, kupferne Münzen, von eins, zwei bis drei Pfennige Werth, prägen lassen zu dürfen, welches Gesuch jedoch die Regierung am 10. Juni 1717 abschlug. Seit dieser Zeit scheint von der Münzgerechtigkeit kein Gebrauch weiter gemacht zu sein.

Frühere, nicht mehr vorhandene geistliche Stiftungen waren noch: 1) das Carmeliter-Kloster, 2) die Capelle St. Mariae ante pontem und 3) die Capelle St. Jodoci. Die Carmeliter oder Eremiten kauften schon 1317 den Werder, und bauten ein Kloster darauf. Sie vermehrten sich bald so sehr, daß sie kurze Zeit nachher dem Werder gegenüber (wahrscheinlich das massive Haus in der Kupferschmiedestraße) ein Kloster in der Stadt errichteten. Als sie sich aber auf dem neuen Markte festsetzen wollten, protestirte das Stift und brachte die Klage an den Pabst. Nach längerm Prozesse mußten sie 1360 die Stadt räumen.

Die Capelle St Mariae ante pontem mag mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts entstanden sein; denn 1406 fundirte Hermann Collmann eine Vicarie darin. Sie war in dem Thurme der Stadtmauer am Brückenthore linker Hand.

Die Capelle St. Jodoci lag auf dem alten Markte, und ist jetzt die Wohnung des zweiten Predigers. Sie verfiel allmählig, und statt ihrer wurde eine Capelle an die Münsterkirche gebaut, was aus der Gründung einer Vicarie zu Ehren des heiligen Jodocus und der heiligen Catharina erhellet, welche 1484 gestiftet wurde. Auch die Capelle ging wieder ein, und die alte Capelle wurde wieder hergestellt und 1498 durch Johann Benecke, einen Priester bei dem mindischen Stifte, zum Gottesdienste eingeweiht. Diese Capelle soll mit dem Stifte durch unterirdische Gänge in Verbindung gewesen sein, und man will im Keller Spuren von einer zugemauerten Thür bemerkt haben, die jedoch Sprenger, welcher dies Haus bewohnte, nicht auffinden konnte. Viel Abentheuerliches erzählte man früher von einem kleinen Mönche, der vor einigen 50 Jahren dem Pastor Hartmann in der Geisterstunde Besuche gemacht haben soll.

Hameln hat im Laufe der Jahrhunderte viele schwere Schicksale durch Ueberschwemmungen und Feuersbrünste erlitten. Die Ueberschwemmungen in den Jahren 1342, 1374, 1552, 1635, 1738, 1744, 1764 und 1808 waren besonders bedeutend. Im Jahre 1552 konnte man mit Schiffen in den Gassen fahren und die Weserbrücke ging verloren. Im Jahre 1764 stieg das Wasser 17 Fuß 9 Zoll über die gewöhnliche Höhe. Ja, im Jahre 1799 stieg der Strom 20 Fuß 5 Zoll über seine gewöhnliche Höhe. — Durch Brand wurden 1551 mehr als 100 Häuser zertrümmert, und viele Nebengebäude in Asche verwandelt. Ueber 40 Häuser verzehrte die Feuersbrunst von 1560. Gegen 30 Häuser und 26 Scheuern wurden 1684 ein Raub der Flammen.

Auch die Pest wüthete zu verschiedenen Zeiten in Hameln z. B. 1384, 1474, 1551, in welchem letztern Jahre 1408 Menschen dahinstarben, 1566 wo sie zwei Jahre dauerte, 1581, 1598 und 1625, in welchem Jahre 1143 Menschen von ihr dahin gerafft wurden.

Wildemann.

Die hannoversche Bergstadt Wildemann, eine Stunde nordwestlich von Clausthal, liegt in einem wildromantischen engen Thale, welches von hohen Bergen beschränkt wird. Die Häuser, 142 an der Zahl, in welchen 1016 Einwohner wohnen, bilden an beiden Seiten der Innerste, welche den Grumbach aufnimmt, ein Hufeisen. Durch den Techer- und Hasenberg vorgedrängt, bildet hier die Innerste einen nach Osten ausspringenden Bogen, an dessen Südseite der Hoheberg, und an dessen Nordseite der Hüttenberg liegt.

Schon um 1045 soll in der Gegend von Wildemann Bergbau getrieben worden, zur Zeit des Kaisers Heinrich IV. aber wieder in Abgang gekommen sein. Einen abermaligen Stoß soll dort der Bergbau zur Zeit Kaiser Otto's IV. bekommen haben. Dieser Kaiser pflog nämlich — so erzählt Honemann in seinen Alterthümern des Harzes — einen allzuvertrauten Umgang mit der Gattin des Berghauptmanns Hermann von der Gowische. Hermann hiervon in Kenntniß gesetzt, gerieth in einen solchen Zorn, daß er die Bergwerke in dortiger Gegend zerstörte und mit den vornehmsten Bergleuten und der gesammten Knappschaft von dannen zog, vergebens von nacheilenden kaiserlichen Kriegsschaaren verfolgt. Er zog ins Meißnische, und fand mit seinen Bergleuten gute Aufnahme. Doch mag man an der Wirklichkeit dieses Vorfalls um so mehr zweifeln, als Kaiser Otto IV. als Wollüstling keinesweges in der Geschichte bekannt ist, und da diese Erzählung mit der Erzählung eines Vorfalls zur Zeit des wollüstigen Kaisers Heinrich's IV., welche sich zu Scharzfeld zugetragen haben soll, eine zu große Aehnlichkeit hat.

Eine andere sagenhafte Nachricht meldet, die alte Zeche Wildemann habe das im zwölften Jahrhundert gestiftete Kloster Walkenried gebaut, was indessen um so mehr zu bezweifeln ist, als es aller historischen Gewißheit ermangelt, daß Walkenried auf dem Oberharze Antheil an den Bergwerken gehabt habe. Nur so viel ist gewiß, daß die Schmelz-Hütten des Klosters Walkenried, in welchen die im Rammelsberge gewonnenen Erze geschmolzen wurden, sich auf dem Oberharze befanden. Die Sage von dem Berggeiste oder Bergmönche mag zu obiger Annahme Veranlassung gegeben haben. Um diese Sage zu erklären, glaube man annehmen zu müssen, der Berggeist sei nur ein Mönch gewesen, der als Gewerke der Zechen die Bergleute wegen ihres Unfleißes oder ihrer Untreue

durch sein Erscheinen erschreckt und gleichsam bestraft habe. Und aus welchem andern Kloster konnte man den Mönch besser auftreten lassen, als aus dem hochansehnlichen Kloster Walkenried?

Bei den Stürmen des Mittelalters, durch welche die Bergwerke oft litten, mögen auch die Gruben in der Nähe des jetzigen Wildenmann's im 14. und 15. Jahrhundert ziemlich in Abgang gekommen seyn. Wenigstens ist es gewiß, daß die erste Wiederbelegung der Bergwerke in dasiger Gegend erst im Jahre 1524 geschah, indem damals der sogenannte tiefe Wildemanns-Stollen angefangen wurde. Erst im Jahre 1529 aber wurden durch Caspar Bitter die ersten Wohnungen zu Wildemann angelegt. Der damalige Berghauptmann Wolf Seidel beförderte diesen Anbau auf's Eifrigste, so daß Wildemann allmählig zu einer Bergstadt heranwuchs *).

Herzog Heinrich der Jüngere interessirte sich so sehr für das Bergwesen, daß er öfter den Harz besuchte. So kam er 1536 auch nach Wildemann, wo der Steiger Michael Hußler durch die Heinzen-Kunst die Wasser in der tiefen Wildemanns-Grube zu gewältigen versprocheu hatte. Der Herzog wollte sich selbst von dem Erfolge dieses Unternehmens überzeugen, und fragte deshalb ausdrücklich den gedachten Hußler, ob er sich getraue, zum Ziele zu kommen. Dieser versicherte solches mit dem ziemlich kühnen Zusatze, er wolle die Gebäude gewältigen und zu Sumpfe bringen, wenn auch die ganzen Berge voller Wasser wären. Da aber Hußler seine Versicherung nicht wahr machen konnte, mußte er auf Befehl des Herzogs nach Staufenburg kommen, und dort für seine Vermessenheit 8 Tage im Gefängniß sitzen. Erst einem gewissen Brosius Schuster gelang es, die Zeche Wildemann endlich zu Sumpfe zu bringen. Außer der Zeche Wildemann gab es in der Nähe noch eine andere, „Wildebrüder" genannt, welche besonders 1539 viel Silber lieferte.

Was die kirchlichen Verhältnisse der Bergstadt Wildemann betrifft, so mußte, so lange der Ort noch keine Kirche hatte, ein Prediger von Zellerfeld kommen, und in einem Gasthause Gottesdienst halten. War das Wetter günstig, so predigte er den auf dem Markte versammelten Gemeindegliedern zum Fenster hinaus. Bei schlechtem Wetter kamen jedoch die Zuhörer in die Gaststube, um die Predigt anzuhören, und da geschah es denn, daß leichtfertige Bergburschen während der Predigt zuweilen hinter dem Ofen Karten spielten oder Branntewein tranken. Erst i. J. 1541 konnte man den Anfang mit Erbauung einer Kirche machen, und i. J. 1543 am Tage Mariä Magdalenä wurde sie feierlich eingeweiht. Der damalige Pastor Johann Gnaphaeus von Zellerfeld hielt die Einweihungspredigt.

Während der von den schmalkaldischen Bundesfürsten bekämpfte Herzog Heinrich der Jüngere zu Ziegenhein in der Gefangenschaft war, suchten die

*) Von dieser ältern Zeche „Wildemann" hat ohne Zweifel die Bergstadt später den Namen erhalten. Der Sage nach soll hier wirklich ein wilder Mann angetroffen worden sein, welcher zur Benennung der gedachten Zeche Veranlassung gegeben habe.

Goslarienser für die vom gedachten Herzoge ihnen bereiteten Drangsale an dem Oberharze sich zu rächen. Sie überfielen, 200 Mann stark, die Bergstadt Wildemann, plünderten sie aus, und erlaubten sich viele Gewaltthätigkeiten. Als aber die Einwohner von Grund und Gittelde, der Bergstadt Wildemann zu Hülfe kommend, schon im Anzuge waren, eilten die Goslarienser wieder davon. Drei von ihnen jedoch, die sich verspätet hatten, fanden in Wildemann durch die Rache der beraubten Bewohner ihren Tod, und der Sohn des Rathsherrn Plathner aus Goslar, welcher gefangen worden war, wurde nach der Staufenburg zur Haft gebracht, und erst später gegen die Gefangenen ausgewechselt.

Nach der Schlacht bei Mühlberg, welche im Jahre 1547 die schmalkaldischen Bundesfürsten verloren, kam auch Heinrich der Jüngere wieder in den Besitz seiner Länder. Bei ihm trug die Gemeinde Wildemann im Jahre 1548 auf Anstellung eines evangelischen Predigers an. Der Herzog, welcher den Bergstädten besonders geneigt war, erwiderte, sie möchten annehmen, wen sie wollten, hätten sie an Einem nicht genug, so möchten sie ihrer zwei annehmen. So erhielt Wildemann den ersten evangelischen Prediger, dessen Name indessen unbekannt ist.

Im J. 1552 suchten sich die Wildemanner an den Goslariensern dadurch zu rächen, daß sie an der Belagerung Goslar's im Heere Herzogs Heinrich des Jüngern thätigen Antheil nahmen; aber noch in demselben Jahre traf die Bergstadt Wildemann selbst des Schicksals Geißel. Der vom Markgrafen Albert von Brandenburg in's Braunschweig'sche entsandte Graf Volrad von Mansfeld, ein rauher Krieger, verwüstete nicht bloß die Gegend am Harze, sondern seine Schaaren zogen auch nach den Bergstädten. Es war am Sonntage Sexagesimae, als 200 Mann Morgens gegen 2 Uhr in Wildemann eindrangen, und die Einwohner in die größte Bestürzung versetzten. Die wilden Horden steckten sofort mehrere Häuser in Brand, und plünderten in der ganzen Stadt. Zwei Bürger wurden erschossen, und ein dritter im Bette erschlagen. Der damalige Bergmeister Köhler floh nach Andreasberg, wo er für immer Aufnahme fand, und erst Geschworner werden mußte, bald aber wieder Bergmeister wurde. Lange dauerte es, ehe die Bergstadt Wildemann die durch den Einfall der mansfeldschen Schaaren erlittenen Verluste übermand.

Im Jahre 1556 sahen die Bürger Wildemann's abermals den Herzog Heinrich den Jüngern in ihrer Mitte. Von Staufenburg ab kam er ganz früh hier an, ritt vor des Zehntners Hesse Wohnung, und rief ihn mit lauter Stimme. Da dieser aber noch schlief, und keine Antwort erfolgte, äußerte der Herzog gegen seine Umgebung: „Er hat gestern gesoffen und schläft noch!“ Der Herzog ritt jetzt weiter, und ward von den Kindern auf der Straße mit dem Zurufe begrüßt: „Seid willkommen, gnädiger Herr!“ Freundlich dankte er den Kindern, und sprach zu seiner Umgebung: „Es empfangen uns die Kinder, so werden uns auch die Alten gern sehen!“ Unterdessen war der Zehntner Hesse dem Herzoge nachgeeilt. Sobald ihn der Herzog sah, sagte er lächelnd: „Du hast geschlafen; — sagten wir's nicht?“ Von der Hütte ritt der

Herzog nach dem „himmlischen Heerzuge,“ und als er die vor den Zechen liegenden Erze sah, freuete er sich innig des reichen Bergsegens, faltete die Hände, und rief aus: „Gott habe ewig Lob und Dank, daß er uns so reichlich gesegnet hat.“

Noch im Jahre 1563 besuchte der bejahrte Herzog Heinrich der Jüngere die Bergstadt Wildemann. Abermals von Staufenburg ab kam er mit seiner jungen Gemahlinn, Sophia, einer Tochter des Königs Sigismund von Polen, nach dem Harze. Sobald er in Wildemann angelangt war, schlossen die Berleute einen Kreis, in welchen der Herzog sich selbst begab, um die Bergleute in einer eigenen Ansprache seiner Gnade und seines Schutzes zu versichern. Selbst nach Zellerfeld folgten ihm die Wildemanner, und besonders hatten sich die Knaben aus Wildemann darauf eingeübt, dem Herzoge eine Freude zu machen. Sie waren sämmtlich mit hölzernen Schwerten gerüstet, und zogen so militärisch auf dem Markte zu Zellerfeld auf. Bald kamen die Zellerfelder Knaben in gleicher Rüstung, und stellten sich ihnen in feindlicher Schlachtreihe gegenüber, und nun entstand der Knabenkampf, der uns bereits S. 233 geschildert ist.

Als nach Herzog Heinrich's des Jüngern Tode Herzog Julius zur Regierung gekommen war, ward im Jahre 1571 auch auf dem Harze eine Kirchenvisitation veranstaltet, welche dem Generalsuperintendenten Selnecker und dem Consistorialrathe Erasmus Ebner übertragen war. Auch der Pastor David Butterbüchse zu Wildemann mußte deshalb in Zellerfeld erscheinen, um die Kirchenordnung des Herzogs Julius zu unterschreiben. Butterbüchse verweigerte indessen diese Unterschrift, und äußerte sich nicht bloß mündlich gegen die Visitatoren ziemlich ungebührlich, sondern ließ auch noch ein unpassendes Schreiben an sie abgehen, sobald er heimgekehrt war. Bald darauf ward er nach Gandersheim vorgeladen, wo der Generalsuperintendent Selnecker Alles aufbot, ihn auf den Weg der Ordnung zurückzubringen; allein Butterbüchse beharrte bei seiner Widersetzlichkeit. Auf fürstlichen Befehl sollte er nun bei seiner Abreise von Gandersheim angefallen werden, was ihm jedoch noch früh genug bekannt wurde, um sich heimlich zu entfernen, und nach Einbeck zu wenden. Jedoch kehrte er einige Zeit darauf nach Wildemann zurück, wo er allgemeiner Liebe genoß, ward aber dort gefänglich eingezogen, erst nach Liebenburg und dann nach Wolfenbüttel gebracht, und dort längere Zeit gefangen gehalten. Auch nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse blieb er seiner Stelle verlustig. M. Johann Schaber, aus dem Würtemberg'schen gebürtig, ward in Wildemann als Prediger wieder angestellt.

Noch müssen wir einer drangsalsvollen Zeit gedenken, welche im 30jährigen Kriege für die Bergstadt Wildemann herannahte. Gleich der Bergstadt Lautenthal ward auch Wildemann im Jahre 1626 durch 100 Mann tillyscher Soldaten eingenommen und ausgeplündert, wobei viele Einwohner ihr Leben verloren.

Gegenwärtig ist in der Nähe Wildemann's wenig Bergbau. Die Einwoh-

ner haben den gewöhnlichen Harzerwerb durch das Bergbau- Hütten- und Forst-Wesen, so wie durch die Viehzucht. Im Orte wohnt ein Förster des Lautenthaler Harzreviers, ein Schichtmeister und ein Bergchirurgus. Das Stadtregiment führen ein Stadtrichter und zwei Senatoren.

Calenberg.

Die Burg Calenberg, in der Gegend belegen, wo zu Carl's des Großen Zeit die Angarier wohnten, ist in mehrfacher Hinsicht von geschichtlicher Bedeutsamkeit, an welche noch die vorhandenen Ruinen derselben ernst mahnen. Ihr Erbauer war Herzog Otto der Strenge von Braunschweig-Lüneburg, welcher hier an der Leine einen Stützpunkt wider die Herrschaft der immer mehr um sich greifenden Bischöfe von Hildesheim zu gewinnen suchte. Otto der Strenge, war der einzige Sohn des Herzogs Johann von Lüneburg, und erbte bei dem 1277 erfolgenden Tode seines Vaters das gesammte Lüneburgsche. Zu diesem Antheile gehörte auch Hannover und die nächste Umgegend, namentlich die Gegend von Calenberg. Bald ward die, von Otto dem Streugen erbaute Burg Calenberg ein Ziel der Hildesheimer in den verschiedenen Fehden mit den Herzögen von Braunschweig, und veranlaßte von Seiten der hildesheimschen Bischöfe die Befestigung von Ruthe, welches, 1308 von Bischof Siegfried II. angelegt, bald ein Lieblingssommeraufenthalt der hildesheimschen Oberhirten wurde. Als der Bischof Gerhard von Hildesheim, welcher 1365 den bischöflichen Stuhl bestieg, den Calenberg belagerte, entzog er demselben durch Ableitung der Leine das Wasser, und brachte die Besatzung in nicht geringe Noth. Ueberhaupt war die Fehde, durch welche diese Belagerung des Calenbergs veranlaßt wurde, für die Welfenlande höchst verderblich; denn Herzog Magnus von Braunschweig mußte sogar, nach Verlust der Schlacht bei Dinklar, welche im Jahre 1367 vorfiel, lange in Gefangenschaft zubringen, aus welcher er sich nur durch den Verkauf der beiden schönen Herrschaften Landesberg und Sangerhausen, der Mitgabe seiner Mutter, erlösen konnte. Eine Veränderung in Betreff der Burg Calenberg trat im 15. Jahrhunderte ein. Otto der Strenge, der Erbauer Calenberg's, hinterließ zwar Söhne, aber diese, Wilhelm und Otto, hatten beide keine männliche Erben. Der lüneburg'sche Erbfolgekrieg *), eine Folge dieser Verhältnisse, veranlaßte auch im Calenberg'schen viele Unruhen. Des oben erwähnten Herzogs Magnus Söhne, Bernhard und Heinrich erhielten das Lüneburg'sche, und wurden somit die Stifter der mittlern lüne-

*) Dieser lüneburgsche Erbfolgekrieg ist schon an andern Orten dieses Werks umständlicher erwähnt worden.

burgschen Fürstenlinie, wogegen Friedrich, ein dritter Sohn Herzogs Magnus das Braunschweigsche erhielt. Erstere regierten gemeinschaftlich über die lüneburg'schen Lande. Als aber Herzog Friedrich, welcher schon zum Kaiser erwählt werden sollte, im Jahre 1400, vom Ritter von Hertinghausen bei Fritzlar getödtet war, theilten sich beide wieder so in die Gesammtlande, daß Heinrich das Lüneburg'sche und Bernhard das Braunschweig'sche erhielt. Heinrich starb aber schon im Jahre 1416, als seine beiden Söhne Wilhelm und Heinrich noch minderjährig waren. Sobald sie nun herangewachsen waren, forderten sie im Jahre 1428 von ihrem Oheime Bernhard unter dem Vorgeben, ihr Vater sei bei der Theilung zu kurz gekommen, eine abermalige Theilung. Bei dieser neuen Theilung nahm Herzog Bernhard das Lüneburg'sche, und die wesentliche Veränderung, welche bei dieser Gelegenheit in Beziehung auf Calenberg eintrat, bestand darin, daß Calenberg, wie auch die Stadt Hannover, welche bis dahin mit dem Lüneburg'schen vereinigt gewesen waren, zum Braunschweig-Wolfenbüttel'schen gelegt wurde.

Wie schon die Herzöge von der ältern und mittlern lüneburg'schen Linie sich öfter auf Calenberg aufgehalten hatten, so wohnten auch die Herzöge von der braunschweig'schen Linie nicht selten auf dieser Burg. Zugleich war sie vom 14. bis zum 16. Jahrhunderte der stete Sitz eines Großvoigts, dessen Gewalt sich über alle herzoglichen Domainen dieser Gegend, namentlich über Langenhagen, erstreckte. Wilhelm der Siegreiche, der erste Fürst von der braunschweig-wolfenbüttelschen Linie, welchem Calenberg gehörte, und der sich oft auf der Burg aufhielt, gerieth mit seinem Bruder Heinrich in Zwiespalt und mußte eine neue Theilung eingehen, welche ihn auf die Rechte und Einkünfte der Stadt Hannover, auf das Land Calenberg und die Herrschaft Homburg beschränkte. Es war i. J. 1432, als dieser Vertrag zu Stande kam. Noch vor dem Abschlusse desselben ward jene Reformation der Klöster betrieben, welche der Probst Busch leitete, und bei welcher 1427 auch das Schloß Calenberg eine Erwähnung findet. Hier suchte nämlich der gedachte Probst Busch eine Zuflucht, als er nach Visitation des Klosters Wennigsen verfolgt wurde, und der Schloßverwalter gab ihm einen bewaffneten Reuter zur Beschützung mit. Nach der Burg Calenberg sollten auch, der Verabredung gemäß, die widerspänstigen Nonnen von Mariensee gebracht werden, um sodann exilirt zu werden. Doch besannen sie sich noch, und fügten sich der Reformation. J. J. 1436 gerieth Herzog Wilhelm in eine Fehde mit der Stadt Braunschweig, deren Gebiet er verheerte und deren Bürger er in einen Hinterhalt zu locken suchte. Doch die Braunschweiger rückten bald mit überlegener Macht ins Calenberg'sche, und kehrten mit reicher Beute heim, sich damit brüstend, daß der Herzog es nicht gewagt habe, sie im freien Felde anzugreifen.

Als Herzog's Wilhelm Söhne, Wilhelm der Jüngere und Friedrich der Unruhige, herangewachsen waren, schied sie der Vater von seinem Hofhalte aus, und überließ ihnen 1447 die Verwaltung und Benutzung einiger Schlösser und Aemter, wobei er sich jedoch die Landesregierung in ihrem vollen Umfange

vorbehielt. Bald machte Friedrich der Unruhige die Burg Calenberg zum Sitze seiner Streifereien. In einer Fehde mit den Hildesheimern ward die Burg Calenberg 1447 belagert, und Wilhelm der Vater, mußte herbeieilen, mit dem Beistande der Hannoveraner sie zu entsetzen. Nach Wilhelm's des Siegreichen, im Jahre 1482 erfolgtem Tode duldete Friedrich der Unruhige nicht lange die Gemeinschaft mit seinem Bruder, Wilhelm dem Jüngern. Er drang auf neue Theilung, und ließ sich im Jahre 1484 durch die Stadt Hildesheim, welche mit ihrem Bischofe und dessen Verbündeten, dem Herzoge Wilhelm kriegte, in ein Bündniß gegen den eigenen Bruder verleiten. Da zog Herzog Wilhelm der Jüngere eines Tages vor das Schloß Calenberg, wo der arglose Bruder ihm die Thore öffnen ließ, und in der Meinung, sein Bruder komme mit freundlicher Gesinnung, ihm mit offnen Armen entgegen eilte. Doch Wilhelm ließ den Bruder in seinem eigenen Schlosse gefangen nehmen, und im Burgverließe zu Hardegsen *) einkerkern. Dies geschah im Jahre 1485. Den armen Gefangenen ergriff dort eine an Wahnsinn gränzende Melancholie, und er überlebte den Tag seiner Einkerkerung nur kurze Zeit. Im Jahre 1495 erlös'te ihn der Tod.

Wilhelm der Jüngere hatte zwei Söhne, Heinrich der Aeltere und Erich der Aeltere, welche noch bei des Vaters Lebzeiten zur Regierung kamen, indem bei veranstalteter Theilung Erich das Calenberg'sche, jetzt zuerst ein Fürstenthum genannt, und Heinrich das Wolfenbüttel'sche erhielt. Göttingen behielt der Vater noch für sich, trat es aber schon 1495 dem Herzog Erich gleichfalls ab. Eine geschichtliche Bedeutsamkeit hat die Burg Calenberg mithin schon darum, weil das Fürstenthum, welches unter Erich I. nach ihrem Namen benannt wurde, gleichsam die Grundlage ward, auf welcher das Gebäude des hannoverschen Staats allgemach so herrlich emporgestiegen ist.

Zu des Herzogs Erich I. Zeiten erhoben sich jene Stürme der hildesheimschen Stiftsfehde (von 1519 bis 1523), welche auch den Calenberg umbraus'ten. Gegen den Bischof Johann von Hildesheim und den Herzog Heinrich von Lüneburg kämpften die Herzöge von Calenberg und von Wolfenbüttel und der Bischof Franz von Minden. Die hildesheimschen und lüneburgschen Schaaren belagerten 1519 auch die Burg Calenberg. Als jedoch die Herzöge von Calenberg und Wolfenbüttel bereits Dassel, Moringen und Peine erobert hatten, da entfiel dem Bischofe Johann der Muth. Er ließ Frieden entbieten, und besiegelte seine glatten Worte durch Aufhebung der Belagerung Calenberg's, wo er übrigens bei der Stärke der Burg unverrichteter Sache abzog. Nachdem sodann Erich von Calenberg in der Soltauer Schlacht gefangen worden war, traf bekanntlich den Bischof Johann am 24. Julius 1521 die Achtserklärung, deren Vollziehung dem Könige von Dänemark und den Herzögen von Calenberg und Wolfenbüttel übertragen wurde, und bald war das Stift von letzteren erobert. Fortan hielt sich Erich I. öfter in Calenberg auf. Als die

*) Einige versetzen ihn nach Münden. cf. Häne's Geschichte von Hannover. I. S. 435.

Reformation in Hannover unter stürmischen Auftritten Eingang fand, schickte 1532 der Rath der gedachten Stadt Eilboten nach Nienover, wo der Herzog gerade weilte. Von dort begab sich derselbe sofort nach dem Schlosse Calenberg, und sodann nach Coldingen, um die Deputirten von Hannover zu vernehmen, und endlich selbst nach Hannover zu reiten, wo seine Anwesenheit sehnlichst gewünscht wurde. Die Unruhen wurden jedoch nicht so bald beigelegt.

Im Jahre 1533 beschuldigte Ebeling, der Voigt vom Calenberge, die Bürger Hannover's fälschlich, aus der Nicolaicapelle außerhalb der Stadt in seinem Gerichte die Bilder herausgeworfen und aus der fürstlichen Capelle zu St. Gallen die katholischen Priester verjagt zu haben. Die Stadt ward deshalb eng eingeschlossen, und nur der Beistand des Herzogs Ernst von Celle rettete sie von der Aushungerung, bis im Jahre 1534 eine Aussöhnung mit dem Herzog Erich I. zu Coldingen zu Stande kam.

Merkwürdig ist ferner die Burg Calenberg als Gefängniß des hochberühmten Reformators Anton Corvin. Nachdem nämlich Herzog Erich I. im Jahre 1540 mit Tode abgegangen war und der wieder katholisch gewordene Herzog Erich II. die Regierung angetreten hatte, fiel dieses Fürsten Haß auf den verdienstvollen Generalsuperintendenten des Fürstenthums Calenberg und Göttingen, welcher sich, wie früher an der St. Stephani-Gemeinde in Goslar, so auch durch die Einführung der Reformation in den gedachten Fürstenthümern in den Jahren 1542 und 1543 bewunderungswürdig thätig bewiesen hatte. Der Herzog Erich II. ließ ihn 1549 mit dem Superintendenten Walther Hocker des Nachts in Pattensen aufheben, und nach Calenberg zur Haft bringen. Hier wurde er in einen feuchten Thurm gesetzt und hart behandelt. Der größte Theil seiner Bibliothek ward von den vom Herzoge mitgebrachten brabantschen Söldlingen verbrannt. Die Gefangenschaft, in welcher Corvin zu Calenberg gehalten wurde, war so streng, daß ihm sogar Papier und Feder versagt war. Volle drei Jahre schmachtete der edle Mann in diesem Elende. Als er dann endlich freigelassen wurde, war es bereits zu spät. Der feuchte Kerker hatte seine Gesundheit zerrüttet; todtkrank kam er nach Hannover, und starb dort drei Monate später den 5ten April 1553. Herzog Erich II. aber soll doch Thränen vergossen haben, als er das Geläute der Glocken, das seine Beerdigung verkündete, vernahm. O, daß er sich diese Thränen durch eine bessere Behandlung dieses seines frühern braven Lehrers erspart hätte! — Gedenkt man so mit Wehmuth der Gefangenschaft Anton Corvin's auf dem Calenberge, so muß man nicht minder über die Grausamkeit trauern, mit welcher zu Erich's des Jüngern Zeit im Jahre 1573 eben daselbst mehrere angebliche Hexen dem Feuertode überliefert wurden.

Nach dem Tode Herzog Erich II., welcher im Jahre 1584 zu Pavia am Husten verstarb, kam bekanntlich Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel in den Besitz des Fürstenthums Calenberg, wo er nun die Reformation fester begründete. Schon mit dem Tode des Großsohns Herzogs Julius, näm-

lich Friedrich Ulrich's fiel 1634 das Calenbergsche wieder an die Fürstenlinie von Lüneburg. Die Schicksale der Burg Calenberg während des 30jährigen Krieges waren sehr abwechselnd, und nur zu oft ward sie von feindlichen Schaaren heimgesucht, welche die Gegend umher verheerten. Der traurige Zustand, in welchen dadurch Calenberg versetzt wurde, mag unter Andern auch daraus hervorgehen, daß das Consistorium zu Wolfenbüttel im Jahre 1626 erklärte, der für die Pfarre zu Calenberg bestimmte neue Prediger müsse vertröstet werden, bis man erst wisse, wohin der vorige dortige Prediger, Namens Johannes Körner, gekommen sei, da ohnehin ein neuer Prediger wegen des Kriegsgetümmels sich dort nicht aufhalten könne. Ja, im Jahre 1629, als der Kaiser mit dem Könige Christian von Dänemark einen Frieden abschloß, und dieser ihm seine großen Geldforderungen an die braunschweig'schen Lande abtrat, überwies der Kaiser dem General Tilly das Fürstenthum Calenberg und dem gefürchteten Wallenstein die Obergrafschaft Hoya. Tilly forderte von Calenberg und Hoya allein 400,000 Thlr. Contribution. Wie sehr des rauhen Tilly Kriegesschaaren in der Gegend der Burg Calenberg gewüthet haben mögen, läßt sich nach diesem Allen leicht denken. Ueberhaupt war ja die Sicherheit des platten Landes in der Nähe der Stadt Hannover bald von Kaiserlichen, bald von Schweden so gefährdet, daß Niemand aus den Thoren der Stadt zu gehen wagte. Nachdem jedoch im Jahre 1630 der Herzog Georg, nachheriger Besitzer des Fürstenthums Calenberg, die kaiserliche Partei verlassen, trat er auf die Seite der Schweden, und im schwedischen Dienste führte er manche glänzende Waffenthat aus. So gelang es ihm auch, im Jahre 1633 das feste Schloß Calenberg von der kaiserlichen Besatzung zu befreien, vor welchem er schon 1631 operirt hatte. Schon damals hatte er Calenberg belagert, Pappenheim aber hatte den General Ludloi abgesandt, Calenberg zu entsetzen, welcher jedoch bei seiner Unternehmung unglücklich gewesen war. Der Herzog Georg benutzte nämlich eine Fuhrt der Leine, überfiel Ludloi und schlug ihn gänzlich. Bei dieser Gelegenheit stürzte sich der Herzog zuerst in die Leine, welche durch Regen so hoch angeschwollen war, daß seine Reiter lange Zeit zauderten, ihrem Führer zu folgen. Dem Reiter, welcher zuerst in den Fluß ihm nachsetzte, rechnete Georg diese Kühnheit so hoch an, daß er ihm den Namen Volger gab und ein Lehen in dem Dorfe Wettbergen ertheilte.

Schon oben erwähnten wir, daß das Fürstenthum Calenberg nach Friedrich Ulrich's Tode an die lüneburg'sche Fürstenlinie gefallen sei. Georg August der Aeltere von Celle trat solches im Jahre 1635 seinem Bruder Georg ab, bei dessen hohen Abkömmlingen es mit kurzer Unterbrechung der französischen Fremdherrschaft bis jetzt geblieben ist. Nachdem seit dem Ende des 30jährigen Krieges die alte Burg Calenberg allmählig dem Zahne der Zeit erlag und zur Ruine ward, besorgte Georg's zweiter Sohn, Herzog Georg Wilhelm, ehe er das Fürstenthum Lüneburg bekam, den Bau des neuen Calenberg, welches gegenwärtig eine ansehnliche Domaine ist. Es enthält neun

Häuser, zur Pfarre Jeinsen gehörig, und war bis zum Jahre 1817 der Sitz des größten Amts der Provinz. Seit 1817 ist jedoch dies Amt um die Hälfte verkleinert worden. Die Gegend um Calenberg gehört zu den fruchtbarsten des Königreichs Hannover.

Königslutter *).

Die Stadt Königslutter entstand durch das Kloster gleiches Namens, welches im Jahre 1110, nach andern schon hundert Jahre früher, vom Grafen Bernhard von Haldensleben gegründet wurde. Die Benennung des Stiftes knüpfte sich an einen Bach, der wegen seines lauteren Wassers Lautere, Lutere oder Lutter hieß. Frau Richsa oder Richenza, Kaiser Lothar's Gemahlinn, gab dem Kloster eine neue Einrichtung und Regel. Die Nonnen, welche dasselbe bisher eingenommen, hatten durch leichtfertiges Betragen ihren heiligen Stand und Wohnort geschändet; sie wurden deshalb in's Kloster Drübeck im Harze verwiesen, an ihre Stelle aber Mönche von der Regel des heil. Benedikt gesetzt. Kaiser Lothar dotirte die neue Stiftung reichlich und setzte ihr den strengen, frommen Abt Eberhard vor, den er sammt zehn Mönchen aus dem Kloster Bergen vor Magdeburg gefordert hatte. Auch bauete er die 260 Fuß lange, 88 Fuß breite und 64 Fuß hohe Kirche, schmückte sie mit drei Thürmen und ließ sie im Jahre 1135 zu Ehren des heiligen Petrus und Paulus einweihen. Das Siegel des Abtes führt in Beziehung auf beide Heilige einen Schlüssel und ein Schwert, das des Conventes aber enthält die Bildnisse beider Apostel selbst. Unter den Reliquien waren die wichtigsten: ein Stück vom heiligen Kreuze, etwas Manna, Blut Johannes des Täufers, so wie der Apostel Petrus und Paulus, Stücke von Isaaks Stocke, von der Dornenkrone und vom Handnagel Christi. Von dem wurderthätigen Ablasse, welcher sich an diese Heiligthümer knüpfte, ist bereits im 1sten Bande die Rede gewesen. Seit Kaiser Lothar, welcher eigenhändig den ersten Stein zur Kirche gelegt und sich und dem jedesmaligen Senior seines Geschlechtes die Vogtei über das Stift vorbehalten hatte, führt dasselbe den Namen Königslutter. Es blühete so schnell auf, daß schon Abt Eberhard achtzig Chorherren zählte.

Richsa erstand in Berücksichtigung des zunehmenden Conventes ein Vorwerk mit 15 Hufen Landes für 150 Pfund Silbers und machte damit dem Kloster ein Geschenk, welches nachher Herzog Heinrich der Löwe bestätigte und mit dem Vorwerke Walesberg, einem Gehölze, dem Herzogenberge, sowie mit

*) S. Jon. Letzner's Beschreibung des Stiftes Königslutter und Meibom's Bericht, mit Anmerkungen herausgegeben. Wolfenb. 1715.

neun Hufen Landes zu Kneitlingen und liegenden Gründen zu Ingeleben vermehrte.

Kaiser Lothar erkrankte auf seinem Rückzuge aus Italien zu Verona und schleppte sich mühsam bis zu einem elenden, zwischen Inn und Lech belegenen Dorfe, Namens Bredin oder Breduwan, wo er in einer schlechten Hütte, in den Armen Erzbischofs Conrad von Magdeburg, am 5. December 1137 verstarb. Seine Leiche wurde in Gegenwart sämmtlicher sächsischer Grafen und Herren zu Königslutter in der Stiftskirche beigesetzt. Neben ihr wurden im Jahre 1139 die Gebeine Heinrich's des Stolzen, Herzogs von Baiern und Sachsen, des Schwiegersohnes von Lothar, bestattet. 1141 starb auch Frau Richsa; sie ruht gleichfalls neben Kaiser Lothar und zwar zu seiner Linken.

Das Grab war früher mit einem steinernen Monumente bedeckt, welches außer den Bildnissen der drei daselbst beigesetzten Personen, mehrere auf deren Leben bezügliche Inschriften enthielt. J. J. 1620 wurde das Grabmal geöffnet und man fand in Lothars Sarge eine bleierne Tafel mit lateinischer Inschrift, welche einige Data aus des Kaisers Leben bewahrt. Außer dieser Tafel fand man ein Schwert, einen Reichsapfel von Blei, einen kleinen silbernen Kelch und eine Oblatenschüssel *); ferner etwas vom Sporen und ein Stück doppelten Taffet vom Rocke, der bei der Eröffnung schön carmoisinroth gewesen, aber gleich darauf verblichen sein soll.

Durch den Einsturz der Kirchendecke wurde das Monument dermaßen beschädigt, daß sich die Fürstl. Klosterrathsstube i. J. 1708 durch den Abt Fabricius veranlaßt sah, die Herstellung eines neuen kunstvollen Denkmals von Nordheimer Alabaster, zu genehmigen. Der geschickte Bildhauer Helwig aus Helmstedt hat diese neueren Figuren nach den zertrümmerten alten angefertigt.

Unter anderen Merkwürdigkeiten der herrlichen Stiftskirche, die eine der vorzüglichsten des Landes ist, dürften besonders die äußerst kunstvollen Säulen der ersten Halle in den Kreuzgängen zu erwähnen sein, welche einen Reichthum architectonischer Ornamente darbieten.

Die Ansiedelungen neben dem Kloster nahmen von Jahr zu Jahr zu; doch scheint der Ort erst nach der Zerstörung des Dorfes Schoderstedt, dessen Einwohner, wahrscheinlich in den Reformationskriegen, nach Königslutter flüchteten, zu einer Stadt erhoben zu sein. Daß Schoderstädt in Kriegsläuften seinen Untergang gefunden, steht unter allen besonneneren Geschichtsschreibern fest, von denen einer **) im Anfange des vorigen Jahrhunderts ausdrücklich berichtete, daß das „Mastmeyersche“ Haus am Markte aus den Steinen der Schoderstädtschen Kirche erbauet worden sei. Schon früh bildete indessen die Sage mit schöpferischer Phantasie den Untergang Schoderstädts zu einem wunderbaren Ereignisse um, welches nach einer Chronik von Riddagshausen sich also zugetragen haben soll: „Im Jahre des Herrn 1223 begab sich ein groß Erdbeben in Ita-

---

*) Siehe die Abbildung.

**) Der Herausgeber und Critiker des Letznerschen Manuscriptes, S. 26.

lia und längs dem Rhein. Die alte Stadt Cöln ward sehr verheert und rothe blutige Erde fiel zu Mainz aus den Wolken, wie Regen. Am Himmel stand ein schrecklicher Comet, wie eine Ruthe, die die sündige Welt büßen und strafen sollte. Da geschah bei dem Städtlein Königslutter, wo der großmächtige Kaiser Lotharius II. vor hundert Jahren sein Grab sich selbst erbaut hat, daß am Freitag nach St. Veits des Märtyrers Tag ein so entsetzlich Blitzen und Donnern sich erhob, daß die Geistlichkeit im Kloster vom Morgen bis zur Nacht auf den Knien lag und man die Gebete, um Mittag, bei Lichtschein lesen mußte. Die Erde schwankte dermaaßen, daß die Knieenden umfielen und die Glocken von selbst läuteten. Als aber die Nacht sich verzog und Abends sechs Uhr die Sonne erschien, da war das Dörflein Schoderstädt, so bei Lutter gelegen, sammt Menschen und Vieh untergegangen in die Erde, und war an seiner Stätte ein tief, schwarz Wasser. Es ist aber ein einzig Häuslein erhalten und stehen blieben, darin war der Vater vor Schrecken todt und die Mutter sinnlos; die einzige Tochter aber ist nach Helmstedt in St. Annä Kloster gegangen, Gott zu dienen ihr Leben lang. Ist aber die Summa der dahingenommenen Seelen gewesen dreihundert und siebenzehn, ohne die Kinder. Denen allen Gott genade!" „1245 am Tag Jacobi erhob sich ein gar arger Sturm, so daß er das Dach an unserer Kirchen arg beschädigt und Wagen und Vieh umgeworfen. Zu Quedlinburg sind Steine vom Himmel gefallen, die stanken wie höllischer Schwefel, und zog bei Nacht ein leuchtend Feuer wie der Drache selbst durch den Elm. Der tiefe See, in dem vor etlichen Jahren das Dorf Schoderstädt versunken, ist gar verschwunden und an seiner Stelle viel weißer Sand aus der Tiefe gequollen. Domine miserere nobis!" Herr Schmidt *) hat der Mittheilung dieser alten Nachrichten eine Beschreibung der nunmehrigen Localität des untergegangenen Dorfes vorausgeschickt. Eine kleine Stunde östlich vom Städtchen — so berichtet er — ist mitten in fettem Ackerboden plötzlich ein etwa 10—15 Fuß abfallender steiler Uferrand. Die Vertiefung ist eirund, wohl tausend Schritt lang und sechshundert breit. Dies ganze Becken ist mit sehr feinkörnigem, schneeweißen Quarzsande gefüllt, den die Bauern von Rottorf nach Braunschweig fahren, wo er zu häuslichen Zwecken benutzt wird. Aus dem blendend weißen Boden, der kaum hin und wieder einen mageren Grasbüschel ernährt, ragen da und dort schwarze, halb verwitterte Balken hervor und erinnern an das Leben, das hier einen jähen, grausen Tod fand. Es ist ein schauriges Plätzchen, von keiner Saat übergrünt, von keiner Lerche umschwirrt. Nur die Eidechse schlüpft über den dürren farblosen Sand, der mitten unter den wogenden Saaten todtöde, todtbleich im Winde zischend rieselt. — Nach dieser Darstellung ist die Gegend allerdings sehr zu einer Werkstadt der dichtenden Sage geeignet.

Das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert waren reich an Unheil für Königslutter. Im J. 1571 brannte die Stadt, sammt dem Rathhause, bis

*) Im Buche der Welt. Bd. 1. S. 252.

auf drei Häuser, gänzlich nieder, und kaum war sie aus der Asche erstanden, so gingen 1613 abermals 126 Häuser in Flammen auf. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie 1627 dermaßen ausgeplündert, daß sie von der Bürgerschaft verlassen werden mußte. Diese Gräuel wiederholten sich 1636 und 1640. Im letzteren Jahre wurde ihr so furchtbar zugesetzt, daß ein halbes Jahr lang weder Menschen noch Thiere in der Stadt anzutreffen waren. Eine Zeit lang soll im dreißigjährigen Kriege das Vieh dadurch gerettet sein, daß man es den Schneckengang hinauf in den Hauptthurm der Stiftskirche trieb. Dieser Schneckengang, den man hinauf reiten und fahren kann, ist eine besondere Merkwürdigkeit und sehenswerth.

Weit und breit bekannt ist das Luttersche Bier, Duckstein genannt, nach dem Steinlager, über welches die Lutter, aus der das Bier gebrauet wird, sich im untern Theile der Stadt ergießt. Das Steinlager, welches sich weithin verbreitet, liefert ein zu Wasserbauten vorzügliches Material. Um die 7 Quellen der Lutter hat sich der Abt Fabricius, dessen Grabmal in der Stiftskirche zu finden und der Aufmerksamkeit würdig ist, durch einen kunstvollen Ueberbau verdient gemacht, welchen er durch den Steinhauer Wend im J. 1708 ausführen ließ. Das Gebäu ist 22 Fuß lang, 11 breit und 15 Fuß hoch. Die Inschrift enthält die Jahreszahl 1708 und die Namen des regierenden Herzoges Anton Ulrich und des Abtes Fabricius. Unter derselben ruht ein alter Mann, aus Stein gehauen, an einen Berg gelehnt und in dem linken Arme ein Gefäß haltend, aus welchem ein Fluß quillt. Die Unterschrift heißt: Ex fonte bibens fontem corona; d. i. „aus der Quelle trinkend, kröne die Quelle.“ Vom Prior Julius Bremer, welcher im J. 1713 verstarb, rührt noch eine lateinische Beschreibung des Lutterbaches her, welche in launiger Weise die Vorzüge des Wassers aufführt.

Die Vortheile, welche die Lutter gewährt, haben sich vor einigen Jahren durch Anlegung einer Wasserheilanstalt um einen vermehrt.

Diepholz und Lemförde.

Es sind uns noch Ansichten zugekommen, welche die beiden Schlösser im bewohnten Zustande darstellen und wir verfehlen daher nicht, dieselben hierbei mitzutheilen. Lemförde ist von derselben Seite aufgenommen, wie das früher gelieferte Bild, welches uns den Ort zum großen Theil verwüstet zeigt, dessen Ruinen jedoch bei Vergleichung die frühere Beschaffenheit leicht wieder erkennen lassen. Dagegen ist die Kirche schon eine andere, als die von 1621, und 1655 sank diese schon wieder in Asche. Lemförde hat unter Kriegsdrangsalen unendlich gelitten, so daß alte Schriftsteller berichten: „es sei bei gewährtem unseligen Kriegswesen von den kriegenden Partheien dermaßen oft eingenommen,

und wieder verloren, die Festung niedergerissen, und wieder erbaut, auch das Flecken geplündert und eingeäschert worden, daß dergleichen wenig Orten in Deutschland widerfahren.

Diepholz ist von der entgegengesetzten Seite gezeichnet und bewahren die Ruinen des Schlosses auf dem erstgelieferten Bilde gleichfalls noch deutlich die Formen der früheren Gebäude. Ein Bericht von 1654 meldet: „dieses Gräfliche Residenz-Haus ist viereckig gebaut und mit großen Sälen und andern Gemächern überflüssig versehen, auch mit einem hohen starken Walle umgeben gewesen. Es hat aber bei leidigen Kriegszeiten seinem Ruin nicht entgehen können. Denn nachdem es im Jahre 1637 durch einen unvermutheten Anschlag überrumpelt und von dem Schwedischen Obristen Kratzenstein eingenommen worden, ist darauf Feuer an die Gebäude gelegt, welche etliche Tage gebrannt, und wann das Feuer etwa durch Regenwetter oder sonst an etlichen Orten erloschen, hat man es sofort mit dürrem Holze und Stroh, welches aus dem Flecken bei Fudern hinauf gefahren worden, an andern Orten wieder angezündet, bis alles Holzwerk, und was des Feuers Macht unterworfen, gänzlich eingeäschert und nichts als etliche Mauern und Rudera stehen geblieben. Die Wälle sind gleichfalls, wiewohl auf Landesfürstlichen Befehl herabgenommen und in den Graben gebracht. Anno 1651 ist es auf Fürstliche Verordnung wieder in etwas reparirt und ein Stockwerk daran aufgebauet worden, mit welchem Baue dann vermuthlich ferner wird verfahren werden."

Bei der Geschichte des Schlosses Diepholz, Seite 200 unten, ist noch zu berichtigen, daß nicht dieses Schloß dem Jürgen Scherz überlassen wurde, sondern allein die alte gräfliche Burg zu Cornau.

Der Lange- oder Wipper-Thurm an der Langen-Brücke in Braunschweig.

Dieser zur Befestigung des Weichbildes der Altstadt dienende Wartthurm, wird zugleich mit den die Altstadt umgebenden Mauern erbaut sein. Die Oker erreichte hier ihre größte Breite, und zur Verbindung der beiden Stadttheile Altstadt und Altewiek diente die früher hölzerne, jetzt massive Lange-Brücke. Nach einer Baurechnung des Jahres 1388 ist der Lange-Thurm durch den Zimmermeister Wernecke und seine Knechte ausgebauet, ein Stock oder Richtebaum für vier Pfennig hinein gesetzt, der Thurm mit Thüren versehen und von des Rathes Steindeckermeister Goedeke gedeckt,, der für diese und noch andere Arbeiten zusammen 28 Mgr. erhielt. Für eine Leiter in den langen Thurm erhielt im Jahre 1389 der Bürger Botterstoter 10 Pfennige. Dieser führte seinen Familiennamen von dem Amte eines Butterstoßers auf hiesigem Markte, welcher die Butter der Verkäufer in gezeichneten Gefäßen nachzumessen hatte.

Ueber die innere Einrichtung des Thurms und ob derselbe außer zu einer Warte anfänglich noch zu etwas anderm diente, verlautet nichts. Soviel ist jedoch aus den Anführungen verschiedener Schriftsteller als sicher anzunehmen, daß derselbe bald nach seiner Erbauung zum Aufenthalte für Verbrecher aus angesehenen bürgerlichen Familien, welche den Umständen nach darin ihren Tod auf eine schauderhafte Weise fanden, eingerichtet war, wodurch denn der Thurm einen Grauen und Schrecken erregenden Ruf von allerlei darin hausenden Ungethümen, welche dem Leben der armen Sünder unter vielen Qualen ein Ende machten, nicht ohne allen Grund erhalten haben mochte. Unter andern berichtet Rhetelmeyer im ersten Bande seiner Kirchengeschichte Seite 143, daß jener Thurm, als die Stadtmauer weiter herum gezogen sei und derselbe nebst der Langen-Brücke, so wie das wüste Bruch und das Egidienkloster mit in die Ringmauer der Stadt zu liegen gekommen, dazu gebraucht worden, diejenigen Personen aus vornehmen und ehrlichen Geschlechtern der Stadt aufzunehmen, welche es so grob gemacht, daß sie das Leben verwirkt hätten, um durch eine öffentliche Beschimpfung dem Ansehen ihrer Familie nicht zu schaden, wie sich in alten geschriebenen Chroniken aufgezeichnet finde.

Glaubwürdigere Nachrichten über diese Angaben sind von einem Augenzeugen, dem aus einer alten, seit 1410 hier ansässigen Familie stammenden im Jahre 1630 als Zeugmeister hier angestellten Zacharias Boiling niedergeschrieben, und verdienen dessen Nachrichten um so mehr Beachtung, als derselbe ein in seinem Fache gebildeter, im Kriege erfahrener, und mit den Angelegenheiten der Stadt genau bekannter Mann war.

Nach Abhandlung anderer Gegenstände berichtet derselbe über die künftige Aufbewahrung des Pulvers im Langen- oder Wipper-Thurme und schildert dabei die Gefahr, in welcher das Alte-Stadt-Rathhaus, so wie die ganze Stadt, durch die bisher unter dem Rathhause, neben der Rathsküche in den nur mit hölzernen Thüren verwahrten Gemächern, aufbewahrten Pulvervorräthe, welche sich im Jahre 1630 auf 400 Centner belaufen, geschwebt habe. Ueber den frühern Zustand des Thurms läßt sich derselbe folgendermaßen aus: „Man heißet diesen Thurm den Wipperthurm, woher er aber den Namen, kann ich nicht wissen. Es ist keine Anzeigung eines Orts, daß eine Wippe daselbst sollte gewesen sein. Die Windeltreppe gehet hinauf bis auf den obersten Boden, von dannen ist ein Loch an den Seiten, da bloß ein Mensch auf einer Leiter hinunter steigen kann, ins mittelste Gewölbe und selbiges Loch ist mit einer starken Fallthür und mit Riegeln verwahret. In diesem mittlern Gewölbe hat man die Gefangenen sitzen gehabt. Ob man sie nun hat verschmachten lassen, oder ob man ihnen die Köpfe heruntergeschlagen, weiß ich nicht. Dies Gewölbe hat im Boden recht in der Mitte eine enge Luke, so mit einem Stein und starken Riegeln verwahrt, daselbst kann ein Mensch genau auf einer Leiter hinunter in des Thurmes Boden steigen. Ich bin nebst Arndt Starken mit einem Licht drunten gewesen, wir haben noch ein Paar Toffeln darin gefunden, so mit rothen Sammt überzogen, sonsten liegt es daselbsten

voller Menschenknochen, ohne die Köpfe, deren stehen fünfe oben, wo anjetzt das Pulver liegt. Man hält dafür, daß noch bei B. (Bürgermeister) Curdt Dörrien Zeit (wahrscheinlich Curdt Döring, welcher noch 1602 regierte) eine Person in diesen Thurm gebracht, und ich nehme einen Argwohn von einer Anzahl Schlakken aus der Schmiede gebracht, liegen unten auf des Thurmes Boden, recht unter dem Loche, da man hinunter steiget, und siehet als wann ein Körper damit bedeket wäre, dem sey nun wie ihm wolle, so sein doch die Schlakken vergebens nicht hineingebracht."

„Dieser Ort ist so abscheulich, daß ich's dafür hielte, wann man einen ruchlosen bösen Menschen nur hinein brächte, und ihm den Ort nur zeigete, er sollte sich bessern."

„Sonsten finde ich hievon eine alte Schrift die lautet: „**Thorn von der langen Brügge in Bronswik.**"

„Düsse Torne is in olden Jaren darto gebruket, wan id de van den Geschlechtern unde anderer guden Lüde Kindern nicht wol gemaket, dat se örer öveldath halver dat Leven vorbroken unde den Doth vordeinet, So heft man se heimeliken darinne gebracht, unde hebben darinne vorschmachten unde vorfulen möthen, darmidde se öhren Eldern unde öhren Fründen, nicht tho schanden, van dem Scharpenrichter opentlik möchten gedödet werden. Finde derwegen van olders beschreuen, dat se se van den Geschlechtern in düssen vorgenemeten Toren sind umme gebracht, welken namen hierna vortekent stahn."

„Cord Ursleuen, hadde sinen Vadder geschlagen, dat he daran starff, darumb dat he öhme so veel geldes nicht geuen wolde, alse he von öhme eschede (forderte) unde vorterde."

„Hans Holtnikker, de hadde dat sine vorbrasset unde schendliken umbgebracht mit Horen unde Boren, unde brak siner Süsterman (Schwäger) dat Conter up, unde nam öhme darut eine Summe Geldes unde gink darmedde van, unde öhme ward nah getrachtet und ward wedder gekregen, unde moste in den Toren unde darinne vorfulen."

„Hinrik van Kalve, hadde sine Süster beschlapen, dat man öhne schelde gebrand hebben (gebrandmarkt haben) darumb ward he in den Toren gebracht, darinnen moste he vorsmachten, up dat he den Fründen nich tho schanden gebrand worde."

„Achatius Gruben hadde sinen Sonen na Andorpen (Antorf) gesand, dat he by einen Kopman wesen scholde, dar borgede he up, wat he krigen konde, unde stal einen Kopmanne uth Engeland dreyhundert Nobelen, de vorterde he tho Andorpen unde Brügge mit Horen unde Boren, unde brachte de schendliken umme, unde he ward darumme gefanget unde man wolde öhme darumme gehenget hebben, averst sin Vader moste den Kopmanne uth Engeland de 300 Nobelen wedder betalen, unde dem Richter edder Schulten tho Andorpen, tweyhundert Goldgulden geuen, darmedde he nich gehenget werde, unde he is alhir in den Toren ummegebracht."

„Hinrik Spangen hadde sines Vaders Gut, dat öhme angeeruet was,

schendliken vordobbelt (verspielt) unde vortert, unde nam eine openbare Hore tho echte (zur Ehe) unde makede falsche Brene, dar he de Lüde mede bedrog, und he ward darumme beklaget, und ward in den Toren geworpen, darin moste he vorsmachten."

„Hans Hustidde, was sinen Vader unde Meder ungehorsamb, unde stal unde nam denen, wat he krigen konde, unde log unde drog malk (jedweden) dat sine aff, unde vorterde dat unde brachte dat schendliken herdorch, leip na Erforde unde Nürenberg, unde makede falsche Breve, under sines Vadern namen, an de Koplüde dar sin Vader medde handelde, dat se öhme wolden so unde so veel geldes daen, he wolde eth öhme in Lübek wedder erleggen, kreig unde entfeng also tho Nürenberge 400 Gulden van den Koplüden, unde brachte de schendliken umme, ward derhalben in den Toren geworpen unde moste darinne vorsmachten unde vorfulen."

Soweit lauten die Angaben des Zeugmeisters Boiling über diesen Gegenstand, in den von ihm hinterlassenen, seiner Witwe abgekauften, und durch diesen Umstand theilweise bis auf unsere Zeit erhaltenen Notizen über manche Angelegenheiten, namentlich über das Zeugamt, die Befestigung der Stadt und das damalige Kriegswesen.

Der Namen „Wipper-Thurm" soll daher entstanden sein, daß bei ihm an der Oker eine sogenannte große Wippe, wie man sie noch an Brunnen auf dem Lande findet, vorgerichtet war, an deren Baume statt eines Eimers ein Korb befestigt wurde, in welchen man nach alter Sitte die Gartendiebe setzte, um sie je nach der Größe des begangenen Diebstahls, ein oder mehrere Male zur allgemeinen Belustigung des Volks unterzutauchen.

Eine solche aus der Mode gekommene, auch für die Gartendiebe unserer Zeit gewiß sehr heilsame Strafanstalt wurde auf Antrag der Bürgerschaft noch im Jahre 1590 vorgerichtet, auch war die Wippe am Wendenthore nach der Verordnung vom 18. November 1761 noch im Gebrauche und ist bei ihrer Baufälligkeit 1773 wieder neu hergestellt.

Was nun die Zeit anlangt, in welcher Hinrichtungen oder Verbannungen im Thurme statt fanden, so dürfte anzunehmen sein, daß dieselben im Anfange des 15. Jahrhunderts noch vorgekommen sind, da um diese Zeit viele der obgedachten Tauf- und Familien-Namen hier existirten.

Wie wenig Federlesens übrigens der Rath, gestützt auf seine unumschränkte Gewalt bei dergleichen Einsperrungen in diesen Thurm machte, und wie verrufen derselbe war, ergibt sich aus einem gleichzeitigen, in Hildesheim über die Aussage des ehrwürdigen dortigen Vicarius Johann Düsterdal, zugleich Vicarius der Kirche des heiligen Blasius hieselbst und Magister der freien Künste, von dem Kaiserl. Notar und Geistlichen der Hildesheimischen Diöcese Albert Ryke am 4. October 1404 in Gegenwart mehrerer Zeugen aufgenommenen Notariats Instrumente. Als nämlich der Rath in Braunschweig. Hildesheimscher Diöcese im Jahre 1403 mit dem geistlichen Herrn des Klosters St. Egidii hieselbst, dem Abt Bartold und ganzen Convent halberstädtischer

Diöcese wegen Eigenthums der Egidien- und Dammmühle, welche dem gedachten Kloster seit dessen Stiftung zuständig gewesen, in Streit gerathen, und sich einer Beeinträchtigung schuldig gemacht habe, sei er, der Vicar Düsterdal, von diesem Unrecht schmerzhaft ergriffen und habe von dem Abte des Egidien-Klosters aufgefordert, es versucht, durch ein Gutachten die Rechte desselben an diesen Mühlen vor den Durchlauchtigsten Herren Bernhard und Heinrich, Herzögen zu Braunschweig und Lüneburg, rechtlich darzustellen. Aus diesem Grunde habe nun der Rath voller Haß und Groll, seinen Untergang und Tod beschlossen und, heimlich darüber brütend, ihn bei jenen Fürsten verklagt und gesagt, wie er, Düsterdal, erklärt habe, daß eine Einmischung der Fürsten als ihrer Ehre und ihrem Eide, so wie den geistlichen Gesetzen zuwider wäre, ob er gleich an solche Aeußerungen niemals gedacht. Wie er nun am Tage des heil. Calirtus, Sontag den 21. October 1403 nach der Martini Kirche seine Andacht zu verrichten sich begeben, und nach beendigtem Gottesdienste habe zu Hause gehen wollen, hätten die Bürgermeister besonders Conrad von Ursleve, Heinrich Lutterdes, Johann Wedege (von Velstidde) Heinrich Kniestedt, Fricke Twedorp und Conrad von Broistedde Namens des Rathes, mit Einem genannt Gabbenstot und Lüddeke von Wendessen, so wie Einen genannt Druchard, den sie vor den Advocaten der Fürsten ausgegeben, ingleichen ihre Diener und Pedelle, welche die Bösewichter, Diebe und Mörder zu fangen und zur Tortur zu führen pflegten, ihn grausamer Weise auf öffentlicher Straße und in Gegenwart einer Menge Menschen ergreifen, alle Gottesfurcht bei Seite stellend ihre gottlosen Hände an ihn legen lassen und so in seiner Amtskleidung mit einem Geistlichen ehrbar einhergehend, durch die bewaffneten Pedellen und Malefitzdiener und besonders von jenen Conrad Ursleve und Conrad von Broistedt, denen die Arretirung übertragen, unter vielen Schmähungen und unter dem Zulaufe des Volkes durch die Straßen neben dem St. Ulrichskirchhofe (am Kohlmarkt) vorbei nach der langen Brücke geführt, und daselbst in einem schrecklichen festen Thurm, welcher gewöhnlich „de lange torn" genannt werde, und worin die das Leben verwirkt habenden Verbrecher geworfen zu werden pflegten, eingesperrt; mit ihren eigenen Schlößern und Befestigungs-Apparaten versehen, eingeschlossen, auch durch ihre Genossen bewacht, damit sie ihn durch Hunger und Durst umbrächten. Dann sagt derselbe weiter: „ich bin in diesen Thurme zwei Tage und eben soviel Nächte ohne alle Nahrung, durch Hunger und Durst auf die grausamste Art gepeinigt, auch bin ich in den folgenden Tagen aus Furcht vor Leben und Tod so sehr erschüttert worden, daß ich sowohl hierdurch als aus Melancholie und Einbildung in große Schwäche und Krankheit gerathen bin, so daß ich nie meine auf diese Art verlorene Gesundheit habe wieder erlangen können."

Endlich nach sieben Tagen sei er von dem ehrwürdigen in Christo, dem Bischof Herrn Johann zu Hildesheim zurückgefordert, jedoch nicht eher seiner Haft und Tyranney entlassen, bis er durch Bürgschaft und geleistete Caution

angelobt habe, diese Gefangenhaltung und ihm zugefügte Beleidigung niemals gegen den Rath zu rächen; auch darin zu willigen, daß der Herr Dechant des Stifts St. Blasii Ludolf (derselbe hieß Ludolf von Melchior und wurde 1388 Dechant dieses Stiftes) zu Braunschweig, unter dessen Obedienz er stände und sein Uebergebener sei, ihn noch vier Wochen als Gefangener verwahre und habe er schwören müssen, innerhalb dieser Zeit sich nicht aus seinem Gefängnisse zu begeben und auf die gegen ihn erhobene Klage sich zu verantworten. Er sei nun nach dieser Zusage wiederum in großer Schwachheit auf Anordnung jener Bürgermeister durch den Dechant in ein anderes erschreckliches steinernes Loch eingeschlossen, von allem menschlichen Troste verlassen, und vor Furcht, Trübsal so wie durch die grausamen Wächter als ein Todschläger, ohnerachtet seines Eides, gepeinigt.

Nachdem sei er nochmals in das Gefängniß gekommen und durch den Dechanten streng bewacht, ihm auch der Besuch der heiligen Messe, der Eintritt in die Kirche, so wie die Hülfe eines Arztes verboten, weshalb er denn wegen aller dieser Gräuel und Beleidigung und des dadurch herbeigeführten baldigen Todes, sowohl wider den Rath als den Dechant seine Rechte vorbehalten wolle, und bemerkt dabei noch, daß weder jener Dechant, noch dessen Vorgänger beim Stift St. Blasii früherhin ein Gefängniß gehalten, noch zu halten daselbst Gewohnheit gewesen sei.

Zur weitern Ausführung seiner Klage, und der daraus für ihn entspringenden Ansprüche gegen seine Beleidiger, überweist derselbe seine Rechte, mittelst dieser notariellen Schenkung, unter Lebendigen auf den Todesfall seinen Blutsfreunden, dem Geistlichen der Mainzischen Diöcese Herrmann Düsterdal und dem Geistlichen der Mainzischen Diöcese Johann von Tuzen (?) mit allen Rechtsverbindlichkeiten und bestellt, im Falle jene Herren aus besondern Ursachen die Injurienklage nicht verfolgen sollten, indem er solche alsdann der päbstlichen Cammer zu Betreibung überweist, außerdem noch den M. Nothard, Probst zu Heiligenstadt, so wie den Canonicus der Kirche der heiligen Cecilie in Ohberg Diedrich von der Weyde zur weitern Förderung dieser Sache als Geschäftsführer; setzt dazu in seinem Testamente besondere Summen aus und bestimmt auch, daß dies Instrument einem Jeden auf Erfordern durch den genannten Notar ausgefertigt werden möge.

Ueber den Verlauf dieses Streites ist nichts weiter bekannt und ist derselbe wahrscheinlich wie so viele andere, je näher die Zeit der Reformation heranrückte, eingeschlafen.

Das zu des Zeugmeisters Boiling Zeiten in dem langen Thurme aufbewahrte Pulver wurde bei Uebergabe der Stadt mit aller übrigen Munition Eigenthum der Fürsten. Nachdem solches zunächst in den Thor-Thürmen verwahrt worden ward, 1725 für dasselbe in der Nähe der Egidien-Kirche ein eigenes Magazin erbaut. Der lange Thurm, als innerhalb der Stadt überflüssig, ist 1723 abgebrochen, und bildet die Stelle, wo er gestanden, jetzt einen freien Platz.

Die lange Brücke führte nach einer, durch die Oker hier gebildeten Insel, auf welcher 1245 die Bürger der Stadt mit Consens des Herzogs Otto das noch jetzt als Waisenhaus bestehende ehemalige Hospital Beatae Mariae Virginis für Arme und Kranke der Stadt errichteten.

Der langen Brücke wird im Jahre 1199 schon gedacht, als in dem Streite Herzogs Otto von Braunschweig wider den König Philipp von letzterm Braunschweig belagert wurde, und die Kaiserlichen bei ihren Anstürmen über die lange Brücke von den bewaffneten Bürgern der Stadt und den Truppen der Gebrüder Herzog Otto und Pfalzgraf Heinrich von Braunschweig so stark und tapfer begegnet und zurückgeschlagen wurden, daß ein großer Theil des Feindes, von der Brücke herab stürzend, in der Oker seinen Tod fand.

Nachdem die Brücke öfter mit Dielen neu belegt und reparirt ist, scheint dieselbe 1480 von Steinen erbauet zu sein, indem in diesem Jahre 686 Schock Lutterscher Steine aus den Brüchen am Elme für dieselbe verbraucht sind. Das Bild zeigt im Hintergrunde, links die beiden Thürme der St. Martinikirche, so wie in der Mitte den Thurm der ehemaligen St. Johanniskirche, die auf der einstmaligen Besitzung der Johanniter-Ritter, dem jetzigen Johannis Hofe, beim medicinischen Garten belegen war.

Sack.

Schloß Tecklenburg.

Einer alten Sage nach herrschte im Sachsenlande ein mächtiger Herzog, der drei Hauptburgen am Ossnegg gründete und solche nach seinen drei Töchtern, Iva, Tekla und Rava benannte. Iburg, der alte Bischofssitz der Osnabrücker, Ravensberg, dies alte Grafenschloß, welches mit seiner hohen Warte und seinen letzten Mauerresten stolz auf die Hälfte Westphalen-Landes blickt und endlich Tecklenburg, sollen hieraus entstanden sein. Wenn gleich nun Fabel und Legende, wie der Epheu dieses alte Schloß umkränzen, so bleibt es doch gewiß, daß schon zur Zeit Carls des Großen eine sächsische Hauptburg hier stand, und finden wir aus dem Kaiserhause dieses mächtigen Fürsten und aus dem Stamme Wittekinds, in Ida und Graf Egbert, die ersten Stammvordern des späterhin so gewaltigen Grafenhauses.

Der erste Graf, welcher mächtig in Westphalen auftrat und die alte Tecklenburg zu einem gefürchteten Sitze machte, war Cobbo, ein Zeitgenosse Ludwig des Frommen. Als gegen diesen Kaiser die eigenen Söhne sich empörten, unterstützt vom Papste und vielen Bischöfen, und das Reichsoberhaupt zu Soissons, in der Kirche St. Medard öffentlich Buße thun mußte, und voll Uebermuth Goswin, der Bischof von Osnabrück, dem Kaiser das Schwert von der Seite riß, — da entbrannte im Grafen Cobbo das Gefühl der Rache

gegen Osnabrück, und lange Jahrhunderte fühlte das ganze Bisthum den harten Druck der Schutzvoigtei, welcher von dem Schlosse Tecklenburg aus, über die beiden Bisthümer Osnabrück und Münster, ausgeübt ward. Auf einer Reise, die Cobbo in Reichsangelegenheiten zu dem Könige Horich nach Norwegen unternahm, lernte er den Missionär Gosbert, der vorher Mönch im Kloster Corvey gewesen war, kennen, und bewirkte es, daß dieser zum Bischof von Osnabrück erwählt ward, Gosvin dagegen, wegen seines Frevels an der geheiligten Person des Kaisers, in das Kloster Fulda gebracht wurde.

Mit harter Hand drückte nun Graf Cobbo lange Jahre das Osnabrücker Bisthum und wandte die Haupteinkünfte desselben, die Zehnten, seinem Bruder, dem Abte Warin († 853) von Corvey zu, und riß an Schloß Tecklenburg manche Besitzung. Cobbo, der Führer der Grafen und ihrer Gefolge und Heermänner in der mörderischen Schlacht bei Ebsdorf (880), wo die Normänner den deutschen Heerbann vernichteten, Hamburg in Trümmer legten und einen großen Theil der deutschen Grafen und Bischöfe erschlugen, der Bruder Ludolphs, des sächsischen Herzogs jenseits der Weser, aus dessen Geschlechte Heinrich der Vogelsteller und die Ottonen hervorgingen, hatte die Tecklenburg zu dem mächtigsten Punkte Westphalens erhoben, und als er 883 am 3ten April sein Haupt zur Ruhe legte, gehörte das weite Land zu beiden Seiten des unteren Ossninggs bis weithin zum deutschen Meere zu Tecklenburg.

Unter den Nachkommen Cobbos sehen wir Wilhelm, Grafen von Tecklenburg mit dem Könige Heinrich dem Vogelsteller in die Ungarnschlacht bei Merseburg ziehen, und Theodobald, aus dem Geschlechte der Tecklenburger, kämpfend für Kaiser Otto 938 dessen aufrührerischen Bruder Tankmar in der Eresburg überwinden und am Altare der Kirche niederstoßen. Ueberhaupt treten unter allen Reichs-Verhältnissen die Tecklenburger Grafen mächtig wirkend mit auf, und da es in jenen Zeiten nie an inneren Fehden und äußeren Kriegen fehlte, finden wir diese Grafen fast immer mit dem Schwerte in der Hand gegen ihre Nachbarn, oder gegen die Feinde des Reiches. Zu den Zeiten der Sachsenkriege, die dem unglücklichen Kaiser Heinrich IV. so gefährlich wurden, stand Graf Bernhard mit dem klugen Osnabrücker Bischofe Benno II. auf der Seite des Kaisers und so hatte dieser zwei Hauptburgen Westphalens, Iburg und Tecklenburg auf seiner Seite, und konnte den übrigen Machthabern Westphalens hiermit trotzen. Als Lothar, Herzog von Sachsen und Graf von Süpplingenburg mit Kaiser Heinrich V. um die Krone stritt und 1115 am Welfes-Holze des Kaisers Anhänger in Westphalen schlug, Dortmund zerstörte, Schloß Bentheim belagerte und Münster mit Feuer und Schwert vernichtete, standen die Tecklenburger Grafen auf der Seite Lothars. Die große Last des Voigteirechtes, welches von Tecklenburg aus über beide Bisthümer ausgeübt ward, verlor sich 1173 für das Bisthum Münster; indem der damalige Bischof Ludwig, aus dem Geschlechte der Tecklenburger, solche Rechte von Simon, Graf von Tecklenburg abkaufte.

Dieser Graf Simon von Tecklenburg, welcher sich mit andern Westphäli-

schen Grafen und Rittern an die Züge Kaiser Friedrich Rothbarts schloß, war in der ersten Welfen- und Ghibellinen-Schlacht 1181 gegen Heinrich den Löwen auf dem Halerfelde, dicht unter dem Schlosse Tecklenburg, der Anführer der Westphälischen Grafen, hatte aber das Unglück, in dieser Schlacht in Gefangenschaft zu gerathen. Nachher trat er auf die Seite Heinrich des Löwen, kämpfte für diesen in fast allen Schlachten, vertheidigte Lübeck für ihn und starb für die Welfen in einem Treffen gegen die hohenstaufisch gesinnten Grafen von Ravensberg. Mächtiger noch als er trat für die Sache der Welfen sein Sohn Otto auf, ein Zeitgenosse, Freund und muthiger Vertheidiger Kaiser Otto's IV., der nicht allein in Westphalen gegen die Ravensberger Grafen die Sache der Welfen vertheidigte, sondern auch alle Kriegszüge gegen Philipp von Schwaben mitmachte. In der Schlacht bei Bovines (1214) gegen Philipp August, König von Frankreich, kämpfte er mit dem tapferen Bernhard von Horstmar, dem stärksten und kräftigsten Ritter seiner Zeit, dem sowohl Kaiser Friedrich Rothbart und Heinrich der Löwe, als auch Richard Löwenherz und Sultan Saladin, dieses Zeugniß gegeben — als Leibwächter des Kaisers und wurde gefangen. Otto's Bruder, Adolph, ward 1216 zum Bischof von Osnabrück erhoben. Er half die vernichtenden Kämpfe, welche Tecklenburg gegen Ravensberg durch lange Zeiträume hindurch führte, als welfisch gesinnter Westphälischer Fürst mit durchführen, bis Kaiser Friedrich II. gebot, die gemachten Eroberungen wieder herauszugeben. In schlimmere Fehden als die Welfischen waren, gerieth Graf Otto durch den Schutz, welchen er dem Grafen Friedrich von Isenburg und Altena, der seinen Oheim, den Erzbischof Engelbert von Cöln in der Nähe des Isselberges auf offener Landstraße erschlagen hatte, auf dem Schlosse Tecklenburg gegen Papst und Kaiser angedeihen ließ. Graf Otto wurde deshalb 1226 mit dem Banne belegt, vertheidigte aber dennoch muthig seinen unglücklichen Schwager, den Grafen von Isenburg, fast gegen ganz Westphalen. Endlich jedoch fiel der Letztere in die Macht des Kaisers, der zu Nürnberg über ihn Gericht hielt und ihn 1227 zu Cöln rädern ließ. Der Zorn der Westphälischen Bischöfe und Grafen brach nun gegen Tecklenburg allein los; der Erzbischof von Cöln, Heinrich von Möllenark, und die Bischöfe von Münster und Osnabrück, beschlossen urkundlich, Schloß Tecklenburg und alle gräflichen Burgen und Länder unter sich zu theilen, auch die hohenstaufisch gesinnten Grafen Otto und Ludwig von Ravensberg erneuerten den alten Kampf, um endlich ihren mächtigen Gegner zu besiegen. Mächtig durch großen Länderbesitz war aber auch Graf Otto, und er wagte kühn den Trotz gegen den herannahenden Kriegssturm; manches Land, manches Schloß und Dorf war sein, viele Ritter und Vasallen folgten seinen Zügen, und seine Burgmänner saßen auf den Schlössern von Iburg, Groenenberg, Hunteburg, Wittlage, Fürstenau und Rechenberg, und sein waren die Burgen zu Lingen, Bevergern, Arkenow und Oite. Mit ihm kämpfte der Herzog von Limburg, dessen Schwester der unglückliche Graf von Isenburg zum Weibe gehabt, und zu ihm standen außerdem noch die von Schwalenberg und Stein-

furth. Bei Bergeshöved kam es zur Schlacht, in welcher Graf Otto von Tecklenburg gefangen und sein Waffenbruder Wicbold, Graf von Dissen erschlagen ward. Otto mußte nun viele Opfer bringen und konnte sich nur freuen, daß sein festes Schloß nicht in die Hände seiner Feinde fiel. Dieser Kampf endigte für Tecklenburg mit der Abtretung der Voigtei-Rechte an Osnabrück.

Auch mit den Grafen von Ravensberg schloß Tecklenburg Frieden, und Otto's einziger Sohn Heinrich verlobte sich mit Jutta, der Tochter des Grafen Otto von Ravensberg und der Sophia, Gräfinn von Oldenburg. Heinrich starb aber früh und mit ihm erlosch der Tecklenburger Mannsstamm. Seine beiden Schwestern, Hedwig und Elise, verehligten sich mit den Grafen Otto von Bentheim und Heinrich von Oldenburg, und so kam Schloß Tecklenburg in andere Hände. Graf Otto von Bentheim vereinigte dadurch beide Grafschaften, Tecklenburg und Bentheim, in eine geschlossene Ländermasse; Heinrich, Graf von Oldenburg, der Gemahl Elisens, welcher von den Tecklenburger Besitzungen mit seiner Gattinn Blotho, Essen und Dite erhalten hatte, starb auf einem Pilgerzuge im gelobten Lande, nachdem er vorher seine Besitzungen und Länder wieder an Tecklenburg zurückgegeben hatte. Simon Graf von Tecklenburg kämpfte mit in der großen Schlacht bei Wohringen 1288. Otto der Vierte von Tecklenburg versetzte das Schloß für 900 Mark an den Bischof Conrad von Osnabrück. Hieraus entstand eine Fehde; es zogen die Grafen Eberhard von der Mark und Wallram von Jülich nach Tecklenburg, um solches vor der Besitznahme der Osnabrücker zu schützen, und rückten vor die Stadt Osnabrück, welche sie hart bedrängten. In einer Fehde, die Graf Eberhard von der Mark mit dem Erzbischofe von Cöln führte, standen der Bischof von Münster und die Tecklenburger Grafen einander gegenüber. Die Tecklenburger überfielen die Bischofsburg, und nur mit genauer Noth rettete sich der Bischof Eberhard von Münster vor dem eindringenden Grafen Simon. Dieser Simon, ein Bruder des Grafen Otto des Vierten von Tecklenburg, bekleidete bis 1310 das Marschallamt von Westphalen.

Graf Otto V. erhielt mit dem Tode seines Schwagers Günzelin, Grafen von Schwerin, der 1326 ohne Erben starb, diese Grafschaft. Viel unruhiger wie er lebte Nicolaus von Tecklenburg, der in steten Fehden mit seinen Nachbaren lag. Er verkaufte 1356 die Grafschaft Schwerin wieder für 20000 Mark. Wegen Burg Rheda entstanden nun verschiedene Streitigkeiten, die vorzüglich Graf Otto VI. führte, der sich außerdem noch durch den Schutz, welchen er dem Burggrafen von Stromberg angedeihen ließ, in vielfältige Händel verwickelte, und namentlich mit Osnabrück in steter Befehdung lag. Die Bürger der Stadt durften sich kaum aus ihren Thoren wagen, wenn sie sich nicht den Ueberfällen der Tecklenburger Preis geben wollten. Endlich aber schlossen Bischof Didrich von Osnabrück, Lorenz von Münster und Heinrich Spiegel von Paderborn ein enges Waffenbündniß zur Bekämpfung des Tecklenburger Grafen, nahmen ihm Versmold, schleiften Schloß Halstenbeck und

gingen auf Burg Rheda los. Otto von Tecklenburg mit dem Stromberger Burggrafen, beide das Kriegshandwerk kennend, lachten hinter diesen festen Mauern der vereinten bischöflichen Macht. Schloß Rheda ward aber eng eingeschlossen, sechs Monat belagert und endlich eingenommen. Otto sah sich nun genöthigt, den Burggrafen aus seinem Schutze zu entlassen, der von Didrich von Osnabrück verfolgt, Westphalen verlassen mußte, und in Grubenhagen eine Zuflucht fand

Nicolaus II. von Tecklenburg gerieth in heftige Fehde mit dem Münsterschen Bischofe Otto, Graf von der Hoya, welcher vereint mit dem Bischofe von Osnabrück in die Grafschaft Tecklenburg fiel und das feste Schloß Kloppenburg belagerte; auch ward das Schloß Oite, sammt der Hümblinger Landschaft dem Grafen genommen. Die Bischöfe frohlockten zu früh über ihren Sieg, indem Nikolaus sie vor die heilige Vehme laden ließ wegen Beraubung seiner Schlösser. Da sollten nun sich zu Rechte stellen Otto von der Hoya, Bischof zu Münster, Johann von der Hoya, Bischof zu Paderborn, Graf Bernhard von Bentheim, der Domherr Herrmann von Münster, Sweder von Deepenbreck, Bernhard und Gödicke von Münster, der Bürgermeister und Rath von Coesfeld, Meppen, Haselünne, Münster, Wahrendorf, Telgte und über hundert andere Ritter. Ihr Nichterscheinen hätte ihnen den Tod bringen können in jenen Zeiten, und es ward Alles angewandt, den Freigrafen Hermann Rhyne zu bewegen, einen jeden der Geladenen wieder in sein Recht zu setzen, was denn auch endlich geschah.

Im Jahre 1398 fiel Nicolaus aber wieder in das Bisthum Münster, plünderte und verheerte Alles, und schleppte ungeheure Beute nach der festen Tecklenburg hinauf. Die Bischöfe von Osnabrück und Münster erneuerten abermals ihren Bund, zu ihnen gesellte sich der Herzog Bernhard von Lüneburg, und der Graf von der Hoya, und mit vereinter Macht rückte man vor das feste Schloß Bevergern. Dieses ward nach vier Tagen erstürmt; bald folgte Lingen, welches damals ein festes Tecklenburger Schloß war, und endlich rückte man vor die große Bergfeste Tecklenburg selbst. Nach langem Andrange und vielen Stürmen mußte sich dieselbe zuletzt ergeben, und nur mit schwerem Lösegelde erkaufte Graf Nikolaus i. J. 1400 vor dem Freigerichte zu Münster seine Freiheit. Vor diesem Freigerichte mußte er an seine Ueberwinder abtreten die Schlösser Kloppenburg, Oite und Bevergern, alle Besitzungen im Emslande und auf dem Hümblinge, die Dorfschaften Krappendorf, Laßdorf, Esterwege, Löhningen, Riesenbeck, Saarbeck, Greven und an der Ems Hembergen, Detten, Rehnen und Schapen, sein Recht auf Kloster Gravenhorst und Lisborn, das Dorf Oelde mit der Paulsburg, seine Rechte auf Kloster Marienfeld, Bechenhorst und Klarholz, das Gaugericht Oelde und verschiedene Gerechtigkeiten um Münster, Meppen und Rheda und auf ewig aller Befehdung seiner Besieger entsagen. Nachdem die Macht des Grafen Nicolaus so geschwächt war, räumten ihm seine Ueberwinder die Schlösser Tecklenburg, Lingen und Rheda wieder ein.

Graf Otto VII. von Tecklenburg war mit in der Schlacht von Detern, indem er dem Friesischen Häuptling Ocko thon Brook mit dem Erzbischofe von Bremen, dem Grafen Conrad von Diepholz, Johann von Hoya und vielen andern half. Ihr Gegner Vokko Ukena zog ihnen mit einer geringen Anzahl Friesen 1426 bei Detern entgegen und schlug die Grafen fürchterlich auf's Haupt, so daß unter den großen Friesenschwerdtern Conrad von Diepholz und Graf Johann von Ritberg todt auf der Wahlstatt blieben, Otto von Hoya und der Erzbischof Nicolaus gefangen wurden und die Grafen Otto VII. von Tecklenburg, Didrich von Oldenburg und der Ritter Didrich Klenke sich nur durch schleunige Flucht retten konnten. Gegen fünftausend Mann waren unter den Friesischen Streichen gefallen und dreitausend zu Gefangenen gemacht.

Späterhin nahm Otto VII. von Tecklenburg Antheil an der durch die Vertheidigung seiner tapfern Bürger so berühmt gewordenen Belagerung von Soest, führte den in Osnabrück gefangen sitzenden Grafen Johann von der Hoya in das Lager des Herzogs Wilhelm von Sachsen und verwickelte sich in die Münsterschen Unruhen, welche wegen der Bischofswahl Conrads von Diepholz und Erichs von der Hoya entstanden waren, wobei er sich zu der Parthei seines Schwagers hielt, indem er mit Irmgard von der Hoya verehlicht war. Bei Kloster Varlar kam es zum Treffen; lange blieb dasselbe unentschieden, bis Conrad von Diepholz die Reihen der Hoyaer Grafen durchbrach, und der Führer ihres Heeres, der jugendliche Herzog Friedrich von Braunschweig gefangen genommen wurde.

Nach Otto regierte im Schlosse Tecklenburg Nikolaus der Böse, der seinen Vater eingesperrt hielt. Er befehdete den Grafen Bernhard von der Lippe, der Melle beraubt und verbrannt hatte, ward jedoch bei Rheda geschlagen. Seine Gemahlinn, Mechtilde Gräfinn von Berg, hatte er wegen einer Buhlerinn verstoßen, ward aber von seinen Söhnen im eigenen Schlosse Tecklenburg überfallen, in den Thurm gesperrt und so längere Zeit gefangen gehalten, bis Otto, der jüngere Sohn ihn wieder zu befreien suchte, und mit bedeutender Macht vor die Tecklenburg zog. Fast ganz Westphalen nahm hieran Antheil, und die alte Burg, welche manches Jahrhundert mit ihren Riesenmauern den vielen Kriegsstürmen getrotzt hatte, hörte jetzt zum erstenmale vor ihren Pforten den Donner der Kartaunen und Feldschlangen. Bald legte sich aber Herzog Wilhelm von Jülich und Berg, der Oheim der beiden streitenden jungen Grafen, ins Mittel, die Belagerung ward aufgehoben, der alte Graf Nikolaus in Freiheit gesetzt, Tecklenburg eingeräumt, Schloß und Herrschaft Lingen und Rheda abgetreten, und beide junge Grafen regierten nun gemeinschaftlich, während dem Alten nur der freie Burgsitz auf der alten Stammburg blieb.

Der alte Graf Nikolaus erscheint noch einmal 1509, als mit außerordentlicher Pracht der neuerwählte Bischof von Osnabrück, Erich aus dem Hause Grubenhagen, eingesetzt ward. Späterhin, als der alte Graf nicht mehr lebte, geriethen die Söhne in Uneinigkeit und Otto überfiel seinen Bruder Niko-

laus in der Kirche zu Schale, ließ ihn nach Tecklenburg schleppen, und dort in den Thurm werfen. Die Fürsten Westphalens vermittelten indessen bald seine Freiheit und Nikolaus erhielt zu seinem Theile Schloß und Herrschaft Lingen und einige Dörfer. Die ruchlosen Sitten jener Zeit verpflanzten sich von Sohn auf Sohn, und Conrad, der Sohn von Otto VIII., nach der Regierung seines Vaters strebend, sperrte auch diesen in den Thurm. Otto's jüngste Tochter aber, die Gräfinn Elisabeth, vermählt mit dem Grafen von Brunkhorst, wandte sich an die Westphälischen Fürsten, verband sich mit Erich, dem Herzoge von Sachsen-Lauenburg, der Bischof zu Münster war, und mit dem Herzog Erich von Grubenhagen, der Bischof von Osnabrück geworden, und mit vielen andern Westphälischen Großen, und erzielte die Freilassung ihres Vaters. Der tiefgebeugte Mann nahm aber den jungen Grafen Conrad zum Mitregenten an.

Während dieser Zeit trieb Nikolaus von dem festen Schlosse Lingen aus allerlei Räubereien und Wegelagerungen, besonders gegen die handeltreibenden Bürger Meppens. Unerwartet stand aber der Bischof von Münster vor Schloß Lingen, eroberte dasselbe und verjagte Nikolaus. Der Herzog Carl von Geldern, der zugleich Burgund besaß, vermittelte jedoch den Streit, Nikolaus erhielt 1520 Schloß und Herrlichkeit Lingen wieder, und der Bischof von Münster, Herzog Erich von Grubenhagen, starb 1522 vor Aerger und Gram über den Verlust dieser Eroberung.

Graf Conrad, der 1527 sich mit Melchtild, der Tochter des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen vermählt hatte, führte durch Pollius und Herrmann Keller die Reformation auf Schloß Tecklenburg und in seinen Ländern ein. Bald darauf entstand in Münster der Unfug der Wiedertäufer, wodurch auch die Grafschaft Tecklenburg mehrfach beunruhigt wurde. Indessen war Nikolaus, der Burgherr von Lingen, 1541 verschieden, und Schloß und Niedergrafschaft fielen wieder an Tecklenburg. Diese Wiedervereinigung sollte aber nicht lange währen. Nach der Mühlberger Schlacht ward auch Tecklenburg in die Reichsacht erklärt und der kaiserliche Befehlshaber Jobst von Groeningen rückte in die Grafschaft. Nikolaus, der den Herzog von Geldern früher zu Hülfe gerufen gegen Münster, hatte diesem damals unter nichtigem Vorwande, Lingen zum Lehen aufgetragen. Der Herzog starb kinderlos, Conrad von Tecklenburg hatte zum Schmalkaldischen Bunde gehört und Kaiser Carl V., beides nutzend, zog als Erbe Burgunds, des kinderlos verstorbenen Herzogs von Geldern Güter ein.

Conrad Graf von Tecklenburg verschied bald darauf am 16. August 1558 auf seinem Bergschlosse. Mit ihm erlosch der Mannsstamm und seine einzige Tochter Anna erbte. Sie vermählte sich mit Eberwin III. Grafen von Bentheim, wie bereits Seite 275 im Artikel Bentheim, auf den wir nun verweisen müssen, berichtet ist. Die Grafschaft Tecklenburg war seitdem nicht mehr von historischer Bedeutung.

Manche Streitigkeiten in späteren Zeiten mit den Grafen von Solms,

welche sich schon in den Besitz des Schlosses Tecklenburg gesetzt hatten, veranlaßten den Verkauf der ganzen Grafschaft an Friedrich I., König von Preußen, für die Summe von dreimalhunderttausend Thaler, und Tecklenburg hörte auf selbständig zu bestehen.

Von dem alten festen Schlosse ward im nächsten Zeitraume mancher Gebrauch gemacht. Nach und nach verfiel es jedoch, und die Hand der Menschen, die so leicht geneigt ist, das Erhabene zu zerstören, wenn es mit kleinen Vortheilen verbunden, versäumte es nicht, zum Ruine dieses gewaltigen Grafenschlosses thätig zu sein und so verschwand ein Gebäude nach dem anderen.

Stolz und mächtig lag einst dies große Schloß mit seinen vielen Nebengebäuden, umschlossen von hohen Ringmauern und Pforten auf steiler Gebirgshöhe und weit hinaus bis zu den Thürmen Münsters dehnte sich der Blick jener Herrscher, die über einen großen Theil Westphalens geboten. Eine Ansicht des Schlosses aus den letzten Jahrhunderten seines Bestehens verdanken wir dem Kaufmanne Meese zu Tecklenburg, dessen Original das einzig noch vorhandene sein dürfte.

Jetzt ist das einst so glänzende Schloß ein ausgedehnter Haufen von Trümmern, und wildes Gebüsch umragt die Höhen des Burgberges. Hohe Ringmauern aus festem Quadersteine zeigen uns den weiten Raum, den dieses stolze Grafenschloß einnahm; durch den Burghagen wehet der Wind, und in dem Burgthore, vor welchem noch die Wappen von Anhalt, Pfalz-Bayern, Sachsen, Brandenburg, Bentheim, Nassau, Neuenar, Hessen und darüber des uralten Angariens, drei Seeblätter, prangen — nisten die Eulen.

Fritz vom Walde.

Die Burg Calvörde *).

Als zu Anfange des eilften Jahrhunderts sich die Wenden des Calvördischen Gebietes bemächtigten, befand sich im Orte noch keine Burg; doch läßt sich nicht zweifeln, daß jenes Volk sich daselbst verschanzte und eine so genannte Kemnade, d. i. ein Lager mit einem thurmartigen Hause, anlegte. Die Grafen von Süpplingenburg und von Hildesleve unterjochten und vertrieben die Wenden im 12. Jahrhundert. Calvörde kam damals unter die Herrschaft der Markgrafen von Brandenburg, welche dasselbe nach und nach denen von Hildesleve, Grieben und Eilsleben pfandweise überließen.

Die Grafen von Hildesleve gründeten an der Ohrefurth eine Burg, welche

*) Vergl. Geschichtl. Denkwürdigkeiten der ehemaligen Burg Calvörde, von Behrends, Pfarrer in Nordgermersleben, in den Mittheilungen des altmärkischen Vereines. Jahrg. 1828. Nro. 1 ff.

sammt Umgebungen von einem gräflichen Voigte verwaltet wurde. Der Hildeslevische Stamm starb i. J. 1208 mit Otto II., welcher von dem Dorfe Grieben, wo er seinen Hauptsitz hielt, Otto von Grieben genannt wurde, aus. Otto's einzige Tochter war mit dem Grafen Ulrich von Regenstein vermählt, welcher nun die Herrschaft Calvörde ererbte. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts fiel dieselbe an die von Eilsleben, welchen die erste Anlage des durch den Bruch führenden und die Verbindung mit der Altmark erleichternden Steindammes zuzuschreiben ist.

Nach den Untersuchungen von Behrends kamen die Herzöge von Braunschweig bereits im 14. Jahrhundert in den Besitz von Calvörde, und zwar zunächst Otto der Milde, um 1330 *).

Doch schon 1347 machte Erzbischof Otto von Magdeburg den Braunschweigern den Besitz der Burg streitig. Jener fußte mit seinen Ansprüchen auf einer alten Schenkung, welche Markgraf Otto II. i. J. 1196 mit der Burg dem Erzstifte Magdeburg gemacht hatte, welche aber von Otto's Nachkommen nicht respectirt worden war. Im Gehölze zwischen Neuhaldensleben und Gardelegen entspann sich ein hitziger Kampf, aus welchem die Magdeburger als Sieger mit siebenzig angesehenen Gefangenen hervorgingen, die nur um schweres Lösegeld ausgeliefert wurden. Nichts desto weniger finden wir Calvörde bald darauf wiederum im Besitze der Braunschweiger **), welche dasselbe schon vor jener Schlacht an die von Weberden, und zwar unter folgenden Bedingungen, verpfändet hatten: „Der Pfandinhaber der Burg soll für das dem Eigenthümer derselben eingezahlte Geld gedachte Herrschaft und allen Zubehör mit untergebenen Flecken und Dörfern und dem Geleite, dem Zolle, den Gerichten, Zinsen, Diensten, Freiheiten und Rechten inne haben und gebrauchen, doch mit Ausnahme der Mannschaft (oder adeligen Vasallen) und der geistlichen und weltlichen Lehen. Die Einlösung soll von dem Theile, welcher sie verlangt dem andern ein Vierteljahr vorher angesagt werden; würde der Herzog die Herrschaft dann nicht einlösen, wenn es der Pfandinhaber wünschte, so soll es diesem erlaubt sein, sie an andere Vasallen des Herzogs zu verpfänden, nicht aber an Fürsten, Herren und Städte, oder des Herzogs offenbare Feinde. Dem Pfandinhaber ist erlaubt, bis zu einer gewissen Summe an der Burg zu verbauen, welches ihm der Herzog nach vorheriger Abschätzung, bei der Einlösung erstatten soll. Die Burg und der Flecken Calvörde sollen dem Herzoge zu allen seinen Kriegen und anderen Geschäften jederzeit offen sein. Wegen dieser Burg sollen die Pfandinhaber auch bei dem Herzoge Recht suchen, und dieser

*) Es findet sich indessen in dem 1375 angefertigten Landbuche der Mark Brandenburg Calvörde noch als Märkisches Lehen verzeichnet, woraus erklärlich ist, daß Einige die Erwerbung durch die Braunschweigischen Herzöge in den Anfang des 15. Jahrhunderts verlegen, was auch in dem Aufsatze über Calvörde (Heft 10) geschehen ist.

**) Die Magdeburger hatten nämlich die Burg unter der Bedingung der Einlösung erhalten, dieselbe aber aus Mangel an Geld versäumen müssen.

soll sie dabei schützen. Nur wenn sie Jemand mit Raub und Brand plötzlich angriffe, sollen sie sich selbst sofort Recht verschaffen. Außerdem aber sollen sie von dieser Burg aus keinen Krieg führen ohne Bewilligung des Herzogs. Wollte aber der Herzog diese Burg in seinen Fehden benutzen, so soll er die Kosten davon tragen und einen Hauptmann darauf setzen, und wenn die Burg in einer solchen Fehde verloren ginge, so soll der Herzog sich mit seinen Feinden nicht eher sühnen, bis dem Pfandinhaber entweder die Burg wieder zugestellt oder sein Geld erstattet worden. Wenn der Herzog mit Zustimmung der Landschaft eine allgemeine Auflage (Bede) ausschreibt, so soll sie ihm auch aus der Herrschaft Calvörde geleistet werden. Die Bürger des Fleckens Calvörde und die Unterthanen oder Bauern der Burg auf den zugehörigen Dörfern sollen bei ihren Rechten geschützt und nicht über Gebühr oder Herkommen beschwert werden." Als der Weberdensche Mannsstamm i. J. 1396 erlosch, ging der Pfandbesitz der Burg an Friedrich von Alvensleben über, welcher mit Gerhard von Weberden verschwägert war. Unter denen von Alvensleben sind Friedrich und Behrend die bekanntesten. Die i. J. 1467 mit ihnen ausgefochtene Fehde verlief im Einzelnen folgendermaßen: die Gebrüder hielten einige Magdeburgische Frachtwagen an und nahmen neunzehn Terlinge Wand, d. i. neunzehn Ballen Tuch, welche auf denselben befindlich waren, gewaltsamer Weise weg. Erzbischof Johann von Magdeburg, um Beistand angerufen, forderte die Zurückgabe der geraubten Güter vergebens, und erschien mit einer starken Mannschaft am 7. November vor der Burg. Die Alvensleber würden nicht sofort nachgegeben haben, hätten sie nicht gleich nach der Ankunft der Magdeburger die Nachricht erhalten, daß Herzog Heinrich der Friedsame von Braunschweig zur Unterstützung des Erzbischofes im Anzuge wäre. Diese Kunde aber bewog sie, um den Frieden zu bitten, der ihnen gegen Auslieferung des von den geraubten Gütern noch übrig gebliebenen Theiles und eine Entschädigung für das Fehlende bewilligt wurde. Der Erzbischof erhielt zum Danke von den Magdeburgern zwölf Centner Kupfers zur Gießung einer Kanone und von Breslauer Kaufleuten, denen ein Theil der Güter gehörte, einen Zobelpelz und zwölf Ellen weißen Damastes.

Zur Zeit der Reformation saß auf der Burg Matthias von Alvensleben, ein entschiedener Anhänger des römisch-katholischen Glaubens. Matthias von Schulenburg auf Altenhausen, reformatorisch gesinnt, und außerdem sein Privatfeind, verwickelte ihn mehrfach in ärgerliche Zwistigkeiten und wußte den Herzog Heinrich den Jüngern, endlich sogar zu bewegen, die Herrschaft Calvörde dem von Alvensleben zu kündigen und ihm zu übertragen. Jener mußte sich darauf in sein auf der Letzlingenschen Feldmark erbauetes Haus zurückziehen, bis er i. J. 1534 von Busso von Alvensleben die Burg Errleben erbte, wo er 1552, im katholischen Glauben, verstarb. Matthias von Schulenburg wurde indessen nach sechsjährigem Pfandbesitze seiner Berechtigung im Jahre 1534 wiederum beraubt und Andreas von Alvensleben auf Kalbe, der lange in herzoglichen Kriegsdiensten gestanden, mit derselben begabt. Er erlebte die

Einnahme der Burg i. J. 1542 durch die Schmalkaldischen Bundesgenossen; die Vertheidiger derselben, Ludolph von Oldenhausen, Christoph von Hardenberg und Ludolph von Beventheim, wurden mit sechs Pferden gefangen genommen und gezwungen, in Braunschweig einzureiten.

Von 1559—1565 war Ludolph von Bortfeld Inhaber der Burg. Er suchte sein Gebiet durch verschiedene Gewaltthätigkeiten zu vergrößern; doch vergebens. Unter Anderm schickte er i. J. 1561 unter der Aufführung seines Schreibers eine Schaar junger Leute aus Calvörde, Uthmöden und Zöbbnitz nach Hermsleben, gefälltes Holz für ihn in Anspruch zu nehmen. Die Neuhaldensleber aber, hiervon benachrichtigt, sandten den Hermslebern sofort Hilfe, und es entwickelte sich eine derbe Schlägerei, derzufolge die Neuhaldensleber endlich Reißaus nehmen mußten, die Calvörder aber triumphirend mit einigen Gefangenen heimzogen. Der Rath von Neuhaldensleben berichtete sogleich die von dem von Bortfeld geübten Unbilden an den Erzbischof von Magdeburg, welcher wiederum bei dem Herzoge Klage führte, worauf denn die Händel durch beiderseitige Commissarien in Güte beigelegt wurden.

Der letzte Pfandinhaber der Burg Calvörde's war Victor von Bülow. Von ihm löste Herzog Julius, zur Verhütung fernerer Gewaltthätigkeiten i. J. 1571 die Burg ein, welche von nun an durch landesfürstliche Beamte verwaltet wurde. Diesen stand zugleich die Gerichtsbarkeit in den öffentlichen Landgerichten zu, welche bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts jährlich viermal unter freiem Himmel gehalten wurden. J. J. 1677 wurde indessen die Gerichtsbarkeit von der Amtsökonomie getrennt und diese seitdem besonders verpachtet. Herzog Julius, der sich oft zu seinem Vergnügen auf der Burg aufhielt, ließ 1599 das Herrenhaus neu bauen. Sein dritter Sohn, Herzog Joachim Carl, hielt von 1608—1615 sogar auf der Burg seinen Hof; er war ein Wohlthäter des Ortes und schenkte u. A. der i. J. 1609 neu erbaueten Kirche den Altar, die Kanzel, den Taufstein und die Orgel.

Im dreißigjährigen Kriege litt die Burg schwer durch die Kaiserlichen, welche sie i. J. 1626 besetzten und erst nach der Schlacht bei Leipzig, am 7. Sept. 1631, räumten. Nach dem westphälischen Frieden wurde die Burg nur von einigen Invaliden, welche unter einem Commandanten standen, bewacht und ihrem allmäligen Verfall überlassen. Schon 1740 wurde der alte Thurm theilweise zur Ausbesserung der Amtsgebäude angebrochen, und es ist gegenwärtig Nichts mehr von demselben zu finden. Selbst jene Bewachung hielt man seit 1770 nicht mehr für nöthig, wo die noch übrigen Gebäude dem Kaufmanne Harper zum Etablissement einer Parchentfabrik eingeräumt wurden. J. J. 1828 wurde der Grund und Boden der Burg sammt den wenigen Ruinen erbenzinslich verkauft und mit armseligen Häusern überbaut.

Wir lassen schließlich eine Beschreibung der Burg, wie sie sich auf unserer Abbildung darstellt, folgen. Sie lag an der Südostseite des Fleckens Calvörde auf einer Anhöhe (Horst), unweit der jetzigen Kirche, an der Ohre. In den Burghof führte das gewölbte Burgthor eines thurmartigen Gebäudes, in wel-

chem der Pförtner wohnte. In der Mitte des Burghofes erhob sich ein dicker runder Thurm, der rothe Hinrik genannt, 116 Fuß hoch, eben so umfangreich und von einer Mauerdicke von 9 Fuß. Die Thurmhaube und das unter derselben befindliche, vom Thurmwart bewohnte, Nachts erleuchtete Geschoß ragten weit über die anderen Burggebäude hinaus. Im Erdgeschosse des Thurmes war das Burgverließ, und über demselben erstreckten sich zwei Rüstkammern. Der Burghof war eng und mit schweren Kieselsteinen gefüllt, die man bei Belagerungen den Feinden auf die Köpfe warf. Ihn umgaben die eigentlichen Burggebäude, unter denen das Herrenhaus das höchste war. Dasselbe war drei Stockwerke hoch, von denen das mittlere die gewöhnlichen Wohnzimmer enthielt, u. a. die sogenannte Junkerstube. Im dritten Stock befand sich der Ritter- und Speisesaal, nebst der geschmackvollen Burgkapelle, im untern die Bedienten- und Mägdestuben. Aus den Kellern soll ein unterirdischer Gang nordwärts bis zu dem nunmehr wüsten Dorfe Parwitz geführt haben, die Flucht in bedrängter Lage zu erleichtern. Dort haus'ten nach der Sage im schauerlichen Dunkel Geister und Kobolde; dort erschien dann und wann die Burgjungfrau, in weißem Gewande, roth gegürtet und mit einem Schlüsselbunde in der Hand; vergebens ertheilte sie Winke zur Hebung verborgener Schätze, denn die Menschen verstanden sie nicht. Auch sollen Falschmünzer in den Kellern und Gängen der Burg ihr Wesen getrieben haben, was zu dem Gedichte Göcking's „die Gespenster in der Burg Calvörde" Veranlassung gegeben hat. Der Umfang der ganzen Burg betrug 250 Schritte. Sie war außerhalb der Ringmauern durch hohe Erdwälle, tiefe Gräben und starke Pallisaden geschützt.

Das ursprüngliche Gebiet der Burg begriff den Flecken Calvörde, die Dörfer Hühnerdorf, Velsdorf und die jetzt größtentheils wüsten Orte Ysern, Käsdorf, Ranten, Griebitz, Berenbrok, Parwitz, Elsebeck, Parleip, Lessewitz und Jeseritz.

Die Geister im Lüningsberge.

Vor langer Zeit haben die weißen Geister im Lüningsberge bei Aerzen, da, wo der schöne ebene Rasenplatz zwischen den grünen Büschen liegt, des Nachts gekegelt und zwar mit goldnen Kugeln nach goldnen Kegeln. Das soll wunderbar ausgesehen haben, wenn in der dunkeln Nacht die leuchtenden Kugeln windschnell über den Rasen hinrollten und die Kegel mit einem hellen, tönenden Klange umfielen. Es soll gar schön gewesen sein, wenn der Mond hell und voll über dem Walde am blauen Himmel gestanden und die Eichen, Buchen und Tannen, welche die wunderbare Kegelbahn umfriedeten, erleuchtet hat. Wann die klingenden Kegel fielen, sind oft die kleinen bunten Vögel auf den Bäumen erwacht, haben neugierig aus den Zweigen zugeschaut; sind Hasen, Rehe, Fuchs und Dachs herangekommen, um einmal zuzusehen, und alle ver-

trugen sich aufs Beste. Die Geister im Lüningsberge hatten schon lange liebe Zeit ihr Spiel getrieben, darin sie Keiner stören wollte. Die Leute in Aerzen erzählten sich viel und mancherlei von den goldnen Kugeln und Kegeln; aber keine Menschenseele hatte sich bislang zur Nachtzeit in den Wald gewagt: das Grauen war zu groß.

Einmal war ein lustiger Webergesell, der hatte mancherlei Fahrten und Wanderungen in fremde Lande gemacht. Wie der wieder in die Heimath kam, da gefiel die schöne Müllerstochter Anna seinem Herzen mehr, denn Alles, was er in der Welt gesehen hatte. Beide waren aber blutarm und konnten sich nicht heirathen. Heinrich, so hieß der Gesell, war ein keckes, junges Blut; der wußte bald Rath. „Ich gehe in den Lüningsberg, sagte er, wenn die Geister nach ihren goldnen Kegeln werfen, und hole mir einen davon." In einer linden Nacht schlich er scheu und sachte durch die Gesträucher und Felder, wie er aber in den stillen Wald trat, da pochte sein Herz doch gewaltig. Er kam an den Rasenplatz, immer näher und näher, und plötzlich sah sein Auge Alles, wie es ihm erzählt war. Er sieht, wie die kleinen, weißen Geister ihre leuchtenden Kugeln pfeilschnell über den Rasen schleudern, die immer von selbst wieder zurücklaufen, hört, wie die goldnen Kegel mit wunderbarem Klange umfallen. Auch den Fuchs und den Dachs und die Rehe und Hasen sieht er friedlich bei einander sitzen, und die Vöglein munter nach dem Klange auf den Zweigen hüpfen. Tief drückt er sich ins Gebüsch aufs Haidekraut nieder, denn ihm ist bange, daß ihn die Geister entdecken möchten. So kreucht er immer näher zu den blitzenden Kegeln, und konnte sie bald mit der Hand erreichen. Da schleudert ein starker Wurf einen der Kegel in das Gebüsch, in welchem Heinrich versteckt ist. Er greift danach, ruft Anna! Anna! und eilt athemlos mit dem kostbaren Funde durch den Wald dem Ausgange zu. Aber die weißen Geister haben seinen Ruf vernommen, ihr Kegel ist geraubt, sie wehklagen einen Augenblick, dann laufen sie mit Wuth dem verwegenen Menschenkinde nach, es grausam zu züchtigen. Heinrich ist indessen in der Wiese angelangt, die unten am Lüningsberge liegt und eilt dem alten morschen Baumstamme zu, der als Steg über die Humme gelegt ist. Die Geister sind ihm ganz nahe, er hört ihren Odem, es fährt ihm eiskalt durch die Glieder; — nun verfehlt er den schmalen Steg, zagt nicht, springt in die Humme — zu seinem Heil! Das ist Dein Glück, rufen die Geister, ins Wasser reicht unsre Macht nicht, auf dem Baumstamm aber hätten wir Dich gepackt und Dir den Hals umgedreht.

Athemlos kam Heinrich ans andre Ufer. Da hat er noch ganz deutlich die Geister gleich Nebelgestalten hin- und herschweben sehen: sie konnten aber keinen Uebergang finden.

Heinrich und Anna hielten bald eine fröhliche Hochzeit. Heinrich kaufte ein altes Haus, ließ es einreißen und bauete ein neues an die Stelle. Von den Geistern im Lüningsberge hieß es bald darauf, daß sie verschwunden seien und ihr wunderbares Kegelspiel aufgehört habe. Es sei ihnen ein gold-

ner Kegel entwendet worden, und davon möchte wol Heinrich sein Haus gebaut haben.

Noch heute wird der Platz im Lüningsberge gezeigt, wo die weißen Geister einst ihr Spiel mit den güldenen Kegeln trieben, und wenn jetzt die Knaben und Mägdlein des Orts an dem Hause am Mühlbache, vor dem der große Lindenbaum steht, vorübergehen, so flüstern sie einander heimlich zu: Seht, das ist das Haus, welches von dem goldnen Kegel der Geister im Lüningsberge gebauet ist.

Der Schmied am Hüggel.

Zwei Stunden von Osnabrück liegt der Hüggel, der ehemals reiche Gold- und Silbergruben gehabt haben soll. Die Bewohner der Umgegend wissen von der weiten Höhle, die sich in dem Berge befindet, mancherlei Wunder zu erzählen. Wo am schroffen Abhange des Hüggels der Holzweg durch die Bergschlucht nach dem Dorfe Hagen führt, soll vor langen Jahren ein Schmied gehauset haben, der nicht wie andere Menschen gewesen ist, aber demungeachtet die beste Schmiedearbeit geliefert hat. Er war ein treuer Gatte, ein sorgsamer Vater für seine Kinder und sein Gesinde gewesen, wohlthätig gegen Fremde und hatte nie einen armen Wanderer vor seiner Thür vorüber gehen lassen. Eines Sonntags aber, als des Schmieds Hausfrau grade aus der Kirche nach der Stadt zurückkehrte, wurde sie vom Blitze erschlagen. Darüber gerieth der Schmied in Verzweiflung, murrte gegen Gott selbst, wollte von keinem Troste wissen und sogar seine Kinder nicht mehr sehen. Nach einem Jahre verfiel er in eine tödliche Krankheit, und in der letzten Stunde kam ein unbekannter Mann zu ihm, von ehrwürdigem Ansehen, mit einem langen weißen Barte, der trug ihn in die hohlen Klüfte des alten Hüggels, daß er zur Büßung seines Frevels und zur Läuterung seiner Seele im Hüggel herumwandern und Metall-König sein sollte, bis der Berg keine Ausbeute mehr liefere; dabei sollte er am Tage ruhen und des Nachts für seine irdischen Brüder nach wie vor Gutes thun.

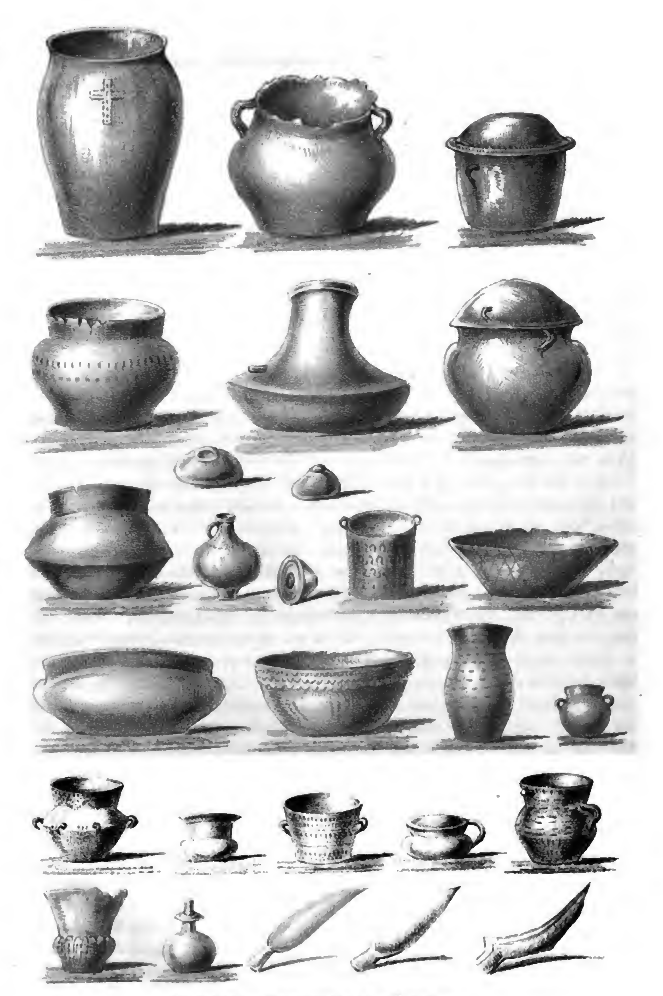
In den kühlen Schachten erwachte sein frommer, wohlthätiger Sinn wieder. Gold und Silber, das wußte er wohl, macht nicht glücklich, mühsam schleppte er deshalb aus den schwächsten Adern das nützliche Eisen herbei, und soll in früheren Zeiten auch Haus- und Ackergeräthe verfertigt haben. Später beschränkte sich seine Arbeit nur auf das Beschlagen der Pferde. Vor der Höhle war ein Pfahl eingesenkt, an welchen die Landleute ihre Pferde zum Beschlagen banden, wobei sie aber nicht unterlassen durften, den gehörigen hergebrach-

ten Arbeitslohn auf einen daneben befindlichen großen Stein zu legen. Der Hüggeler, so nennen sie den Schmied, wollte aber von Keinem gesehen und in seiner Höhle nicht gestört sein.

Einmal unternahm ein verwegener Bursche aus Habsucht, in die Höhle zu kommen. Er sammelte einen Arm voll grüner Zweige, zündete sein Grubenlämpchen an, und trat unter die hohe schwarze Decke der Höhle Da ward ihm nun die Wahl schwer, rechts und links thaten sich Gänge auf. Auf gut Glück wählte er den Gang zur Rechten. Bald war sein Vorrath von Zweigen, womit er seinen Weg bezeichnen wollte, verbraucht; umkehren und neue holen, wollte er nicht.

So kam er an eine hohe eiserne Thür am Ende des Ganges; die machte ihm auch noch wenig zu schaffen: zwei kräftige Schläge mit der Art und die Thür flog weit auseinander, aber der Luftzug blies ihm dabei sein Grubenlämpchen aus. Nur herein! rief eine helle, kreischende Stimme, die ging ihm tief in seine Seele; halb betäubt trat er näher. Von der Wölbung der Decke und aus den Seitenwänden leuchtete ein wunderbares Licht, an den starken Pfeilern und glatten Wänden schwebten seltsam zuckende Bilder wie Schatten auf und ab; der Metall-König, mitten unter kleinen mißgestalteten Berggeistern, und seine Diener zu beiden Seiten, saßen auf einem langen Balken gediegenen Silbers, um einen ansehnlichen strahlenden Goldhaufen; sie mochten wol eben gezecht haben. Nur herein Freund! kreischte noch einmal die Stimme; nimm Platz an meiner Seite. Es stand noch ein leerer Sitz da, der schien aber dem Burschen gar nicht zu behagen. Warum denn so verzagt? Sei getrost, Dir soll kein Leid geschehen; wie Du gekommen bist, werden wir Dich wieder heim senden. Doch wir wollen Dir noch ein paar gute Lehren mit auf den Weg geben. Wofern Du Dich darnach kehrst, kannst Du noch Einiges retten, wo sonst Alles verloren wäre. Tritt her an diese Tafel. Leichenblaß und wankend trat der Bursche heran. Mißmuth über den Verfall Deines Hab' und Guts verleitet Dich, daß Du ausschweifend wirst, Deine Arbeit versäumst und nach verbotenen Schätzen suchst. Aendere Deinen hartnäckigen Sinn, so wirst Du Steine in Gold verwandeln; laß ab von Deinem Hochmuth, so wirst Du Gold und Silber vollauf in Deinen Kisten und Schränken haben. Du willst unermeßliche Schätze auf einmal ohne Dein Zuthun sammeln; bedenke, wie gefährlich das ist, und wie oft es fehl schlägt. Wühle Deine Aecker und Gärten durch, baue Deine Wiesen und Hügel an, so wirst Du Dir ergiebige Gold- und Silberminen schaffen.

Wie der Metall-König das gesagt hatte, erhub sich ein Gekrächze wie von Raben, und ein Zischen und Sausen wie von Nachteulen, und ein Sturmwind fuhr dem Mann brausend entgegen, und trieb ihn mächtig und unwiderstehlich durch die dunkeln, feuchten Gänge zur Höhle hinaus. — Wie der Bursche wieder glücklich im Freien war, gelobte er sich, nach den Worten des alten Hüggelers zu thun, aber niemals wieder seine Klause aufzusuchen.



Aschenkrüge u. Hausgeräth der alten Deutschen.

Einige sagten, zuletzt sei dem Hüggeler sein Unmuth wieder gekommen, er sei nicht mehr wohlthätig gegen die Landleute gewesen, sondern habe oft glühende Pflug-Eisen in die Höhe geschleudert, und die Bauern damit unnöthiger Weise in Angst und Schrecken gesetzt, woraus sie denn vermuthet, daß es mit den Silber-Gruben wol bald ein Ende nehmen werde.

Altdeutsche Gefäße.

Wenn man den Standpunkt der Kultur eines Volkes genau beurtheilen will, so muß man seine Baudenkmale und sonstigen Erzeugnisse der Kunst und des Handgebildes vor Augen haben.

Die entfernteste Periode, aus welcher uns von unsern Vorfahren solche übrig geblieben sind, ist die heidnische und zwar jene, welche zwischen der Hermannsschlacht am Osninngg und den Sachsenkämpfen am Haseufer liegt. Freilich begreift dieser Raum fast achthundert Jahre und gar wenig ist uns davon geblieben; dennoch läßt sich aus diesem Wenigen der Standpunkt der Kultur und die Sitte unsrer Urväter hinreichend beurtheilen.

Von den Baudenkmalen jener Zeit sind es besonders die sogenannten Hünengräber und Hünenringe, welche uns vor Augen liegen; diese sollen aber heute nicht den Gegenstand der Betrachtung ausmachen, sondern bloß die Gefäße aus jenem entfernten Zeitraume, wo noch alles in Deutschland, bis auf wenige Städte und Ansiedlungen am Rheine, in tiefster Wildniß lag.

Diese Gefäße sind uns nun aber auch nicht anders, als an jenen heiligen Stätten aufgehoben, tief im Schooße der Erde unter alten Monumenten, auf Begräbnißplätzen und auf Opferaltären. Oftmals im Dunkel des Waldes, oft auf flacher Heide finden wir diese heiligen Räume, wohin sich die alten Germanen sammelten, um ihren Göttern zu opfern, über Krieg, Frieden, Jagd und über die Züge des Stammes zu berathen, oder die Ihrigen dem Schooße der Erde anzuvertrauen. Ihre Wohnungen waren höchst einfach und leicht und selten auf eine lange Dauer berechnet; wenige Baumstämme, die Häute von erlegten großen Wildarten, Moos und Baumzweige mit etwas Lehm reichten hin, für eine kurze Zeit ein Asyl zu bilden. Dörfer und Städte kannten sie nicht, im engen Raume von Straßen und vielen Häusern konnten sie nicht sein, und meistens wohnten sie einzeln und in kleinen Gemeinschaften zusammen, so lange ihnen eine Gegend mit Jagd und Nahrung zusagte und der Krieg ihr Bleiben erlaubte. Auf diese Weise finden wir keine Plätze, wo in großer Menge alte Gefäße übrig geblieben wären.

Auf offener Heide findet man häufig einige Hügel, die regellos gegen einander über liegen, unter welchen Urnen und Aschenkrüge gefunden werden. Diese Flecke scheinen die eigentlichen Begräbnißplätze der alten Germanen ge-

wesen zu sein. Oftmals auch unter den sogenannten Hünensteinen und unter und neben alten Steinmonumenten trifft man diese Aschenkrüge in ziemlicher Anzahl. Diese Sammlungsplätze, Opferaltäre und heiligen Steinringe waren den Vorfahren sehr ehrwürdig und neben, oder unter diesen Plätzen zu ruhen, war gewiß eine hohe Auszeichnung, welcher sich nur der Herzog, der Tapfere im Heere, der kühne Jäger, der alte Häuptling, der Rathgeber, Priester, Wahrsager zu erfreuen hatte.

Diese Urnen oder Aschenkrüge werden am häufigsten angetroffen in der Größe von einem bis anderthalb Fuß Höhe, und anpassend hierzu ist ihr Umfang. Sie sind alle aus Lehmerde geformt und haben durch die ein- bis zweitausend Jahre, während welcher sie im Schooße deutscher Erde ruhten, eine graubraune Farbe erhalten. Bei unseren Vorfahren aus jener Zeit herrschte die Sitte, die Todten zu verbrennen und nachdem dies geschehen, sammelte man die wenige Asche und kleinen Knochentheile, um solche in der Urne an geweihten Stellen zu vergraben. Meistens ist diese halb mit solcher Asche angefüllt und wenn der Gestorbene Kleinodien besessen hatte von Metall, die vielleicht durch Krieg als Beute in seine Hände gekommen waren, so legten die Nachgebliebenen solche mit in den Aschenkrug, damit in Wallhalla der Krieger und Jäger seine liebsten Schätze wiederfand, sich mit ihnen als frühere Siegeszeichen schmücken konnte, wenn er in die heiligen Haine trat. Wie kärglich übrigens der Besitz von Sachen, namentlich solchen von Metall, unter ihnen gewesen sein muß, geht aus dem Wenigen hervor, was in den Urnen gefunden wird. Manche derselben waren mit einem Deckel, der einen besondern Theil bildete, versehen und hatten Henkel zum Angriffe, was schon als ein Zeichen von etwas mehr Kunstsinn gelten mag. Nach verschiedenen Landschaften war ihre Gestalt auch abweichend. Das nördliche Deutschland ist es besonders, wo die Aschenkrüge gefunden werden, etwa vom Brocken, vom „hiliken Artisberg" abwärts bis zu den Gestaden des deutschen Meers, und von den Ufern des Rheins bis hinter die Elbe und zur Oder, und möchte hieraus zu schließen sein, daß unter diesen Völkerstämmen eine und dieselbe Beerdigungssitte und das Verbrennen der Todten herrschte. Selbst schon, als der christliche Glauben unter den Sachsen Wurzel gefaßt hatte, mochten immer noch viele sein, die sich von dem Gottesdienste der Väter nicht trennen, von den Sitten, welche damit verbunden gewesen, nicht scheiden konnten und so in der ersten Zeit das Verbrennen der Todten beibehielten, obschon sie zu Christen getauft waren. Eine große, aus weißem Thon gebackene Amphora, welche ich auf Stift Widmarssen, in der Grafschaft Bentheim sah, trug ein Kreuz an sich, als Zeichen des inneren Kampfes zwischen dem heidnischen und christlichen Glauben.

In vielen dieser Aschenkrüge steht eine kleine Urne, etwa von der Größe einer Mundtasse, von derselben Gestalt, wie die größere. Asche und kleine Knochentheile findet man ebenfalls hierin und sollte man daraus schließen, als wenn diese kleinen Urnen den Ueberbleibseln von Kindern gewidmet gewesen wären, die entweder gleichzeitig mit der Mutter dem Schooße der Erde an-

vertraut wurden, oder der vorangegangenen Theuren auch nach baldigem Nachfolgen, als Asche wieder in den Schooß gesetzt wurden. Wenn auch Jahrtausende zwischen jener Beerdigungssitte und uns liegen, wenn auch wenig Geschichte nur uns über das Leben jener entfernten Zeit zugekommen ist, so viel geht doch aus allem hervor, wie sehr man die Todten ehrte und welch' tiefer Sinn in diesen Begräbnißsitten lag.

Wenn auch Zeit und Bodenumgestaltung unendlich viele jener Gefäße vernichtet haben, so ist doch mit Gewißheit aus den im Ganzen nur wenigen Urnen, die man findet und aus den Beerdigungshügeln anzunehmen, daß eine geringe Bevölkerung damals, gegen jetzt gerechnet, in den deutschen Gauen wohnte. Steter Krieg und wildbewegtes, herumziehendes Leben, mögen hierauf eingewirkt haben.

Dies unruhige Leben mag auch die Ursache sein, daß so wenig Gefäße zum Hausgebrauche der alten Germanen gefunden werden; ihr einfaches Thun und Treiben bedurfte derselben nicht und ihren Reichthum zählten sie wohl nach Pferden, Rinder und Schaafen, aber nicht nach dem Hausgeräthe. Die Formen dieser Hausgeräthe sind nicht unedel, die Verzierungen an denselben höchst schmucklos und einfach. Diese Gefäße möchten für die Speisen, für Milch, Wasser und sonstigen Nutzen in der Waldhütte gewesen sein. Manche größerer Formen, mögen wohl zu dem Dienste der Götter bei den Opfern gberaucht sein. Auch in Becherform werden sie gefunden und haben zum Trinken gedient im Hausgebrauche. Das gefüllte Trinkhorn vom Auerochsen galt mehr für die Zechgelage, wann die bärtigen Männer im Kreise saßen und nach gethaner Kriegsarbeit oder Jagd, nach Streifzügen oder Abentheuern am Meth sich labten. Ganz kleine Gefäße scheinen so eingerichtet gewesen zu sein, daß sie haben mit einem Stöpsel verschlossen werden können. In diesen bewahrte man vielleicht Oele, Wundbalsam und leicht verrauchende Sachen. Mehrfältig findet man aber halbkugelförmige, einen bis anderthalb Zoll Durchmesser haltende Ringe, die ziemlich dick und fest gebacken sind. Welchen Gebrauch die alten Germanen hiervon gemacht haben, steht kaum mit Gewißheit nachzuweisen; uns scheint es aber, als wenn diese Steinringe oder Thonstücke an der Kunkel gehangen hätten, um das Drehen des Fadens zu bewerkstelligen. Nicht selten sind diese Stücke hübsch verziert und einstens fand ich einen solchen Thonring, der mit Glasfäden durchlegt ein wahres Kunstwerk bildete.

Für die Opfer und den Hausgebrauch, auch wohl als Handwaffe im Kriege waren aus Feuerstein geschliffene Messer, die mit unsäglicher Mühe zubereitet, an Schärfe einem Stahlmesser kaum etwas nachgaben. Sie sind von der Länge einer kleinen Hand und einen bis zwei Finger breit, gebogen, zweischneidig und waren gewiß gut zu gebrauchen. Ihr seltenes Auffinden läßt schließen, daß diese Steinmesser zu den kostbarsten Geräthen gehörten, und mit wie vieler Mühe sie auch zubereitet worden sind, wenn man sich die Härte eines Feuersteins denkt, so geht doch aus ihnen, wie aus allen übrigen Geräthschaf-

ten hervor, wie gering die Kunst, wie einfach das Leben unserer Vorväter, der alten Germanen und Sachsen gewesen sein muß.

Unendlich vieles dieser ältern Gefäße ist im Laufe der Zeiten und durch die Boden-Umgestaltung vernichtet, nur hier und dort findet man bei einzelnen Alterthumsfreunden solche alten Stücke; wenige Sammlungen haben große Schätze davon aufzuweisen, die neuer Zeit entstandenen historischen Vereine suchen zu erhalten und bewahren, was lange Räume der Nichtachtung noch übrig gelassen haben. Die reichste Sammlung dieser Art, mit unendlicher Mühe zusammengebracht und durch viele, thätige Familienmitglieder meist selbst gesucht durch langjährige, glücklich geleitete Ausgrabungen, findet man in Westphalen auf dem Gräflich Münster'schen Schlosse Langelage, in der Nähe Osnabrücks.

Fritz vom Walde.

Wolfenbüttel *).

Wolfenbüttel ist die jüngste Stadt des Herzogthumes Braunschweig. Eine Burg gleiches Namens soll indessen schon von dem Brunonen Ekbert I., Markgrafen von Sachsen und Thüringen, welcher i. J. 1068 verstarb, gegründet worden sein. Jener, so wird erzählt, habe zuerst nur ein Jagdschloß, dann aber zum Schutze des an dem Damme erhobenen Zolles i. J. 1046 die Burg erbauet, welche daher auch Dammfestung hieß; der Name Wolfenbüttel aber sei von den vielen Wölfen, welche damals in der Umgebung gehaus't, und von Büttel, d. i. eine sumpfige Gegend, abzuleiten. Sichere Belege finden sich indessen über das Alles nicht vor.

Als mit der Ermordung Ekbert's II. i. J. 1090 das Geschlecht der Brunonen ausstarb, kam das Gebiet von Wolfenbüttel an die Familie von Hagen, also auch die Burg, wenn sie wirklich schon stand und nicht erst von einem Herrn von Hagen, welcher vielleicht Wolf hieß, oder einen Wolf im Schilde führte, gegründet ist. Geschichtlich merkwürdig aus dem Geschlechte von Hagen ist Ekbert von Wolfenbüttel. Diesem vertrauete Herzog Heinrich der Löwe, als er 1171 nach dem heiligen Grabe zog, seine Gemahlinn Mechtildis und seine Besitzungen an. Aber Ekbert machte während Heinrich's Abwesenheit mit dessen Feinden gemeinschaftliche Sache und wurde deßhalb von dem Herzoge und dessen Sohne Heinrich späterhin befehdet und nach Zerstörung seiner Burg gefangen gesetzt. Letztere wurde indessen wieder aufgebaut und blieb bis 1255 im Besitze Derer von Hagen. Um diese Zeit hatte Güntzel von Hagen sammt seinem Vetter, dem Asseburger, Busso von Hagen den

*) Vgl. Karl Bege, Chronik der Stadt Wolfenbüttel. Wolfenb. 1839.

Landfrieden gebrochen und dem Könige Wilhelm — der während des deutschen Zwischenreiches eine Zeitlang Kaiser war — die Lehnspflicht zu leisten trotzig verweigert. Da erklärte König Wilhelm die von Hagen ihrer Güter für verlustig und sprach sie dem Herzoge Albrecht dem Großen von Braunschweig zu. Als Güntzel die verwirkten Güter herauszugeben sich weigerte, belagerte Albrecht i. J. 1255 das Schloß Wolfenbüttel und eroberte es; 1259 that er ein Gleiches mit der Asseburg.

Es ist bekannt, daß nach Albrecht's des Großen Tode Heinrich der Wunderliche Grubenhagen, Albrecht der Fette Göttingen und Wilhelm Braunschweig erhielt. Heinrich, der sich fast beständig in Wilhelm's Ländern aufhielt, um dieselben irgendwie an sich zu bringen, bauete 1283 die Burg Wolfenbüttel wieder auf. Seine Intriguen gelangen jedoch selbst nach Wilhelm's Tode nicht; vielmehr wurde Albrecht Herzog von Braunschweig und Göttingen. Der Letztere verlegte seine Residenz, wenigstens abwechselnd mit der Asseburg, Braunschweig und Göttingen, nach Wolfenbüttel.

Als Herzog Magnus mit der Kette 1373 bei Leveste gefallen war, fiel das Braunschweigische an seinen ältesten Sohn, Friedrich. Aber Otto der Quade von Göttingen bemächtigte sich des Landes und warf sich in die Burg Wolfenbüttel. Da vereinigte sich Friedrich mit der Lilienvente zu Braunschweig, ging mit zwei Rittern zu Otto und wohnte mit demselben dem Gottesdienste in der unweit der Nordseite des Schlosses belegenen, dem heiligen Longinus geweiheten, Capelle bei. Hier gab Friedrich plötzlich Nasenbluten vor, ging aus der Capelle auf das Schloß, befreiete die eingeschlossenen braunschweigischen Bürger und gab den Seinen, welche im Lechelnholze versteckt lagen, das verabredete Zeichen mit dem auf einen Spieß gesteckten Streithandschuh. Jene eilten sofort herbei, und Otto floh auf einem Fischerkahne über die Oker in sein Land zurück.

Zwischen Friedrich's Enkeln, Wilhelm Gotteskuh, auch der Aeltere und Siegreiche genannt, und Heinrich Lappenkrieg, mit Unrecht auch der Friedsame zugenannt, entspann sich eine neue Fehde, in welche das Schloß verwickelt war. Nachdem im Erbvertrage Wilhelm Wolfenbüttel, Heinrich Kalenberg erhalten hatte, reis'te jener (1431) nach Oestreich, den Bruder vertrauensvoll als Statthalter seines Landes zurücklassend. Doch Heinrich täuschte seines Bruders Zutrauen auf schmähliche Weise. Kaum war jener abgereis't, so bemächtigte sich Heinrich mit Hilfe Braunschweigischer Bürger des Schlosses Wolfenbüttel und verwies Wilhelm's Gemahlinn, Cäcilie, mit ihren Kindern aus ihrem Asyl. Mit Thränen in den Augen rief Cäcilie aus: „Deß hat sich Euer Bruder nicht versehen, und steht solches Thun keinem Herrn von Braunschweig an, auch wenn ich eines armen Unterthan Gemahl wäre.“ Der harte Fürst blieb ungerührt, und Cäcilie mußte mit ihren Kindern nach Schöningen fliehen.

Wilhelm, von der Treulosigkeit seines Bruders bald in Kenntniß gesetzt, verband sich mit verschiedenen Edeln, vorzüglich mit dem Erzbischofe von Mag-

deburg, den Bischöfen von Halberstadt und Hildesheim und den Herren von Veltheim. Der Krieg entbrannte, Destedt, Melverode und Stöckheim sanken in Asche, und viel Blut floß, bis am 23. November ein Vertrag zu Stande kam, demzufolge Heinrich Herr von Wolfenbüttel blieb, Wilhelm aber Kalenberg und einige Besitzungen an der Weser sammt 9000 Gulden zur Abfindung erhielt. Seit dieser Zeit ist Wolfenbüttel bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fortwährende Residenz geblieben.

Die Ansiedelungen um die Burg nahmen von Jahr zu Jahr zu; besonders zu Zeiten Heinrich's des Jüngern, unter dessen Regierung die sogenannte Freiheit entstand (1515). Dieselbe kam späterhin nicht unter die Gerichtsbarkeit des Magistrates, sondern blieb unter dem Regiment des Schlosses, weshalb sich auch neben dem Namen „Freiheit" die Benennung „Regiment" findet. Sie begriff den großen und kleinen Zimmerhof, die Löwenstraße (Krambuden), die Häuser vor dem Harzthore bis zur Schlendermühle, den Schloßplatz und die Lauenkuhle.

Am 2. Februar 1542 wurde Herzog Heinrich der Jüngere in dem Schlosse von den Schmalkaldischen Bundesgenossen belagert. Sie zu verhöhnen blies der Hausmann vom Schloßthurme herab die Melodie: „Hat Dich der Schimpf gereuet, so zeuch nun wieder heim." Die Verhöhnten aber schossen den Thurm nieder und antworteten mit dem Liede:

„„Du armer Judas, was hast Du gethan,
Daß Du unsern Herrgott sogar verrathen hast?
Nun mußt Du in der Hölle
Leiden große Pein,
Lucifer's Geselle
Mußt Du ewig sein.""

Das Schloß wurde am 12. August erobert, und das ganze Land fiel damit in die Hände der Gegner. Der Herzog entwich nach Baiern, und bald weheten auf dem Schlosse zwei Fahnen, deren eine die Namen der Schmalkaldischen Bundesgenossen, die andere die sächsischen und hessischen Wappen enthielt. Der Herzog sammelte mit französischem Gelde ein Heer und forderte, auf dasselbe trotzend, die Herausgabe von Wolfenbüttel. Aber Bernhard von Mila, der vom Churfürsten von Sachsen zum Verweser des Herzogthumes ernannt war, antwortete kaltblütig: „Birnen und Aepfel verschenkt man wohl, nicht aber Schlösser und feste Häuser." Da belagerte Heinrich der Jüngere das Schloß; doch wurde er bald durch die heranrückenden Feinde zum Abzuge genöthigt, bei Höckelheim am 20. Oct. 1545 geschlagen und in Ziegenhain gefangen gesetzt. Im folgenden Jahre wurde die Burg Wolfenbüttel zerstört.

Als der Herzog nach der Schlacht bei Mühlberg, am 24. April 1547, aus seiner Gefangenschaft befreiet und in sein Land zurückgekehrt war, stellte er sein Schloß wieder her und vollendete den bereits 1540 begonnenen Bau der Neustadt. Die mächtig zunehmende Bevölkerung nöthigte zur Erweiterung der Marienkapelle; auch eine Schule und Apotheke wurden jetzt angelegt. Erst nach

der Vollendung der Neustadt, um 1561, darf Wolfenbüttel als eine Stadt betrachtet werden.

Herzog Julius hatte kaum die bereits von den Schmalkaldischen Bundesgenossen begonnene, von Heinrich dem Jüngern aber gehemmte Reformation, vollendet, als er ernstlich an die Erweiterung und Befestigung der Stadt dachte. Der Neustadt gab er zur Erinnerung an ihren Erbauer den Namen Heinrichsstadt (1579), eine größere Heinrichsstadt, „zum Gotteslager genannt" gedachte er aber noch anzulegen. Nach einem auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlichen Manuscripte sollte dieselbe sechs und dreißig tausend (!) Feuerstellen enthalten, — in welcher Angabe man leicht einen Schreibfehler vermuthen könnte, wenn nicht im Verlaufe geschrieben stände: „Derowegen J. H. Fürstl. Gnaden mit Erbauung der Häuser so viel immer möglich fortzufahren gänzlich gemeinet, weil der Erbenzins von jedem Hause zwei rheinische Goldgulden vollwichtig zu erlegen; wollte sich also die Summe in die zwei und siebenzig tausend Goldgulden, guten Braunschweigischen Mariengulden, zwanzig Mariengroschen auf einen Gulden zu rechnen, ein hundert vier und vierzig tausend Gulden gebührliches Aufhebens nach Vollendung oben besagter 36,000 Häuser, ohne was sonsten das Hundert mit zu verzinsen betragen würde, betragen." *) Der Herzog beabsichtigte damals, die alte Dammfestung, sammt Umgebung, die alte Heinrichsstadt zu nennen, während die Neustadt, die er bis dahin Heinrichsstadt benannt hatte, den Namen Juliusfriedenstadt erhalten, das neu anzulegende Gotteslager aber Heinrichsstadt heißen sollte. Ein zu diesem Zwecke gegebenes Edict wurde nicht beachtet; es erfolgte daher am 20. Januar eine neue Verordnung, 1586, welche folgendermaßen lautet: „Ob wir gleich erklärt haben, wie die drei unterschiedlichen Orte der Kapitalfestung genannt werden sollen, Solches nicht, wie wir wollen, eingenommen, daher nochmals vermelden und wollen, daß das Amt Wolfenbüttel eben so wohl wie vor Alters den Namen behalten. Da wir aber unser f. Hoflager und Residenz haben, soll genannt werden: Die alte Dammfestung, in dem Bezirk wolfenbüttelschen Gerichts, aber die alte Heinrichsstadt; und Alles, was in der neuen Vestung begriffen wird, die neue Vestung Juliusfriedenstadt bei der Juliusschiffahrt des Okerstroms; und dann vor dem Kaiserthore der Ort selbst (d. i. die noch anzulegende Stadt) die Heinrichsstadt zum Gotteslager." Die Erbauung der Heinrichsstadt zum Gotteslager kam indessen nur in verjüngtem Maaßstabe zu Stande, und den Namen Juliusfriedenstadt erhielt eine neue Ansiedelung bei der Neustadt. Die nun immer mehr aufblühende Stadt erhielt von dem Herzoge ein Wappen mit weißem, springenden Rosse, an einer gekrönten, rothen Säule, in blauem Schilde. Das Residenzschloß wurde verschönert und erweitert, unter Andern durch die neue Einrichtung der Hofkapelle. 1572 entstand der Blei- oder Factorhof, zunächst von dem Alchymisten Sömering zu seinen geheimen Zwecken gebraucht, gegenwärtig der Sitz der Landescollegien. 1584 erhielt die Stadt die Privi-

*) Feier des Gedächtnisses der Julia Carolina. Helmst. 1822. S. 190.

legien zu vier Jahrmärkten, deren jeder 6½ Tag dauern sollte. Julius ist auch der Gründer des Wolfenbüttelschen Gymnasiums, welches zugleich mit der Reformation (1568) in's Leben trat.

Herzog Heinrich Julius erhielt und mehrte den von seinem Vater begründeten Glanz der Stadt. Zwar hielt er sich als kaiserlicher Geheimerath häufig in Prag auf, wo er ein eigenes Haus besaß; so oft er aber in Wolfenbüttel anwesend war, herrschte die verschwenderischste Pracht und der gedeihlichste Verkehr. In anmuthiger Mannigfaltigkeit wechselten Carousselrennen, Bankets und Schäferspiele; die Einwohner erfreueten sich dann eines guten Erwerbes, und heiterer Lebensgenuß verbreitete sich selbst in die untersten Volksklassen. Heinrich gründete das Harzthor und um die Marienkapelle herum eine neue Kirche. Zu letzterer legte 1604 sein Bruder Julius August, Abt zu Michaelstein, den Grundstein. Der Bau eines Schulhauses auf der Südseite des Marienkirchhofes war 1596 durch die Pest unterbrochen worden. Diese wüthete im folgenden Jahre so furchtbar, daß sämmtliche Häuser zugenagelt werden mußten. Noch häufig kehrte sie wieder, unter Andern i. J. 1606 unter dem Namen des ungarischen Schweißes. Die Vestungswerke der Stadt wurden bedeutend vergrößert; unter Anderen wurde das höchste Bollwerk derselben, der Philippsberg, angelegt.

Unter der Regierung des schwachen Friedrich Ulrich wurde die schöne Blüthe der Stadt fast völlig abgestreift. Der dreißigjährige Krieg wüthete mit Raub, Pest und Hungersnoth. Jene raffte im Jahre 1626 siebenzehnhundert und fünf Menschen dahin. Der Herzog hatte 1625 seinem heldenmüthigen Bruder Christian die Regierung übertragen und das Schloß zu Wolfenbüttel zur Residenz eingeräumt. Der letztere legte in die Burg eine dänische Besatzung, welche bald den Herzog und dessen Mutter zwang, nach Braunschweig zu ziehen. Als Christian am 6. Mai 1626 gestorben war, übernahm Friedrich Ulrich wiederum die Regierung; doch hatte er nicht einmal einen sicheren Ort, an welchem er sich aufhalten konnte. Die Dänen haus'ten und raubten wie Feinde in seinem Eigenthume. Vergebens bat er brieflich den König von Dänemark, die Wolfenbüttelsche Besatzung aufzuheben. Die Vestung, so lautete die Antwort, sei zu wichtig, als daß man sie der Gefahr Preis geben dürfe, in Feindes Hand zu fallen. Vergebens erklärte der Geängstigte: „Er leide an seinem fürstlichen Unterhalte Noth und sei von der ganzen Welt beschimpft, wozu der bittere Anfang gemacht sei; an 300 Städte, Flecken und Dörfer seien verbrannt, und Jammer und Elend vorhanden, so daß es kein Mensch aussprechen könne." Endlich schritt der Herzog zu Unterhandlungen mit Tilly, welcher bereits Münden eingenommen und 18 Dörfer um Göttingen eingeäschert hatte. Noch vor der Schlacht bei Lutter am Barenberge befahl Friedrich Ulrich seinen Soldaten, von den dänischen Truppen sich zu trennen; aber es nützte ihm wenig, daß die Kaiserlichen jene Schlacht gewannen; vielmehr benutzten die geschlagenen Dänen den herzoglichen Parteiwechsel, im Braunschweigischen Lande nach Herzenslust zu plündern. Sie hatten ja nun



Herzog August.



Sophie Elisabeth.



Jm Fürsten-Costum von 1650.

Rudolph August.

Anton Ulrich.

Jm Fürsten-Costum von 1650.

keine Verbindlichkeiten gegen den Herzog mehr und zeigten sich keineswegs geneigt, seinem Befehle, das Schloß zu Wolfenbüttel zu räumen, nachzukommen. Endlich entstand in der Stadt Hungersnoth, an welcher auch die Dänen litten. Graf Solms, der dänische Commandant, ließ aus dem Silbergeräthe des Schlosses Geld schlagen; allein er konnte wenig für dasselbe haben. Ein Pfund Butter kostete 27 Mariengroschen, ein Himpten Weizen 5 Thaler, ein Paar Schuhe eben so viel. Dieser Mangel, weit entfernt, die Besatzung zum Abzuge zu nöthigen, veranlaßte sie vielmehr zu immer drückenderen Erpressungen.

Im December 1627 begann der kaiserliche Generalfeldmarschall Pappenheim, die Dänen zu belageren. Er stauete die Oker und trieb dadurch die Fluthen derselben in solcher Fülle in die Stadt, daß die Einwohner mit Kähnen zu einander fahren mußten. Hierdurch wurde Solms genöthigt, sich zu ergeben und abzuziehen (am 14. Dec. 1627). An die Stelle der dänischen Besatzung trat nun die kaiserliche, unter Rauschenberg, und die Lage der Stadt und des Herzoges wurde vor der Hand um nichts besser. Der letztere wurde unter dem Vorwande der Sicherstellung von Tillyschen Soldaten bewacht und mußte seine Residenz in Braunschweig halten. Selbst unter der Regierung August's (seit 1635) blieb das Schloß noch ziemlich lange besetzt; ein Versuch, dasselbe in Verbindung mit Herzog Georg von Zelle zu erstürmen, wurde durch den Tod des letzteren (1641) vereitelt, und die Plünderungen der Besatzung dauerten fort. Ein Sieg der schwedischen und lüneburgischen Truppen über die kaiserlichen im Crammerholze, so wie eine neue Stauung der Oker, am 14. Juli 1641, blieb ebenfalls für den Herzog erfolglos, und erst am 13. Sept. 1643 räumte Rauschenberg auf kaiserlichen Befehl die Vestung. Am folgenden Tage zog August von Braunschweig aus feierlich in die Stadt ein, ließ darauf zur Erinnerung an den Freudentag die Glockenthaler schlagen und ordnete ein jährliches Dankfest an, welches 1756 zum letzten Male gefeiert worden ist. 1644 ließ sich August in Wolfenbüttel huldigen, doch nöthigte ihn der wüste Zustand des Schlosses und der Stadt, noch eine Zeitlang in Braunschweig zu residiren.

Herzog August war ein zweiter Julius. Bei seinem Einzuge in Wolfenbüttel (1643) *) bereits vier und sechszig Jahr alt, war er über die unbesonnene Raschheit der Jugend, aber nicht über deren Frische und Blüthe hinaus. Seine kräftige Statur und aufrechte Haltung noch in dieser letzten Periode seines Lebens vergegenwärtiget uns das bereits zum ersten Hefte dieses Jahrganges gelieferte Bild, welches den Herzog, seine dritte Gemahlinn Sophie Elisabeth und die beiden ältesten Prinzen in der Fürstenkleidung der damaligen Zeit darstellt. „Alles mit Bedacht", war August's Wahlspruch; aber er unterließ nicht, wie viele, über allem Bedenken das Thun. Vor allem legt die Stadt Wolfenbüttel Zeugniß von seiner Thatkraft und von seiner Liebe ab. Der Gesammtschaden, welchen Wolfenbüttel erlitten, belief sich auf 40 Millionen

*) Unser Bild von der Marienkirche zeigt einen Theil dieses Festzuges.

Thaler. Die Stadt war fast gänzlich verfallen; Schloß, Vestungswerke, Häuser und Straßenpflaster lagen in Folge der Anstauung des Okerflusses und der Canonaden im Ruin. August ließ aus dem düstern Chaos binnen Kurzem eine verjüngte, freundliche Stadt erstehen. Das Mauerwerk der Marienkirche wurde erst von ihm vollendet, ihr Inneres ausgebauet, und mit dem großen, messingenen Kronleuchter geschmückt, auch umgab er den Kirchhof mit einer, längst abgetragenen, Mauer. Das am Marienkirchhofe von Heinrich Julius gegründete, im dreißigjährigen Kriege zu einem Pferdestalle benutzte, Schulhaus, stellte er 1645 wieder her. Hierauf gründete er zu seinem und seiner Gemahlinn Vergnügen vor dem Herzogthore den Lustort Montplaisir; Teiche mit Schwänen, Gehege mit Wild und mannichfaltige Gartenanlagen machten diesen Ort überaus anmuthig. Unsterbliche Verdienste erwarb sich der gelehrte Herzog durch die Anlegung einer Bibliothek, welche er mit seinen aus Hitzacker mitgebrachten Büchern begründete und dem Schlosse gegenüber in einem neuen Gebäude, in welches er von jenem aus über eine Brücke gelangen konnte, aufstellte. Auch verdankt ihm Wolfenbüttel die Erweiterung durch die nach seinem Namen benannte Auguststadt, welche dem fürstlichen Schlosse zugleich zum Schutze dienen sollte, so wie das Privilegium zu fünf Jahrmärkten. Der edle Herzog starb am 17. August 1666, im 88sten Jahre, reich an Frieden und an Liebe, die er gab und nahm. „Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren," war der passende Text der Leichenpredigt.

Herzog Anton Ulrich fuhr fort, den Flor der Stadt zu heben. Auf seinem Schlosse wurden die berühmtesten italienischen Opern in feinster und elegantester Form aufgeführt. Eine Ritterakademie wurde begründet, für welche die Ausgaben in einem Jahre über 22000 Thaler betrugen. Von 1692 bis 1700 wurde die Trinitatiskirche am Holzmarkt erbauet; 1705 brannte sie völlig nieder, um zu schönerer Gestalt wieder aufgeführt zu werden. Im Jahre 1706 ließ der Herzog das alte Bibliotheksgebäude niederreißen und das jetzige, mit einer imposanten Rotunde versehene, gründen. Die Katholiken erhielten von dem zu ihrem Glauben übergetretenen Herzoge freie Religionsübung und eine eigene Capelle. Das Gymnasium wurde vom Marienkirchhofe in das Commißhaus verlegt (1702). Die Herzoginn machte sich u. A. durch die Stiftung eines Hospitales in der Auguststadt (1698) verdient.

Unter Herzog Carl I. verblieb Wolfenbüttel noch eine Zeitlang in seinem erfreulichen Glanze. Es herrschte damals unter den 10,000 wohlhabenden Einwohnern das regste Leben, und an äußerer Schönheit stand der Ort wenigen Städten des nördlichen Deutschlands nach. 1750 wurde ein Schullehrerseminarium gegründet, dessen Zöglinge nicht, wie anderswo, auf den Selbstunterricht angewiesen sind, sondern in den einzelnen Realwissenschaften feststehende Lectionen genießen; sie werden größtentheils als Landschullehrer angestellt, zum Unterschiede von den Zöglingen Braunschweigischen Seminars, welche an die Schulen der Hauptstadt versetzt zu werden pflegen.

Die Verlegung der Residenz nach Braunschweig (1753) brach die Blüthe

der Stadt. Der Boden ihres Wohlstandes war allein der Hofstaat gewesen, da es ihr an liegenden Gründen zum Ackerbau gänzlich gebricht. Den Auszug von 150 wohlhabenden Familien konnte sie nicht vertragen, noch verschmerzen. Die zum Theil leer stehenden Häuser sanken bedeutend im Preise, und der Miethzins kam auf die Hälfte herab. Manche anständige, aber unbemittelte Wittwe machte sich dieses zum Nutzen und zog nach Wolfenbüttel, weshalb man die Stadt wohl im Scherze die Wittwenresidenz genannt hat. Im siebenjährigen Kriege wurde ihr Verfall durch einen zweimaligen Einfall der Franzosen (1758 und 1761) vollendet. Erst die neueste Zeit hat der Stadt durch die Verlegung mehrer Behörden in dieselbe und durch die Begründung der Braunschweig-Harzburger Eisenbahn, welche am 26. Nov. 1838 zum ersten Male befahren ward, zu einem mäßigen Wohlstande und zu regsamerem Leben verholfen.

Bemerkenswerth erscheint aus Wolfenbüttel's neuester Geschichte die Uebersiedelung des 1701 von Anton Ulrich's Gemahlinn zu Salzdahlum gestifteten Klosters zur Ehre Gottes in die Stadt (1751), die westphälische Fremdlingsherrschaft, während welcher Wolfenbüttel eine gedrückte Provinzialstadt war (1806—1813), die Anlegung einer Töchterschule (1821), eines Theaters (1835) und eines Predigerseminars (1836).

Die Marienkirche zu Wolfenbüttel ist eins der vorzüglichsten Gebäude der Stadt. Sie enthält zwei Fürstengrüfte, in deren ältester Herzog Heinrich der Jüngere, seine beiden Gemahlinnen Marie von Württemberg und Sophie, Prinzessinn von Polen, so wie seine Söhne Carl Victor, Philipp Magnus und Julius, auch des Letzteren Gemahlinn Hedwig u. a. ihre Ruhestätte gefunden haben. Das neuere Erbbegräbniß ist 1605 von Herzog Heinrich Julius vorgerichtet und birgt dasselbe 29 Särge. In der Vorhalle dieses Gewölbes werden einige Helme, Rüstzeug, Fahnen und Wappenschilder aufbewahrt. Der in der Kirche vorhandene schöne Taufstein ist ein Geschenk des Prinzen Julius August, Abts zu Michaelstein.

Zwei Thore der Stadt, Herzogsthor und Dammthor, haben wir bereits durch Abbildungen im ersten Bande dieses Werkes unsern Lesern vorgeführt. Hierbei liefern wir nun noch eine Ansicht vom ehemaligen Neuen- oder Harzthore, welches im Jahre 1837 niedergerissen wurde. Es enthielt an der Außenseite ein großes, schön in Stein gehauenes Wappen des Herzogs Heinrich Julius. Die Festungswerke sind jetzt überall abgetragen und an deren Stelle die hübschesten Anlagen und anmuthigsten Promenaden entstanden, so daß die Stadt gegenwärtig einen erfreulicheren Anblick gewährt, als unsere Ansicht vom Jahre 1640.

Wolfenbüttel's größtes und namhaftestes Genie war unstreitig Gotthold Ephraim Lessing, geboren zu Kamenz in der Lausitz i. J. 1729. Er fand nach einem viel bewegten Leben 1770 in und außer den Sälen der Bibliothek die ersehnte Ruhe und Muße zu Wolfenbüttel. Die großartigsten Schöpfungen seines Geistes entstanden hier. Wir erinnern nur an seine Emilia Galotti, welche 1772, an

Nathan den Weisen, welcher 1779 und an die Erziehung des Menschengeschlechts, welche 1780 an's Licht trat. Lessing starb am 15. Februar 1781 zu Braunschweig, auf dem Angottschen Keller. Sein Brustbild, von Döll, aus carrarischem Marmor gearbeitet, wurde am 17. Juli 1796 auf dem Platze vor der Bibliothek aufgestellt und späterhin auf das Treppenpostament derselben verlegt. Lessings Andenken lebt in dem Herzen Deutschland's; wie sollte Wolfenbüttel ihn vergessen? Als am 19. Mai 1835 das dortige Theater eröffnet wurde, war es die unsterbliche Emilie Galotti, welche der jungen Bühne die erste Weihe gab und den gebührenden Tribut der Dankbarkeit Dem darbrachte, von welchem die Keuschheit und der tiefe Ernst der deutschen Dramatik ausgingen, die gegenwärtig vielfach wiederum vermißt werden.

Erichsburg.

Der Erbauer Erichsburg's, unweit des alten Schlosses Hunnesrück, war jener Herzog Erich der Aeltere von Calenberg, von welchem wir bereits im ersten Bande dieses Werkes edle Charakterzüge mitgetheilt haben. Er gehörte zu den Helden aus dem Zeitalter Maximilians, welche als letzte Repräsentanten eines Geistes gelten können, der für das Mittelalter vielfach veredelnd wirkte, aber mit der Macht des Bürgerthums allmählig verschwinden mußte. Erich I. war im Rathe weise, und in der Schlacht tapfer, biedern Herzens und kraftvollen Geistes. Seine Tapferkeit bewährte er, wie früher an des Kaisers Maximilian's I. Seite, so auch von 1519 bis 1523 in der hildesheimschen Stiftsfehde. Sobald die Stürme dieser letztern Fehde vertost waren, fand Herzog Erich der Aeltere Muße, den Bau der neuen Veste, die wir hier beschreiben wollen, zu beginnen. Der Anfang ward im Jahre 1525 gemacht. Das Innere ward mit herrlichen Zimmern versehen; die nöthigen Oekonomiegebäude wurden höchst zweckmäßig angelegt; Wall und Graben umschirmten das Schloß, und fünf Zwinger in dem Graben ragten schützend an demselben empor. Noch ehe der Bau vollendet war, ward dem Erbauer, von dem die Veste den Namen erhielt, von seiner Gemahlinn Elisabeth, der Tochter des Churfürsten Joachim von Brandenburg, 1528 ein Sohn geboren, und die Freude über dies Ereigniß war um so größer, da Erich's I. erste Gemahlinn Catharina 1524 kinderlos verstorben war. Auch das Land theilte mit dem edlen Fürsten die Freude. Sie drückt sich selbst in der Inschrift aus, welche nach Vollendung des Schlosses das Thor zu Erichsburg erhielt. Wir theilen sie hier wörtlich mit:

„In Gottes Gnad' und seiner Hand
Bin ich die Erichsburg genannt.
Herzogs Wilhelm's, Sohn Erich hieß,
Der mich vom ersten bauen ließ,

Ein Fürst zu Braunschweig und Lüneburg genannt,
Seiner Thaten und Namens weit bekannt,
Bei Kaisers Maximiliani Zeit
Zu Oesterreich, Burgund und Landen weit
Hat er viel gesehen, erfahren und gelitten,
Der Feinde viel männlich bestritten.
Lob, Ehr' und Preiß sei Gott daran,
Daß ich hie hab' gefangen an.
Zu Trost dem Lande und Namen,
Dem jungen Erich und seinem Saamen.
Bin ich und behalt den Namen.
Tausend fünfhundert dreißig. Amen.

Die hier ausgesprochene Hoffnung einer demnächstigen Nachkommenschaft des jungen Erich, der damals zwei Jahre alt war, ging indessen nicht in Erfüllung. Die Veränderung seines Glaubensbekenntnisses, welche später Erich II. zum großen Schmerze seiner edlen Mutter vornahm, trübte auch des Landes Freude, die einst bei seiner Geburt sich so lebhaft geäußert hatte. Auch die Erichsburg weckt wehmüthige Erinnerungen bei einem Blicke in die Geschichte Erich's II. Von ihm verschmäht, geringgeschätzt, ja, verstoßen, suchte seine Gemahlinn Sidonia in Erichsburg eine neue Ruhestätte, als in Hardegsen ihr die liebste Freundinn, ihres Lebens Trost, durch den unerbittlichen Tod entrissen worden war. Doch mag Sidonia's Aufenthalt zu Erichsburg nicht lange gedauert haben. Sie begab sich 1573 nach Weissenfels, wo sie bald durch den Tod von ihren Leiden befreit wurde.

Nachdem Herzog Erich II., trotz seiner nochmaligen Vermählung mit Dorothea von Lothringen, 1584 ohne Kinder verstorben war, nahm Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel von dem Fürstenthume Calenberg-Göttingen Besitz, und Herzog Heinrich Julius, des Letztgenannten Sohn, ließ Erichsburg im Jahre 1604 noch mit weitern Festungswerken versehen, deren Spuren noch sichtbar sind. Im Kampfe zwischen Lutheranern und Reformirten taucht der Name Erichsburg noch gegen Ende des 16ten Jahrhunderts empor, indem ein von diesem Orte genannter Verein von Predigern sich bildete, welche am 14ten März 1576 sich zu Dassel dahin verbanden, streng auf die symbolischen Bücher zu halten, und wider die Calvinisten anzukämpfen.

Gegenwärtig ist Erichsburg eine Königl. Hannoversche Domaine und Sitz des Amtes Erichsburg-Hunnesrück mit drei Beamten. Das Dorf Erichsburg, welches sechs Häuser umfaßt, gehört zur Pfarre Lüthorst. Der Rentmeister des Amts wohnt in Mark-Oldendorf. Uebrigens war Erichsburg ein Theil des Fürstenthums Göttingen, dagegen das damit zu einem Amte vereinigte Hunnesrück ein Theil des Hochstifts Hildesheim, früher zur alten Grafschaft Dassel gehörig, welches nach Letzner schon um 826 gestanden haben soll.

Stade.

Stade, an der schiffbaren Schwinge, etwa eine Stunde von der Elbe belegen, ist unstreitig eine der ältesten Städte Deutschlands, selbst wenn man in den Bericht des Saro Grammaticus, daß schon der Sachsenkönig **Hunding** mit dem Beherrscher der Dänen, **Helgo**, um 320 vor Chr. bei dieser Stadt im Zweikampfe zusammengetroffen sei und um den Sieg gekämpft habe, Zweifel setzt; selbst wenn man das Sia TutAnDA des Ptolomäus in: ad sua tudanda, (um das Ihrige zu retten) was vollkommen in den Sinn der Stelle paßt, verwandelt; oder wenn man den Sühnebrief zwischen den Ditmarsen und Stadern vom Jahre 1000 nach Chr., wegen seiner Sprache, für eine spätere Zeit entsprungen hält. Ja, auch das mag zugegeben werden, daß der Name von Stätte, Gestade und nicht davon herkommt, weil Drusus hier eine Station der römischen Flotte gehabt habe. Aber gewiß hielten sich hier schon viele der Ureinwohner, der Chauken, auf, da die Höhen ringsum sie gegen die anstürmenden Fluthen schützten, sowie eine natürliche Veste gegen die räuberischen Normannen (Ascomannen) ihnen boten, noch ehe der Graf **Siegfried** I. (988) eine Burg vor dem wahrscheinlich offenen Orte anlegte.

Sobald diese Wächterinn spähend hinausschaute auf die weite Fläche der Elbe, ließen sich gewiß noch immer Mehrere hinter ihr nieder und es entstand eine Stadt in der heutigen Bedeutung des Wortes, was, nach der Meinung Einiger, schon zur Zeit der Kriege **Carls** d. Gr. mit den Sachsen in hiesiger Gegend (772—803) geschehen sein soll, so daß später dieser feste Punkt nur noch weiter ausgebauet und stärker gemacht wäre. Und keineswegs ist das so unwahrscheinlich; denn schon im Jahre 1132 stiftete hier Markgraf **Rudolph** II. das Georgskloster (jetzt Gymnasium) und dotirte es reich für die Ruhe seines ermordeten Bruders **Udo**; es war hier schon eine Münze, die Erzbischof **Hildebold** 1272 und **Albert** 1371 bestätigten; zwei Pfarrkirchen, St. Wilhadi und Pancratii, drei Capellen, St. Cosmä und Damiani, Nicolai und St. Spiritus öffneten den Gläubigen ihre Pforten und schon 1147 erhob sich auf dem Campe vor Stade das Kloster St. Marien, dem einige Zeit (bis 1240) der gelehrte Abt **Albertus Stadensis** angehörte. Läßt das Alles aber nicht auf ein höheres Alter des Ortes schließen, wenn auch erst 1204 ihm städtische Rechte beigelegt waren?

Dadurch hatte aber die Stadt eine gewisse Wichtigkeit für den Besitzer, so daß **Heinrich** der Löwe, als das Geschlecht der Grafen ausgestorben war*), sie mit bewaffneter Hand eroberte. Der Besitz ging freilich 1192 wieder verloren und ward abwechselnd von dem Erzbischofe und dem Grafen **Adolph**

---

*) **Hartwig**, der letzte Graf, wollte die Grafschaft mit seinem Erzbisthume Bremen vereinigen.

von Schaumburg behauptet; die Söhne Heinrich des Löwen aber eroberten Stade 1202 von Neuem, und bei der Theilung, im nächsten Jahre, erhielt es der Aelteste, Pfalzgraf Heinrich, dem es jedoch Hartwich 1205 während seiner Abwesenheit wieder abnahm. Endlich wurden 1219 die Streitigkeiten über Grafschaft und Stadt zwischen dem Pfalzgrafen und Erzbischof Gerhard II. dahin verglichen, daß Ersterer, um Absolution von dem Banne zu erhalten, die ganze Grafschaft Stade abtrat, dieselbe aber auf Lebenszeit vom Erzbischofe zu Lehn erhielt. Indessen erhob sich noch einmal eine Fehde, als Gerhard nach dem Tode des Pfalzgrafen (1227) die Grafschaft an sich riß, wozu Otto der Knabe nicht schwieg, sondern seine ganze Erblande dem Kaiser zu Lehn auftrug, und so bewirkte, daß die Stadische Bürgerschaft den Befehl erhielt, dem damit wieder belehnten Herzoge zu gehorchen und alles Ansichgerissene zu erstatten. Dieses Mandat blieb unbefolgt, weil sich der Herzog mit dem Erzbischof von Bremen von Neuem verglich und seit dieser Zeit die Stadt und Grafschaft Stade unverrückt bei dem Erzstifte verblieb.

Es war natürlich, daß der jedesmalige Herr die Bürger für sich zu gewinnen suchte, und so wurden ihnen immer mehr Privilegien ertheilt, die meistens die Grundlage zu den bekannten 1279 angenommenen Stader Statuten wurden. Heinrich der Löwe, Erzbischof Hartwich, Kaiser Otto IV., Friedrich II. u. A. wurden so die Wohlthäter der Stadt. Unter andern erfreute sie sich folgender Vorrechte: Zollfreiheit durch's ganze Erzbisthum von Allem, was die Bürger ein- und ausführen, alle Schiffe, die vor der Schwinge vor Anker gehen, außer den Hamburgischen (Vergleich 1340), haben einen Ruderzoll zu entrichten (jährlich gegen 7000 Thlr.); von Strafen erhält sie die Hälfte und ist deshalb Mitglied des Zollgerichtes; aus jedem Stückfasse Rheinwein 1½ Quartier, welcher der Bürgerschaft, wenn 10 Stübchen vorhanden waren, gereicht wurde, wozu der Kellerhauptmann (Rathskellerpächter) den Käse lieferte; aus jedem holsteinischen Austernschiffe konnten 1000 Stück, zu Martini, dem Tage des Magistratswechsels, 2000 genommen werden, wofür jedes Hundert nur mit 8 Ggr. Cassa bezahlt wurde; jedes beladene Schiff muß drei Wasserzeiten liegen bleiben, damit die Bürger erst kaufen können. Es lag darum wohl nahe, bei diesen Vergünstigungen, alle Kräfte auf Handel und Schifffahrt zu richten und wir finden deshalb in der Zeit der höchsten Macht der Städte und ihrer kräftigsten Blüthe, in den Tagen der Hansa, auch Stade als mächtige und berühmte Bundesgenossinn, bis es immer mehr sank und endlich gar, zur Ersparung der Kosten bitten mußte, mit dem benachbarten, von jeher treu verbündeten, Burtehude wechselweise den Hansetag beschicken zu dürfen, was 1579 auch zugestanden wurde.

Dieses Sinken lag zum Theil in den Zeitverhältnissen, der veränderten Richtung des Handels, der verschwenderischen Regierung des Erzbischofs Christoph, theils aber in mancherlei Drangsalen, der öfteren Verheerung durch die Pest und häufige furchtbare Ueberschwemmungen, worin gewiß auch die noch jetzt segensreichen vielen Brüderschaften ihren Entstehungsgrund hatten, die All-

mosen gaben, Todte begruben, für sie Messe lesen ließen 2c., gegenwärtig aber alljährlich gegen 1000 Thlr. zu wohlthätigen Zwecken vertheilen.

Doch noch einmal schien die Stadt sich heben zu sollen zu früherm Glanze. Herzog Alba hatte die englischen Adventurer (reiche Handelsgesellschaft) aus Antwerpen verjagt, worauf sie sich nach Hamburg wandten. Da sie aber für den deutschen Handel höchst gefährlich waren, so betrieben es die Hansestädte sehr eifrig, daß sie auch von dort ziehen mußten. Sie gingen darauf zuerst nach Emden; im J. 1587 aber siedelten sie sich in Stade an. Mit ihnen kam viel Geld in die Stadt, der Preis der Wohnungen stieg, viele Arbeitsleute fanden reichlichen Verdienst; Gewerbe und Nahrung, die ganz in Verfall gerathen waren, blühten neu wieder auf. Es ward ein eigner englischer Hof am Sande erbaut, eine eigne Börse am Fischmarkte angelegt, und die Kirche des ehemaligen Georgsklosters (Zeughaus jetzt) der Gemeine mit ihren zwei Geistlichen eingeräumt. Lange aber währte diese Gunst des Glücks nicht. Hamburg wurde eifersüchtig, die Hanse stieß Stade, bei fortwährender Weigerung, die Ausländer zu entfernen, aus der Verbindung; der Kaiser Rudolph II. erließ 1595 und 1597 wiederholte Strafbefehle, und nach einigen Jahren (1612) verließen die Engländer Stade völlig und nahmen seitdem ihre Niederlage in Hamburg. Fast zu gleicher Zeit hatte sich hier eine Gemeine gebildet (1588), die aus französischredenden Niederländern bestand, welche derselbe Alba verscheucht hatte und die hier unter dem Namen: „Wallonische Gemeine" bekannt waren. Sie bedienten sich der französischen und holländischen Sprache bei ihrem Gottesdienste, der in der englischen Kirche gehalten wurde und waren bis 1620 durch Fleiß, Geschicklichkeit und Vermögen liebe Gäste der Stadt.

Von dieser Zeit an folgte Schlag auf Schlag. Zuerst wurde die Stadt vom Könige von Dänemark, Christian IV., am 2. Nov. 1619 eingenommen, später zwar verlassen, aber nach der unglücklichen Schlacht bei Lutter am Barenberge von den fliehenden Dänen wieder als Zuflucht gesucht, worauf alsbald Tilly mit 11333 Mann sie belagerte und fast ganz aushungerte, vom October 1627 bis 5. März 1628, wo sie endlich vom General Morgan übergeben wurde. Doch damit stieg die Noth erst auf's Höchste; die Kirchen mußten, außer St. Nicolai, welche erweislich schon vor dem Passauer Vertrage, durch die Bemühungen des ersten luth. Predigers Joh. Hollmann, (1521) zum reinen Evangelium sich bekannt hatte, verschiedenen Mönchsorden eingeräumt werden, die Geistlichen wurden vertrieben und jeden Tag neue Forderungen gemacht. Dazu wüthete die Pest die ganze Zeit hindurch, bis endlich Pappenheim die Horden 1632 wieder wegführte. — Nicht lange nachher, 1645, kam der schwedische General-Lieutenant von Königsmark und überfiel unvermuthet die Stadt, wobei er die Vorstadt Harschenfleth, die bei der jetzigen Baumsbrücke unter dem Namen „Up den Stegen, anfing und an der Schwinge hinunter erbaut war, niederbrannte. — Wohl nicht leicht hat eine Stadt in diesem bejammernswerthen 30jährigen Kriege so viel Hartes erduldet, als diese kleine, einst so blühende Stadt. Doch Härteres sollte sie bald darauf treffen; am 26.

Mai 1659 entstand auf dem Campe, etwa zehn Minuten vor der Stadt, ein Feuer, von welchem Speck oder dergleichen hineinflog und eine so furchtbare Feuersbrunst veranlaßte, daß in wenigen Stunden 700 Häuser, vier Kirchen und das Rathhaus in Trümmern lagen. — Kaum war die unglückliche Stadt wieder aufgebauet, so brauste schon wieder neuer Sturm heran; Schweden hatte ein Bündniß mit Frankreich gemacht, was Dänemark, Lüneburg und Münster veranlaßte, die deutschen Provinzen zu besetzen und Stade fiel nach einjähriger Blockade in die Hände der Lüneburger, die es von 1676 bis 1680 behielten, alsdann es den Schweden wieder zurückgegeben wurde, denen im westphälischen Frieden das Erzstift Bremen und das Bisthum Verden zu Theil geworden, welche von ihnen säcularisirt und Herzogthümer genannt waren. — Dazu kam, daß der Stadt die einst zum Geschenke erhaltenen Güter, das St. Georgskloster mit seinen Ländereien und der schönen Wassermühle, das St. Marienkloster, Benedictiner Ordens *), mit dem reichen Vorwerke auf dem Campe, die in der Reduction von 1680 ihr noch gelassen waren, in der bekannten Einziehung der fast verschleuderten Klostergüter von 1694 aber genommen wurden, obgleich davon Kirchen und Schulen, Hospitäler und andere fromme Anstalten unterstützt und erhalten waren. Nur einige Stipendien für Schüler blieben, deren Vertheilung jedoch der Regierung zusteht. — Doch noch ein Trauerjahr war für Stade nach dem Willen der göttlichen, unbegreiflichen Vorsehung vorbehalten, daß die Stadt einer Wittwe glich, die selten eine Prüfung allein trifft, es war das Jahr 1712, wo die Dänen, während Carl XII. in der Türkei war, Stade angriffen und durch eine heftige Belagerung wieder größtentheils verheerten und durch ihre Bomben in Schutt legten, während die Pest 1600 Menschen wegraffte. — Nur einfach ist der Gang der Begebenheiten und Schicksale von Stade in den Jahren von 1612 bis 1712 hier dargestellt, aber welches Herz würde nicht von tiefstem Mitleid bewegt, wer müßte nicht bekennen: wohl auf keiner Stadt Deutschlands hat ein Jahrhundert so schwer gelastet!

Aber obgleich wir da auf eine dunkle, bange Vergangenheit zurückgesehen haben, so fehlt es doch auch nicht an Lichtblicken. Denn ob auch Stade gewiß nie, wie Einige meinen, eine freie Reichsstadt gewesen ist, so war es doch stark in Wahrung seiner Rechte. So oft die Erzbischöfe die Stadt betraten oder ihre Beamten zur Haltung des Botdings (eines alljährlichen Landgerichts, das auf dem Bischofshofe, auf drei großen Steinen, unter freien Himmel, seit 1300 gehalten wurde), nach Stade schickten, mußten sie um einen Geleitbrief vom Rathe nachsuchen und erhielten keine ausdrückliche Huldigung. Anders wurde dies zwar unter schwedischer Herrschaft, seit dem Jahre 1648. Dem neuen Herrscher mußte die Huldigung geleistet werden; die erzbischöfliche Canzlei war in Bremervörde gewesen, sie wurde jetzt hieher verlegt, sowie der General-Gouverneur hier seinen Sitz hatte; das Justiz-Collegium, das Hofgericht und die Königl. Cammer-

*) Noch jetzt heißen darum die Ländereien Benedix- oder Beinsland.

bedienten waren und lebten in Stade: außerdem wurde 1651 hieselbst ein Consistorium errichtet. Ward dadurch schon Manchem Verdienst zu Theil, so blieben auch viele der alten Rechte geschützt und manche Verordnungen wurden erlassen, um die bürgerliche Nahrung zu befördern.

So hat sich, ungeachtet aller Unglücksfälle, dennoch die Stadt wieder erholt, zumal die landesväterliche hannoversche Regierung, der 1715 die Herzogthümer gegen eine Summe von einigen Millionen abgetreten wurden (1719 von Schweden, und 1733 vom Kaiser bestätigt), Alles that, um Glück und Wohlfahrt zu schaffen. — Der siebenjährige Krieg ging außerdem, wie eine drohende Wolke, vorüber ohne Schaden, da die Convention beim nahen Zeven die Gefahr abwandte; die französische Revolution brachte dagegen wieder neuen Wohlstand, indem mehrere Tausende der Emigranten hier für längere Zeit Schutz suchten und sich zu einer Expediton vorbereiteten, was den Verkehr sehr belebte.

Unsere Ansicht von Stade zeigt links, wo die Schiffe liegen, den Stadttheil „up den Stegen". Dann folgt: das Haschenfleth, die Nicolaikirche, das Kedingerthor, die Pancratiikirche, das St. Johanniskloster, Cosmäkirche, Rathhaus, Wilhadikirche, Bischofshof, St. Marienkloster, St. Georgenkloster und das Hohethor. Das Hochgericht ist rechts auf der Anhöhe sichtbar.

Wie sich aber die Stadt verändert hat durch Mächte, über die sie nicht gebieten konnte, so hat sie an Manches selbst Hand angelegt, wie es von der Entwickelung durch die Zeit, und dem in ihr waltenden Geiste gemäß, geboten wurde. Die 1698 angelegte, 1757 noch verstärkte Vestung wurde 1786 abgetragen, 1814 aber nach den jetzigen Forderungen der Kriegskunst wieder hergestellt. Auch das Innere ist ein andres geworden; statt der früheren vier Bürgermeister, vier Gerichtsherren, vier Kämmerer und zwei Ziegelherren (Bauherren) hat man noch weniger, als 1711, wo die Zahl Aller wieder um ein Mitglied verringert wurde, nämlich zwei Burgemeister, von denen einer zugleich Landrath ist, (Vertreter der Stadt auf dem Landtage der Provinz) einen Stadtrichter, zwei Senatoren (Bauherr, Kämmerer) und einen Stadtsecretair. Außerdem ist nach der neuen Stadtverfassung (1824) das Ober- und Untergericht aufgehoben, auch der Ausschuß der Bürgerschaft aus Achtmännern und Vierzigern bestehend, ist nicht mehr, sondern es werden Repräsenfanten von den vier Quartieren der Stadt gewählt, welche das Beste derselben mit dem Magistrate gemeinschaftlich berathen und ausführen.

Auch die letzte Prüfung und Läuterung des Geistes deutscher Städte, die Zeit der westphälischen und französischen Herrschaft, ist vorüber und die schönen Früchte des ernst gemahnten Geschlechtes kommen überall zum Vorschein, wie im Frühling die Saat durch die Sonne aus dem Boden geweckt wird. Ein reges Leben zeigt sich auch in Stade. Wie für das Volk gesorgt ist durch ein gutes Seminar und Schulen; wie begeisterte Jünglinge ihren Durst stillen können auf einem Gymnasium, an welchem tüchtige, kräftige Männer arbeiten, wie jede Kunst und Wissenschaft hier ihre wackern Jünger und Träger zählt: so ist man auch nicht im Materiellen zurückgeblieben.

Die freundliche Stadt mit ihren etwa 6000 Einwohnern bietet das Bild bürgerlicher Emsigkeit und Betriebsamkeit, wozu die Dampfschifffahrt nach Hamburg, welche viele Bewohner der Umgegend herbeiführt, das Ihre beiträgt. Neue Straßen von Bremen, Hannover u. s. w. bis an die Elbe haben den Verkehr sehr befördert, der schon durch die Behörden, das Militair und manche Privatpersonen, die Stade zu ihrem Aufenthalte wählten, nicht unbedeutend war. Zugleich hat dadurch die umliegende Gegend, von der 4184 Morgen (nach einer Vermessung von 1775) städtisch sind, außerordentlich gewonnen; das liebliche Schwingethal im Westen hat in jüngster Zeit einen schönen Punkt mehr, indem der Schwarzeberg statt seiner frühern öden Haide jetzt ein junges kräftiges Nadelholz trägt; der Hohewedel hat durch den freundlichen Vergnügungsort des Herrn Thatjes bedeutend gewonnen, indem man von hier vor sich die Schwinge wie ein Silberband durch saftiges Grün der üppigen Wiesen nach der Stadt mit ihren beiden hervorragenden Kirchen, von denen die eine St. Cosmä, einen überaus schönen Thurm trägt, sich schlängeln sieht; weiter hin den Hauptvereinigungsplatz für die Spaziergänger an das rauschende Ufer des belebten Elbstroms gewahr wird, wenn nicht das Auge vorübereilt nach dem reizenden Hintergrunde, den die bläulichen Blankeneserberge bilden, oder Hamburg's Thürme aufsucht, hinschweifend über das reiche Altelаnd mit seinen Kirchen und Thurmspitzen, die aus dunkeln weiten Kirschgärten im Abendgolde leuchten, ein freudiges Wahrzeichen dem kühnen Burschen, der über stürmisches Meer fuhr nach der neuen Welt, und nun vom Mast herab die alte liebe Heimath freudetrunken begrüßt.

Julius Lunecke.

Heinrich Minnecke,
Probst zu Neuwerk in Goslar, auf dem Scheiterhaufen.

Noch dauern die Segnungen einer Stiftung fort, welche der kaiserliche Voigt Vincentius Volkmar von Wildenstein im zwölften Jahrhunderte zu Goslar machte. Es ist dies das ehemalige Kloster Neuwerk daselbst, gegenwärtig eine Versorgungsanstalt für Töchter verdienter Staatsdiener und angesehener Bürger in Goslar. Der erste bekannte Probst dieses reich dotirten Klosters hatte das Unglück, von dem Wahne der Zeit in die Flammen des Scheiterhaufens geschleudert zu werden. Er hieß Heinrich Minnecke, über dessen Herkunft nichts bekannt ist. Im Jahre 1223 ward er seiner sogenannten Irrlehren halber von dem hildesheimschen Bischofe Conrad II., dessen Vorgänger Siegfried I. ihn schon vergebens ermahnt und gewarnt hatte, zur Untersuchung gezogen, seiner Probstwürde entsetzt, und zur Haft gebracht. Die steigenden Anmaßungen der Päbste und die immer allgemeiner werdende sittliche Versunken-

heit jener Zeit erzeugte schon hier und da Versuche einer Reformation, durch welche verschiedene Secten veranlaßt wurden. Unter diesen befanden sich auch die Kathärer, eine Art Manichäer, welche besonders auf eine Lostrennung der Kirche vom Pabste drangen. Auch in Goslar fanden diese Kathärer Eingang, und sie waren es, an welche sich der gewiß nicht geistlose Probst des Klosters Neuwerk, Heinrich Minnecke, anschloß. Denn die mit ihm angestellte Untersuchung ergab, daß er die Verletzung der strengen Regel des Cistercienser-Ordens, welche aus Benedict's Regel hervorgegangen war, und welcher sich auch das Kloster Neuwerk *) unterworfen, in dreifacher Beziehung zugelassen hatte. Zuvörderst nämlich war Benedict's Regel im Kloster nicht beobachtet worden; sodann aßen die Nonnen auch in gesunden Tagen Fleisch; drittens trugen sie leinene Kleidungsstücke auf dem bloßen Körper. Benedict's Regel war von den Nonnen sogar in einen Brunnen geworfen worden, und Heinrich Minnecke hatte dazu geschwiegen. Ja, er hatte es selbst geduldet, daß die Nonnen ihn für den größten aller von Weibern Gebornen erklärten.

Noch strafbarer erschienen seinen Richtern die Abweichungen von den Glaubenslehren der Kirche, welche sich Heinrich Minnecke erlaubt hatte. Er hatte nämlich gelehrt, der heilige Geist sei der Vater des Gottessohnes. Den jungfräulichen Stand hatte er in Versen hocherhoben, wodurch er in den Verdacht kam, den Ehestand gänzlich zu verdammen. Er hatte wenigstens angedeutet, daß auch der Teufel zur Reue und Begnadigung gelangen werde, und endlich hatte er behauptet, es gebe im Himmel eine Frau, welche an Erhabenheit und Würde die selige und ruhmvolle Jungfrau Maria weit übertreffe, und das sei — die Weisheit.

Der Bischof Conrad II., bekannt als eifriger Beförderer des Klosterwesens und als strenger Verfechter des hierarchischen Princips, konnte in seinem eigenen Sprengel solche Irrlehren um so weniger dulden, je glühender der Eifer war, den er von der Hochschule zu Paris empfangen und wider die ketzerischen Albigenser in Frankreich bereits bewährt hatte. Das Kreuz zu predigen wider die Ungläubigen, war er nach Deutschland gekommen.

Seine Ansichten in Minnecke's Sache konnte man also nicht in Zweifel ziehen. Nach dem Standpunkte seiner Bildung konnte der Bischof Conrad II. von Hildesheim nur meinen, Gott einen Dienst zu thun, wenn er den verruchten Ketzer den Flammen überliefere. Der Cardinal-Legat Conrad, welcher gerade Deutschland durchzog, bestätigte 1224 des Bischofs Ausspruch vom Jahre 1223 in Minnecke's Sache zu Blekede, und nochmals in demselben Jahre zu Hildesheim, nachdem er im Auftrage des Papstes Gregor IX. den gefangenen Heinrich Minnecke verhört, und durch Abnahme der geistlichen Kleidung und der heiligen Geräthe feierlich degradirt hatte.

So war denn der unglückliche Gefangene dem weltlichen Gerichte anheimgefallen, und dieses nahm keinen Anstand, nach Kaiser Friedrich's II. Ketzer-

*) Das Kloster hieß ursprünglich Kloster zum Mariengarten.

ordnung vom Jahre 1220 ihn zum Feuertode zu verurtheilen. Diesem Urtheile zufolge, welches ohne Zweifel der bischöfliche Voigt der Stadt Hildesheim aussprach, mußte Heinrich Minnecke am 29sten März 1225 den Scheiterhaufen besteigen. Von solchem zu Hildesheim vollbrachten Greuel, welchen der Wahn der damaligen Zeit gebar, wenden wir uns voll Abscheu hinweg, und blicken dankend zu Gott empor, der uns durch die Segnungen der Reformation das köstliche Gut der Glaubens- und Gewissensfreiheit verlieh, und die Flammen der Scheiterhaufen für immer auslöschte.

Die durch Heinrich Minnecke im Kloster zum Mariengarten veranlaßte Ansteckung mit den genannten Irrlehren machte eine geistliche Reinigung des Klosters nöthig, welche der eifrige Bischof Conrad II. selbst vollzog. Wahrscheinlich erhielt jetzt erst das Kloster den Namen „Neuwerk", weil es nun neu geweihet war, und die Nonnen sich der alten Regel des Cistercienser-Ordens neu unterwerfen mußten. So viel ist gewiß, daß seit jener Zeit der Name „Kloster zum Mariengarten" sich allmählig in der Geschichte verliert. Andere Erklärungen der Benennung „Neuwerk" übergehen wir hier.

Vaterländische Anekdoten.

6.

Einer der originellsten Kanzelredner seiner Zeit war wohl der zu Ende des siebenzehnten und zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts lebende Pastor Jacob (oder Jobst) Sackmann zu Limmer bei Hannover (geb. am 13ten Februar 1643, gest. am 4ten Juni 1718). Nicht allein dadurch daß er sich bei seinen Predigten meistentheils der s. g. plattdeutschen Mundart bediente, wie dieses zu seiner Zeit noch häufig der Fall gewesen, sondern auch dadurch, daß er seinem, der Urtheilskraft und den Fähigkeiten seiner Pfarrkinder angemessenen deutlichen und populären Vortrage häufig eine launige, freilich oft sehr handgreifliche Satyre beizumischen wußte, wurde seine Predigtweise bald in Hannover und der Umgegend allgemein bekannt, und es verging fast kein Sonntag, an welchem nicht Einwohner aus Hannover nach dem nahen Limmer zur Kirche wanderten, um Sackmann zu hören, und — wie man es nicht anders gewohnt war — mit einer tüchtigen Lection versehen, nach Hause zurückzukehren. Sackmann ließ sich jedoch durch diese Besuche aus der Stadt nicht aus der Fassung bringen, sondern ging seinen geraden Weg vor sich hin, ja er wußte diejenigen, welche sich über ihn lustig machen wollten, häufig so sehr in die Enge zu treiben, daß sie die Gefoppten waren und froh sein mußten, wenn sie mit heiler Haut wieder nach Hannover zurückkehren konnten, denn die Gemeinde liebte und ehrte ihren ehrlichen alten Seelsorger als ihren Vater und fühlte nicht selten Lust den fröhlichen Städtern die Macht ihrer Fäuste fühlen zu lassen.

Wer mehr über Sackmann, namentlich seine Predigten zu lesen verlangt, den verweisen wir auf das vaterländische Archiv, herausgegeben von Spiel. Bd. I. Celle, 1819. S. 55, 63 und S. 113, 121 und das Neue vaterländische Archiv von Spangenberg. Bd. V. Lüneburg, 1824. S. 197 bis 207 und besonders auf: Jobst Sackmanns Predigten. Nebst einer Biographie und dem Bildnisse Sackmanns. Vierte Auflage. Celle, 1840. 8., welcher Schrift wir die nachfolgenden Anecdoten entnommen haben.

Eines Sonntags bemerkte Sackmann, daß eine zahlreiche Gesellschaft aus Hannover nach Limmer zur Kirche kam. Schnell unterrichtete er den Küster davon, ließ durch diesen eine außerordentlich lange Predigt lesen, die längsten Gesänge singen und Gebete vorlesen. Während des so nach Möglichkeit in die Länge gezogenen Gottesdienstes wurden die Kirchenthüren geschlossen, so daß vor Beendigung desselben Niemand die Kirche verlassen konnte. Durch diese Maaßregel wurden die Hannoveraner die Angeführten. Statt des gehofften Vergnügens, sich über den Prediger lustig zu machen und reichen Stoff zu Scherzen über ihn nach Hause tragen zu können, brachten sie, als endlich ihre Befreiungsstunde schlug, als Nachwirkungen des verfehlten Ziels und der empfundenen Langeweile, Mißbehagen und üble Laune nach Hause; sie versprachen, nie wieder die Limmersche Kirche zu besuchen.

Auf einer Reise nach seinen Hessischen Staaten kam König Friedrich I. von Schweden, der Nachfolger Karls XII., durch Hannover und man wollte an einem dortigen Perückenmacher eine große Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung mit dem Könige finden. Der hierdurch sich in hohem Grade geschmeichelt fühlende Friseur kam auf den Gedanken, einen Versuch anzustellen, was für einen Eindruck die vermeintliche Gegenwart eines Königs in der Limmerschen Kirche auf den bereits im hohen Alter stehenden Sackmann machen und wie dieser sich dabei benehmen würde, wenn er ohne Vorbereitung vor einem Könige reden sollte. In dieser Absicht kam er mit zweien seiner Freunde in einer Miethskutsche nach Limmer, trat in dem Kruge ab, und ließ die Leute, wie im engsten Vertrauen, benachrichtigen, der König von Schweden sei anwesend um ihren Prediger zu hören, wolle aber nicht erkannt sein, und wie sie deßwegen die größte Verschwiegenheit zu beobachten hätten. Die Einwohner von Limmer waren jedoch ihrem Seelsorger viel zu sehr zugethan, als daß sie ihm nicht dieses augenblicklich hätten hinterbringen sollen und der Opfermann eilte mit einem Gesichte, auf welchem eine Botschaft von größter Wichtigkeit ausgedrückt war und außer Athem auf die Pfarre und verkündete dem Prediger, der König von Schweden sei im Dorfe, und werde in die Kirche kommen. „Schaulmester" sagte Sackmann, „syt Jü denn so infäldig, dat Jü so wat glövet? „Syt doch nein Kind! de Könnig will uns nicht komen. Gaet hübsch na der „Kerke un lüet, wi willt in Goddes Namen balle anfangen." Unterdessen hatten einige Neugierige Gelegenheit gefunden, den angeblichen König zu sehen und zum Unglück war er von dem einen oder dem andern erkannt worden, welche ihrem Pastor die wahre Beschaffenheit der Sache schleunigst hinterbrach-

ten. „Dat hebbe ick wol dacht“ sagte Sackmann, „de Lüde sind nig klauk, „dat se solke Pussen maket.“

Während des Gottesdienstes hatte der Perückenmacher in einem stattlichen Kleide und zierlich frisirt, in der Mitte seiner Begleiter, gerade der Kanzel gegenüber, Platz genommen und suchte in Haltung und Benehmen dem Vornehmen nachzuahmen. Die Aufmerksamkeit der Gemeinde war zwischen dem Prediger und dem Fremden ziemlich getheilt.

Zufällig war der dritte Sonntag in der Fasten, an welchem im Evangelium die Blasphemie der Juden und der Name Beelzebub vorkommt, welches Wort Sackmann seinen Zuhörern erklären wollte. Diese Erklärung fiel sehr faßlich und für die anwesenden Fremden ungemein eindrücklich aus. „Beelzebub is een fremd Woord ut der syrischen Sprake, dat Jü wol nig kennen we„ret. Vor etliken Jahren hebbe ek't Jü schon mal seggt, aberst Jü mögt et „wol wedder vergetten hebben. Beelzebub schal so veel bedüen (bedeuten), as een „Fleigen-Könnig, so nennden de Juden damals den bösen Fiend ut Verach„tung. Se wußten, dat he een hoffördigen Geist is, de nig Ehre genaug kri„gen kann, unn wollden ön damidde recht kränken, wenn se Beelzebub to öm „säden. Du wült dog geeren een Gott sien, so magst Du denn een Könnig „over de Fleigen sien, so hast Du dog wat to befehlen. Seit mal, mine le„ven Kinner, dat kummet mi eben so vör, as de Kerel, de da gegen mi över „in dem blagen Kleede sitt, de denkt ook, ek schall glöven, he were de Könnig „von Sweden, un et is dog man een Prückenmaaker ut Hannover. Ja Du „magst mi wol de rechte Könnig sien, Du dumme Beelzebub. Bist Du da„rum her komen, dat Du mi olen Mann tom Narren maken wulst, so hädst „Du man können to Huse bliven, Du donnersche Haarklöver Du! Nu wüllt „wü wedder tau usen Texte komen!“

Ehe man aber wieder zum Text kam, hatte diese Episode bei dem Titularfliegenkönig eine starke Sensation hervorgebracht, so daß er über alle Berge zu sein wünschte. Denn die Blicke aller Zuhörer waren nun auf ihn gerichtet und aus ihren Zügen faßte er die Vermuthung, daß sie die Beleidigung fühlten, die ihrem Lehrer zugefügt worden. Er fand es daher nicht rathsam, so lange zu warten, bis die versammelte Gemeinde aus einander ging; sondern erhob sich in der äußersten Zerstreuung nebst seinem Gefolge und eilte so schnell als möglich zur Kirchthür hinaus, mit dem Entschlusse, daß er Sackmann in seinem Leben nicht wieder kommen wolle.

Zu Sackmanns Zeiten kam das Tabacksschnupfen auf; Sackmann hielt es aber für unschicklich, daß dieser Gebrauch auch während des Gottesdienstes ausgeübt wurde und eiferte gewaltig dagegen. Unter den vielen neugierigen Zuhörern, die von Zeit zu Zeit nach Limmer kamen, um sich an seinen Vorträgen zu ergötzen, befand sich auch einst ein Advocat Reddersen, der sich ohne Umstände in die Weiberstände gesetzt hatte, und dem Schnupftaback sehr ergeben war. Beim Anfangsgebete und dem Vorlesen der Epistel, blieb er, während alle übrigen Zuhörer aufgestanden waren, allein sitzen, um dann und wann

verstohlen eine Priese zu nehmen. Als Sackmann dieses bemerkte, hielt er plötzlich inne und rief Reddersen mit starker Stimme zu: „Snüffler! gieb Gottes Wort dei Ehre und hebe Dich!“ — Reddersen ließ sich nicht irre machen, sondern blieb sitzen und schnupfte von Neuem. Da hielt Sackmann wieder inne und rief noch stärker als das erste Mal: „Snüffler, ich sage Dick nochmals, giff Gottes Wort dei Ehre und hebe Dich!“ — Da aber auch auf diese Ermahnung Reddersen sitzen blieb und, halb gebückt unter die Weiberstühle, zu schnupfen fortfuhr, rief Sackmann den Kirchenvorstehern zu: „Hans und Kurt! kummt dog und helpet mi dem Snüffler da mal van Platze, damit he weit, dat he in de Kerke is!“ — Reddersen fand indessen nicht für gut, die Ankunft dieser handfesten Männer abzuwarten, sondern sprang in langen Sätzen zur Kirche hinaus.

7.

Zu Süpplingenburg im Herzogthme Braunschweig besserte im Anfange dieses Jahrhunderts ein Maurergeselle einen nur von Feldsteinen aufgeführten, schadhaften, 22 Fuß tiefen Brunnen aus. Plötzlich hören ihn die Obenstehenden um Hilfe schreien und sehen ihn zugleich in der Tiefe an der Leiter von Schutt bedeckt. In demselben Angenblicke stürzt der Erdboden von oben über ihn herein und der Unglückliche wird lebendig begraben. Die hervorragende Leiter war an der Morgenseite senkrecht gesetzt. Gegen Norden war eine ziemliche Anhöhe und von der Abendseite her Alles eingeschossen, so daß nicht mehr als zwei Menschen Raum hatten, um den, der Meinung aller Anwesenden nach, bereits zerschmetterten Mann herauszuziehen. Als die Arbeiter acht Fuß tief gekommen waren, hörte der Kamerad des Verschütteten ein dumpfes Gewinsel bei der Leiter und erkannte die Stimme seines Freundes. Er verdoppelte jetzt seine Arbeit und rief den Unglücklichen, so laut er konnte, Trost in den Abgrund hinab. Fast zwei Stunden hatte er die äußersten Kräfte angestrengt. Sein Mitarbeiter stieg wegen Enge des Raumes wieder aus der Gruft herauf, er aber arbeitete unermüdlich fort. Nachdem er 16 Fuß tief gekommen war, hörte er die Stimme des Verschütteten noch deutlicher, aber auch ängstlicher und die Gefahr wurde immer größer; denn je tiefer er kam, desto mehr senkte sich der Erdboden und er selbst lief mit jedem Augenblicke Gefahr, verschüttet zu werden. Besonders hing die Mauer an der Nordseite stark herunter und aller Schutz bestand in drei gegeneinander überstehenden und durch schwache Balken von einander getriebenen Brettern. Der geringste Anstoß des Eimers, welcher den Sand in die Höhe brachte, hätte Alles zernichtet. Endlich sah der unerschrockene Brave die an einer Sprosse der Leiter emporgestreckte Hand seines Freundes. Nach drei entsetzlich sauern Stunden verließen ihn die Kräfte und er mußte sich erholen. Auf sein flehentliches Zureden stieg indessen ein junger Mensch in den Brunnen und wagte sein Leben. Bald aber lösete er denselben wieder ab und der Eifer, seinen Freund zu retten, gab ihm bewunderungswürdige Stärke. Er

grub auf den Verschütteten, um dessen Kopf frei zu machen, der ganz in die Leiter gepreßt war. Der Verunglückte flehete seinen Retter an, ihn nicht zu verlassen; dieser wälzte ihm die schweren Steine von dem Rücken ab und so konnte der noch Halbbegrabene mit befreiter Brust nach fünf qualvollen Stunden endlich Athem schöpfen und zu seiner Stärkung trinken. Noch eine ganze Stunde grub und scharrte der edelmüthige Arbeiter Erde und Steine von seinem Freunde weg, bis dieser ganz frei war und mit seinem Erretter nun die Leiter emporklimmte und zum Vorscheine kam. Der treue Freund trug die Merkmale seiner edlen Aufopferung und seiner Edelthat in Menge an sich; blutige Hände, zerrissene Nägel, ein zerstoßenes Gesicht, der augenscheinlichen und augenblicklichen Todesgefahr nicht zu gedenken. Und doch lehnte er Lob und Beifall mit dem noch höhern Grundsatze ab: „wenn wir Christen sein wollen, müssen wir wie Christen handeln.“ Nur mit Mühe ließ er sich eine Kleinigkeit zur Erquickung aufdringen. Dem Geretteten ließ man sogleich zur Ader, und nach vier Tagen konnte derselbe wieder ausgehen.

8.

Der berühmte englische General Elliot ritt eines Tages, bei der Belagerung von Gibraltar, als die Festung gerade heftig beschossen wurde, selbst umher, die Posten zu besichtigen, und traf bei dieser Gelegenheit einen hannöverschen Soldaten an, der weder sein Gewehr ergriff, noch dasselbe präsentirte, sondern unbeweglich, wie eine Bildsäule, da stand. „Kennst Du mich nicht, mein Sohn!“ — redete der General den Soldaten an, „oder warum beobachtest Du sonst Deine Pflicht nicht?“ Der Soldat erwiderte mit aller Fassung: „ich kenne Ew. Excellenz und meine Pflicht sehr gut; aber so eben sind mir die Finger der rechten Hand zerschossen worden und ich bin daher außer Stande, meiner Pflicht nachzukommen.“ — „Warum gehst Du denn nicht, um Dich verbinden zu lassen?“ fuhr der General fort. „Weil es in meinem Vaterlande“ — antwortete der brave Soldat, — „nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, als bis man abgelöset wird.“ Mit sichtbarer Rührung stieg der gefühlvolle General augenblicklich vom Pferde und sagte: „gieb mir Dein Gewehr und Deine Patrontasche, ich will Dich ablösen, damit Du Dich verbinden lassen kannst.“ Der Soldat gehorchte, ging aber zuerst an die nächste Wache, zeigte an, daß der General auf seinem Posten stände, äußerte, man möchte denselben ablösen, und ließ dann erst seine verstümmelte Hand verbinden. Da er zu ferneren Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig war, wurde er verabschiedet und erhielt bei seinem Abgange von dem General, der den Vorfall unvorzüglich nach London berichtet hatte, ein ansehnliches Geschenk. Als nun die Invaliden und mit ihnen auch unsere Hannoveraner in London ankamen, verlangte König Georg III. den braven Deutschen zu sehen; und da er ihm vorgeführt wurde, beschenkte er ihn königlich, und begnadigte ihn zugleich mit einer Fähnrichsstelle unter den Hannoverschen Landtruppen.

9.

Im siebenjährigen Kriege stand der Hannoversche Hauptmann von B . . . mit 100 Mann Jäger in Ruhrort am Rhein auf Commando. Ein Kanonicus R. zu B., unsern Duisburg, hatte, man weiß nicht warum? schimpflich von den Hannoverschen Truppen gesprochen, weßhalb der Hauptmann von B . . . ihn zu züchtigen beschloß. Er ließ ihn verhaften und ihm fünfzig Stockschläge zutheilen. Da der Hauptmann aber bei der Execution nicht gegenwärtig sein konnte, so erhielt der dazu beorderte Unterofficier Befehl, eine eigenhändige Quitung von dem Empfänger der Prügel zu verlangen, die dieser auch folgendermaaßen ausstellte:

„Ich Endesunterschriebener bekenne hiermit, und Kraft dieses, daß ich von einem dazu commandirten Unterofficiere von dem Churhannoverschen Feldjägercorps und zwar von dem Detaschement des Herrn Hauptmanns von B . . . für meine närrischen und thörichten, letzthin wider das löbliche Jägercorps ausgestoßenen Reden, die ich anjetzt von Herzen bereue, zu meiner wahren Besserung und zu Gemüthsführung meines begangenen Unrechts 50 Prügel, schreibe funfzig Prügel, auf das Hintertheil meines Leibes, über ein Bund Stroh gelehnt, durch zwei Mann gehalten, und mit zwei etwa eines Fingers dicken Stöcken so ehrlich als möglich geschlagen, richtig und zu allem Danke erhalten habe, worüber ich in bester Form quittire.

B . . . im Monate April 1758.

(L. S.) P. J. R . . .

Druckfehler.

Seite 59 Zeile 3 von oben lies Ilger II. Zeile 5 lies Ilger I. starb.
„ 93 „ 16 v. u. l. welche.
„ 95 „ 10 „ „ l. Börsch.
„ 96 „ 17 „ „ l. Keula.
„ 101 „ 22 „ „ l. Heinrich IX.
„ 102 „ 10 „ „ l. Botho.
„ 104 „ 18 „ „ l. 1836.
„ 105 „ 6 v. o. l. Molmerschwende.





